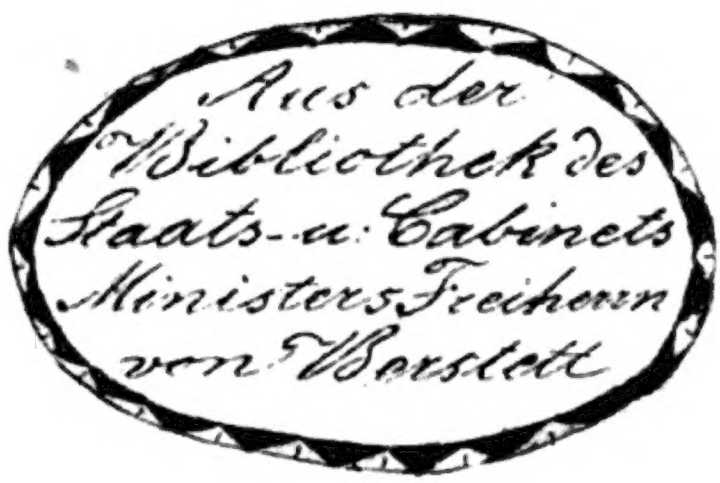
HW ZN8A S

N1919. B.
~~KE 27567 (N.S.2)~~
WID-LC
CT
158
.Z5
[N.R. Bd. 2]



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Neue Reihe.

Zweiter Band.

Digitized by Google

Die erste Reihe dieser Zeitgenossen besteht aus 6 Bänden oder 24 Heften. Jedes Heft, einzeln, kostet 1 Thlr. Alle 24 zusammen genommen aber werden zu sechszehn Thaler auf Druckpapier und zu vier und zwanzig Thaler auf Schreibpapier erlassen.

Digitized by Google

Zeitgenossen.

Biographien und Charakteristiken.

Neue Reihe.

Zweiter Band.

(Heft V—VIII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1822.

Digitized by Google

~~K.E. 27567 (N.S. 2)~~
WID-LC
CT
158
.Z5
[N. R. Bd. 2]
HARVARD
UNIVERSITY
LIBRARY
Oct 1956
Keller

Digitized by Google

Inhalt des zweiten Bandes.

(Neuer Reihe.)

V.

	Seite
Ali, Pascha von Janina.	1
Anton Mesmer. Nach Biot.	33
Moses Mendelssohn. Nach Friedländer.	53
Von Parrot, vorm. kön. würtemb. Hofkammerdirector.	77
Pietro Bonaventura Metastasio. Nach de Sevelinges.	91
Nevil Maskelyne. Nach Delambre.	109
Benjamin West. Von N—r.	123
Joh. Bernhard Merian. Nach Usteri.	135
Joseph Banks, Präsident der kön. Societät. Von N—r.	151
P. F. A. Méchain. Nach Delambre.	167

VI.

Vorrede des neuen Herausgebers, D. Friedrich Cramer.	1
Pauline Christine Wilhelmine, Fürstin zur Lippe.	7
Von Kaisenberg, kön. pr. Oberlandesgerichts-Chef-Präsident zu Halberstadt.	75
Salomon Landolt.	91
Gottfr. Aug. Ludw. Hanstein.	141
L. P. Strack, Landschaftsmaler.	171

Digitized by Google

VII.

Seite

Friedrich Creuzer. (Selbstbiographie.) . . . 1

Theodor Hagemann, Justiz-Canzleidirector in Zelle. 49

August Friedrich Karl Freiherr von Ziegesar, herzogl. sächs. gothaischer Geheimerrath und Canzler, dargestellt von D. F. A. Köthe. 67

Joh. Aug. Hermes, Consistorialrath und Oberhofprediger in Quedlinburg. 121

Angelika Kaufmann. 151

Jacques François, Baron de Menou. Nach de Beaulieu. 166

Etienne Henry Méhûl. Nach Sevelinges und H. Audiffret. 181

VIII.

Ludwig XVIII. König von Frankreich. 1

Simon Bolivar, Obergeneral der Independenten von Venezula und Präsident des Freistaates von Columbia. 149

Digitized by Google

Ali,

Pascha von Janina.

Digitized by Google

Ali, Pascha von Janina.

Von ihrem Anfange her erscheint die otomanische Pforte in Europa, mehr wie ein militairisches Cantonnement in Feindes-Lande, als ein Staat. — Dieses Soldatenreich mußte von dem Augenblicke an zerfallen, wo es, auf sich selbst zurückgeführt, aufhörte, Eroberungen zu machen. Kriegeslust, Beute, Gefahr und Ruhm, führten den Namen der Türken, wie der meisten barbarischen Völker, in die Geschichte ein. Jemehr jene Elemente der Thätigkeit wichen der orientalischen Prachtliebe, dem Gelüst des Harem und der höfischen Weichlichkeit, je mehr sie von außen her die Mittel ihrer Erhaltung ziehen mußten, nicht aus ihrem enggeschlossenen Nationalkreise solche ärnten konnten, jemehr des Zeitenstromes mächtiger Lauf eine andere Ordnung der Dinge mit sich brachte, und ihre veraltete Waffenherrschaft entkräftete, um so mehr näherte sich der Türkenstaat seiner Auflösung, aber langsam; denn die Künste des Friedens, die Geschäfte der bürgerlichen Betriebsamkeit und den eigentlichen Besitz des Erdbodens verschmähend, wurden sie durch den Religionskanon von jeder Vermischung mit den auf sie eindringenden westlichen Völkerschaften, wie mit den Unterjochten, abgehalten und in dem Augenblick allgemeiner Gefahr durch religiösen Fanatismus zu der alten militairischen Haltung genöthigt. Unter den Merkmalen dieses immer weiter um sich greifenden Verfalles sind die unzweideutigsten: Ungehorsam, Parteiungen und Aufruhr der Paschas, welche als Provinzialbefehlshaber die höchste bürgerliche und Militair-Gewalt in sich vereinigen. Die Forderungen des Sultans, als Oberherrn,

beschränken sich, hinsichtlich eines Pascha, auf bedingtes Recht der Ernennung, auf Heerfolge bei'm Kriege gegen Nationalfeinde und auf Tributzahlung; da hiernach bei eintretender Unzufriedenheit des Divans mit einem Beamten dieser Art natürlich der Anfang gemacht wird mit dem Entsetzungsbefehl, so giebt es kein untrüglicheres Wahrzeichen der Kraftlosigkeit, als, wenn der verabschiedete Pascha mit bewaffnetem Widerstande sich in seiner Provinz erhält, und wenn nach mißlungenem Versuche der Bekämpfung, von Seiten des Oberherrn zu vermittelnden Unterhandlungen die Zuflucht genommen werden muß, wodurch der Aufruhr äußerlich beschwichtigt, dem Wesen nach aber geheim genährt und ertragreich gemacht wird. —

In neuerer Zeit hat unter den zahlreichen Erscheinungen dieser Art der Aufruhr Ali's, des berüchtigten Pascha von Janina, bis zu unsern Tagen hin, größere politische Bedeutung gewonnen. —

Schon seit mehreren Menschenaltern waren die Vorfahren Ali's, dessen vollständiger Name, nach Geburtsort und Vater, Ali Tepelen Veli-Zade ist, Häuptlinge eines Districtes in Albanien, hatten ihren Wohnort zu Tepeleni, beherrschten auf türkische Weise die Landesbewohner und sogen sie aus. Sie waren Inhaber großer Lehnsbesitzungen (Zaims) und trieben in Familienzwist, Nachbarstreit und Habsucht ein dem Räuberhandwerke nahe verwandtes Leben.

Ali, geboren 1742, verlor in früher Kindheit seinen Vater, Veli Bei, und wuchs heran unter der Vormundschaft einer stolzen, wilden, kriegerischen Mutter, welche, im Widerspruche mit der Zurückgezogenheit der Frauen nach morgenländischer Sitte, ihren Familienangelegenheiten kühn vorstand; zur Eroberung von Macht und Reichthum sich kein Mittel zu versagen, keine Beleidigung ungerächt zu lassen und Gewalt überall zu üben, wo Gewinn davon zu hoffen stand, — dieses waren die Weisungen, mit welchen die Mutter ihren Sohn für's Leben ausstattete. Schon im siebzehnten Jahre seines Alters stellte sich Ali an die Spitze der geerbten Kriegesschaaren, um sein Glück zu versuchen, gegen beabsichtigte Unterdrückung eifersüchtiger Nachbaren. Er zog gegen den Vezier von Berat, Kourd Pascha, ward geschlagen, sein Haufen zerstreut, er selbst gefangen genommen. Der siegende Pascha verzieh dem ihm

verwandten Abenteurer und schickte ihn mit einer väterlichen Ermahnung an seine Mutter; er hielt den ganzen Aufstand des Jünglings für eine ehrsüchtige Unbesonnenheit; doch er beurtheilte den Gegner falsch: schon nach einem Jahre war Ali wieder unter den Waffen, aber auch nach kurzem wieder völlig besiegt. Die ererbten älterlichen Schätze waren im Verfolg dieser mißglückten Unternehmungen bald erschöpft; Raub und Beute wurden die Mittel, um sich selbst zu erhalten und mit verwegenem Gesindel aller Art seine Bande zu vermehren. Nicht Kühnheit ließ Ali vermissen, wohl aber Umsicht und Klugheit: überall bezeichneten Niederlagen sein Hervortreten. Bald wieder zum Gefangenen gemacht, entging er der vielfach geforderten Hinrichtung nur, weil der Vezier ihn, als ein brauchbares Mittel, andere unruhige Häuptlinge zu unterjochen, begnadigte und später insgeheim unterstützte. Raubgesellen erkennen sich bald und bilden, wenn sie sich über ihre Zwecke verständigen — Genossenschaft. — Für jetzt blieb Ali längere Zeit bei Kourd Pascha, der ihn mit Wohlthaten überhäufte und endlich der bittenden Mutter zurücksandte, wo er dann von der Heimath aus die alte Lebensweise wieder begann.

Bald in der Fülle des Wohllebens, wenn es glückte, Wehrlose zu überziehn, zu rauben und zu plündern, bald zersprengt in unwirthbare Gebirge, verlassen von Allen, nur in Felshöhlen seine Sicherheit findend, ward endlich Ali von der dringendsten Noth gezwungen, zu dem Heerde seiner Mutter zu flüchten. Mit harter Verachtung empfing diese den Unglücklichen und rieth ihm, Weiberkleider anzulegen und des Harems Dienste zu versehen, da der Waffen Führung ihm so schlechte Frucht getragen. — Solcher Hohn beflügelte die Thätigkeit des jungen Muselmanns; nach kurzem stand er wieder an der Spitze eines Haufens von 600 Mann zu neuem Unglücke: nach einem Kampf mit überlegenen Feinden wurden Ali's Schaaren wieder zerstreuet; er selbst entkam, begünstigt von der Nacht, in unwegsame Berggegenden, wo verfallene Ueberreste alter griechischer Herrlichkeit, wo die Ruinen eines zertrümmerten Gebäudes ihm zum Schlupfwinkel dienten. Hier weilte er mehrere Tage und Nächte, fast wahnsinnig über den ihn verfolgenden Unglücksstern; der Verzweiflung hingegeben, griff er mehrere Mal nach dem Dolche, um ein verhaßtes Daseyn

Digitized by Google

zu beenden. — Dieser qualvolle Zustand ward der Wendepunct seines Schicksals; denn von der größten Hülflosigkeit ging er schnell über zur Fortsetzung seines Thuns und Treibens, von glücklicherm Erfolge begünstigt. Ali selbst erzählte dem General Vaudancourt den abenteuerlichen Zufall, welcher die schleunige Veränderung seiner Lage hervorbrachte, eine Begebenheit, gar ähnlich dem leichten Gewebe eines Romans, wo, durch plötzlich vom Himmel geregnete Reichthümer, durch Erbschaften oder durch Gewinn großen Glückslooses, die Verkettung des Unglücks zersprengt wird.

Ali saß auf den Trümmern und scharrte unter düsterm Sinnen mit einem Stabe im Schutte; da traf er auf etwas Widerstand leistendes; er ward aufmerksam, untersuchte näher und fand eine Kiste, die große Reichthümer, besonders bedeutende Goldmassen enthielt. Mit diesem unerwarteten Funde war auch sein Muth belebt, und das Mittel zu neuen Unternehmungen gewonnen. In wenigen Wochen war ein neues Corps von zweitausend Mann gerüstet; mit ihm überfiel er seine Gegner und erfocht den ersten Sieg, indem er von nun an das Glück durch Talent, Verrath und Grausamkeit an sich zu fesseln wußte. Noch an demselben Tage, wo er den Feinden sich furchtbar gemacht, zog er in seine Vaterstadt Tepeleni ein, überredete die Vornehmsten seines Gefolges, daß sein Bruder treulos handle und mit den Feinden seines Stammes in Verkehr stehe; dann, mit verstellter Freundlichkeit in des Bruders Haus tretend, stieß er ihm den Dolch in die Brust. Darauf wälzte er des Mordes Schuld auf seine Mutter, die er beschuldigte, aus Vorliebe für ihn, um ihn von einem gefährlichen Nebenbuhler zu befreien, den Bruder vergiftet zu haben. Der Mutter selbst nahm er alle öffentliche Wirksamkeit, welche sie bisher mit so männlicher Stärke geübt hatte, und sperrte sie auf schimpfliche Weise in den Harem. So rächte er den im Unglück erlittenen Spott. Der Aerger über fehlgeschlagene Erwartungen steigerte sich bis zur Wuth, in welcher die alte Frau bald nachher starb. Nach andern Berichterstattern lebte Ali's Mutter, Kamko, die Tochter eines Beis von Konitza, noch eine ganze Reihe von Jahren, mit ihrem Sohne wieder versöhnt in bedeutendem Einfluß auf die gemeinschaftlichen Familienangelegenheiten. In spätern Jahren benutzte

Ali den Vorwand von Rachegelübden, die er seiner Mutter auf dem Todtenbette gemacht, blutige Grausamkeiten zu verüben in Kardiki und Kormovo.

Die Größe des Heerhaufens, den Ali um sich gesammelt hatte, nöthigte ihn, seine Räubereien nach einem vergrößerten Maßstabe zu betreiben. Mit der Thätigkeit wuchs seine Macht: er brandschatzte Epirus und Macedonien und machte sich zum Meister von den Päßen des Pindus und von den nach Thessalien führenden Heerstraßen. Von allen Seiten her Klagen über den kühnen Räuber; der Divan, obgleich dem Rechtgläubigen geneigter, als den Beschwerde führenden Christen, mußte unter Anführung des Dervendgi-Pascha ein Truppencorps gegen den alle oberherrlichen Befehle Verhöhnenden beordern. Dieses zu besiegen, bot Ali alle Mittel auf; doch die Entscheidung der Waffen erschien ihm zweifelhaft; er nahm zu Unterhandlungen seine Zuflucht und verhieß, seine Armade zur Besiegung des in der Nähe gleichfalls im Aufruhr stehenden Veziers von Skutari zu stellen. Der Vorschlag ward willfährig angenommen; die hier geleisteten Dienste brachten dem Ali nicht allein gänzliche Verzeihung früheren Ungehorsams, sondern die ausgezeichnete Gunst des Divans zu Wege. Er benutzte sie, um die Beis zu überziehn und auszuplündern, welche seiner Familie Gegner waren, oder sonst Verdacht und Raublust auf sich zogen. — Damals, nach zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre, heirathete Ali des Pascha von Delvino zu Argiro Castro, Tochter, Emime, eine Frau, deren Name in Epirus mit der ungetheiltesten Verehrung genannt wird. Zunächst benutzte Ali den Eintritt in die Familie seines Schwiegervaters, denselben in Konstantinopel verdächtig zu machen und in ein Gewebe von Cabale zu verflechten, deren Opfer der Betrogene wurde; dann veranlaßte er, bei den Streitigkeiten zweier Brüder seiner Frau, daß der Jüngere den Aelteren ermordete. Aus den, durch diese Gräuelthat angefachten Familienfehden hoffte er Gewinn zu ziehen; doch alle Parteien wandten sich mit Abscheu von ihm; er dagegen verlor jenen Zwist nicht aus dem Auge, überfiel die Stadt Charmova, erstach mit dem Dolche den dortigen Befehlshaber, ließ die Einwohner niederhauen und die Stadt plündern; dann bekämpfte er die im District von Libonov wohnenden Griechen und machte sich

zum Herrn des ganzen Thales von Chelydaün. Die Besorgniß der hohen Pforte vor dem Aufrührer ward zurückgedrängt von der Furcht vor noch gefährlichern Meuterern. Selim, Pascha von Delvino, gleichfalls im Aufstande, hatte sich furchtbar gemacht; Ali unternahm es, die hohe Pforte von ihm zu befreien, unter der Bedingung, das Selim's Paschalik des Befreiers Lohn werde. Auf diese Verheißung ward das gute Einverständniß mit dem bisher so widerspenstigen Räuber erneuert; Ali pflog zu gleicher Zeit Unterhandlungen mit Pascha Selim und dessen Sohn Mustapha, überfiel beide mit seinen Vertrauten, ließ den Vater enthaupten und den Sohn einkerkern: — so löste er sein dem Großherrn gegebenes Versprechen. Doch Selim's Soldaten und Anhänger entrissen dem Ali den Preis seines blutigen Verrathes; in schimpflicher Flucht mußte er Stadt und Land des ermordeten Waffenbruders verlassen. Für die Wünsche des Divans hatte sich Ali Verdienste erworben; man hielt ihn hoch als einen muthigen, geschickten Vasallen und ernannte ihn zum Pascha von zwei Roßschweifen und zum Unterbefehlshaber der Derbenddschi, einer Art von Militzen, welche zur Bewachung der Gebirgspässe und der Heerstraßen verpflichtet ist; an ihrer Spitze steht der Derbenddschi Pascha. Ali blieb in dem bisherigen Elemente seines Lebens, setzte sich mit den Anführern der Banden in Verbindung, verlieh ihnen großherrliche Firmans (Cabinetsordres), theilte den Gewinn der Raubzüge mit den Unternehmern, und gewann unermeßliche Reichthümer. Bald war in der europäischen Türkei keine Heerstraße gefahrlos, keine Geleitsbedeckung stark genug, und das einzige Mittel, Habe und Leben auf Reisen zu sichern, von den Räubern selbst sich Schutz zu erkaufen. Da hierdurch alle Wegeverbindung natürlich sehr gehemmt wurde, so veranlaßte dieser neue Unfug allgemeine Stockung des Handelsbetriebes. Derbenddschi-Pascha und sein Gehülfe wurden vom Großvezier zur Rechenschaft gefordert und sollten vor ihm an einem bestimmten Tag in der Hauptstadt erscheinen. Der Pascha stellte sich und ward enthauptet; Ali blieb klüglich daheim, schickte den Großen reiche Geschenke und erbot sich, den Großvezier in dem so eben gegen Oesterreich und Rußland ausgebrochenen Kriege (1787) mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften zu unterstützen. Entschul-

Digitized by Google

digungsgründe und Verheißungen fanden willfährige Aufnahme; Ali befehligte im Kriege als Parteigänger ein Hülfscorps; doch während dem knüpfte er mit Potemkin verrätherische Unterhandlungen an, um sich für den Nothfall eine Zuflucht zu sichern; er erhielt auch reiche Geschenke vom russischen Feldherrn. —

Mit den Friedensschlüssen von Jassi, Gallacz und Sziskova endete der unglückliche Krieg für die Pforte ohne bedeutenden Verlust. Im Laufe desselben war der feige Wollüstling Abdul-Hamid im Serail vergiftet; sein Neffe, Selim III., zum Thron gelangt, machte Hoffnung, daß er den Gräueln des bisherigen Türkenregiments Maß und Ziel setzen und damit beginnen werde, zuvörderst in den Mächtigen seines Volkes die Verbrechen zu strafen. Das Ungewitter zog vorüber, ohne den schlauen Ali zu treffen. Er kehrte wohlbehalten aus dem Feldlager zurück und erhielt die Ernennung zum Pascha von Tricala, einem kleinen Bezirke Thessaliens, in dessen Nachbarschaft der wichtigere Paschalik von Janina erledigt war. Viele Bewerber zu dieser Stelle waren vorhanden, und mehrere Parteien befehdeten sich; doch die Nähe des furchtbaren Ali vereinigte Alle; besonders auf Betrieb der griechischen Kaufleute zu Janina wandten sich die Bewohner an den Divan, mit flehendlichem Gesuche: man möge zum Pascha ernennen, wen man wolle, nur vor Ali möge man sie verwahren. — Da diese Bitte, nach hergebrachtem, orientalischem Geschäftsgange, mit gehaltvollen Geschenken begleitet war, so erhielten die Bittenden die besten Zusicherungen: Ali solle nie ihr Gebiet betreten. Der hierauf lautende Befehl ward ausgefertigt; noch ehe er aber an Ali abging, hatte er durch Agenten, welche sein Interesse in Konstantinopel wahrnehmen mußten, Nachricht davon. In größter Eile zog er mit einem Heerhaufen vor Janina und schickte in die erschrockene Stadt einen selbst verfertigten großherrlichen Firman, nach welchem er zum Derbenddschi-Pascha ernannt und befehligt seyn wollte, Janina mit seinen Truppen sogleich zu besetzen. Des Vorgebens Richtigkeit durfte um so weniger in Zweifel gezogen werden, da es der Stadt an allen Mitteln zum Widerstande gebrach; augenblicklich wurden die Thore geöffnet, und die Citadelle dem Schrecklichen übergeben, der die Wehrlosen zwang, eine Bittschrift an den Großherrn zu

Digitized by Google

unterzeichnen, worin Ali zum Befehlshaber der Stadt erbeten wurde. Ferner ließ er große Summen beitreiben, und fügte sie zur Unterstützung der durch einen Vertrauten nach Konstantinopel geschickten neuen Bittschrift bei. — Im Divan, wie bei manchen Ministerien, haben immer die letzten Vorstellungen und die neuesten Geschenke das größte Gewicht, sonach glückte Ali's kühner Betrug vollkommen. Im Besitz bedeutender Hülfsmittel aller Art, behielt er den Schein des Gehorsams gegen die hohe Pforte sorgfältig bei, indem er die Provinz unabhängig regierte, brandschatzte und darin mordete. Bei vielen Zügen der hier verübten Gräuelthaten erstarrt in Abscheu jedes menschliche Gefühl. — An der Küste des Epirus hin, wurde die Ausbreitung seiner Macht beengt durch die Besitzungen der Venetianer, welche auf dem festen Lande Butrinto und Prevesa, ferner die ionischen Inseln inne hatten und den kleinen Freistaat Parga schützten. Doch bald überzogen französische Heere die venetianischen Lande, und der Friede von Campo Formio machte mit der Errichtung des ionischen Freistaates die solchen beschützenden Franzosen zu Ali's Nachbaren. Schon vorher war er mit Bonaparte in Unterhandlungen getreten; von ihm erhielt er französische Officiere, um seine Festungen in Stand setzen und sein Heer regelmäßig üben zu lassen. Als Frankreichs Verhältnisse zur Pforte, nach Bonaparte's Heerzuge gen Aegypten, sich zum förmlichen Bruche neigten, verhieß Ali großen Eifer für Frankreichs Sache und nahe Ausführung eines Hauptschlages gegen den Sultan, verlangte aber zuvor von Frankreich die Berichtigung einer Summe von 80,000 Franken, welche er für an den Admiral Bruix gelieferte Lebensmittel forderte. Da der Gouverneur zu Korfu kein Geld hatte, ließ Ali sich die Schuld durch Auslieferung mehrerer Kanonen ersetzen. Kaum in deren Besitz, schrieb er nach Korfu, und forderte den General Roze auf, schleunigst zu ihm nach Janina zu kommen, indem beide verabreden müßten, welche Maßregeln bei Annäherung der feindlichen russisch-türkischen Flotte zu treffen seyen. Roze eilte, dem Verlangen seines Verbündeten zu genügen, ward aber sogleich bei seiner Ankunft in Ali's Gebiete ergriffen, in's Gefängniß geworfen, gefoltert, um Geheimnisse der französischen Politik zu verrathen, und dann nach Konstantinopel geliefert, wo das

unglückliche Opfer des schändlichsten Verrathes bald darauf starb. — Andere Nachrichten reden auch von einem französischen General Rose, der Ali's Tochter heirathen wollte, und, indem er sich zum Hochzeitsmahle niedersetzte, von des Pascha Gefolge überfallen und enthauptet wurde. — Dieses geschah kurz vorher, als französische Ministerialblätter rühmten: Ali Pascha strebe, abendländische Cultur einzuführen in die türkischen Staaten, und er lebe in guter Freundschaft mit den Griechen, er, der in der mercantilischen Thätigkeit dieses vielgeplagten Volkes immer neue Anreizung fand, seine grenzenlose Habsucht zu befriedigen, dem auf diesem Wege kein Mittel der Bosheit, des Betrugs, der Grausamkeit im Wege stand, und der mit furchtbarer Schlauheit und Festigkeit seines Zieles gewiß war.

Die Geschichte des Städtchens Parga mit seinem Gebiete, gelegen an der epirotischen Küste, Korfu's südlicher Spitze gegenüber, ist zur Charakteristik des Pascha von Janina, wie seiner christlichen Nachbaren, zu wichtig, als daß derselben hier nicht episodisch eine Stelle angewiesen werden müßte. —

Mit dem Anfange des funfzehnten Jahrhunderts unterwarf sich Parga, um seine bürgerliche Freiheit gegen die von Macedonien her andringenden Türken] zu sichern, dem venetianischen Staate, leistete den Eid der Treue und erhielt wichtige Privilegien. Nachdem die Stadt 1550 von den siegenden Osmanen erobert, zerstört und abgebrannt, wurde sie von den den vaterländischen Boden liebenden Bewohnern wieder aufgebaut, so daß ein festes Schloß auf kegelförmigen Felsen, nebst zugehörigen Vertheidigungswerken, das Gebiet des Eilandes, an dessen steilen Abhängen von drei Seiten sich die Wogen brechen, die Stadt und dazu gehörigen Dorfschaften beschützten. Die eingeschlossenen Berghöhen, in dem glücklichsten Klima, von unversiegbaren Quellen befruchtet, waren durch den Fleiß der Bewohner ertragreich; Weinberge und Olivenpflanzungen, Zitronen- und Orangengärten, wie bedeutender Tabaksbau, machte die Parganioten, welche, fortwährend vom türkischen Griechenlande getrennt, unter venetianischem Schutze blieben wohlhabend. Einträchtig, frei und glücklich lebte das Völkchen, welches nach Ursprung, Sprache und christlichem Ritus den Griechen zugehörte, am nächsten ver-

wandt den Insulanern auf Korfu. Mehrere Jahrhunderte hindurch schienen die Stürme der Zeit, wie das Tosen der nahen Wogen, gefahrlos vorüber zu ziehen. Ob sie gleich nur viertausend Menschen zählten, wußten sie dennoch, begünstigt durch die Localverhältnisse, sich bei mehrern Angriffen unüberwindlich zu machen, durch Einigkeit und Tapferkeit, durch Thaten, die den berühmtesten Heldenzügen der großen griechischen Vorwelt vollgültig an die Seite gesetzt werden können. Die Geschichtschreiber Venedigs und Korfu's, die Decrete jenes Freistaates, und die den Parganioten zu verschiedenen Zeiten bewilligten Vorrechte sind feierliche Zeugnisse ihrer Tapferkeit und Treue.

Bei der Auflösung des alten venetianischen Freistaates (1797), wurde Parga's Schicksal verflochten in das der ionischen Inseln, wie diese wurde es im Frieden von Campo Formio den Franzosen zugetheilt, gegen die schon im folgenden Jahre eine neue Coalition, der sich die otomanische Pforte zugesellte, in den Kampf trat, gar erwünscht für den Pascha von Janina, der nun gute Gelegenheit fand, seine Waffen gegen die ehemaligen venetianischen Besitzungen an der Küste von Epirus zu wenden, um zu versuchen, welchen Theil der reichen Erbschaft er durch List und Waffenglück an sich bringen könne. Er entriß den Franzosen mit von ihnen selbst erhaltenem Geschütz Butrinta, Voniza und Prevesa, gab den Einwohnern die grausamsten Beweise des längst verhaltenen Hasses und ließ sie schrecklich büßen für den ihm von den Franzosen geleisteten Widerstand; Prevesa ward geplündert, verbrannt, die Einwohner wurden niedergemetzelt. Am Tage nach der Einnahme ließ er dreihundert gefangengenommene Griechen vorführen; die Unglücklichen streckten, um Gnade flehend, die Arme zu ihm hin; umsonst, das Schwert wüthete ohne Erbarmen. Wer das Unglück hatte, diese Bluttage zu überleben, ward, nach legitimem Türkenrechte, in schmachvolle Sclaverei geführt. Diese Heldenthat verschaffte ihm von der hohen Pforte das Ehrengeschenk des dritten Roßschweifes und den Titel eines Veziers. Nelson, der sich damals mit seiner Flotte im ägäischen Meere befand, ließ durch eine besondere Botschaft dem blutdürstigen Sieger von Prevesa Glück wünschen. Nur muthiger gemacht durch diese vollführte Verheerung, zog Ali vor Parga;

doch Vorsicht und Tapferkeit leisteten ihm Widerstand. Die Parganioten entledigten sich der französischen Besatzung, indem sie selbige nach Korfu überschifften, verstärkten sich durch Bündniß mit den Sulioten, wiesen alle Aufforderungen Ali's zur Uebergabe von sich und unterwarfen sich der combinirten Flotte, auf welcher sie in dem russischen Admiral einen menschenfreundlichen Fürsprecher fanden. So scheiterten Ali's Versprechungen und Drohungen. Hier einige der Sendschreiben, welche er den Bedrohten schrieb:

„Ich zeuge euch an, Parganioten, daß ich nach siegreicher Schlacht heute die Stadt Preveſa eingenommen habe; als Nachbaren ertheile ich euch hiervon Nachricht. Ich will keinen Krieg mit euch; aber zwei oder drei von euch lade ich zu einer Zusammenkunft ein, damit ihr euch meinem hohen Gebieter unterwerft. Die Regierungsform, welche ihr verlangt, soll euch bewilligt werden. Fügt ihr euch diesem nicht, so ist Krieg euer Loos, und das Verderben wird auf euern Häuptern ruhn.

Preveſa, Dienstags Abends den 12. Oct. 1798."

„Da ihr, Parganioten! meinen Brief nicht beantwortet, so breche ich die schriftlichen Verhandlungen ab. Euer fortgesetzter Stolz wird euch in's Unglück stürzen, wenn mich gleich jetzt andere Angelegenheiten beschäftigen. Ich beabsichtige weiter keine Gemeinschaft mit euch; ich will euch nicht unterjochen, noch türkische Besatzung schicken; laßt uns gute Nachbarn sein, wie wir es waren. Entfernt blos die sich bei euch aufhaltenden Franzosen, oder schlagt sie todt, Alles Uebrige mag euch Hassan Effendi, den ich schicke, mündlich sagen.

Preveſa, den 16. October 1798."

Hierauf antworteten an demselben Tage die Parganioten:

„Verehrung Dir, erhabener Ali Pascha!

Deine beiden Briefe haben wir richtig empfangen und freuen uns deines Wohlseyns! So leicht wirst du uns nicht in deine Gewalt bekommen, denn nahe Beispiele nöthigen uns, freien und ruhmvollen Tod vorzuziehen dem schändlichen Joch der Tyrannei. Dein Verlangen, die Franzosen zu vertreiben oder todt zu schlagen, können wir nicht erfüllen, und möchten es nicht, wenn wir es auch könnten. Redlichkeit ist seit Jahrhunderten der oft mit dem Blute vertheidigte Ruhm unseres Vaterlandes; diesen werden wir nie, nie beflecken.

Digitized by Google

Du kannst deine ungerechten Drohungen gegen uns wiederholen, doch sind dergleichen großer Männer unwürdig. Wir haben Furcht nie gekannt und sind gewöhnt an ruhmvolle Vertheidigung der Rechte des Vaterlandes. Wir sind bereit. — Die Stunde naht. Lebe wohl!

Ali antwortete:

„Ich gebe euch, Parganioten, hiermit nur zu erkennen, daß eure Zuschrift unvorsichtig, voll Unkunde und Stolz ist. Die Weisheit, merke ich, hat eure Köpfe nicht durchdrungen; dieses sage ich euch, damit ihr Gottes Befehl erfüllt, denn Weisheit kommt von ihm, nicht von Menschen. Wollt ihr meine Nachbarn seyn, so thut, was ich euch geschrieben habe; im Weigerungsfalle wird euch Gottes Zorn treffen, und, als ein nothwendiges Ereigniß, wird die Sünde auf eure Häupter kommen. Die Zeit schreitet vor, das Heer versammelt sich, die Zukunft wird nicht in meiner Gewalt seyn. Bedenkt dies, und geht in euch. Ich erwarte eure Antwort durch Hassan Effendi. — Prevesa, den 17. October. —"

So blieb es; Parga öffnete dem Ali nicht die Thore; sie sich selbst zu öffnen, verhinderte der gut vertheidigten Stadt Festigkeit.

In dem zwischen der hohen Pforte und Rußland unterm 20. März 1800 abgeschlossenen Vertrage, dem nachher andere Mächte beitraten, wurden die sieben ionischen Inseln zu einem Freistaat erhoben, die ehemaligen Besitzungen Venedigs auf der westlichen Küste Griechenlands, also auch Parga, wurden dem Gebiete des osmanischen Kaiserstaates einverleibt, jedoch unter Bedingungen, welche beweisen, daß die Rücksichten der Billigkeit und der christlichen Bruderliebe nicht von allen diplomatischen Verhandlungen ausgeschlossen sind. So ward festgesetzt, daß die Städte Prevesa, Parga, Vonitza und Butrinta alle statutarischen Einrichtungen, Gesetze und Verwaltungen, mit der völlig freien christlichen Religionsübung, behalten sollten, unter denselben Privilegien, die den Einwohnern der Moldau und Wallachei zugesichert sind, welchen zu Folge, kein Mahomedaner sich dort Grundeigenthum erwerben oder häuslich niederlassen darf. Nur der von der Pforte dorthin gesandte Steuererheber durfte ein Mahomedaner seyn; jedoch sollten Natur und Rechte seiner Befugniß, wie selbst die Bestimmung seiner Residenz, in Uebereinkunft mit der ioni-

schen Republik festgesetzt werden; die Steuerzahlung selbst aber nie die Sätze übersteigen, welche bisher an Venedig entrichtet waren.

Hiernach erschien ein türkischer Bei in Parga, der den Großherrn repräsentirte und dessen Befehlen sich die Parganiotischen Civil-, wie Militairbehörden unterwarfen. Dieses ruhige Verhältniß ward gestört bei'm Ausbruche des neuen Krieges zwischen Rußland und der Pforte 1806. Unter dem Vorgeben, einer russischen Invasion zuvor zu kommen, ließ Ali Pascha von seinem Sohne Veli Pascha Prevesa, Voniza und Butrinto besetzen, der Russen dortiges Eigenthum einziehn, Türken sich ansiedeln, die Christen vertreiben und sogar den Agenten der Pforte Abdulah-Bei verjagen. Nachdem dies gelungen, zogen 20,000 Mann gegen Parga. Die geschreckten Einwohner bewogen den türkischen Agenten in ihrer Festung, sich zu entfernen, und riefen die Russen um Schutz an, welcher ihnen auch wurde. Der Friede von Tilsit endete 1807 diese Bedrängniß und unterwarf den Franzosen, mit den jonischen Inseln, Parga, und es war mehr als Spiegelfechterei, wenn Napoleon alle Anträge Ali's hinsichtlich Parga's von der Hand wies und erklärte: er habe der hochherzigen, kriegerischen Nation der Parganioten die französische Flagge als Bürgschaft seines Schutzes gegeben. — Dreihundert Franzosen machten fortan die Garnison der Festung. Erst 1814, als fast alle europische Mächte gegen Napoleon zu Felde zogen, nur die Pforte mit Frankreich im Frieden blieb, erst damals nahm Ali den längst gehegten Plan, sich zum Meister von Parga zu machen, wieder auf. Gegen den zu Korfu befehligenden französischen General Douzelot fing er auf eigene Hand den Krieg an, zunächst mit Angriff des parganiotischen Gebietes, wo ihm zwar die Einnahme etlicher Dörfer glückte, doch an der tapfern Gegenwehr der Stadtbewohner jeder Versuch weiteren Vordringens scheiterte. Bei einem der Kämpfe verlor sogar sein Lieblingsneffe das Leben. Da angezettelter Verrath unter den Parganioten auch nicht glücken wollte, trat Ali mit dem französischen Commandanten in geheime Uebergabeunterhandlungen, hinter deren Geheimniß die wachsamen Einwohner durch aufgefangene Briefe kamen und so in der Bedrängniß den brittischen Befehlshaber auf Paxo um Schutz anriefen. Es ward eine Abtheilung britti-

scher Truppen, nebst zwei Fregatten nach Parga geschickt, die französische Garnison entwaffnet, nach Korfu gesandt, den neuen Beschützern die Festung übergeben und dem Könige von Großbrittannien der Eid der Treue geleistet, unter der ausdrücklichen Bedingung: „daß das Schicksal Parga's für immer mit dem der ionischen Inseln verbunden und vereinigt seyn sollte," laut der Bekanntmachung vom 29. März 1814. Im folgenden Jahre stellte die pariser Verhandlung vom 5. Mai den ionischen Freistaat unter brittannischen Schutz; Parga's war nicht namentlich gedacht, Beweggrund genug, daß sich die Einwohner, sorgenvoll um ihr zukünftiges Schicksal, mit Anfrage und Vorstellung an den dortigen brittischen Befehlshaber, den Obercommissair Thomas Maitland, wandten. Während sie vergeblich auf Antwort harrten, ließ Ali im Divan der hohen Pforte seine Schätze wirken und erlangte die Zusicherung, daß Parga der Pforte unterworfen und ihm endlich zu theil werden sollte. — Bis dahin lagen in der Festung, die der Vertheidigung der heldenmüthigen Einwohner mehrentheils überlassen blieb, dreißig Mann Engländer; jetzt verstärkte Maitland diese mit 300 Mann und verkündigte den Parganioten die Gräuelbothschaft, daß sie, an die Pforte abgetreten, sich mit Geduld und Unterwerfung in ihr Schicksal finden müßten; jedoch sollte denen Einwohnern, welche es vorzögen, auszuwandern, vollständige Entschädigung für die zurückgelassene liegende Habe gegeben werden; — so nämlich hatte Maitland in einem zu Janina abgeschlossenen Vertrage, Namens des brittischen Königs, die Parganioten dem Schlachtschwerte des Pascha überantwortet, nach dem in der Weltgeschichte so oft das Heil der Völker entscheidenden Rechte des Stärkern, scheinbar mit christlicher Billigkeit; denn Auswanderung sollte verstattet und der aufgegebene Grundbesitz durch ein Stück Geld ersetzt werden; in der That mit Verhöhnung jenes edlen, in den Parganioten so mächtigen Vaterlandsgefühles, dessen Genuß sie seit Jahrhunderten mit ihrem Blute erkauften. Glaubst du, stolzer Gewalthaber! ein treues Volk verläßt den heimathlichen Boden, die angeerbte Hütte und die gewohnte Lebensweise im Tausch oder Schacher so leichtfertig, wie der Diplomat Länder nach Meilen, seine Mitbürger nach Köpfen zählt, und zum Verkauf stellt? — —

Dringendere Bitten und Vorstellungen waren vergeblich, Recht und Billigkeit fanden kein Gehör; Pascha Ali hatte sein Ziel erreicht. Die Auswanderungsvergunstigung war in dem mit ihm abgeschlossenen Vergleiche näher dahin bestimmt:

„Daß die Pforte den Werth des unbeweglichen Vermögens aller Einwohner zu bezahlen versprach, welche nicht unter türkischer Botmäßigkeit ferner in Parga bleiben wollten, und sich zugleich verpflichtete, die Transportkosten der Auswanderung nach den nahe gelegenen ionischen Inseln zu tragen.

Daß jene Ersatzsumme von gegenseitigen Commissairen ausgemittelt,

und daß vor der Uebergabe Parga's jede Entschädigung, bei der Abreise der Einwohner, mit dem Ueberfahrtslohne, den brittischen Bevollmächtigten baar eingehändigt werde."

Nach diesen Bestimmungen traten demnach die Abgeordneten zusammen; von brittischer Seite J. Cartwright, ein verunglückter Kaufmann aus Konstantinopel, dann Handelsagent zu Patras bei Ali's Sohn, dem stolzen Muktar Pascha, und Sir Parish, besonders beauftragt, die Geldzahlungen für die Parganioten in Empfang zu nehmen; für die hohe Pforte Hamed Bei, Ali Pascha's Maschine; auf jener Seite Unfähigkeit, Wankelmuth, Schlechtheit; auf dieser Eigennutz und ihr Ziel festverfolgende List. — Die Verhandlungen verzögerten sich von Tage zu Tage; Wochen wuchsen zu Monaten und Jahren, und die Parganioten, ein Opfer beiderseitiger Nichtswürdigkeit, durch die Ungewißheit ihrer Lage gestört in ihrem Landbau, in ihrem Handel und Gewerbe, erlagen den schändlichsten Kunstgriffen in Furcht und Noth; aber sie blieben in sich einig und verlangten fortgeführt zu werden, um nicht unter Ali's Geißel zu gerathen. — Gleiche Gefahr, gleicher Abscheu, gleicher Wille. Die Abschätzung der Grundstücke und Häuser, welche die Unglücklichen zu verlassen im Begriff standen, obgleich nach allen Formen der Uebereinkunft richtig durchgeführt, ward wiederholt von Ali zu hoch erachtet, und deshalb auch von den brittischen Agenten verworfen, während welcher Zeit türkische Schaaren der verrathenen Stadt sich näherten und Gärten und Felder verwüsteten.

Sir Thomas Maitland, von einer sechsmonatlichen Reise durch Italien im October 1817 zurückkehrend, machte einen Freundesbesuch bei Ali Pascha zu Preveſa, und erklärte unmittelbar nachher öffentlich: „unglücklicher Weise sey die unwiderruflich festgesetzte Abtretung Parga's bisher verzögert; dieses Geschäft solle nun aber schleunigst beendet werden." — Dieses Ziel zu erreichen, begann man mit neuen Fragen an die Parganioten, hoffend, daß sie, vom Unglück mürbe gemacht, jetzt vielleicht zu bleiben sich entschlössen, da sie nun endlich wissen mußten, was sie vom edelmüthigen Britten zu erwarten hätten; — auf alle Vorstellungen immer nur eine Antwort: „Fortgehen!" — Die geringste Schätzung der zu ersetzenden Güter, mit Inbegriff der Häuser, betrug 2,300,000 Thalaris; nach vier Monaten erfolgte die Kundmachung: jener Werth könne nicht höher als auf 1,025,700 Thalaris festgestellt werden; dann wieder, nach längerm Stillstande, im Frühjahre 1819, die Erklärung: daß die geforderte Entschädigungssumme dem Pascha zu hoch dünke, deshalb bestimme man brittischer Seits, als Richter und Partei, „nach reiflicher Ueberlegung, um eine billige Mitte zu halten, den Preis auf 666,666 Thalaris (150,000 Pfund Sterl.)"; auch ward wiederholt bemerklich gemacht, daß der brittischen Regierung die Auswanderung der Parganioten höchst gleichgültig, und jene deshalb gar nicht gesonnen sey, die Kosten der Ueberfahrt zu tragen. — Selbige zu ersetzen, war ja Ali nach dem den 18. März 1817 zu Janina geschlossenen Vergleiche längst verpflichtet. — Dann hieß es wieder in einer Proclamation: man wolle den Parganioten Transportschiffe liefern — aus Menschenliebe! — —

Sir Maitland machte von neuem Visite bei'm Pascha zu Butrinto und ließ auf dem Rückwege den Parganioten die Nachricht zukommen: daß nach neuerlich getroffener Uebereinkunft des Pascha Truppen in das Gebiet von Parga einrücken würden; jedoch auf erhobene Gegenvorstellungen erließ der brittische Obercommissair die huldvolle Antwort: wie Se. Excellenz sich anders zu besinnen geruhet hätte, und dem zu Folge den Einzug der Türken bis zur Bezahlung der Entschädigungsgelder verhindern würde; — aber auch dieses schlechte Trostwort ward umgestoßen in einer neuen Bekanntmachung

vom 9. April 1819, worin das unvorzügliche Einrücken der Truppen Ali's angekündigt, zur Ruhe ermahnt und mäßige Sicherheit verheißen wird. — So verflossen vier Tage; keine weitere Bestimmung, keine Transportschiffe zur Ueberfahrt der Verzweifelnden; der Augenblick der Wahl zwischen Sclaverei und Freiheit war da, des Leidenskelches bitterer Trank mußte geleert werden. — Einige den reichern Parganioten gehörige Böte, zu welchen mehrere gemiethete der benachbarten Insel stießen, nahmen die unglücklichen Flüchtlinge und ihre fahrende Habe auf; nochmals küßten die Männer den heiligen Boden, welcher ihre Wiege trug, welchen sie als Jünglinge mit ihrem Blute treu vertheidigten, nochmals badeten die Frauen ihre Säuglinge in dem reinen Quell der heimathlichen Felsgrotten, die ehrwürdigen Grabmäler der Vorfahren wurden der Erde gleich gemacht, den Kirchen und Kapellen die Heiligthümer genommen, um sie nicht preis zu geben der kanibalischen Zerstörungswuth der daherziehenden Schaaren, — dann setzten die Heimathlosen, den düstern Blick auf das verlassene Vaterland gerichtet, über nach Korfu und Paxo. — Zwanzig Familien waren zurückgeblieben aus Mangel an Raum; diese ließ der brittische Commandant am folgenden Morgen abholen auf drei kleinen, zerbrechlichen Fahrzeugen. Auf diesen Mildthätigkeitsact beschränkt sich alles, was von den brittischer Seits gemachten Verheißungen in Erfüllung ging.

Nun reiste Sir Thomas Maitland wieder gen Prevesa, den 7. Mai 1819, um dem albanischen Räuber den Hof zu machen, die Uebergabe Parga's zu verabreden und den Preis für Grund und Boden der Ausgewanderten in Empfang zu nehmen. Unter gegenseitiger Stellung von Geißeln wird am 10. Mai die Staatsaction beendet, Maitland empfängt die Geldsäcke, die brittischen Soldaten öffnen den Schaaren Ali's die Thore Parga's, und ein Siegesgeheul der Türken treibt die den Strand zueilenden Engländer, mit ihren Familien, ihre Schritte zu verdoppeln, um schleunig auf offner See vor den ihnen nacheilenden Barbaren in Sicherheit zu seyn. —

Der Pascha von Janina war endlich Besitzer eines wichtigen Punctes von Epirus, welchen ein dort gewöhnliches Sprichwort das Auge und das Ohr Korfu's

nennt, er hatte für das angebaute Land und für die Häuser, wie erwähnt, den gewaltsam verringerten Preis von 666,666 Thalaris gezahlt, nicht an die rechtmäßigen Eigenthümer, sondern an deren großmüthigen Beschützer und Vertreter, den brittischen Obercommissair, der dagegen im Namen der Regierung den ärmsten Flüchtlingen Brot austheilen ließ, zu einem ohngefähren Geldbetrage von 300 Thalaris, und das ionische Parlament zur Bekanntmachung einer Acte bewog, wonach den Einwohnern der Stadt und des Gebietes von Parga, „da es schiene, als ob im Augenbicke der Uebergabe die Meisten ausgewandert" (???), in den ionischen Staaten das vollkommene Bürgerrecht eingeräumt ward.

Die Parganioten, unter Vortrittt ihrer Familienhäupter und Priester, bemühten sich, ihre Bitte um Auszahlung jener Gelder persönlich an Sir Maitland zu bringen, da ihre wiederholten schriftlichen Gesuche unbeantwortet und unberücksichtigt blieben. Hierauf ward eine Commission zur Vertheilung der Gelder verheißen und gebildet den 7. Juni 1819, welche ihr Geschäft mit der Bekanntmachung begann, daß nur 635,000 Thalaris zu vertheilen, indem Ali die restirenden 31,666 Thalaris als Agio behalten habe; dann hieß es wieder, an Zahlung sey nicht zu denken, bis die Streitigkeiten einiger Parganioten unter sich ausgeglichen und die Forderungen berichtigt wären, welche Ali an mehrere Geflüchtete durch einen besondern nächstens eintreffenden Agenten zur Sprache bringen werde; vor den 11. Juli aber könne überall, selbst da, wo alle Differenzen erledigt, keine Particularzahlung erfolgen. —

Doch nein! Hier muß abgebrochen werden, voll gerechten Unwillens über Verrathe und Blutschuld, durch welche die unglücklichen, um ihr Vaterland grausam betrogenen Parganioten ihres letzten Eigenthums beraubt wurden. Jedes Wort ist zu schwach, des empörten Gefühles Abscheu gegen die hier verübten Infamien zu bezeichnen. Ali's Türkenkünste machten das Unglück Praga's, aber Maitland steht als ein noch größerer Meister da. —

Die hier erzählten Thatsachen konnten nicht, wie man gern wollte, verheimlicht, oder völlig entstellt werden; sie kamen öffentlich zur Sprache in Druckschriften

und in den Verhandlungen des brittischen Parlaments. Gegen die brittischen Befehlshaber stand aber der Grund der Anklage so fest, daß die Ministerialredner, obgleich sie die Unterdrückung der ferneren Untersuchung bewirkten, der Sache selbst nichts entgegen zu setzen wußten, als nichts sagende Ausreden und die tröstliche Entschuldigung, daß man brittischer Seits bei andern Veranlassungen gegen weit näher Befreundete noch empörender gehandelt habe.

Ist es zu verwundern, wenn nach solchen Vorfällen die Bewohner der ionischen Inseln und sämmtliche griechische Volksstämme Mißtraun und Haß offenbaren gegen die Britten? —

Ein ähnliches Verfahren, wie gegen Parga, beobachtete Ali gegen die Sulioten. Sie in seine Zwingherrschaft zu bringen, begann er mit ihnen schon 1790 den Kampf. Oft von dem Scheußlichen angegriffen, verließen die Sulioten ihre Wohnsitze in der Ebene, trieben ihr Vieh in's Gebirge und suchten in dessen Felsschluchten für sich selbst Sicherheit. Mehreremal wiesen sie hier den nachziehenden Ali tapfer zurück; so im Sommer 1792, wo sie mit 1200 Mann das 9000 Mann starke Heer des Verfolgers bei Trypa völlig schlugen und zerstreuten. — Im Jahre 1799 rückte Ali mit 12,000 Albaniern gegen Suli; doch auch hier scheiterte an so muthvoller Gegenwehr des Pascha's hartnäckiger Angriff. Endlich, erst 1802, erlagen die Sulioten der Rache Ali's und seinem ihm unterstützenden Sohne Muktar. — Vergeblich bat des Grausamen Gattin für die Freiheitshelden um Gnade. — Ihr Anführer Samuel, der seines Stammes Freiheit, 140 Jahre unter türkischer Oberherrschaft erhalten, nicht überleben wollte, sprengte sich in die Luft, nachdem er die Flucht der Unglücklichen längere Zeit gedeckt hatte; viele Sulioten flüchteten auf die Inseln, doch blieben genug zurück, daß der Pascha von Janina, bei'm Flammenstrahl der angezündeten Dörfer, acht Tage hindurch die grausamsten Hinrichtungen vollziehen konnte. Die Weiber wurden von der Höhe herabgestürzt in die Abgründe des Acheron, die Kinder Meistbietenden verkauft, und die Henker bekamen das Zehntel des Eigenthums der Verurtheilten. Die unglücklichen Ueberbleibsel der Bewohner von Suli und des dazu gehörigen Gebietes haben sich auf den Inseln

und in den wildesten Gegenden des Hochgebirges zerstreut und sehen jetzt die innig genährte Hoffnung, ihr Vaterland wieder aus den Trümmern hervor zu rufen, nähere Wahrscheinlichkeit gewinnen, im Morgenglanze der neuen griechischen Freiheit.

In steter Verbindung mit mehreren europäischen Regenten, deren politisches Interesse er förderte, je nachdem sein Vortheil es rathsam machte, übte Ali den unumschränktesten Despotismus. Als Vezier von Albanien umfaßte sein Paschalik den ganzen alten Epirus, Akarnanien, Phokis und Thessalien, Districte von Aetolien und Mazedonien, und die Gebirgskette des Pindus. Doch wenn angegeben wurde, daß zwei Millionen Menschen unter der Geißel seiner Herrschaft standen, so ist diese Angabe offenbar übertrieben. — Mit solcher Macht stieg seine Bedeutsamkeit und die Besorgnisse der Pforte, welche sie in Höflichkeitsbezeigungen verbarg. Unter Schmeicheleien übertrug der Großherr dem Pascha von Janina einen Heereszug gegen die Räuberbanden in Thrazien und Mazedonien, wahrscheinlich, um ihn aus seinem Gebiete zu locken und sich dann von dem gefährlichen Wütheriche zu befreien. Er aber zog wohlgerüstet über den Pindus und erschien 80,000 Mann stark vor Philippoli, wo ihm über Adrianopel der Weg zur Hauptstadt offen stand. Alles gerieth dort in Furcht und Schrecken, als Meutereien, welche die Albanier in Ali's Heere, von der hohen Pforte angefacht, verbreiteten, den schnellsten Rückzug veranlaßten. Bald zeugte der Unermüdete neue Thätigkeit, nach allen Seiten hin um sich greifend, erblicken wir ihn 1806 als Meister von ganz Hellas, mit Ausnahme von Böotien und Attika; seine Söhne befehligten, durch französisches Fürwort dem Divan empfohlen, Veli, als Vezier in Morea, Muktar als Pascha zu Lepanto. So seine Herrschaft immer weiter ausbreitend, immer mehr befestigend, verwandelte er viele griechische Gefilde in Einöden, indem er den unersättlichen Durst nach Beute bei sich selbst und bei seinen Schaaren nährte. — Er fühlte sich in den folgenden Jahren stark genug, mit einem benachbarten Gegner, mit Ibrahim, Pascha von Berat, anzubinden; nach manchen über ihn erfochtenen Siegen machte er sich zum Herrn seines Feindes und dessen Familie, — was ihm aber wichtiger war, als alles, seiner auf fünf Millionen Tha-

ler geschätzten Reichthümer. Mit dieser neuen Unterjochung zerstörte er auch die Verbindung mehrerer mächtiger Beis, welche in damaligen Zeitungen der Bund der Chamurioten genannt wurde (1809 und 1810). Kraftlosigkeit und politische Bedrängnisse verhinderten, wie immer, den Divan, die neue Unbill zu bestrafen an Ali, der fortwährend mächtige Fürsprecher fand, theils in eingesandten Geschenken, theils in den Botschaftern Englands und Frankreichs, welche beiden Mächte, im sonderbaren Wechsel der politischen Verflechtungen, ihn zu ihren Zwecken zu gebrauchen glaubten, indes er sie für seine Plane bearbeitete, und Freund und Feind, Glaubensgenossen und Ketzer, durch eidliche Zusicherungen, auf den Koran geleistet, betrog. Wenn Ali's Schandthaten 1812 die hohe Pforte bewogen, auf entscheidende Maßregeln gegen ihn zu denken, so befreiete ihn doch der zwischen Frankreich und Rußland wieder ausgebrochene Krieg bald von dem heranziehenden Ungewitter. Da die Maske der Unterwürfigkeit, welche er beibehielt, in Konstantinopel unterstützt wurde durch unverkürzte Berichtigung des jährlichen Tributs, so duldete der Divan stillschweigend das eigenmächtige Betragen, mit welchem der Pascha von Janina Kriege unternahm, Frieden schloß und durch Residenten fremder Höfe auswärtige politische Verbindungen unterhielt, völlig in der Form orientalischer Regenten. Endlich, gegen Ende des Jahres 1819, sah sich die Pforte genöthigt, zur Unterdrückung des Pascha und seiner Söhne zu schreiten, ein längst genährter Plan, zu dessen Ausführung in der Hauptstadt sich die Feinde Ali's enger verbanden, da ein dort im März 1820 von zwei berittenen Arnauten versuchter Mord des Pascha bei Ismael unbezweifelt von Ali ausging, um einen der eifrigsten Gegner aus dem Wege zu räumen. Pehlivan Pascha, Muhamed Bei, Mustai Pascha von Skodea, und Soliman Bei, alles Türken, welche als tapfere Krieger oder als Todfeinde Ali's bekannt waren, wurden unter dem Oberbefehle des Erstgenannten gegen den Aufrührer zu den Waffen gerufen, und zur Unterstützung dieser Landmacht eine Flotte in's ionische Meer geschickt. Während der gegenseitigen Rüstungen fanden noch Verhandlungen Statt, bei denen der eine Theil dachte, einem gefürchteten Aufrührer, unter Verzeihung verheißenden Worten, das Schwert der Macht

aus den Händen zu winden, der andere dagegen hoffte, mit Unterwerfungsversprechungen wohlfeiles Kaufes den zugedachten Schaden von sich abzuwenden. Erst mit dem Anfange des Junius begann der Kampf, bei dem es sich bestätigte, daß Ali sich wohl verstand auf Plündern, Verheeren und Morden, auf Lug und Trug zur Erreichung seiner Absichten, nicht aber auf Kriegskunst und Feldherrngeschicklichkeit. Nirgend ward ein vernünftiger Plan im Gebrauch der Angriffs- und der Vertheidigungsmittel sichtbar. Gegen Ali's Sohn, Muktar, den entsetzten Pascha von Berat, rückten 20,000 Mann in's Feld, die von Durazzo aus mit Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen durch die Flotte versehen wurden; eine andere Abtheilung großherrlicher Soldaten nahm, ohne durch die vorliegenden, leicht zu vertheidigenden Pässe aufgehalten zu werden, Tirhala ein; die Hauptarmee lagerte bei Salona. Ueberall flohen Ali's Truppen; die festen Plätze, als Lepanto, Kako-Suli, Agioi Saranta, Butrinto, Prevesa u. s. f. ergaben sich, ganze Abtheilungen seines Heeres traten zu den feindlichen, mehrere Districte widersetzten sich der Stellung des Contingentes mit bewaffneter Hand, und durch Verrath der griechischen Matrosen ging die ganze Escadre des Rebellen an die großherrliche über. Mit dem Glücke wichen auch von Ali die Theilnehmer seiner bisherigen Unternehmungen; selbst seine Söhne, Veli und Muktar, unterwarfen sich dem Großherrn und baten um die Gnade, ihre Tage in stiller Verborgenheit zu Tebelen, ihrem Familiensitze, beschließen zu dürfen. Diese ihnen anfänglich zugestandene Forderung ward nachher widerrufen; sie wurden über Konstantinopel gefangen nach Verbannungsorten geführt und, nach den neuesten Nachrichten, in den ersten Tagen des Augusts 1821, Veli in Kutahin und Muktar in Kaistarije hingerichtet, nachdem ihr Unterhändler, ein als Derwisch verkleideter Grieche, in Konstantinopel aufgefangen war. —

Am Schlusse des Augusts 1820 fiel auch Janina in die Hände der türkischen Truppen, und Ali zog sich, wie es hieß, mit kaum 800 Mann in das alte, wohlbefestigte Schloß, auf einer Halbinsel des Sees von Janina gelegen.

Wenn gleich die offiziellen Zeitungen der europäi-

schen Staaten Ali's, so lange er im Glücke war, oft mit großen Lobsprüchen gedachten, wie es sich schickt von einem Manne zu reden, zu welchem einige Kabinette in einem diplomatischen Verhältnisse stehen, so bedurfte es doch nur eines geringen Schicksalwechsels, um seine Persönlichkeit unter einen entgegengesetzten Gesichtspunkt zu stellen. Kaum erfuhr man, daß die Türken in Janina eingerückt, so verwies man auf die rächende Nemesis, welche den blutgierigen Tyrannen erreicht habe, und erzählte: die Freude über sein bevorstehendes Schicksal sey unter allen Griechen, deren tausende er zu Grunde gerichtet, unverkennbar. Man pries die Pforte glücklich zu dem unerwarteten Ausgange eines Unternehmens, wovon man ganz andere Folgen erwartete, indem der Sultan sich nun wieder in dem Besitze schöner Provinzen befände, über die er seit Jahren kaum noch einen Schatten von Autorität geübt. — Ja unterm 25. October 1820 erzählt sogar der österreichische Beobachter, als vollkommen verbürgte Anekdote: „Als Ali Pascha die Entschlossenheit der Pforte, ihn mit bewaffneter Hand zu bekämpfen, erkannte, hoffte er sich durch den Liberalismus retten zu können. Er wollte demnach den Paschalik eine Constitution geben. Da er jedoch Mühe fand (sic), einen ähnlichen Act aus Mangel an Kenntnissen dessen, wovon man seit einiger Zeit so vieles hat sprechen hören, aus eignen Mitteln zu vollbringen, so sandte er einen seiner Vertrauten nach den ionischen Inseln, mit dem wörtlichen Auftrage: „„sich daselbst umzusehen, ob er nicht einen Constitutionsmacher finden könne, welcher ihm eine nach der neuesten Mode zu überbringen hätte.““ — Es scheint, daß der Constitutionsmacher entweder nicht gefunden wurde, oder daß er zu spät angekommen seyn muß.“ — So weit der österreichische Beobachter; der Korrespondent — nämlich der hamburgische —, theilt auch, nach seiner Weise, ganz unparteiisch dieses feine Späßchen mit, und läßt bald nachher (No. 182. Jahrgangs 1820) einen Nachtrag folgen; er berichtet unter'm 9. November vom Main her: „Der Constitutionsmacher des Ali Pascha, von dem neulich erzählt worden ist, erinnert an folgendes Gegenstück: Ein Hofstöpfer in Dresden machte auf seiner Scheibe allerhand Büsten und Figuren,

um damit die Oefen zu decoriren. Unter andern gelang ihm nicht übel das Brustbild von Alexander dem Großen und von Karl dem Großen. Dies ermuthigte den Töpfer so sehr, daß er sich einen prächtigen Schild malen ließ, mit der Inschrift: „„Meister Franz Bock; Königlicher und Churfürstlicher Potentatenmacher.““ — Bild und Gegenbild bieten zu manchen Betrachtungen Gelegenheit; dort der in der Bedrängniß den Constitutionsmacher suchende Ali, hier Meister Bock, der Potentaten- und Monarchenmacher, welchem auf der Scheibe „die Großen“ nicht übel gelingen; dort der offizielle Beobachter als Gewährsmann, hier der Unparteiische mit seiner Kunde vom Main her, in welchem die stummen Fische nicht deuten oder widersprechen können. —

Ali führte die Fahne des Aufruhrs nicht mit Tapferkeit, aber standhaft, nicht mit Feldherrnklugheit, aber mit Räuberlist. Schon glaubte, nach den großen Anstrengungen, der Divan gegen das Ende des vorigen Jahres die Vernichtung des Empörers, den Kampf der Beendung nahe. Die der Sache Ali's zugefügte harten Schläge machten solches sogar wahrscheinlich; doch ungebeugt setzte er den Unglücksfällen genaue Kenntniß der Gegner und Schlauheit entgegen. Eingeschlossen in der wohlversehenen und gut befestigten Burg, deren Thore vermauert wurden, wußte er sich hier zu halten und vom Gebürge her das Belagerungsheer zu ermüden. Mit dem längeren Widerstande und dem Eintritte nasser Jahreszeit verbreitete sich im Türkenheere, wie gewöhnlich, Unzufriedenheit, Meuterei und Desorganisation. Der Großherr, entrüstet über lange Verzögerung des ungleichen Kampfes, brach endlich das räthselhafte Schweigen, welches in den offiziellen Nachrichten von Konstantinopel den Erfolg der Belagerung völlig im Dunkel ließ; er sandte an Ismail Pascha, den Befehlshaber, der an Ali's Stelle zum Pascha von Janina ernannt war, scharfe Zurechtweisungen in einem Hatti-Scherif, worin er den dringenden Befehl aussprach: Alles aufzubieten, um auf eine, der Würde der hohen Pforte angemessene Weise die Empörung zu Ende zu bringen. — Solche Ermahnungen sind leichter im Kabinette gegeben, als im Felde ausgeführt. — Fortwährende Verzögerung — neuer Verdruß. — Man schritt zur Veränderung der Anführer:

der Pascha von Valona, Mahomed Nurillah, ward abgesetzt, der von Negroponte, Esseid Hassan, nach Lepanto verwiesen; an seiner Statt der unversöhnliche Feind des Tyrannen von Epirus, welcher seinen Vater ermorden ließ, Palassilade Ismael Pascha, zum Statthalter von Valona ernannt; der grausame Unterjocher der empörten Servier, Chorschid Achmed, einst selbst Großvezier, dann Befehlshaber in der reichen Handelsstadt Aleppo, wo er durch unerhörte Härte die Einwohner, wie die umwohnenden Araber und Janitscharen zum Aufruhr zwang, — jetzt Pascha von Morea, ward zum Chef des großherrlichen Heeres berufen, an die Stelle Baba-Pehlivans, den Ali durch beigebrachtes Gift sich vom Halse schaffte. Diese Maßregeln begleitete der Großherr mit einem Geschenke von 2000 Beuteln (ungefähr eine Million Piaster), für den Befehlshaber und für das Heer, und mit Sendung von Truppenverstärkungen, Geschütz und Munition. Um die pecuniären Quellen zu diesen Rüstungen sich zu öffnen, wurden in der Hauptstadt finanzielle Einrichtungen eigenthümlicher Art getroffen. Ein großherrlicher Firman setzte die ausländischen Münzsorten außer Cours, oder gab ihnen einen willkürlichen sehr geringen Werth, zu welchem sie bei Todesstrafe an die Schatzbehörden abgeliefert werden mußten. — Die Energie dieser Veranstaltungen lag im Scheine, nicht im Erfolge. Von altosmanischer Tapferkeit und despotischer Hoheit strahlte nicht in der That, nur in den an den Divan gesandten Siegesbotschaften schwacher Wiederschein. So berichtete der Pascha von Valona von seinen Heldenthaten: „Sobald Ismael Pascha den Schlachtruf vernahm, gab er seinem edlen Rosse den Sporn; mit dem Gruße: Muhamed! flog er voran, Emir Pascha ihm nach, und die rasenden Löwen richteten unter den Feinden ein Blutbad an, daß meine Hand ermüdet bei dem Gedanken, die Namen der abgesäbelten Köpfe hier zu verzeichnen. Es sey genug gesagt; das Blut wogte umher, wie ein uferloser Strom." —

Ali, hinter seinen Bollwerken ungefährdet, zerstörte mehreremal die vorrückenden Angriffswerke der Belagerer; er gewann für sich die in den Gebürgen zerstreuten Sulioten, deren Henker er einst war, und bestimmte sie, ihre Felsensitze wieder einzunehmen. Manchen Mu-

selmann machte er wankend, indem er die alte Volkssage von dem Untergange der Türkenherrschaft in's Gedächtniß rief und wahrscheinlich machte, daß die Stunde der Erfüllung dieser Prophezeiung herannahe. Die Gebürgsvölker tauschten mit Ali Geißeln, zur Versicherung gegenseitiger Mitwirkung, um das Türkenheer zu vernichten. Die Sulioten besetzten drei Stunden Weges von Janina die Passe von St. Demetrio, die Tosciden, Albanier aus Ali's Geburtsgegend, kündigten der Pforte den Gehorsam auf und umlagerten die Heerstraßen von Mezzowa (im December 1820); die Nachfuhr, für das Türkenheer bestimmt, fiel fortwährend in ihre Hände; da es überall reiche Beute gab, konnte es in dortiger Gegend dem Alten in seiner Felsenburg nicht an Mitkämpfern fehlen, die im freien Felde dem Feinde Abbruch thaten und alle Vortheile des Berglandes zu benutzen verstanden. In Trugspielen suchte er fortwährend seinen Meister, und zog aus diesen Künsten nicht selten Gewinn: bald ließ er die Nachricht von seinem Tode verbreiten, um die Feinde so zu größerer Sorglosigkeit zu verlokken, bald ließ er die Flagge der Britten von den Thürmen seiner Burg wehen, um den Schein so mächtiger Hülfe zu wecken. Wundersame Gerüchte sagten sogar, daß Ali, um die christlichen Bewohner jener Gegenden, die die bedeutende Mehrzahl der Einwohner ausmachen, für sich zu gewinnen, dem Islam abtrünnig geworden, sich zur griechischen Kirche bekannt habe. — Wie er manchen Verrath glücklich übte, traf solcher nicht selten ihn selbst. So kam Omar Pascha, früher sein Vertrauter, jetzt der Sache des Sultans völlig ergeben, hinter Benachrichtigungen, durch welche die Sulioten und Ali sich verständigten und übereinkamen: das Türkenlager von entgegengesetzten Seiten anzugreifen. In der letzten Bothschaft der Sulioten, welche durch Omar's Hände nach der Citadelle von Janina gelangte, änderte dieser die Zeit des Angriffes. Ali ließ zur bestimmten Stunde 2000 Mann zum Angriffe aus der Festung rücken, doch diese fielen bald in den türkischer Seits gelegten Hinterhalt. Die Sulioten, auf deren Mitwirkung man rechnete, blieben aus; überwältigt und umzingelt, ward der Haufe aus Janina geschlagen und zerstreuet, über 600 Mann blieben nach tapferer Gegenwehr auf dem Platze,

und selbst die Flüchtlinge fanden keine rettende Aufnahme in der Festung, da Ali, aus Besorgniß vor dem nachsetzenden Feinde, die Thore nicht zu öffnen wagte.

Unter solchem Glückswechsel des blutigen Kriegsspieles gewann Ali so große Vortheile, daß die großherrlichen Truppen sich genöthigt sahen, mit dem Anfange des gegenwärtigen Jahres die engere Einschließung der Veste aufzugeben, sich südlich von Janina bei Arta zu lagern, und durch vorgeschickte Streifcorps die freie Verbindung der Citadelle mit der umliegenden Gegend zu stören. — Noch wichtigere Hülfe erwuchs dem bisherigen Despoten des Epirus aus dem allgemeinen Aufstande der unglücklichen Griechen, welche, nach der Ermordung ihres frommen Patriarchen und der Edelsten ihrer verschiedenen Stämme, durch die schrecklichste Nothwendigkeit gezwungen wurden, den gemeinschaftlichen Kampf auf Tod und Leben zu beginnen. Da dieses Unternehmen indeß, wie es der Weltlauf so mit sich bringt, manche Mißbilligung finden mußte, in den wunderlichen Irrgarten der diplomatischen Politik, so wurden hierdurch die Wege unverfälschter Mittheilungen über den Zustand der Dinge im Türkenreiche sehr gehemmt, und man weiß von Ali's Lage nicht mehr mit Gewißheit zu berichten, als daß er, im ungestörten Besitze seiner Schätze, von den Türken nicht bezwungen oder vernichtet ist, sondern daß, nachdem die großherrlichen Truppen größten Theils jene Gegenden um Janina verlassen haben, Ali's neue Wirksamkeit nicht gelähmt wird durch feindliche Uebermacht, sondern durch das, grausame Treulosigkeit immer verfolgende Mißtrauen und durch das hohe Lebensalter, welches den abgelebten Despoten, entkräftet von Wollust und Furcht, bei aufgehäuften Schätzen wachen läßt. So ist es denn in keiner Hinsicht wahrscheinlich, daß zwischen ihm und den Griechen eine weitere Verbindung obwaltet, als daß beide ihrem gemeinschaftlichen Feinde Abbruch thun, wo sie wissen und können, gegen einander aber die Waffen nicht zu führen, durch Geißelnstellung sich versichert haben. — Bei ganz verschiedenen Zwecken, zu welchen Ali und die Griechen die Fahne des Aufruhrs ergriffen: er, um in ungestörtem Besitz der Früchte vieljährig verübter Gewaltthaten zu bleiben, sie, um sich endlich zu befreien von der ihrem Volke seit

Jahrhunderten zugefügten blutigen Schmach — wie konnte bei so divergirendem Streben an eine wahrhafte Waffenverbrüderung gedacht werden? —

Tritt man, nachdem in vorstehenden Blättern erzählt ist, wie Ali der Sohn eines unbedeutenden Bei's, zu so weit verbreitetem Rufe, großer Macht und vielem Reichthume gelangte, nun seinem Lebensgemälde näher, so bebt man zurück bei dem Gedanken, daß in der moralischen Weltordnung nicht allein eine solche Reihefolge von Verbrechen geschehen konnte, sondern, daß vermittelst ihrer der Verbrecher selbst zu einem so ausgezeichneten Standpuncte irdischer Macht gehoben ward. Die Natur erschafft keine Ungeheuer in menschlicher Gestalt; die menschliche Gesellschaft bildet sie sich. Hat Ali aus den Brüsten seiner Mutter nicht Tigerblut getrunken, so war doch die Schule seines Jugendlebens und das seine ersten Räuberzüge verfolgende Unglück ganz geeignet, den Gedanken der Rache bis zum Blutdurst zu steigern; hierzu gesellte sich Habsucht, Geldgier, welche schon an und für sich die Wirksamkeit edler Gemüthsregungen lähmt, und in jedem neuen Gewinne mächtigere Anregung findet, die Hand weiter auszustrecken nach fremder Habe, indes wiederholt auf sich geladene Blutschuld gewöhnlich mit verhältetem Wahnsinne endet. Diesen läßt wirklich der gefürchtete Pascha von Janina öfter vermuthen, wenn gleich wiederum die unerschütterliche Festigkeit, mit welcher er in folgerechter Handlungsweise seine Plane im Auge behält, den Verdacht weckt, Ali's Wahnsinn sey hinterlistige Verstellung. Nächst den angeführten Eigenschaften hat er der verworfensten Wollust bis zum höchsten Greisenalter immer gefröhnt, so daß unzählige Schandthaten von ihm zu berichten sind, wie er Jungfrauen geschändet, Gattinnen aus dem Schooße ihrer Familien entrissen u. s. f. — Die Stellung beider Geschlechter gegeneinander, nach mahomedanischen Gesetze, ist von der Art, daß ohnehin die wahre Frucht des ehelichen, häuslichen und Familien-Glückes nicht gedeihen kann bei den Lüsten des Serails. In diesen die den Rechtgläubigen gemachten Vergünstigungen noch überbietend, hat er bei andern Gelegenheiten die allen Despoten eigene Verachtung seines Religionsgesetzes offenbart und den Griechen selbst in ihren Priestern und

Bischöfen eine Zuneigung bewiesen, die indes bei genauerer Würdigung nichts ist, als eine listige Schonung des kirchlichen Systemes, zu welchem sich bei weitem die Mehrzahl seiner Unterthanen bekennt. Doch treten Stunden ein, wo er von der ungebundensten Freigeisterei überspringt zum mahomedanischen Fanatismus, zur Zeichendeuterei und zum Aberglauben jeder Art. — Als Vater einer zahlreichen Nachkommenschaft in Kindern und Kindeskindern, hegt er gegen dieselbe eben den nagenden, nie ruhenden Verdacht, welchen er der ganzen menschlichen Gesellschaft entgegenstellt. Seine Lebensweise, seine Kleidung, seine Paläste und seine Bedienung bilden einen sonderbaren Widerspruch von prachtliebendem Reichthume und roher Dürftigkeit, von Schmutz und Schmuck, von Glanz und beleidigender Unordnung. Andere Züge, welche Augenzeugen von ihm berichten, wie z. B. alle Dinge, die einen Geldgewinn zulassen, von ihm unmittelbar geübt werden, wie er seine Entscheidungen, Einwilligungen zur Verheirathung angesehener Familienglieder, Handelsfreiheiten und Erbschaftsberechtigungen mit Geld aufwiegen läßt, wie er seine Reisen und Gnadenverleihungen als Erpressungstitel benutzt, sind bei ihm nicht persönlich characteristisch, sondern gehören den Paschen und Statthaltern des Türkenregiments im Allgemeinen zu. — Mit dem hohen Lebensalter Ali's — er zählt fast achtzig Jahre — wuchs die Zahl seiner Erpressungen, mit der Last seiner Blutschuld das Gewicht seiner Schätze; aber diese Schätze sind seine Strafe und Marter; denn er weiß, wie um ihrer Willen manche Hand den Dolch gegen ihn zu zucken bereit ist; er weiß, daß er sie bald verlassen muß und gönnt niemanden dieses schwererkaufte Erbe. So schmachtet er, keines Genusses mehr fähig, in den düstern Hallen seines Serails. Für die große Sache der Griechen ist sein Leben ohne Bedeutung; aber sein Tod wird schweres Gewicht in die Wagschaale desjenigen legen, der sich zum Erben des reichen Nachlasses zu machen weiß. —

Vergleicht man ihn mit andern ausgezeichneten Männern des Türkenreichs, so verliert die Celibrität seines Namens jeden Glanz: Ali hat nicht die ritterliche Tapferkeit eines Skanderbeg's, er ist unfähig der großartigen politischen Ideen, nach welchen Bairaktar eine zeitgemäße

Wiederherstellung des Osmanenreichs beabsichtigte und heldenmüthig fiel, — er ahnet nicht die höhern Regententugenden, vermittelst welcher Muhamed Ali Pascha von Aegypten die Begründung eines neuen Staates zu bewirken sucht. — Mit Unwillen wendet sich der Menschenfreund von der unheimlichen Greisesgestalt; es bleibt ein widerwärtiger Beruf des Geschichtsschreibers, der Nachwelt zu berichten, daß im neunzehnten Jahrhundert verwegene Zügellosigkeit, Bosheit und Blutschuld hinreichten, um in Europa Völkerherrschaft zu üben.

Anton Mesmer.

(Nach Biot in der Biographie universelle.)

Anton Mesmer.

Anton Mesmer wurde 1734 zu Mösburg in Schwaben geboren, und studierte in der Folge zu Wien Medizin, wo er nachher eine Zeit lang als praktischer Arzt lebte. Wie bei allen in ihrer Art hervorragenden Menschen, finden wir auch bei Mesmer, daß eine tief und fest erfaßte Hauptidee Leiter und Triebfeder des Strebens seines ganzen Daseyns wurde. Die Betrachtung, daß der Mensch alles sein Wissen einzig aus der Beobachtung schöpft; daß die Beobachtung der Einwirkung, welche die Natur allgemein und unabläßig auf jedes Individuum ausübt, auch mehr oder minder von allen Menschen und Völkern gemacht werden muß, daß ferner zwar ganz einfache Beobachtungen oft durch willkürlich gebaute Systeme und Theorien entstellt worden, daß aber dennoch immer noch in solchen beinah bei allen Völkern herrschenden Meinungen etwas Wahres liegen müsse: diese Betrachtung brachte Mesmer'n auf den Gedanken von der Wahrheit und Wichtigkeit des Einflusses der Himmelskörper auf unsere Erde und deren belebte Schöpfung; ein Theorem, welches indeß wohl und minder dunkel schon bei den verschiedensten Völkern und in den verschiedensten Zeiten, wenn auch nicht immer geradezu ausgesprochen, doch geahnet und so gleichsam von fern erkannt worden war. Das ihm einwohnende Streben, sich bekannt und berühmt zu machen, und, — wovon man ihn nicht frei sprechen kann, — das, auf Kosten der, gern nach allem Neuen und Wunderbaren haschenden Menge, sich empor zu schwingen, ließ nun Mesmer'n, nachdem er sich einmal in die oben angeführte

Idee vertieft hatte, immer weiter darin gehen, und da seine im Jahr 1766 herausgegebene Dissertation: De planetarum influxu, in welchen er den Satz zu entwickeln suchte: daß die Planeten, gleich wie sie wechselsweise auf sich wirkten, auch auf die belebte Schöpfung und namentlich auf das Nervensystem, vermittelst eines feinen, unsichtbaren und immer fort strömenden Fluidums, das alle Körper durchdringe und durch das ganze Universum verbreitet sey, ihren Einfluß äußerten u. s. f. keine, oder wenigstens nicht die von ihm erwartete Sensation hervorbrachte, indem man doch zu klar dachte, um die Vermischung der Newton'schen Entdeckungen mit allerlei astrologischen Träumereien gut zu heißen, so kam er auf den Einfall, die noch unerklärte, dem Magnet inwohnende Eigenschaft — dem man damals viele Kraft in Hinsicht auf Krankheiten zuschrieb — in seine Lehre mit hinein zu weben, und solchergestalt ihm eine wahr positive Grundlage zu geben. Dies gelang ihm dann auch, und der Ruf seiner nach dieser Methode in Wien begonnenen Curen wurde schnell sehr groß. Unglücklicherweise entstand aber bald über die Verdienstlichkeit der Erfindung dieser Heilart zwischen ihm und einem damals auch in Wien lebenden Geistlichen, dem Pater Hell, ein heftiger Streit. Hell, der gleichfalls sich mit mineralisch-magnetischen Curen abgab, behauptete nämlich, Mesmer pfusche ihm nur nach, und dieser erwiderte dagegen, der fromme Mann wolle ihm die Ehre seiner Erfindung rauben. Um sich nun für die Folge vor solchen Einsprüchen zu sichern, erklärte Mesmer zuletzt: er bedürfe des Magnets zu seinem Heilverfahren gar nicht mehr, sondern ihm reiche die in dem thierischen Körper von Hause aus sich befindende magnetische Kraft, folglich statt des mineralischen Magnetismus der animalische, vollkommen hin. Obschon er nun mit diesem neuentdeckten Agens einige Zeit fortfuhr zu wirken, und es ihm, wie natürlich, dabei nicht an staunenden Bewunderern fehlte, auch, was nicht zu leugnen, manche Cur glücklich von ihm vollführt wurde, so konnten doch die Herren von der Facultät dem Ganzen ihre Bestimmung nicht geben, was ihnen um so weniger zu verdenken war, da allerdings gar vieles bei der Sache noch zweifelhaft blieb, und selbst das Gelungene nicht selten den unverkennbaren Stempel des Charlatanism und der Ueber-

treibung an sich trug. Die Mühe welche sich Mesmer gab, da es ihm mit der medizinischen Facultät in Wien im Ganzen nicht gelang, wenigstens einen ihrer wichtigsten Mitglieder, den Leibarzt der Kaiserin Königin, den Baron Störk, für sich und seine Entdeckung zu gewinnen, blieb gleichfalls fruchtlos, und die Akademien von Paris, London und Berlin, denen er sein System mittheilte, nahmen ebenfalls kein Interesse daran. Von den ersten beiden erhielt er gar keine Antwort; von der zu Berlin, die ihn als einen Schwärmer betrachtete, eine sehr wegwerfende; und der bekannte große Physiker Ingenhouß erklärte sich sogar laut und öffentlich gegen ihn.

Jeden andern würde eine so ungünstige Aufnahme vielleicht zurückgeschreckt haben, bei Mesmer'n brachte sie aber eine ganz entgegengesetzte Wirkung hervor. Da er die gewichtigsten Männer seines Faches nicht für seine Lehre gewinnen konnte, so beschloß er, sie durch die That zum Schweigen und zur Aenderung ihrer Ansicht zu bringen, und man muß gestehen, daß ihm dies auf kurze Zeit auf eine überraschende und wirklich wunderbare Art gelang, wenn man nämlich hierin ganz seinen Versicherungen trauen darf. Es lebte damals in Wien eine Demoiselle Paradies, die durch den schwarzen Staar, verbunden mit convulsivischen Bewegungen in den Augen, die oft so heftig waren, daß ihr dieselben gleichsam aus ihren Höhlen heraustraten, schon von früher Jugend an völlig blind war, und die außerdem noch an einer Leber- und Milzverhärtung litt, die ihr oft im Uebermaß der Schmerzen Anfälle von Irreseyn zuzog. Seit zehn Jahren hatte der Leibmedicus Störk, ohne Erfolg die Unglückliche bereits behandelt, deren Augenübel der berühmte Augenarzt Wanzel für unheilbar erklärte, als Mesmer anfing, bei ihr den thierischen Magnetismus anzuwenden und das Glück und die Freude hatte, nach Verlauf weniger Monate, die Kranke auf den sichtlichsten Weg der Besserung zu bringen. Nicht allein die Verhärtung der innern Theile ließ nach, sondern auch die krampfhaften Bewegungen der Augen, und bald erlangte das junge Mädchen ihre Gesundheit und die Sehkraft wieder. Die ganze medizinische Facultät, — erzählt Mesmer in seiner „Darlegung des animalischen Magnetismus," — überzeugte sich von dieser Thatsache, und der Vater der Geheilten zögerte nicht, die an

seiner Tochter vollführte Wundercur in allen öffentlichen Blättern Europa's gebührend und dankbar bekannt zu machen.

Es läßt sich denken, daß nunmehro Mesmer's ohnedem schon bekannt gewordener Name die ungeheuerste Berühmtheit erhielt, indes blieben demohnerachtet, und obgleich mehrere der Gegner seiner Curmethode jetzt anderes Sinnes wurden, immer noch viele, die ihre Zweifel nicht zu überwinden vermochten, ja die ihm sogar offenbare Täuschung Schuld gaben und — wie unter andern ein Professor der Anatomie — geradezu behauptete: es sey mit der Heilung der Paradies nichts, sie sehe noch nicht mehr wie früher u. d. gl. m. Die Sache machte ungemeinen Lärm; die Obrigkeit glaubte dem Wesen, das, wie zu erwarten, die ganze Hauptstadt anregte, ein Ende machen zu müssen, man entzog Mademoiselle Paradies den heilenden Händen ihres Arztes, und Mesmer blieb — wie er selbst berichtet — kaum noch so viel Zeit, seiner Patientin die nöthigen Weisungen zu ertheilen, theils um ihr allerdings noch immer nur schwaches Gesicht vollends herzustellen, theils um den übeln Zufällen vorzubeugen, die leicht durch die Erschütterung, welche ihr die Trennung von ihrem Arzte verursachte, herbeigeführt werden konnten.

Dies alles trug sich um das Jahr 1777 zu. Einige Jahre später (1784) kam Mademoiselle Paradies, die eine nicht unberühmte Clavierspielerin war, nach Paris, wo sie sich im öffentlichen Conzert hören ließ, und um so mehr durch ihr Talent Erstaunen erregte, da sie — völlig blind war; woraus denn allerdings hervor geht, daß jene Zweifler damals doch nicht so ganz Unrecht hatten, indem sie dabei blieben, die Kranke sey nicht geheilt, oder daß wenigstens die Cur nur sehr unvollständig und keineswegs das Uebel dauernd beseitigend war.

Fortwährend mannichfachen Anfechtungen unterworfen, verließ Mesmer endlich, müde, sich ferner mit seinen Gegnern zu streiten, Wien und begab sich (1778) nach Paris, in der Hoffnung, hier eine bessere Aufnahme bei den Gelehrten und mehr Anerkennung überhaupt zu finden, denn immer war doch die Zahl seiner Gegner in Deutschland größer als die seiner Verehrer, und der vernünftige Zweifel wollte durchaus nicht schwei-

gen. Zu seinem Mißvergnügen fand er jedoch auch in Frankreichs Hauptstadt bei Vielen dieselbe Zweifelsucht wie in Deutschland und weder die Akademie der Wissenschaften, noch die medizinische Facultät nahmen ihn so auf, wie er es wünschte. Die erste wollte erst Beweise haben und die zweite verlangte gar, man solle den Zustand der Kranken, bevor man gestatte, das magnetische Heilverfahren bei ihnen anzuwenden, vorher untersuchen, damit nicht vielleicht ohnedem schon bald Genesene dem Magnetismus leicht Gelegenheit geben, auf Kosten der Wahrheit den Erfolg seiner Curmethode anzupreisen. So billig und gerecht dies Verlangen der Facultät und der Akademie der Wissenschaften auch war, so wenig glaubte doch Mesmer damit zufrieden seyn zu dürfen; bitter beklagte er sich über das Mißtraun der Menschen und ihre Härte und, seinem Vorgeben nach (im oben bereits angeführten Werken von ihm) war sein Schmerz hierüber so groß, und sein Nachsinnen über die Ungerechtigkeit der Welt so anhaltend, daß ihm, da sich ihm zugleich die Ideen auf's ungeheuerste im Kopfe häuften und gleichsam jagten, die Sprache, als zu langsam und unzureichend ausging, und er somit endlich dahin kam „während drei ganzer Monate ohne Sprache zu denken", oder mit andern Worten: seine Ideen gar nicht mehr in eine bestimmte Begriffsform einkleidete, welches allerdings ein etwas seltsamer und verworrener Zustand seyn mag.

Folge dieser wunderbaren und anhaltenden Denkanstrengung war, daß er zuletzt den Entschluß faßte, mit den sogenannten Gelehrten sich fernerhin gar nicht mehr einzulassen, sondern sich einzig an das Volk selbst zu halten, dessen durch Bücherweisheit nicht angefüllter Sinn ihm tauglicher zur Erkennung und gerechten Würdigung seiner Lehre schien.

Hierin hatte er nun auch nach seiner Art gar nicht Unrecht, und zumal war damals das französische Volk, in und über welchem bereits der Geist waltete, der wenige Jahre darauf mit so furchtbarer Explosion an's Licht trat, recht geeignet, sich für eine Sache zu interessiren, die durch ihre Neuheit doppelt anziehend wurde. Die müßige große Welt in Frankreichs Hauptstadt sehnte sich, nachdem der unfruchtbare Streit der Jansenisten und Molinisten, der die frühere Generation so sehr be-

Digitized by Google

schäftigt hatte, verklungen war, nach etwas, so dazu dienen konnte, die Leere ihres Seyns unterhaltend auszufüllen, und es darf daher nicht wundern, daß ein Mann wie Mesmer mit seinem Systeme in einer Stadt und unter Menschen anfing die größte Bewegung zu machen, die sich bisher schon aus reiner Langerweile um die Vorzüge dieses oder jenes Musikers, dieser oder jener Oper, um die Erfindung einer neuen Sauce und was dergleichen hochwichtige Dinge mehr sind, mit einer Lebhaftigkeit bekümmert, gezankt und erhitzt hatten, als gälte es mindestens das Wohl des Staates. Damals war in Paris eine Sitzung der Akademie, das Erscheinen eines Bandes der Encyclopädie, der der Memoiren von Beaumarchais mit eben der Wichtigkeit behandelt, wie der Gang des amerikanischen Freiheitskrieges, und wer der schwelgerischen und um nichts als ihre Zeit verlegenen Menge nur etwas Neues bot, konnte gewiß auf ihren Beifall zählen. Rechnet man hierzu noch, daß gleichfalls gerade damals höchst wichtige und folgenreiche Entdeckungen in der Chemie gemacht wurden, und daß hierdurch allein schon eine Menge theils richtiger, theils falscher Systeme über wunderbare und geheime Naturkräfte in Umlauf kamen, die bei einer im gleichen Grade oberflächlichen und müßigen Volksmasse die ausschweifendsten Ideen erregten und daher auch mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurden, so wird man sehr natürlich finden, daß das Auftreten eines Wundermannes, dem Geist und Gewandheit, ein glückliches Aeußere und der Ruf, er sey im Besitz der geheimsten Geheimnisse der Natur und beherrsche gleichsam als unumschränkter Gebieter die ganze belebte und unbelebte Schöpfung, unterstützte; daß ein solcher, sagen wir, die höchste und allgemeinste Bewunderung auf sich zog und bald die Axe aller feinen Cirkel und Clubs der Hauptstadt wurde. Wer hätte hier auch können dem Reiz widerstehen, den Wunderbaren kennen zu lernen, der so Außerordentliches mittelst eines einzigen, zugleich einfachen und allgemeinen Mittes zu verrichten vorgab, und — man denke! dessen geheime Kunst auch für den ärgsten Layen im Denken, innerhalb weniger Stunden — wie es hieß — zu erlernen war! — Das hätte wohl Andere, als müßige und schwelgerische Pariser damaliger Zeit angelockt. Nicht lange, so war, wie gemeldet, der Doc-

tor Mesmer der Mann des Tages, und man muß ihm nachrühmen, daß er es verstand, mit Geschicklichkeit auf diesem Meer der Mode uud der flüchtigen Begeisterung einherzuschiffen.

Für die mäßige Summe von 10 Louisd'or monatlich, begann er Kranke aller Art zu behandeln, doch mußte, wer schnell geheilt seyn wollte — denn der thierische Magnetismus erfordert viel Beharrlichkeit bei seiner Ausübung von Seiten des Arztes und viel Vertrauen von Seiten des Patienten — zu obiger Summe noch einiges hinzufügen. Ein Paar, wie er selbst sagte, verzweifelte Curen, die er auf diese schnelle Art, „aus Gefälligkeit" unternahm, verschafften ihm Lobredner; und da es ihm zuletzt sogar gelang, einen nicht unberühmten Arzt, der etwas in der Facultät galt, Deslon mit Namen, für sich zu gewinnen, so war sein Glück nun fest gegründet. Deslon, durch Mesmer'n eingeweiht in die Geheimnisse des thierischen Magnetismus, vertrat ihn und seine Entdeckung nun vor der Facultät, und als nach dieser Vorbereitung Mesmer die Geister gehörig bearbeitet glaubte, erschien er selbst vor dem Publicum mit seiner bekannten kleinen Schrift: „Précis historique et faits relatifs au magnetisme animal", in welcher er seine Hypothese von dem Einfluß der Planeten, der wir bereits oben gedachten, weiter ausführt. Da ist denn dieses überall verbreitete Fluidum, welches von den Himmelskörpern ausgehen soll, unter neuen Beziehungen aufgestellt. Nach seiner Behauptung kann es eben so gut durch Gläser verstärkt (eigentlich meint er concentrirt) und aufgefaßt werden, wie z. B. das Licht; auch kann man es durch den Schall mittheilen, fortpflanzen und vermehren; es kann ferner aufgehäuft und zerstreut werden, und jede Eigenthümlichkeit der Materie, so wie der organisirten Körper, hängt von seiner Intension und seiner Remission ab. Dennoch sind nicht alle belebten Körper dafür empfänglich. Es giebt welche, obschon nur wenige, die eine so entgegengesetzte Eigenthümlichkeit haben, daß ihr bloßes Daseyn hinreicht, die ganze Einwirkung des Magnetismus auf andere Körper zu hemmen, u. s. f.

Mesmer's Schüler haben uns seitdem dies Räthsel zu erklären versucht; nach ihnen wird das feine Fluidum

durch die Kraft des Willens in Anregung gebracht; wenn nun ein Individuum, dessen Gegenwart den Magnetismus verhindere zu wirken, gegenwärtig sey, so entstehe diese Verhinderung eigentlich nur aus dem, dem Willen des Magnetismus entgegengesetzten Willen jenes Individuums, der Wille sey aber entgegengesetzt, wenn man nicht an die Realität magnetischer Wirkungen glaube, und Mesmer selbst lehrt weiter: die belebten Körper wären dem Magnete analog, wie dieser hätten sie Pole, und diese Pole könne nun der Magnetismus nach seinem Gefallen auf diesen oder jenen Theil ihrer Oberfläche bestimmen. Ja, fährt er fort, die Aehnlichkeit mit dem Magnet ist so groß, daß man selbst bei Körpern die Erscheinung der Inclination bemerkt hat, wie bei der Magnetnadel. Für jeden, dem die Eigenschaften des Magnets und die Berechnung der Kräfte, die sie hervorbringen, nicht fremd sind, bedarf es weiter keiner Auseinandersetzung, um die Absurdität von dieser letztern Behauptung Mesmer's zu beweisen. Mesmer'n ging es in Wahrheit hier, wie jenem in der Fabel, der, wie man sprichwörtlich sagt, wohl läuten, aber nicht zusammenschlagen hörte; indeß, so weit geht Leichtgläubigkeit, selbst bei sonst verständigen Menschen, wenn einmal der Hang zum Wunderbaren und Absonderlichen erregt ist, daß Deslon nicht nur alle diese Seltsamlichkeiten selbst fest glaubte, sondern sogar auch unternahm, sie vor der ganzen Facultät zu vertreten. Diese verwarf jedoch durch eine öffentliche Entscheidung und durch mehrere besondere Dissertationen die ganze Sache. Eine dieser Streitschriften, die unter den Aerzten viel Bewegung hervorbrachte, glaubte Mesmer nicht unbeantwortet lassen zu dürfen, und er that dies mit einer Selbstanpreisung, die wirklich Bewunderung verdient. Indem er sich mehrmals selbst einen Mann von großem Geist und einen Wohlthäter des Menschengeschlechts nennt, versichert er ganz ehrlich, diese Prädicate könnten ihm „nie vorenthalten werden"; und in der That ging damals der Ruf, den er sich erworben und die blinde Verehrung seiner Anhänger für ihn so weit, daß, trotz des obwaltenden Streites, die Minister Ludwig XVI. keinen Anstand nahmen, mit ihm darüber zu unterhandeln, seine Erfindung zum Besten der Menschheit, gegen eine ansehnliche Vergütigung von Seiten der Regierung, allgemein bekannt zu machen.

Digitized by Google

Mamone, den man glaubte, die Gallen und Kühlen kennen zu können, entdeckten sich nicht, den Mamone Mamoni, Mamoni selbst, verbanden seine Diener Zauberkunst, Mamoni sei selbstständiger Ultimatum zu Mamoni Mamone, Mamone Mamoni, Mamone Mamoni, Mamone Mamoni

er sagte, er sey vollkommen im Besitze des magnetischen Geheimnisses, habe auch schon einer großen Menge Leidenden geholfen und erbiete sich daher das auszuführen, was Mesmer abgelehnt habe. Zugleich eröffnete er, in Erwartung des Entschlusses jener Behörde, in seinem Hause eine magnetische Heilanstalt, die, wie sich erwarten ließ, ungeheuren Zulauf hatte.

Als Mesmer in Spaa von diesen Vorgängen unterrichtet ward, fing er an gewaltig über Unrecht und Betrug zu schreien, und wie er nun verloren und ruinirt sey. Deslon, der erst von ihm so gerühmte, ward nun auf einmal ein Betrüger, ein Unwissender, der nichts von seiner Methode begriffen habe, der indeß nur durch seine Ränke ein großes Glück mache, während er, der Doctor Mesmer, der Gründer einer neuen Wissenschaft und Entdecker bewunderungswürdiger Dinge in Armuth dahin schmachten müsse u. s. w.; und dies Klaglied setzte er so lange fort, bis endlich Herr Bergasse, einer seiner Kranken, die ihm von Paris nach Spaa gefolgt waren, den Entschluß faßte, um den Unglücklichen zu trösten, eine Subscription von hundert Actien, jede von hundert Louisd'or, zu eröffnen, gegen welche, wenn sie alle zusammengebracht wären, Mesmer alsdann an die sämmtlichen Theilnehmer sein Geheimniß offenbaren sollte, so daß diese dann es ihrer Seits wieder benutzen könnten.

Daß Mesmer dies Erbieten annahm, läßt sich denken. Er ging sogleich nach Paris zurück und eröffnete hier ein Baquet, daß vom Hofe sowohl, wie von den Bewohnern von Paris auf's fleißigste besucht wurde. Auch die Subscription kam zu Stande, und da die Theilnehmer mehr noch glaubten thun zu müssen, als sie versprochen hatten, so strich binnen kurzem der berühmte Mann die Summe von 340,000 Livres ein.

Unter denen, die ihren Enthusiasmus für die neue Heilmethode am offensten an den Tag legten, fanden sich manche, die eine gleiche Begeisterung bei der bald darauf eintretenden Staatsumwälzung zeigten, und d'Epremenil, der nachherige wüthende Parlamentsredner, und la Fayette, sah man z. B. fast nie fehlen, wenn Mesmer seine Lehren vortrug. Dieser, der jedoch die Kunst vortrefflich verstand, den einmal zu seinen Gunsten rege gewordenen Enthusiasmus in fortwährender

Spannung zu erhalten, hütete sich wohl, seinen vornehmen Schülern die Decke ganz zu lüften, und statt seiner las erst d'Epremenil und später Bergasse den lauschenden Zuhörern den theoretischen Cursus der neuen Wissenschaft, wobei dann, merkwürdig genug, beide ganz offen, jedoch auch mit vieler Hochachtung für den Meister gestanden, sie besäßen selbst noch keineswegs das Geheimniß ihres Lehrers durchaus. Diese Vorlesungen begleiteten und erklärten übrigens das wirkliche Heilverfahren und wurden somit sowohl von den blos Wißbegierigen als von den Kranken besucht.

Um sich einen Begriff von der ganzen Vorrichtung zu machen, so stelle man sich ein sehr elegant verziertes Zimmer vor, in dessen Mitte ein offenes Becken sich befindet, aus welchem eine Menge Seile und Eisenstäbe nach allen Richtungen so hinlaufen, daß sie leicht nach Belieben gedreht und anders gewendet werden können. Um dieses Baquet herum — denn also wird die Vorrichtung genannt — befinden sich nun die Kranken, unter die man jedoch keine aufnimmt, deren Gebrechen so sind, daß sie andern widerlich seyn könnten. Einem jeden von ihnen wird alsdann eines der aus dem Boden herlaufenden Seile oder Schnuren um den Leib gelegt, und mit der Hand erfassen sie eine der gleichfalls erwähnten Metallstangen, deren Ende sie gegen den leidenden Theil ihres Körpers richten. Von Zeit zu Zeit lassen sie jedoch die Stäbe fahren und berühren sich, so wie sie neben einander sitzen, wechselseitig mit den Fingern, welches „die Kette bilden" genannt wird. Zu diesem allen kömmt noch manches andere auf die Einbildungskraft und Sinne wirkendes, als Musik, Weihrauchdämpfe, eine halbdunkle Beleuchtung u. dgl. m.

Sind nun solchergestalt die Kranken eine Zeitlang am Baquet gewesen, so geschieht es fast jedesmal, daß einer oder der andere sich von Nervenzufällen angegriffen fühlt, die dann häufig auch von den andern, oft unter den seltsamsten Abstufungen, empfunden werden, welches alsdann „die Krisis" genannt, und viel Wesens davon gemacht wird. Oefter aber muß, um diese als sehr wohlthätig angepriesene Krisis herbeizuführen, der Magnetiseur unmittelbar die Person, bei welcher sie eintreten soll, magnetisiren, welches folgendergestalt geschieht: Er, der Magnetiseur, setzt sich dem zu behandelnden In-

Digitized by Google

dividuum gerade gegenüber, so daß seine Füße die Füße des Andern berühren, seine Augen fest auf denen des Andern ruhen und seine Knie die des Andern einschließen. Dies heißt, sich in Rapport setzen. Ist dies geschehen, dann fährt der Magnetisirende mit seinen Händen in verschiedenen Richtungen sanft und leise über die reizbarsten Körpertheile des Andern weg, und fast jedesmal endet sich diese Operation — vornemlich, wenn es ein Frauenzimmer ist, die behandelt wird — damit, daß die Magnetisirte in eine Art überreizten, krampfhaften Zustand verfällt, der zwar für die ihm unterliegende Person nicht ohne Annehmlichkeit ist, dem ruhigen Beobachter hingegen nichts anders als das betrübte Schauspiel des Sieges einer physischen Erregung über den besonnenen Willen zeigt. Bei manchen Personen zeigt sich indeß der Eintritt der Krisen unter heftigern Umständen. Sie schreien, weinen oder lachen auf eine ausgelassene Art, während wieder Andere ein momentanes Schwinden der Sinne verspüren und gleichsam in eine Art halben Schlafes verfallen, in welchen ihnen, wie bekannt, dem Vorgeben nach, allerlei seltsame Visionen und Eingebungen kommen sollen. Kranke von einer lebhaften und reizbaren Einbildungskraft gefallen sich in der Regel, einmal in diesem Zustande gewesen, wohl darin, und ihr Hang zu dergleichen außergewöhnlichem Befinden, zu dieser erhöhten Empfindungskraft geht dann bald so weit, daß der bloße Anblick des Magnetiseurs, ein Blick, eine Bewegung von ihm zuletzt bei ihnen hinreicht, sie in diesen überreizten Zustand zu versetzen, der ihren aufgeregten Sinnen so wohl thut. Daher erklärt es sich, daß Mesmer oft mitten in den zahlreichen und glänzenden Cirkeln, die sein Glück und seinen Ruhm gründeten, so seltsame und damals hoch angestaunte Dinge verrichtete, daß er mit seinem Zauberstäbchen in der Hand, dessen magnetische Kraft schon so mancher und so manche in diesen Gesellschaften mehr und minder erprobt hatten, mittelst eines Wortes, eines Winkes u. dgl. nach Gefallen jene leichten und erregbaren Wesen, die ihn umgaben, beruhigen, oder in Ekstase setzen konnte, und wenn auch mehrere der so vorgeblich ganz von seinem Willen Abhängenden, wie bekannt genug ist, diesem Willen nur dienten, weil der schlaue Arzt hier kein Geld schonte, um die zu belohnen, die gefällig genug waren, Anderen durch

Digitized by Google

Die Manieren des Gesichts sind gröſtentheils Naturanlage; sie gehen, so weit man sich gehen läßt, von der Natur selbst aus, und ihre innere Gestaltung ist nur das Resultat häufiger und wiederholter Züge derselben, immer zu Gunsten der Natur.

Anders, wo die Gestalt sich bis zur Form verliert, wo selbst diese Kleider aufgedrungenen Manieren sind, welche die Mode so sind, die Handwerker selbst kaum von Verwechslung der einzelnen Bagatellen gehindert, wo sie sich nicht einmal die Mühe geben, sich in die Natur des Leibes nur einigermaßen zu schicken, und selbst wenn Kleider-Maximen gelten, denen Dinge aller andern Art widersprechen: Kleider zu machen, und Leibesgestalten zu machen entstanden, wo der Leib der Kleider, und Kleider den Leib machen, wo Kleider und Leib gegen einander kämpfen, Kleider, wo sie aufgedrungen sind, und Leiber, wo sie sich aufdringen, und wo die Kleider, und die Leiber, und die Kleider und Leiber machen, wo sie aufgedrungen sind, und wo sie aufdringen, wo Kleider und Leiber, zum Beyspiel in Frankreich Leibesgestalten machen, und Leiber Kleider machen, wo Kleider und Leiber sich gegen einander in Contrarietäten zu setzen, und wo sie sich selbst, und wo sie sich einander bekämpfen, wo Contrarietäten vorgebracht werden, und sie selbst vor ungeschickter Behandlung verberg

lebhaftesten physischen Erregungen blos durch die Kraft der eigenen Gedanken bewirkt werden; und hier fanden dann jene Männer, daß alles dem thierischen Magnetismus zugeschriebene, einzig und allein aus dieser Quelle stammte, und gewannen die feste Ueberzeugung, daß jene leicht aufzuregenden Kranken, die in Krisen verfielen, sobald sich ihnen der Magnetiseur nahte, oder nur die ersten Striche gemacht wurden, von nichts wußten und nichts empfanden, wenn man sie ohne ihr Wissen magnetisirte; hingegen aber wieder in Krisis fielen, wenn man ihnen vorredete, jetzt wirke magnetische Kraft auf sie, ohne daß dies jedoch der Fall war. So überzeugten sich denn auch die Commissaire, daß das Vorgeben der Einwirkung magnetisirter lebloser Gegenstände, als z. B. magnetisirter Bäume, Wasser u. dgl. gleichfalls nur auf der aufgeregten Einbildung beruhe, und daß z. B. ganz nach allen von Mesmer vorgeschriebenen Regeln magnetisirte Bäume keine Wirkung auf den Kranken äußerten, wenn man diesem nicht vorher gesagt hatte, was mit dem Baume vorgenommen worden war, und daß im Gegentheil unmagnetisirte Bäume diese Wirkung machten, wenn man dem Kranken einredete, sie seyen magnetisirt worden. Auf diese Art über das Wesen des Magnetismus im Klaren, beschlossen nun jene Männer auch noch zu untersuchen, wie viel der Nachahmungstrieb zu den vorgeblichen Wundern des Magnetismus, wenn er in größeren Versammlungen ausgeübt wird, beitrage, und indem sie hier die bekannten und merkwürdigen Beispiele von der Stärke dieses Triebes und von der Leichtigkeit, mit welcher sich Nervenerschütterungen auf diese Art mittheilen, zum Grunde legten und unter andern die Erscheinung mit den Besessenen und Zitterern in den Sevennen, die Marschall Villars beobachtete, die noch außerordentlicheren Convulsionairs zu St. Medard, und die im Jahr 1780 im Kirchspiele zu St. Roch vorgefallene Begebenheit in's Auge faßten, wo bekanntlich der heftige Nervenzufall eines jungen Mädchens so stark auf ihre Gefährtinnen wirkte, daß binnen kurzem 50 bis 60 andere junge Mädchen gleichfalls von diesen Zufällen ergriffen wurden, und zwar so heftig und lange, daß man nur durch Trennung dieser jungen Geschöpfe von einander dem seltsamen Unfall Einhalt thun konnte, zogen sie ein eben so wissenschaftlich begründetes als klares

Resultat, das aber freilich für Mesmer und seine Lehre höchst ungünstig ausfiel *).

Da nun außerdem noch bald nach dieser Eingabe der ernannten Commission, auch die medizinische Facultät einen Bericht erstattete, der in allen Puncten mit dem vorigen übereinstimmte, und gegen welchen nur ein einziges Glied dieses gelehrten Körpers, der Arzt du Jussieu gewissermaßen protestirte, indem ein von ihm allein überreichtes Gutachten den Magnetismus mehr in Schutz nahm — so hielt es die Regierung für an der Zeit, Maßregeln gegen das Treiben zu nehmen und ließ, — das Beste — was sich thun ließ — den Bericht der Commissaire drucken und durch das ganze Reich vertheilen, ja sogar Exemplare in's Ausland senden, um auch hier die Welt mit dem wahren Stande der Dinge bekannt zu machen.

Von diesem Augenblick an war Mesmer und seine Lehre geschlagen. Vergebens waren von nun an alle Anstrengungen seiner Anhänger, ihm das verlorene Ansehen, ja selbst die Theilnahme des Parlaments wieder zu verschaffen; vergebens schrieb Hr. Bergasse, der eifrigste seiner Verehrer, den zuletzt nur Mesmer's übertriebener Eigennutz von ihm entfernen konnte, eine schwülstige Schrift, an der nichts merkwürdig ist, als der ungemeine Mangel aller physischen und philosophischen

*) Den Bericht faßte Bailly ab, und man muß gestehen, daß er meisterhaft ist; da indeß in einem zu öffentlicher Bekanntmachung bestimmten Schreiben manches gegen die öffentliche Moral Verstoßende nicht füglich aufgenommen werden konnte, so wurde für den König zu genauerer in's Licht-Setzung, ein zweiter, mit Noten versehener Bericht, durch dieselben Männer aufgesetzt, die später durch François du Neufchateau im „Conservateur" dennoch zur Publicität kam. Die Einwürfe, welche einige Verehrer Mesmer's noch gegen das Gutachten der Commissaire erhoben, verdienen ihrer Haltlosigkeit wegen keine Aufmerksamkeit, und wurden auch schon damals durch den Chemiker Berthollet, den der Herzog von Orleans beauftragt hatte, Mesmer's Vorlesungen beizuwohnen, und der nachher, ganz nach des Meister's Lehre, Viele, namentlich Arme, behandelte, widerlegt, da Berthollet sich durch Erfahrung von der über dem Ganzen waltenden Charlatanerie überzeugt hatte.

Kenntniſſe; der Ruf des ſo lange Bewunderten war geſtürzt, gegen Autoritäten wie Franklin und die Andern half kein proteſtiren, und Mesmer ſah daher wohl ein, das Beſte, was er thun könne, ſey, Paris und Frankreich zu verlaſſen. Dies führte er denn auch aus, und, ſich erſt nach England begebend, wo er eine Zeitlang unter fremdem Namen lebte, ging er zuletzt in ſein Vaterland zurück, woſelbſt von ihm im Jahre 1799 eine neue Darlegung ſeines Syſtems im Druck erſchien, die jedoch nur ſehr getheilte Aufmerkſamkeit erregte, wie denn überhaupt die von ihm aufgeſtellte Lehre, ſeit jener Niederlage in Paris, nie wieder den Ruf erhielt und den Enthuſiasmus erregte, den ſie einſt in Frankreichs Hauptſtadt fand, wo, wie wir gezeigt haben, manches zuſammentraf, um ihr damals an dieſem Orte, für einige Zeit, eine ſo glänzende Aufnahme zu bereiten.

Zwar iſt ſowohl in Frankreich, als mehr noch in Deutſchland, ſeit einigen Jahren hin und wieder von Einzelnen die Lehre des thieriſchen Magnetismus wieder vorgenommen und, der Angabe nach, vervollkommt, auch von einigen viel Verwunderliches und Seltſames darüber und über die ungeheuern Wirkungen dieſer Kraft vorgebracht worden; indeß, obſchon hiermit dem Ganzen geradezu nicht alle Realität abgeſprochen werden ſoll, hat es ſich doch im Allgemeinen noch viel zu wenig beſtätigt, und auch diesmal wieder hat hie und da unleugbar Eingenommenheit für die Sache auf einer, und die Sucht, Neues aufzuſtellen, auf der andern Seite zu ſehr bemerklich gemacht, als daß man nicht noch immer einem billigen und gerechten Zweifel in dieſer Angelegenheit den Vorzug vor unbedingtem, hingebendem Vertrauen geben müßte; Fälle, wo offenbare, gefliſſentliche oder unwiſſentliche Täuſchung obwaltete, gar nicht zu gedenken.

Mesmer anlangend, ſo ſank ſein Credit in Frankreich bald nach ſeiner Entfernung, ſelbſt bei ſeinen entſchiedenſten Anhängern, gänzlich, wozu am meiſten ſein, wie wir oben ſchon bei Erwähnung von Bergaſſe bemerkten, Eigennutz und die Täuſchung mit Betrug, die er ſich gegen die freigebigen Unterzeichner jener von Bergaſſe zu Stande gebrachten Subſcription zu Schulden kommen ließ, indem er ihnen für die bedeutende Summe, welche

sie ihm zahlten, die ganze Art seines Heilverfahrens nicht nur nicht mittheilte, sondern sie zuletzt gar noch in einem Libell beschuldigte, sie hätten ihm seine Kunst auf einem unrechtmäßigen Wege abgelauert.

Genug, so viel Aufsehen zu seiner Zeit der Erfinder des thierischen Magnetismus in Frankreich und andern Ländern auch gemacht hatte, so sehr sank er, als der erste Rausch der Begeisterung, welche die Neuheit der Sache erregte, vorüber war, in Vergessenheit, und sein im Jahr 1815 in seiner Geburtsstadt erfolgender Tod wurde kaum dem größeren Publicum bekannt.

Folgende Schriften sind von ihm herausgegeben worden:

1) De planetarum influxu etc.; jene Dissertation, in welcher Mesmer zuerst die Grundzüge seines Systems dem Publicum vor Augen legte, erschien 1766 in Duodez in Wien; diesem folgten lange Jahre nachher 2) seine in französischer Sprache geschriebenen Mémoires sur la découverte du magnetisme animal (Paris 1779), 3) Précis historique de faits relatifs au magnetisme animal, jusqu'en avril 1781 (Londres 1781). 4) 1783 erschien von ihm in Paris eine Histoire abrégé du magnetisme animal und 5) 1784 Requête au Parlement, pour obtenir un Examen plus impartial que celui des commissaires (welches den 25. October des genannten Jahres eingereicht wurde, aber weiter keine günstige Folge für den Vf. hatte). 6) Seine in verschiedene Journale eingerückten Briefe an den Vic. d'Azyr und Andere, wurden später (1784) in den Recueil des Pièces les plus intéressantes sur le magnetisme animal, wieder abgedruckt. Das merkwürdigste und bedeutendste seiner Werke ist aber 7) Mémoire de F. A. Mesmer, sur ses découvertes (Paris, an VII. 1799). 8) Lettre de F. A. Mesmer au citoyen Baudin, capitaine de vaisseau, sur de recherches a faire au sujet d'un moyen préservatif de la petite-vérole, und Lettre justicative du même, aux auteurs du Journal de Paris (beide in Paris, im Jahr der Revolution VIII (1800) gedruckt). 9) Außer diesen schrieb Mesmer noch eine Cosmogenie, und einen Entwurf zu einer republicanischen Verfassung, ein paar starke Werke, die er die Absicht hatte, dem da-

maligen Beherrscher Badens zu dediciren, von denen jedoch keines im Druck erschienen ist. Eine im Jahr 1784 in 8. herausgekommene Flugschrift, die den Titel führte: Mesmer justifié, ist nichts als eine bittere Satyre, die jedoch damals viel Sensation machte. In neuerer Zeit hat Wolfart, Arzt in Berlin, eine Entwickelung des Mesmerischen Systems des thierischen Magnetismus, in 2 Bänden herausgegeben, die in Berlin bei Nikolai (1815) verlegt ist. Was Kieser, Eschenmayer und Andere in dem bei'm Verleger der Zeitgenossen erschienenen (jetzt bei Herbig in Leipzig) Journal über den thierischen Magnetismus Neues und Gewichtiges sagen, können wirhier als bekannt voraussetzen.

Moſes Mendelsſohn.

(Nach D. Friedländer in der Biographie universelle.)

Digitized by Google

Moſes Mendelsſohn.

Nichts iſt intereſſanter und zugleich erhebender, als die Betrachtung des Kampfes, den ein großer, edler Geiſt, in ungünſtigen Conflict geſtellt, mit allen Verhältniſſen der Außenwelt, eben mit dieſen Bedingungen des irdiſchen Seyns, ſiegend beſteht. Indem ſo gewiſſermaßen ſich dem Auge des Zuſchauers der reine Triumph des Erhabenen im Menſchen, ſeiner gottentſtammten Natur, über das Irdiſche, Erdentſproſſene zeigt, erhebt ſich das Selbſtgefühl, das Bewußtſeyn des Ewigen und Unvergänglichen in der ſtaunenden Bruſt, und die Beruhigung, daß des Menſchen eigentliches Vater- und Heimathsland nicht blos hier auf dem wandelbaren Planeten ſein Glück, nicht blos in den noch wandelbareren Verhältniſſen dieſer äußeren Welt liegt, dieſe Beruhigung, die im heißen Ringen dem Bedrängten manchmal zu ſchwinden droht, wird faſt durch nichts mehr gehoben und gefeſtet, als durch den Anblick, wie ein Weſen gleicher Urabſtammung, das tief und wahr das Wahre erkannte, Ueberwinder des Erdgeiſtes — möchten wir es nennen — wird, der ſich ihm und ſeinem Streben, mit all ſeiner Kraft, hemmend entgegen wirft.

Wen das äußere Glück von ſeiner Jugend an begünſtigte, wem gleichſam von der Wiege an freundliche Sterne lächelten, die ihm den Weg durch's Erdenthal erhellen, der hat in der Regel kaum einen Begriff, welchen Muth, welche Kraft, welche Ausdauer es erforderte, unter entgegengeſetzten Bedingungen die Bahn zu durchlaufen, die tauſend Begünſtigtern durch Schickſalshuld ſo leicht gemacht ward. Durchgeht ein ſolcher vom Le-

Digitized by Google

ben Gedrückter sie aber dennoch groß, leuchtend, ehrenvoll, in der höchsten Beziehung genommen, dann ist er wahrhaft der olympische Sieger, der im heißen und großen Kampfspiel den unverwelklichen Lorbeer sich errang, und billig hochgeehrt im Andenken der Nachwelt lebt.

Wer hat aber wohl mehr mit der Ungunst irdischer Verhältnisse zu kämpfen gehabt, als der arme, körperlich schwächliche und preßhafte Judenknabe Mendelssohn, der, aufwachsend in der beengendsten Umgebung, in einer Umgebung, die nicht einmal des Idiomes ordentlich mächtig war, das das sie umwohnende, herrschende — und zu jener Zeit noch über die verachteten Juden wie herrschende! — Volk redete, dem alles gebrach, jede Aufmunterung, jede Lohn winkende Anregung von außen, und der dennoch, allein durch die Kraft des ihm inwohnenden Geistes, zu einem Denker, einem Philosophen, einem — im größeren Sinne des Worts genommen — Lehrer sich emporschwang, vor dem die Edelsten und Größten seiner Zeit im Reiche der Geister tiefe Hochachtung gewannen, und dessen Schriften ausgezeichnet dazu beitrugen, nicht allein seinem, in langer, schmachvoller Knechtschaft verwilderten und entwürdigten Volke das Geisteslicht anzuzünden, das jetzt anfängt, erfreulich und wohlthätig sich zu äußern, sondern auch durch die Eleganz des Styls und die Kraft der Rede auf die Literatur Deutschlands wirkte, die bis dahin Gelehrtes und Tiefsinniges fast nicht anders als schleppend, pedantisch und langweilig vorzutragen wußte. —

Ein Geist, der dies vermochte, und zugleich mit diesen Gaben die Liebenswürdigkeit eines durchaus edlen und reinen Charakters verband, ein solcher steht billig hochgeehrt vor Zeit und Nachwelt da, erfreulich und tröstend beweisend, daß dem redlich nach dem Höchsten Ringenden, sey sein Geschick auch noch so dunkel, Ziel und Lohn nicht entgehen.

Moses Mendelssohn wurde im September 1729 zu Dessau geboren, wo sein Vater jüdischer Schulmeister und Zehngebotschreiber (Sopher) war, aber auch eben deswegen in großer Armuth lebte, da bei den Juden,

wie häufig nicht zu unſerer Ehre auch bei uns, die Schulmeiſter des Volks nur äußerſt kärglich bedacht ſind.

Trotz dieſer dürftigen Lage, ſuchte der alte Mendel doch ſeinen Sohn, der von früheſter Jugend an viele Geiſtesfähigkeiten verrieth, ſo viel wie möglich, nach ſeiner Art, wiſſenſchaftlich auszubilden, aber freilich war dies in jeder Beziehung nur äußerſt beſchränkt. Ein wenig Hebräiſch, und das Leſen des Talmud, dies war alles, was Mendel ſelbſt verſtand, und daher auch nur lehren konnte; der Knabe ſtrebte aber weiter. Mitten unter dem Kauderwälſch und dem Lärm einer gemeinen Judenſchule aufwachſend, ſtudirte er mit ſolchem Eifer die Bücher des alten Teſtaments, unter denen ihn beſonders die Pſalmen, jene Geſänge begeiſterter Dichter, ſo anzogen, daß er bereits als kleiner Knabe anfing, auch hebräiſche Verſe zu machen, durch ſeinen anhaltenden Fleiß aber zugleich ſich eine Nervenkrankheit zuzog, die, da ſie ſchlecht behandelt wurde, den Armen kränklich und ungeſtaltet für das ganze Leben machte.

Alles dies vermochte jedoch den aufſtrebenden Geiſt Mendelsſohn's nicht niederzubeugen. Vom Rabbiner Fränkel in den Lehren des Talmud weiter unterrichtet und zugleich auf das Studium des Maimonides geleitet, deſſen berühmtes Werk, More Nebuchim (das iſt Führer der Irrenden), jetzt Gegenſtand ſeines tiefſten Nachdenkens ward, und dem er, wie er ſpäter oft ſagte, ſeine Kränklichkeit (durch zu anhaltendes Sitzen bei demſelben) aber auch zugleich den Troſt in mancher Leidensſtunde ſeines Lebens zu danken hatte, erreichte er endlich das dreizehnte Jahr, wo nach dem moſaiſchen Geſetz die jungen Israeliten confirmirt werden, und von wo an ſie — nach den Gebräuchen ihres Volkes — gewöhnlich für die eigne Subſiſtenz ſorgen müſſen.

Aber welche Ausſicht bot ſich hier dem Dürftigen dar, der, nebſt einem verwachſenen, ſchwächlichen Körper, weder eine Unterſtützung von zu Hauſe, noch die Hoffnung hatte, ſich durch den Handel, der faſt alleinigen Erhaltungsquelle ſeiner Stammgenoſſen, das Leben friſten zu können, denn das, ſeinem Volke ſonſt ſo allgemein inwohnende Talent hierzu ermangelte ihm beinahe ganz. Dennoch mußte ein Entſchluß gefaßt werden, und Mendelsſohn beſtimmte ſich, nach Berlin zu gehen, wohin

Handels und Verkehrs halber öfters mehrere ſeines Volkes aus ſeiner Geburtsſtadt zu reiſen pflegten.

Ohne Empfehlung, ohne Unterſtützung, ohne Hülfsmittel, ging es hier dem Jünglinge Jahrelang ungemein ſchlecht. Er mußte mit allen Sorgen des engen Lebens kämpfen und, oft am Nothwendigſten Mangel leidend, blieb und war ihm auch hier kein anderer Troſt, als der, den er ſelbſt aus ſeinem reichen Geiſt, und ſeinem frommen Vertrauen auf Oben ſchöpfte.

Einige wohlwollende Perſonen, die endlich den Armen und Gedrückten kennen lernten, fingen indeß nach und nach an, ſich für ihn zu intereſſiren; Mendelsſohn erhielt von der Mildthätigkeit ein elendes Dachſtübchen zur Wohnung und wöchentlich ein paar Freitiſche, und nun von eben jenem Rabbiner Fränkel, der früherhin in Deſſau ihn ſchon unterrichtet hatte, und jetzt als Ober-Land-Rabbiner in Berlin lebte, mit Abſchreiben beſchäftigt und neuerdings in manchen Stunden unterwieſen, ſuchte er fort den Talmud, die Geſetzgebung und den Cultus ſeines Volkes zu ſtudiren, hauptſächlich aber ſeinen Fleiß auf die Bekanntſchaft mit den Lehren der Weltweisheit zu wenden.

Hierzu und zu der freien Entwickelung ſeines Geiſtes, dem die Lehren des ſonſt guten und wohlwollenden, aber als Forſcher gerade nicht ausgezeichneten Fränkel, bald nicht mehr genügten, trug aber ausnehmend ſein Zuſammentreffen mit einem Manne bei, der ſeiner freien und hellen Anſichten wegen zwar Berühmtheit erlangt, aber auch eben deswegen Leiden und Verfolgung genug hatte erdulden müſſen. Iſrael Moſes, ſo hieß dieſer Mann — war aus Stari-Zamoſe, einem Städtchen zwiſchen Krakau und Lemberg, im heutigen Gallizien, gebürtig, hatte aber ſein Vaterland, ſo wie manche andere Stadt, die er ſich ſeitdem zum Aufenthalt erkor, verlaſſen müſſen, weil ſein freier, forſchender Geiſt den Orthodoxen ſeines Glauben ein Greuel, vorzüglich aber den Rabbinern ein Stein des Anſtoßes wurde, denn mehr wie einmal wagte Iſrael Moſes den Verſuch, das ungebührliche Anſehen dieſer Menſchen zu beſchränken, und überhaupt das Joch der kirchlichen Gewalt zu ſprengen, welches drückend auf ſeinen Glaubensgenoſſen lag. Daß Haß und Verfolgung für ſolch redlich Beginnen ihm reichlich zu Theil ward, läßt ſich denken; der Zeloteneifer der ſoge-

nennen. Mit zwei Wanderbündeln, eins für mich, eins für den Handwerker, und Handwerkszeug unten und oben, so ging ich meine Straße, wandelte, wandelte, gedankenlos von Ort zu Ort, an vielen Meistern vor Werkstatt, an vielen Thüren vorüber.

Da kam ich auch einmal in Schmalz in Thüringen. Schon vor dem Dorfe Beschreibung: wie Wanderleute sich, wie Handwerksburschen sich benehmen, ist nur der Einen oder Andern Art. Ich bin ein Wanderer, ich verachte Jeden, der sich nicht auch Wanderer nennt, gründet. Da will einer meine Freunde, als sie bei ihrer Ankunft Musik machten, mit Schlägen empfangen, weil sie nicht wie andere Leute Klingen zum Aufhängen vor sich haben. Solche Flegelhaften verachte, ihren Wanderkittel und ihr Bündel ja lieber verbrenne meine, und bin es mir auch mit einem langen Spießstock statt Degen, und Hirtenhut statt Hut, und Ranzen statt Bündel, und Pantoffeln statt Stiefeln, so ziehe ich doch so erbärmlich, so rasch und so wie weltgewandte Jünglinge mit allen Ehren auf und Niemand, der mir begegnet, sieht, daß ich ein Jude bin! Niemand, der mich anredet, daß ich nicht ein Christ bin! Niemand, der mir Ehrenbezeugungen, wie sie Christen gegen Christen machen, macht, daß ich nicht ein Christ bin!

Ich wandere lange Meilen meinen mir viele Wirthshäuser, damit ich mir Niemand einen Vorwurfen, mir ungefällig gewesen zu sein und Niemand mich anders habe nennen hören, als mich und mir gesagt, daß ich ein braver, lieber Herr sei.

Ein reicher jüdiſcher Seidenfabrikant in Berlin, Namens Bernard, hatte nämlich Mendelsſohn als Lehrer ſeiner Kinder unter annehmlichen Bedingungen in ſein Haus genommen, und hier war es auch, wo der junge Mann zuerſt, ermuntert durch Leſſing, der 1754 nach Berlin kam und durch Gumpertz auf ihn aufmerkſam gemacht ward, als Schriftſteller in deutſcher Sprache auftrat und ſeine bekannten Briefe über die Empfindungen herausgab, denen bald eine Ueberſetzung von J. J. Rouſſeau's Urſprung der Verſchiedenheit unter den Menſchen, folgte. Wie man ſagt, war Mendelsſohn's Geſchicklichkeit im Schachſpiel erſter Grund zu ſeiner nähern Verbindung mit Leſſing. Gumpertz hatte nämlich dem Philoſophen von des jungen Juden Meiſterſchaft in dieſem geiſtreichen Spiele erzählt; Leſſing wurde neugierig und da er bei einmal gemachter Bekanntſchaft mit Mendelsſohn die Tiefe ſeines Geiſtes kennen lernte, und ſein raſtloſes Streben ſah, weiter zu kommen, ſo intereſſirte er ſich ſo ſehr für ihn, daß er ihm ſogar ſelbſt einigen Unterricht im Griechiſchen ertheilte, und mit ihm zuſammen die Werke Plato's las.

So viel iſt gewiß, daß Leſſing den Briefen über die Empfindungen, die ihm Mendelsſohn im Manuſcript mittheilte, ſeinen ganzen Beifall zollte und dem jungen Autor, den Schüchternheit und beſcheidenes Mißtrauen in ſeine Kräfte immer noch abhielt, damit öffentlich aufzutreten, die Freude machte, ſie öffentlich drucken zu laſſen, nachdem er ſelbſt noch hin und wieder einiges darin gebeſſert hatte. Zwar hatte Dübos früher ſchon ſeine Réflexions critiques sur la Poësie et la Peinture, herausgegeben und nach ihm Bataur, in Deutſchland aber zuerſt Baumgarten, in Wolff's Art und Weiſe die Philoſophie der ſchönen Wiſſenſchaften, unter dem Namen Aeſthetik, bearbeitet, allein weder Wolff's noch Baumgarten's Styl war einladend. Dahingegen wußte Mendelsſohn in ſeiner Abhandlung dieſen Fehler, an welchen damals noch faſt die ganze deutſche Literatur krankte, das Schwerfällige, Scholaſtiſche und Pedantiſche nämlich, glücklich zu vermeiden, und der Scharfſinn, mit welchem er den Grund und Urſprung angenehmer und unangenehmer Empfindungen im Gebiete der Aeſthetik unterſuchte und das, was ſie vervollkommte, auseinanderſetzte iſt der größten Anerkennung werth. Nach

ihm ſind die Künſte zwar eine Nachahmung der Natur, aber dieſe Natur bleibt immer, in all' ihren Nuancirungen dieſelbe, obſchon der Beſchauer gewöhnlich in ſeiner Phantaſie einige Vorliebe für dieſe oder jene Eigenthümlichkeit des Künſtlers mitbringt und eben ſo oft dieſer oder jener Art, zum Ziele zu gelangen, den Vorzug giebt. Dieſe Grund-Idee war allerdings nicht ganz neu, indeß ihre Entwickelung und Aufhellung war doch, und die Klarheit, Feinheit und der Geſchmack, mit welcher Mendelsſohn dies alles ausführte, damals in Deutſchland noch völlig unbekannt. Man hing zu jener Zeit noch ganz an der mathematiſchen Methode, welche Wolff ſelbſt in Darſtellung von Sachen des Geſchmacks anwendete, und die Sucht, die gezierte Geſuchtheit einiger franzöſiſchen Schriftſteller nachzuahmen, machte die Sache vollends unangenehm. Daß dieſer innere Widerſpruch dieſe ſeltſame Miſchung von Ernſt und ſchwerfälliger Leichtigkeit der Aufnahme der Literatur nicht dienlich ſeyn konnte, läßt ſich denken. Leſſing war es zuerſt, der dieſe Mängel durchſchaute, und im Verein mit Abbt und Nikolai, ſeinen Freunden, der Sache abzuhelfen beſchloß. Seine Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften, noch mehr aber, die Literatur Briefe, die während der Jahre 1761 — 65 erſchienen, machten ungeheures Aufſehen und gaben zuerſt Veranlaſſung, daß Deutſchlands Sprache und Literatur einen andern beſſern Charakter annahm. Mendelsſohn's Beihülfe bei dieſen Unternehmungen war bedeutend, und man hat nichts dabei zu bedauern, als daß die ungemeine Vorliebe, welche Friedrich II. für die franzöſiſche Literatur hegte, und die ihn gewiſſermaßen ungerecht gegen die Sprache und Gelehrſamkeit ſeines Landes machte, in der Nation und ihren ausgezeichnetſten Geiſtern eine Oppoſition eben gegen jene von Friedrich ſo vorgezogene Literatur erweckte, die der allſeitigen Ausbildung der eigenen ſchädlich war. Indeß fiel Mendelsſohn nicht ganz in dieſen Fehler, und es iſt gewiß, daß er ſeine Kinder in der Folge ſelbſt auf das Studium dieſer unbillig verworfenen Literatur aufmerkſam machte.

Die allgemeine deutſche Bibliothek, welche Nikolai im Jahre 1765 begann, und die ſich bis 1792 erhielt, zählte Mendelsſohn zu ihren vorzüglichſten Mitarbeitern; doch waren ſeine Hauptbeſtrebungen immer der Philoſo-

phie zugewendet. Schon 1755 gab er mit Leſſing zuſammen, die kleine Schrift: Pope, der Metaphyſiker, heraus, und 1771 gewann er den, von der Berliner Akademie im Jahr 1761 ausgeſetzten Preis auf die beſte Löſung einer über dieſe abſtrackte Wiſſenſchaft aufgeworfene Frage, worauf denn auch Sulzer und Merian in der Akademie den Antrag machten, Mendelsſohn zum Mitglied aufzunehmen; ein Antrag der ſogleich von Lagrange unterſtützt und bald von allen Akademikern angenommen, jedoch vom König, dem die Liſten der zu ernennenden Mitglieder vorgelegt werden mußten, nicht beſtätigt wurde, da Friedrich, obſchon ſonſt groß und vorurtheilsfrei, doch hierin ſich einmal anders bewieß, und keinen Juden in ſeiner Akademie wiſſen wollte. Als man Mendelsſohn dieſe unglückliche königliche Entſcheidung meldete, erwiderte er ruhig: „Es würde mich nur dann betrüben, wenn mich die Mitglieder der Akademie als unwürdig verworfen hätten.“ Ungeſtört fuhr er fort, neben ſeinem Berufsgeſchäft (Bernard hatte ihn nach und nach zum Commis, dann zum Factor, endlich zum Theilnehmer in ſeiner Seidenmanufactur gemacht, und Mendelsſohn's bürgerliche Lage war dadurch zu einer Art behaglichen Wohlſtandes gediehen) dem Studium ſeiner Lieblingswiſſenſchaft obzuliegen und der dem Judaismus häufig gemachte Vorwurf, als zeige ſeine Lehre zu wenig auf eine Fortdauer nach dem Tode hin, brachte den Philoſophen darauf, ſeine Gedanken immer mehr auf Exiſtenz Gottes nnd die Unſterblichkeit der Seele zu richten. So erſchien 1767 ſein Phädon, dieſes berühmte Werk, das faſt in alle Sprachen Europa's überſetzt wurde, und überall, vornehmlich in Deutſchland, wo das große Thema über das Daſeyn Gottes und die Fortdauer der Seele nach dem Tode noch nie mit ſolcher Feinheit, Stärke und ſiegender Kraft wie hier behandelt worden war, die glänzendſte und gebührendſte Aufnahme fand. Platon's bekanntes Geſpräch über denſelben Gegenſtand hatte dieſem tiefſinnigen Werke zum Muſter gedient. Die Einleitung enthält das Leben des Sokrates. In dem erſten Geſpräch entwickelt der Verfaſſer die Philoſophie der Griechen, wobei er die ganze Schärfe ſeiner Dialectik anwendete, ſeinen Helden (Sokrates) als einen in die geheimſten Geheimniſſe der Pythagoräer Eingeweihten darzuſtellen. Seinen Gründen für das Daſeyn

Gottes fügt er das Beste was Wolff und Leibnitz in dieser Hinsicht schon gesagt hatten, hinzu, und, um die Unsterblichkeit der Seele zu beweisen, stellt er das Axiom auf, daß, da die Seele eine ursprüngliche Kraft sey, es auch unmöglich wäre, daß sie sich jemals in Nichts auflöse. Ob nun gleich nicht alle in diesem Werke aufgeführten Beweise die Probe einer strengen Untersuchung bestehen, so ist doch allgemein anerkannt, daß das, was Mendelssohn über die Fortdauer nach dem Tode, über die Uebereinstimmung moralischer Wahrheiten, und vornehmlich über die Entwickelung unserer Pflichten und Rechte sagt, mit jener Schärfe und schlagenden Beredtsamkeit ausgeführt ist, die eine solche Untersuchung erfordert.

Der Ruf, welchen der Phädon übrigens seinem Verfasser erwarb, war so groß, daß fortan fast kein bedeutender Fremder mehr durch Berlin ging, ohne Mendelssohn's Bekanntschaft zu suchen. Auch Lavater gab auf einer seiner Physionomischen Reisen dieser Neugier nach, und erstaunte nicht wenig, als er den hochgeehrten Denker und Weisen in dem Magazin des Fabrikanten Bernard fand, eben beschäftigt, einigen Arbeitern Seide zuzuwiegen. Ohne sich stören zu lassen, empfing ihn Mendelssohn mit der größten Artigkeit, und Lavater, der nicht gern eine Gelegenheit vorübergehen ließ, die sich seinem Beobachtungseifer bot, benutzte sogleich, als beide endlich allein waren, den Augenblick, mit dem jüdischen Weltweisen ein Gespräch über Glaubenssätze anzuknüpfen. Gegen sein Erwarten, fand er hier, daß Mendelssohn eine tiefe Hochachtung für den moralischen Charakter von Christus hegte; und da ihm dies nun als ein für sein Vorhaben sehr günstiges Zeichen erschien, er auch damals gerade sich mit der Uebersetzung von Bonnet's Palingénésie beschäftigte, in welche bekanntlich der Genfer Philosoph eine evangelische Erklärung der Grundzüge der christlichen Religion eingewebt hatte, so widmete er, als bald darauf dies Werk von ihm erschien (1769) dasselbe mit einer Vorrede Mendelssohn, in welcher er ihn öffentlich beschwor, entweder die in demselben enthaltenen Wahrheiten zu widerlegen, oder das zu thun, was Sokrates in dem Falle, wenn er sie hätte anerkennen müssen, gethan haben würde, die Religion seiner Väter nämlich zu verlassen. Diese, im Ganzen zwar

gutgemeinte, aber unzarte Aufforderung, lehnte jedoch Mendelsſohn wiederum in einem öffentlichen Schreiben, von dem Mirabeau in ſeinem Werkchen über: Moſes Mendelsſohn, einen Auszug gegeben hat — eben ſo beſonnen, als mit der größten Schonung und Sanftmuth ab, und ſagte noch in einem beſondern Briefe an Lavater: daß wie nach den Grundlehren des Judenthums das Moſaiſche Geſetz ein Erbtheil des Stammes Jacob ſey, auch andere Völker verſucht hätten, den Geſetzen der Natur und ihrer Väter zu folgen, und diejenigen, welche ſolchen Lehren treu blieben, ſelbſt von Fremden als ehrenwerth und brav erkannt worden wären, ſo würde nie ein Jude ſich das Recht anmaßen, jene zu bekehren u. ſ. f.

Dieſe geſchickte Art, den Streit abzulehnen, machte auf das Publicum und ſelbſt auf Bonnet ſo großen Eindruck, daß Lavater nicht umhin konnte, ſich ſeiner Uebereilung wegen öffentlich gegen Mendelsſohn zu entſchuldigen, der von dieſem Augenblick an ſich ganz dem Unternehmen zu widmen ſchien, ſeine Glaubensgenoſſen aus der geiſtigen Nacht, in welcher ſie ſo tief befangen waren, zu ziehen, und ſie in Hinſicht innerer Bildung den Chriſten ſo ähnlich wie möglich zu machen, ohne daß ſie deswegen zur neuen Lehre überzutreten nöthig hätten. Auf Einladung der preußiſchen Regierung, gab er im Jahr 1778 im Verein mit dem Ober-Rabbiner in Berlin, das Geſetz nach den jüdiſchen Glaubensregeln und kirchlichen Gebräuchen heraus, in welchem vorzüglich alles, was auf Verheirathungen u. d. gl. Bezug hat, feſtgeſtellt iſt, und bald darauf, was noch wichtiger war, eine deutſche Bibel-Ueberſetzung, damit nicht allein das jüdiſch-polniſche Kauderwelſch, welches, bisher unter ſeinem Volke herrſchend, verdrängt, ſondern auch der Sinn der heiligen Bücher ſelbſt ungetrübter den Augen Aller ſich zeige. Damit aber auch jeder Jude, vornehmlich die geringeren, ſchlecht unterrichteten Claſſen, dieſe neue Bibel-Ausgabe zu leſen im Stande ſey, ließ er den Text, den er theils mit eigenen, theils mit den anerkannt beſten fremden Erläuterungen und Notizen zu beſſerer Verſtändigung verſah, mit hebräiſchen Lettern drucken. Später gab er auf gleiche Art die Pſalmen heraus, wobei er beſonders befliſſen war, die Kraft und Schönheit der orientaliſchen Poeſie in's Licht zu ſetzen und den Einwürfen zu begegnen, den man vielleicht über einige von ihm

verſuchte Erläuterungen verſchiedener Stellen machen konnte.

Dieſe nützliche Thätigkeit Mendelsſohn's wurde durch verſchiedene zufällige Umſtände ſehr begünſtigt. Durch den ſiebenjährigen Krieg, während deſſen Dauer Friedrich II. häufig jüdiſche Geldwechſel brauchte, war eben in dieſer Claſſe ein großer Wohlſtand verbreitet worden, und manche einzelne dieſer Banquierhäuſer hatten höchſt bedeutende Reichthümer zuſammengeſcharrt. Um nun das in ihren Händen befindliche Capital dem Staate und dem Allgemeinen ſo viel wie möglich nützlich zu machen, feuerte der König, durch Ertheilung von Privilegien u. d. gl. dieſe Leute an, Fabriken anzulegen, zu bauen u. ſ. f. und hierdurch geſchah es, daß die ſonſt noch immer, in allem was nicht Handel und Wandel betraf, mit der übrigen gebildeten Welt in wenig Berührung ſtehenden Juden, mit Künſtlern und Gelehrten in Verbindung geriethen, wodurch denn natürlich ein anderer Tact gleichſam in das innere Leben dieſer bisher blos reichen Menſchen kam. Mendelsſohn benutzte dies auf die edelſte Art. Einſt Erzieher der Kinder eines der reichſten dieſer jüdiſchen Kaufleute, jetzt deſſen Gehülfe und Genoſſe im Geſchäft, und daher ſchon nicht ohne Einfluß auf die Uebrigen, ſuchte er ſie dahin zu bringen, ſich thätig für alle diejenigen ihrer Glaubensgenoſſen zu verwenden, die Kraft und Helle des Geiſtes genug hatten, dem von den Rabbinern dem Volke bisher aufgelegten Geiſteszwange ſich zu entziehen, und ſeiner Anregung iſt es zu danken, daß im Jahr 1778 der reiche jüdiſche Banquier Itzig in Berlin den Entſchluß faßte und ausführte, eine Freiſchule für arme Judenkinder zu gründen. Itzig's älteſter Sohn und der Mann ſeiner Tochter, David Friedländer, unterzogen ſich der Ausführung dieſes löblichen Vorhabens. Eine eigene Buchdruckerei wurde angelegt, und bei den Zöglingen beſonders auf die Erlernung neuer Sprachen und Kenntniſſe geſehen; auch gedieh das Ganze ſo ſegenreich, daß in dem Zeitraum von zehn Jahren fünf- bis ſechshundert junge Leute hier gebildet wurden, die ſich nachher faſt über ganz Europa verbreiteten. Auch verſuchte man, leider! jedoch oft umſonſt, da der Zunftgeiſt hier häufig unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg warf, junge

Juden bei Künſtlern und Handwerkern in die Lehre zu bringen, um die Aermeren des iſrealitiſchen Volkes möglichſt dem Geiſt und Moralität tödtenden Schacher, als ihrer bisher faſt einzigen Lebensquelle, zu entziehen, und — was im Ganzen beſſer gelang — der Unduldſamkeit und dem Zeloteneifer der Rabbiner Schranken zu ſetzen.

Faſt alles, was damals unter den Juden Geſchmack und Sinn für höhere, geiſtige Ausbildung hatte, oder in irgend einem Fache ſich bereits auszeichnete, ſchloß ſich innig an Mendelsſohn, gleich wie an einem Mittelpunct an, und half ihm auf eine oder die andere Art in ſeinem Werke, die Stammgenoſſen auf höhere Culturſtufe zu heben. So ſtrebte Waſſely, im Hebräiſchen die höhere Poeſie wieder zu beleben; A. Wolff, J. Swa, L. Ben-David Ensheim Maimon u. a., zeichneten ſich in der Mathematik und Philoſophie aus, Bloch, Hirſchel und Herz in der Medizin, und noch lebt zu Prag als Mitdirector des öffentlichen Unterrichts M. H. Homberg, der einſt gleichfalls in jenem ehrenden Kreiſe ſtand.

Dieſes geiſtige Erwachen eines bis dahin in Starrheit und Unwiſſenheit verſunkenen Volkes beſchränkte ſich aber nicht blos auf die Hauptſtadt Preußens; während Mendelsſohn's Freund, David Friedländer, im Anfang der achtziger Jahre Elementarbücher der Sittenlehre für die Jugend ſeines Volkes ſchrieb und Gebetbücher überſetzte, errichtete J. Euchal, unterſtützt von dem Hauſe, in welchem er früher Hofmeiſter war, in Königsberg in Preußen, unter dem Namen „Geſellſchaft der Freunde der Tugend und des Guten", einen literariſchen Verein, der zugleich in deutſcher und hebräiſcher Sprache eine Zeitſchrift heraus gab, die den Titel „der Sammler" führte und die ſchriftſtelleriſchen Verſuche und Ueberſetzungen derer aus dem jüdiſchen Volke enthielt, die ſich durch ihre Kenntniſſe, ihrer Sprachkunde oder ihren Geiſt auszeichneten.

Auch an dieſem Unternehmen hatte Mendelsſohn viel Antheil, und die erwähnten Beſtrebungen wurden durch das Erſcheinen von Dohm's bekanntem Werke über die bürgerliche Verbeſſerung der Juden (1781), in welchem der Verfaſſer mit Geiſt und Umſicht die Sache

dieſes gedrückten Volkes führte und ſo zu ſagen zu allem, was nachher in dieſer Hinſicht geſchah, den Anſtoß gab, noch mehr begünſtigt.

Ein Jahr ſpäter gab Mendelsſohn ſeine Ueberſetzung des Werkes von Manaſſa Ben-Israel, über die Befreiung der Juden heraus. Dieſer Rabbiner war von ſeinen Glaubensgenoſſen in Amſterdam einſt an Cromwell geſendet worden, um mit dieſem wegen Gründung einer jüdiſchen Colonie in England zu unterhandeln, denn ſchon damals fühlte man das, was jetzt Noth that, wo man anfing einzuſehen, daß an keine Verbeſſerung des religiöſen und moraliſchen Zuſtandes dieſes Volkes zu denken ſey, ſo lange man ihnen nicht wenigſtens ſoviel bürgerliche Freiheit geſtatte, um etwas anderes, als die bisherige einzige ihnen noch vergönnte Beſchäftigung zu treiben. Gegen dieſes nicht mehr als rechte und billige Verlangen, das Mendelsſohn, als Denker und vorurtheilsfreier Menſch allein ſchon nach Kräften unterſtützte, erhob ſich indeß, wie man leicht denken kann, die Stimme der Befangenheit, des Eigennutzes, des alt eingewurzelten Haſſes und des ungerechteſten Vorurtheils, von allen Seiten und vielfach verſuchte man darzuthun, die moſaiſche Religion ſey durchaus mit den Pflichten, ſo einem Bürger unſerer Staaten oblägen, unvereinbar. Dieſe in Wahrheit auch nicht gegründete Behauptung zu widerlegen, wandte Mendelsſohn alles mögliche an; und da der zu ſeiner Zeit in Berlin ziemlich bekannte Kriegsrath Kranz, in Verbindung mit einem gewiſſen Paſtor Mörſchel, im Jahre 1782, eine heftige und höchſt intolerante Schrift gegen die Juden herausgab, die den Titel: „Unterſuchung des Lichts und der Wahrheit" führte, ſo ließ das Jahr darauf, Mendelsſohn ſein Werk „Jeruſalem," oder über religiöſe Macht und Judenthum erſcheinen, das unter den Chriſten ſowohl, wie unter ſeinen eigenen Glaubensgenoſſen viel Aufſehen erregte, da weder die Rabbiner, noch diejenigen, welche nur ſtets an eine Bekehrung der Juden dachten, mit den hier vom Vf. aufgeſtellten Lehren, die Mendelsſohn jedoch mit der ganzen Kraft ſeines Geiſtes, ſeiner ſiegenden Logik und gewinnendem Styl unterſtützte und zu behaupten wußte — glaubten zufrieden ſeyn zu dürfen, obſchon der Philoſoph in dieſer Abhandlung eigent-

lich nichts anderes ſagte, als was ſeitdem von allen Aufgeklärten und Vorurtheilsfreien, als unumſtößlich und wahr anerkannt worden iſt, daß nämlich nach vernünftigen Grundſätzen die Verſchiedenheit des Glaubens keinen rechtlichen Vorwand geben könne, irgend Jemand von Betreibung allgemeiner bürgerlicher Geſchäfte auszuſchließen, und daß das reine moſaiſche Geſetz keineswegs, wie man behaupte, Geiſt und Gewiſſen in hemmende Feſſeln ſchlage.

Schon ſehr ſchwach und oft durch immer zunehmende Kränklichkeit von ernſten und anſtrengenden Arbeiten abgehalten, gab er doch noch im Jahr 1785 ſeine „Morgenſtunden", heraus, ein Buch, in welchem er für die, ſo ihm näher ſtanden, die Beweiſe über das Daſeyn Gottes und die Auseinanderſetzung der verſchiedenen Syſteme der Idealiſten, der Sceptiker, Spinoziſten u. ſ. f. vortrug, deſſen 2ter Band jedoch nicht erſchien, da der Tod ihn vor der Vollendung deſſelben überraſchte.

Ungefähr um dieſelbe Zeit, als der erſte Band der Morgenſtunden in's Publicum kam, ſtarb Leſſing und da Jacobi mit der Behauptung hervortrat, nach allem was ihm kund geworden, ſey Leſſing im Spinozismus geſtorben, ſo glaubte Mendelsſohn, es der Aſche ſeines Freundes ſchuldig zu ſeyn, das Andenken deſſelben gegen dieſen Vorwurf in Schutz nehmen zu müſſen. Er ſchrieb deswegen an Jacobi einen Brief, der bald darauf auch öffentlich erſchien, von dem Empfänger indeß keineswegs gut aufgenommen und durch Bekanntmachung früherer Schreiben über dieſen Punct erwidert wurde, was Mendelsſohn viel Kummer und Verdruß machte. Da nun zu dieſem allen noch eine leichte Erkältung hinzukam, ſo konnte der längſt durch angeſtrengte Geiſtesarbeiten und frühe Kränklichkeit geſchwächte Mann, der in der letzten Zeit ſeines Lebens ſo reizbar war, daß die geringſten Erſchütterungen ihm Ohnmachten zuzogen, nicht länger widerſtehen, und es war am 4. Januar 1786 (dem Todesjahre von Preußens großem König) daß er ſeine Augen dem irdiſchen Lichte ſchloß.

Für alle Israeliten Berlins war aber dieſer Tag ein Tag der Trauer, und, wie ſie nur zu thun pflegen, wenn ihr erſter Rabbiner ſtirbt, hielten ſie alle, unverabredet, ihre Läden zu, und alle Geſchäfte ruhten.

Digitized by Google

Von Wuchs war Mendelsſohn nur klein und bukkelig, aber ſein Geſicht war voller Ausdruck und Lebhaftigkeit, und in ſeinen ſchwarzen Augen und auf ſeiner erhabenen Stirn ſpiegelte ſich der Geiſt, der ihn belebte. Nach dem Gebrauch der Juden ſeiner Zeit, trug er einen kleinen, zugeſtutzten Bart um's Kinn. In ſeinem Benehmen miſchte ſich auf's glücklichſte die Einfachheit alter patriarchaliſcher Sitte, mit der geſchliffenen Zierlichkeit und — möchte man ſagen — mit dem Atticismus, den ihm ſein eifriges Studium der Griechen erworben hätte. Beſcheiden bis zur Schüchternheit wußte er dennoch die ihn belebenden Gefühle und Gedanken mit der größten Freimüthigkeit und Feinheit auszudrücken, und durch ſeine ruhige Haltung und Würde übte er auf alle ihn Umgebende eine eben ſo dauernde als milde Herrſchaft aus. Dem ihn inwohnenden Hang zur Satyre ließ er nur ſelten den Zügel ſchießen, und ſelbſt, wenn er manchmal in dieſem Punct ſeiner Laune nachgab, ſo milderte doch die Zartheit, mit welcher er alles vorzutragen wußte, auch hier den leicht verwundenden Stachel. Von Jugend auf fromm und religiös geſinnt, war er ſtets auch in Kleinigkeiten den Geſetzen und Glaubensvorſchriften ſeines Volkes treu und dabei von der wärmſten und reinſten Menſchenliebe beſeelt. Als ein Schüler der Wolff- und Baumgärtner'ſchen Philoſophie, deren mathematiſche Definitionsmethode und Gründlichkeit er ſich angeeignet hatte, neigte er ſich in ſofern zum Electicismus, daß er aus allen Syſtemen das, was ihm am beſten ſchien, ſich herushob, was er dann, Kraft ſeines guten und feinen Geſchmacks, mit allem Schimmer der Zierlichkeit und Leichtigkeit umkleidete. Bei den tiefſinnigſten metaphyſiſchen Unterſuchungen ſtand ihm gewiſſermaßen immerwährend Platon's Grazie zur Seite und Leſſing's Kritik, die ſeinem Styl zum Muſter diente, machte ihn, den unter dem abſcheulichen Jargon gemeiner Juden Aufgewachſenen, zum claſſiſchen Vorbild eines correcten, ſprachharmoniſchen Schriftſtellers, ſo daß er in Wahrheit einer von Jenen war, deren gereinigte, leichte, treffende und elegante Schreibart die deutſche Literatur und Sprache zuerſt auf den Punct hob, auf welchem ſie ſeitdem ſo ehrenvoll, ſelbſt vom Auslande anerkannt, daſteht. Der Vorwurf,

Digitized by Google

welchen man ihm zuweilen gemacht hat, als lege er mitunter zuviel Werth und Gewicht auf den Ausdruck, und hänge da noch am Wort, wo schon die allgemeine Meinung nicht mehr zwiespältig sey; dieser Vorwurf verschwindet, selbst, wo er sich allenfalls begründen läßt, gegen die hohe Achtbarkeit, die nie ihm erlaubte, selbst dann, wenn er am begeistertsten die Freiheit der Meinung vertheidigte, auch nur mit einer Sylbe die Ehrwürdigkeit von Lehrsätzen anzugreifen, die sich auf sittliche Wahrheiten stützen. Die eigenthümliche Stellung, welche ihn sein Geschick in der Welt angewiesen hatte, zwang ihm, gleichsam in der Mitte sich befindend, zwischen der Intoleranz der Juden und der Christen, zugleich den Glaubensdruck der Rabbiner und den Bekehrungseifer der Christen in Schranken zu halten, und obschon er nicht, wie Viele, glaubte, daß mit Annahme dieser oder jener Lehrsätze alsbald die Tugend auch nothwendig folge, so war er doch zugleich auch kein Freund der weit ausgreifenden, alles bezweifelnden und allen Glauben verwerfenden Philosophie seiner Tage. Der Gedanke, einst bei'm Scheiden die große Masse seines Volkes, ohne Führer, ohne Leiter auf der Bahn des Lichts, in Unwissenheit und moralischer Entwürdigung zu lassen, erfüllte oft seine edle Seele mit tiefem Schmerz, und er that und beobachtete deswegen alles, was in seinen Kräften stand, durch Beispiel und Sorge für Erziehung die Unglücklichen zu heben und ihnen, so viel sich thun ließ, wenigstens den Wunsch und das Streben einzuhauchen, einst diejenige bürgerliche Freiheit sich zu verdienen, ohne deren Besitz keine wahre, geistige Ausbildung möglich ist. Dieses Streben und Ringen eines seit so vielen Jahrhunderten schmählich unterdrückten Volkes nach bürgerlicher, gesetzmäßiger Freiheit dauert noch fort, und es mag weder unserer Zeit, noch den großen erschütternden Begebenheiten, welche sich in ihr zutrugen, zum Lobe angerechnet werden, daß der Genius des Rechts und der Menschlichkeit diesen Sieg noch nicht zu erfechten vermochte; indeß kann man Mendelssohn es doch zuerst mit verdanken, daß die trennende Kluft, welche sonst Christen und Juden von einander schied, nicht mehr so weit und schroff ist, wie ehedem, und daß der finstere Haß, welcher sich einst in allgemeiner Verachtung aller vom Stamme

Abendlied Gutenbergens und besonders Faustlesungen. Dem gemeinen Volk, das seinen Wissen haben will, ist es nicht zu verdenken, wenn es sich an Geschichten hält, worin ganz Alltagsleut in die Hexerei und Teufelei geraten, und seinen Lachgeist gegen den Teufelsbesitz von Faust wenden kann. Aber auch gebildete Leute, selbst solche, die nicht an Hexen und Teufel glauben, empfinden Schauder erregende Elemente, die sich auch bei dem Gedanken an Faust einstellen, und wollen sie nicht missen. Ich selber, der ich weder noch sehr in mich gekehrt bin, noch zu grauen, wenn nach Nacht Geister, gespenstige Bestien schleichen und plagen Hexen, habe die Lust doch auch immer noch so ungeschwächt und unbefriedigt, daß ich mich gerne in Faust hinein lese, wenn man den Stoff von der Verlegenheit, einen Faust für neuen machen, hat, sieht sich es voll und von seltsam Neuem, einen ungeheuren Vorrat von Erscheinungen, wenn unter Verwandtes alles hat, was Lust, bei Faust bis Gretchen, Lust und Leid, Lust und Qual, Lust und Grauen, Lust und Schauder, Lust und Ekel, Lust und Verdammnis beisammen ist. Wenn Johannes Scherr, dessen Geschichten, seine Romane, so vortrefflich sind in ihrer Lust und ewiger Unterhaltung auf eine Weise sich zu einem Faust verhalten, daß sie nicht Faust sind, aber auch nicht wie die Romane von Auerbach, Gutzkow, Freytag, Keller einen Vergleich gestatten, der zu Ungunsten Scherrs gereichte, so will man auch von Scherr einen wahren neuen Faust gelesen haben. Es wäre Unrecht, wenn Scherr sich nicht an Faust machte, wenn er nicht, wie Goethe, Lenau, Julius Mosen, Grabbe, Heine, Immermann, Klinger, Maler Müller, Pfizer, Schlegel, Schubart, Wieland, Zschokke, Zschokke, Zschokke

an Friedrich Schlegel verheirathet, mit diesem zum Katholicismus übertrat. Die dritte, unverehligt bleibend, widmete sich dem Geschäft der Erziehung.

Die zahlreichen Schriften Mendelssohns finden sich in Meusel's gelehrtem Deutschland verzeichnet, hier gedenken wir nur in kurzer Uebersicht der vorzüglichsten derselben: 1) der moralische Prediger (Kochelet Mussor), ein Wochenblatt, welches Mendelssohn im Verein mit einem jungen Glaubensgenossen 1750 in Quart, herausgab, von dem aber nur wenige Blätter erschienen sind, da die Orthodoxen und Rabbiner seines Volks einen gewaltigen Lärm darüber erhoben. 2) Briefe über die Empfindungen (Berlin 1755 in 8. Neue Ausgabe, ebendaselbst, 1764). Sie wurden verschiedentlich in's Französische und Holländische übersetzt. 3) Brief an Lavater (1770). Unter dem Titel: Lettres juives, du célèbre Moses Mendelssohn, wurde dies Schreiben mit Bemerkungen und Antworten von Kölbeln in's Französische (1771 Frankfurt a. M.) und 1778 zu Utrecht, in's Holländische, übersetzt. 4) Milloth Higgaion (hebräisch geschrieben); dies ist eine Ausgabe der Logik des Moses Maimonides, die Mendelssohn durch Beimischung einiger Lehrsätze von Wolff bestimmter und klarer hier zu machen sucht. Das Manuscript gab Mendelssohn an einen armen Rabbiner aus Jerusalem, mit Namen Samson Kalir, der es darauf 1761 unter seinem Namen in Frankfurt drucken ließ. Die zweite Auflage davon erschien 1785 in Berlin, besorgt von Baruch-Löve-Levy, die dritte, von Aaron Zacharias aus Jaruslav herausgegebene, trägt auf den Titel den wahren Namen ihres Verfassers und ist noch mit einer Vorrede von demselben versehen, und die vierte endlich, gleichfalls in Berlin herausgekommene (1793) ist durch den Rabbi Isaak Levy aus Sattanov besorgt. 5) Die philosophischen Werke, 2 Bde. 8. erschienen in Berlin 1761, 1771 und 1777, und enthalten die Briefe über die Empfindungen, philosophische Unterhaltungen und einige früher in verschiedenen periodischen Blättern abgedruckte Denkwürdigkeiten (Mémoires). Das Ganze wurde in's Holländische, Lateinische und Italienische übersetzt. 6) Phädon, oder über die Unsterblichkeit der Seele, in drei Gesprächen. Dies große Werk kam in Berlin zu-

erſt 1767, dann ſchon in neuen Auflagen 1768 und 1769 heraus, ferner im Jahr 1776. Die fünfte ſpäter erſchienene Auflage iſt mit einer Vorrede von Mendelsſohn's Freund, David Friedländer, verſehen, und die ſechste im Jahr 1820 herausgekommen. Ueberſetzt wurde es in's Holländiſche, Franzöſiſche (2mal) in's Ruſſiſche, Ungariſche, Däniſche und Engliſche. 7) Notizen zu einem Schreiben über die vorgeblichen Wunderthaten Schröpfer's. Dies wurde zuerſt im erſten Hefte der allg. Bibliothek p. 177. u. f. abgedruckt und nachher noch verſchiedene Male beſonders ausgegeben. 8) Ritual-Geſetze der Juden, enthaltend Beſtimmungen über Erbfolge, Minderjährigkeit, Teſtamente, Verehelichungen, Rechte des Eigenthums u. ſ. w. ein Entwurf der auf Veranlaſſung und unter Mitwirkung des Ober-Landes-Rabbinen, Hirſchel Levin, entſtand, und zuerſt 1778, dann 1793 und 1799 in vierter Auflage erſchien (vergl. oberdeutſche allg. Litt. Zeitung. B. 3. p. 1 — 20). 9) Verſuch einer deutſchen Ueberſetzung der fünf Bücher Moſis (Göttingen 1778); desgl. mit hebräiſchen beigedrucktem Text und eben ſolchen Lettern, Berlin 1780 — 83, und mit einem Commentar in der Sprache der Rabbinen begleitet, vom Rabbi Salomon von Dubno. 10) Die Befreiung der Juden, überſetzt aus dem Engliſchen des Rabbi Manaſſe Ben Israel mit einem Vorwort von Mendelsſohn, als Anhang zu dem Werke des Hrn. v. Dohm über den bürgerlichen Zuſtand der Juden (Berlin 1782), erſchien noch in demſelben Jahr in holländiſcher Sprache zu Haag, und 1790 in Venedig, italieniſch. 11) Die Pſalmen, in deutſcher Ueberſetzung, Berlin 1783 und 1788. 8. Zwar hat man dieſer Uebertragung Ungenauigkeit vorgeworfen, indeß muß man doch bekennen, daß das Ganze nicht nur mit einer großen Kenntniß der lyriſchen Poeſie der Morgenländer, und mit tiefer Erfaſſung des Geiſtes der alten Sänger, ſondern auch mit Eleganz und bewunderungswürdiger Harmonie der Sprache abgefaßt iſt. 12) Morgenſtunden, oder Lehren über das Daſeyn Gottes, erſter Theil, Berlin 1785. Zweite Auflage 1786 (Vergl. J. H. Jacobi, Unterſuchung der Morgenſtunden und aller ſpeculativen Beweiſe über das Daſeyn Gottes. Leipzig 1786). Die

verschiedenen von Mendelssohn herausgegebenen Sachen bei Gelegenheit seines Streites mit Jacobi finden sich im allgemeinen Repertorium für Literatur von 1785 — 90. Endlich hat 13) Mendelssohn viele Auszüge und kritische Arbeiten drucken lassen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, in den Literatur-Briefen (hier unterzeichnete Mendelssohn seine Aufsätze gewöhnlich D. K. M. P. Z.) in der allg. deutsch. Bibliothek, in der berlinischen Monatsschrift, in Moriz psychologischem Magazin, in den historischen und kritischen Denkwürdigkeiten, in Engel's Philosophen für die Welt, und noch in manchen andern periodischen Schriften sich zerstreut finden. Ueber die Unsterblichkeit der Seele hat David Friedländer zum Gebrauch der höhern Classen in den jüdischen Schulen eine kleine Abhandlung herausgegeben, die alles, was sein Freund Mendelssohn im Phädon und andern Werken über diesen Gegenstand sagt, im Auszuge enthält.

Durch Tassart's Meißel, der die Büste des jüdischen Weltweisen für die Schule der Israeliten in Berlin ausarbeitete, sind die Züge des erhabenen Denkers der Nachwelt aufbewahrt und in Lavater's „Physiognomien" (T. IV. P. 587), findet man einen Kupferstich, Mendelssohn's Portrait darstellend, der jedoch an Richtigkeit dem von Bause, nach einem Gemälde von Graf gearbeitetem, nachsteht. Außerdem hat ihn noch der bekannte Medailleur Abramson in Berlin durch seine Stempel verewigt. Die Beschreibung mehrerer ihm von Privaten errichteten Denkmale (unter andern eines in Bayreuth) findet man in der Berliner Monatsschrift von 1787, auch hat im Märzheft 1786 dieser nämlichen Zeitschrift der General-Major von Scholten einen lesenswerthen Aufsatz über Mendelssohn einrücken lassen. In Frankreich bestrebte sich besonders Mirabeau den merkwürdigen Mann mittelst einer Schrift, die den Titel führte: „Sur Moses Mendelssohn" (Londres 1787. Bruxelles et Paris 1788 chez Buisson. 8.) mehr bekannt zu machen; auch ist diesem Werke noch eine Denkschrift über die politische Reform der Juden, nach Dohm, und über die im Jahr 1753 in England zu ihren Gunsten beabsichtigte Revolution angehängt. Eine Lebensbeschreibung Mendelssohn's in hebräischer Sprache, von Isaac Euchal, kam 1788 in Berlin 8.

heraus, und die von David Friedländer am Jahrestage ſeines Todes gehaltene Rede findet ſich in der deutſchen Monatsſchrift von 1791 (Monat März). Ein ſeit einigen Jahren in Berlin herauskommendes Journal, „Jedidja," hat mehrere gute, bisher zerſtreute oder noch nicht gedruckte kleine Aufſätze, theils von, theils über ihn geſammelt. Ein kurzer Lebensabriß von ihm iſt auch in „Baur's Leben denkwürdiger Menſchen" 3ter Band (Frankfurt a. M. 1819), enthalten. Die verſchiedenen Streitſchriften, welche bei Gelegenheit von Mendelsſohn's Entzweiung mit Lavater erſchienen, findet man in den Regiſtern der Jenaiſchen Literatur-Zeitung und andern ähnlichen kritiſchen Inſtituten verzeichnet.

Digitized by Google

von Parrot,

vorm. Kön. Würtembergischer Hofkammer = Berg = und Saline = Departements = Director.

Digitized by Google

von Parrot.

Dieſer, theoretiſch und praktiſch-kenntnißreiche Finanzmann wurde auch, wie ſo mancher gute Kopf, welcher ſonſt wohl dem Schlendrian überlaſſen geblieben wäre, zur lebhafteren, geiſtigeren Betriebſamkeit in der vormaligen Carlsakademie zu Stuttgart aufgeregt und gebildet. Den Cameralwiſſenſchaften ſich widmend, erhielt er in verſchiedenen Fächern 17 Preiſe. Seine auf Herzog Carls Befehl gedruckte Abhandlung: über Sully's Finanzſyſtem wurde von ihm im Dec. 1778 sine Praesidio öffentlich vertheidigt. Er wurde darauf am 14ten deſſelben Monats Chevalier des akädemiſchen Ordens. Am 14ten Decbr. 1779 hat ihn der Herzog Carl als Secretair bei der Regierung ſowohl, als bei der Finanzkammer im Fürſtenthum Mömpelgart, ſeinem Vaterlande, angeſtellt. Am 2. Octbr. 1783 wurde ihm die Stelle eines Directeur général des finances et domaines und eines wirklichen Regierungsraths in gedachtem Fürſtenthum ertheilt. Unter andern Beweiſen, wie er die dortige unordnungs- und ſchuldenvolle Verwaltung verbeſſert hat, iſt dieſer anzuführen, daß, als dieſes Fürſtenthum am 10. Octbr. 1793 von Frankreich in Beſitz genommen wurde — außer einigen Leibrenten mehr nicht als eine Capitalſchuld von 30,000 Livrs. abzutragen war. Das Land wurde zu einem franzöſiſchen Departement umgeſtaltet. Mehrere Anträge zu Anſtellungen wurden ihm im Jahr 1794 durch die Jacobiner gemacht. Er ſchlug ſie aus. Daher wurde er in die Liſte der Verdächtigen eingetragen, bald mit einer Contribution von

Digitized by Google

3000 Liv. belegt, nachher drei Tage nacheinander in einem 150 Stufen tiefen, seit mehr als 100 Jahren uneröffneten Gewölbe nach Salpeter zu graben genöthigt, später aber, als er die ihm angetragene Stelle eines Commissaire général des finances ablehnte als Verräther der Volksstimme erklärt und zur Hüthung der Ochsen der Republik während einer Decade verurtheilt.

Im Juni 1795 schickte ihn der Herzog von Würtemberg nach Basel mit diplomatischen Aufträgen. Die Jacobiner verweigerten ihm den Reisepaß. Mit Lebensgefahr umging er bei einem fürchterlichen Nachtregen die französischen Grenzposten, und nachdem er über 2 Stunden lang die naßen Fruchtfelder durchgewandert, kam er vor Basel an, wo er bis zum Thoraufschluß in Wind und Wetter harren mußte. Während seines 13 monatlichen Aufenthalts zu Basel, verfertigte er alle diplomatische und finanzielle Aufsätze, entdeckte die abscheulichen geheimen Unterhandlungen des verstorbenen Hofraths Kämpf mit Merlin de Thionville, wurde in dieser Angelegenheit mehrmalen nach Hohenheim berufen, und übergab dem Minister von Wöllwarth und Legationsrath Abel, die sich über Basel in's französische Hauptquartier verfügen sollten, mehrere Notizen, deren Befolgung die nachtheiligen Bestimmungen der geheimen Artikel des abgeschloßenen Vertrags beseitigt haben würde.

In der Zwischenzeit wollten die Jacobiner ihn als einen Emigrirten verurtheilen. Sein Vermögen litt durch diese Nachstellungen den empfindlichsten Schaden.

Am 12. Septbr. 1796 wurde er nach Stuttgart berufen, und verfertigte auf höchsten Befehl einen Aufsatz über den Vertrag von 1796.

Regierungsrath Frommann war im November des nämlichen Jahrs bei Stockach mit wichtigen Depeschen, die er den würtembergischen und Kreisgesandten nach Paris bringen sollte, arretirt worden. Niemand wollte es wagen, die Duplicate nach Paris zu überbringen; von Parrot übernahm es, reiste im December bei dem fürchterlichsten Schneegestöber, ging nach Mitternacht mit Postpferden von Engen, deren Hufe in Lumpen eingewickelt waren, am östereichischen Grenzposten zu Ilzingen

vorbei, erreichte glücklich Schafhausen, traf aber zu Baden die auf ihrer Rückreise begriffenen Gesandten.

Im Februar 1797 hat derselbe eine Abhandlung dem Druck übergeben, welche die Mittel anzeigt, wie die französische Kriegscontribution umgelegt, und einige staatswirthschaftliche Zweige im Herzogthum Würtemberg verbessert werden könnten.

Zu Anfang Juni 1797 wurde er nach Paris, wo der Legationsrath Abel sich bereits aufhielt, geschickt, nicht nur um das Nachtheilige des Vertrags von 1796 überhaupt, wo möglich, zu mindern, sondern auch die Privatentschädigungen des Herzogs, der Herzogin, der Staats- und Hofdiener ꝛc. die in diesem Vertrag ganz mit Stillschweigen übergangen worden waren, zu unterhandeln. Das französische Gouvernement gab die schriftliche Zusicherung, daß Schönthal und Comburg zu den projectirten Entschädigungen hinzugefügt werden sollten.

Zu Ende November wurde er zurückberufen, und mit Geheimerath von Mandelsloh und Regierungsrath Wekherlin nach Rastatt zum Congreß geschickt. Von seinen vielfältigen Geschäften will man blos anführen, daß er alles, was auf die Entschädigungen Bezug hatte, besorgt, eine Vereinigung mehrerer Gesandten zur Behauptung der Selbstständigkeit Deutschlands zu Stande gebracht, — den ausführlichen Inhalt der geheimen Conferenzen von Selz, einzig und allein aus der sichersten Quelle erfahren, sie dem Herzog zugeschickt, und auch demselben die erste Nachricht von Jourdan's Uebergang bei Kehl übermacht hat.

Nach der am 24. Juni 1798 geschehenen Zurückberufung der beiden andern Gesandten, blieb er allein in Rastatt und besorgte die Geschäfte bis zum 29. April 1799.

Mit einer eigentlichen Beschäftigung nicht beauftragt, übernahm er die ihm übertragene Stelle eines würtembergischen Stimmführers bei der Regierung in Oberfontheim, auch die Geschäfte eines dortigen Oberforstmeisters, und eines Oberamtmanns in Schmiedefeld. — Nebst der Führung seiner Amtsgeschäfte, hat er manche zweckmäßige Anstalten für die Erziehung der Jugend, für die Einführung der Futterkräuter, für eine bessere Forstwirthschaft in dieser rauhen Gegend getroffen, — ein

sehr beschwerendes französisches Cavallerie-Standquartier weggebracht — die Zurücknahme der vom schwäbischen Kreisconvent auf die Limpurgischen Besitzungen repartirten 80,000 Fl. bewirkt, auch zu Frankfurt eben diesen Besitzungen eine Erleichterung von mehreren 100,000 Fl. an der durch Moreau auf den fränkschen Kreis gelegten Contribution von 6 Millionen verschafft.

Im October 1801 wurde er mit dem Geheimenrath von Normann nach Paris geschickt, um die diplomatischen Verhältnisse zwischen Würtemberg und Frankreich wiederherzustellen und die Entschädigungen zu unterhandeln. So wenig der damalige Herzog bei der Beurlaubung dieser Abgeordneten zu irgend einem Gelingen Hoffnung bezeigte, so reichlich fielen doch diese Entschädigungen aus. Die öffentlich und heimlich in den Weg gelegten Hindernisse wurden besiegt, und in der nämlichen Nacht, in welcher der zwischen Frankreich und Rußland, in Beziehung auf die Entschädigungen der deutschen Fürsten, zu Stand gekommene Tractat dem ersten Consul zur Genehmigung vorgelegt werden sollte, wurde im Hotel des russischen Gesandten von Markoff von den beiden Abgeordneten die früher bestimmte Entschädigung Würtembergs um die Hälfte vermehrt. Diese Sendung endigte mit August 1802.

Im September 1802 erhielt er den Auftrag, bedeutende Antheile von Adelmannsfelden für die Herrschaft zu acquiriren. Im October und November desselben Jahres leitete er die Besitzergreifung der Entschädigungs-Länder und wurde abgeschickt um von Heilbronn und Hall, wo man ex terrore panico Widerstand vermuthete — militairischen Besitz zu ergreifen.

Am 8ten December 1802 erhielt er die Stelle eines Vicedirectors der Hofkammer und des Berg- und Salinen-Departements zu Ellwangen, und im Februar 1803 wurde er zum Chef der Organisations-Commission für die neuen Lande ernannt. Weil die Huldigung am 20. Juni 1803 vorgenommen werden sollte, mußten in diesem kurzen Zeitraum, und in Gemäsheit einer Instruction, die, wie mehrere Fälle solches bewiesen haben, der Organisations-Commission nichts, als eine unbedingte Folgeleistung übrig ließ, 9 Reichsstädte mediatisirt, 3

Stifte, 6 Abteien und 12 Klöster säcularisirt, 3 Landvogteien mit ihren Departements, 12 Oberämter, 17 Cameral, = 18 geistliche und Spital-Verwaltungen, 11 Physikate, und 10 Magistrate mit allen untergeordneten Stellen organisirt werden.

Daß diese in einer solchen Geschwindigkeit vollbrachte Arbeit viele nachträgliche Anordnungen und Instructionen in der Folge erheischt hat und die Hofkammer sehr beschäftigt haben muß, läßt sich leicht begreifen.

Im Februar 1804 wurde er mit der Acquisition der Saline zu Hall beauftragt. Ihr Zustand war der erbärmlichste. Die Salzigkeit der Soole war durch zweckwidrige Arbeiten am Salzbrunnen, und durch das Hineindringen von süßem Wasser bis auf ½ Loth gesunken — die sämmtlichen Gebäude und Maschinerien standen im Verfall. — Das Gesinde war um mehrere Jahre so sehr zurückgeblieben, daß mehr als 30 Haushaltungen zum Auswandern sich bereits eingeschrieben hatten, während die Saline mit einer Schuldenlast von 800,000 Fl. behaftet, und das jährliche Salzerzeugniß kaum auf 40,000 Centner anzurechnen war. Einige angesehene Familien besaßen das Obereigenthums-, und fast die ganze Bürgerschaft das Erblehns- und mit diesem das Siedrecht. Erstere waren zur Abtretung ihrer Rechte ziemlich geneigt, letztere aber gar nicht. Nach vielen Berechnungen, Urkunden, Prüfungen und überwundenen Hindernissen, kam am 4. August 1804 ein Vertrag zu Stande, welcher der Herrschaft nicht nur das Obereigenthum sammt Salzgülte, sondern auch dasjenige Salz, welches nach Abzug dieser Gülten-Erbberechtigten übrig blieb, um einen unabänderlichen Preis zusicherte, die vormaligen Obereigenthumsherrn, so wie die Erblehnsbeständer von den Schulden der Saline, und letztere von der Unterhaltung der Gebäude und Betriebswerke frei sprach, der Herrschaft hingegen die Befugniß übertrug, alle Verbesserungen vorzunehmen und bei diesen Verbesserungen den Erbbestandszins nach den im Vertrag bestimmten Verhältnissen zu erhöhen. Durch eine zweckmäßig eingerichtete Hülfscasse erhielten nicht nur obige im Auswandern begriffene Familien, sondern auch andere bedürftige Sieder

Vorschüße auf einen Theil ihrer künftigen Salzproduction, und der Auswanderungsnoth wurde abgeholfen.

Der Churfürst gab dem Commissair die unzweideutigsten schriftlichen Beweise von Zufriedenheit; er wurde bald darauf zum Hofkammerdirector mit einer Besoldungszulage von 400 Fl. ernannt. Die Siederschaft wollte ihm eine Ehrensäule errichten, die Obereigenthumsherrn 200 Louisd'or und die Erbberechtigten 100 Louisd'or verehren, die er aber, ohne Anzeige an den Churfürsten, ausschlug.

Der Tod des Geheimraths von Waitz ersparte der Staatscasse eine Summe von 150,000 Fl., die er zur Wiederherstellung des Salzbrunnen, der Gradier- und Siedhäuser u. s. w. verwenden wollte. Nachdem der große Reformator, jener Mann mit der Sense, auch diese Hemmung weggeschafft hatte, sah sich von Parrot im Stande, seinen eigenen Plan auszuführen. Durch eine auf hydro statische Grundsätze gebaute Behandlung des Salzbrunnen wurde in einem Zeitraum von 4 Monaten und mit einem Aufwande von ungefähr 500 Fl. die Soole auf eine Salzigkeit von 4½ Loth gebracht, die in der Folge noch höher stieg. Hierdurch, so wie durch zweckmäßige Einrichtungen in den Gradier- und Siedhäusern, und in der Vertheilung der Brunnensoole brachte man es so weit, daß ohne irgend einen Zuschuß von der Staatscasse, blos aus dem Ertrag der Saline, im Jahr 1811 die rückständigen Siedensjahre längst eingeholt waren, und das Salzerzeugniß auf 72,000 Centner sich belief. Auch wurden Salzfactorien für den Debit dieses Salzes errichtet.

Im Jahr 1805 hat er von der Stadt Heilbronn das zum künftigen Pavillon bestimmte Gebäude gekauft, und nachher mit dem geheimen Rath von Kniestedt das Bauwesen geleitet.

Am 23. April 1806, nachdem das alte und neue Land zu einem Ganzen vereinigt und zu einem Königreich erhoben worden war, erhielt von Parrot die Stelle eines Directors der Hof- und Domainenkammer, so wie das Berg- Salinen- und Münzdepartement in Stuttgart. Er behielt blos seine bisherige Besoldung in quali et quanto.

In dem Zeitraum von 1803 bis 1806 wurde die

Kaufleute zu Bremen, die in den Niederlanden, in England und Frankreich ihre Geschäfte machten, und die Bremer Schiffe, die in allen Häfen der Welt ihre Ladungen suchten, sind bekannt. Die Bremer Kaufleute, die Bremer Schiffe, die Bremer Matrosen, sie sind überall gern gesehen, sie sind überall geachtet, sie sind überall zu finden. Und wo sie sind, da ist auch Bremen, da ist auch Deutschland, da ist auch deutsche Sprache, deutsche Sitte, deutsche Gesinnung.

Und wo sie sind, da ist auch Gott mit seinem Segen, mit seinem Schutz, mit seiner Gnade. Denn wo sie sind, da ist auch sein Wort, da ist auch sein Name, da ist auch sein Gebet, da ist auch sein Lob, da ist auch sein Dank.

Und wo sie sind, da ist auch Jesus Christus, der Heiland der Welt, der Herr der Herrlichkeit, der König der Ehren, der Fürst des Friedens, der Hirte der Seelen, der Arzt der Kranken, der Freund der Armen, der Bruder der Elenden, der Retter der Verlorenen, der Erlöser der Sünder, der Gott der Gnade, der Gott der Liebe, der Gott der Barmherzigkeit, der Gott der Geduld, der Gott der Treue, der Gott der Wahrheit, der Gott der Ewigkeit, der Gott der Allmacht, der Gott der Herrlichkeit, der Gott der Majestät, der Gott der Dreieinigkeit, der Gott der Dreifaltigkeit

Hall, das Salz der Salinen zu Weißbach und Offenau zu acquiriren. Nach vollbrachtem Auftrag, wurde am 1. Januar 1808 die General-Salz-Administration errichtet, und Parrot als Mitglied dieser neuen Anstalt ernannt. Durch vielfältige Combinationen und Berechnungen wurde jeder Saline und dem bairischen Salz die erforderliche Anzahl von Factorien für den möglichstvortheilhaften Absatz angewiesen.

Zu Ende von 1809 und zu Anfang von 1810 mußte man wegen der neu hinzugekommenen Länder sowohl, als wegen des immer zunehmenden Ertrags der Saline von Hall, eine neue Bezirkseintheilung vornehmen.

Die Hof- und Domainenkammer erhielt auch einen Zuwachs an Ländern, in Folge dessen eine Gefäll- und Länderaustauschung mit der Oberfinanzkammer angeordnet wurde. Alle Vorstellungen um Zugabe eines Buchhalters bei der Rechenbank, und eines Canzlisten bei der Canzlei der Hofkammer blieben fruchtlos.

So wie man den Ankauf und Debit des Salzes zu einer herrschaftlichen Speculation gemacht hatte, so erging es auch dem Debit des Eisens. Die Einfuhr wurde verboten, und ein uniformer Preis sollte eingeführt werden. Alle staatswirthschaftlichen Grundsätze, alle Rücksichten auf Localitäten, Eigenheiten u. s. w. wurden beseitigt, und der Landesherr zum Fabrikanten umgeschaffen. Der Director ließ es hierbei, so wie bei der angeordneten unmäßigen Fabrication der 6 Kreuzer- und 3 Kreuzer-Stücke, an Vorstellungen nicht fehlen. Es wurde ihm am Ende sehr lieb, daß die zum großen Schaden der einträglichen Christophsthaler-Werke in Friedrichsthal errichtete Stahl-Sensen- und Sichelnfabrik vom Bergdepartement getrennt wurde.

Im Dec. 1810 übergab er dem Könige einen lang durchdachten, und auf eine 5jährige Prüfung gebauten Plan, nach welchem er sich anheischig machte, ohne Zuschüße der Staats-Casse die jährliche Production der Saline von Hall in einem Zeitraum von höchstens 3 Jahren auf 160,000 Centner zu bringen und hierdurch ein beträchtliches Quantum von bairischem Salz, so wie auch eine sehr bedeutende Geldausfuhr zu ersparen. Mit diesem 3ten Jahre ging der bairische sowohl als der Scheu-

ermänniſche Salzaccord zu Ende, und man würde vollkommen freie Hände für alle zweckmäßige Anordnungen gehabt haben. Der Director hatte den König gebeten, dieſen Plan durch Sachkundige, vorzüglich durch ausländiſche Saliniſten prüfen zu laſſen, wenn die Gewährſchaft mit einem Eigen-Vermögen von 100,000 Fl. dieſem Plan den Eingang nicht verſchaffen ſollte.

Nach einer geraumen Zeit erfuhr von Parrot, daß dieſer Plan dem Finanzminiſter, Graf Mandelsloh, zugeſchickt worden ſey, welcher ihn dem Staatsrath von Süskind (der nicht die mindeſte Kenntniß vom Salinenweſen beſaß) und dem jungen Berg-Departements-Aſſeſſor Bilfinger um Gutachten übergeben habe. Weil nun dieſes Gutachten ausblieb, und die Geſundheit des Directors ſo ſehr litt, daß die Aerzte demſelben einen Urlaub auf unbedingte Zeit zu nehmen, anriethen, ſo bat er im Monat April einſtweilen um einen 4 wöchentlichen, in der Abſicht, hohe Gegenden, insbeſondere aber die Werke von Friedrichsthal zu bereiſen.

Nach ſorgfältiger Prüfung derſelben, übergab er, bei ſeiner Rückkunft einige Bemerkungen dem König, worin er den augenſcheinlichen Schaden, den ſie den Werken von Chriſtophsthal zufügten, und die Art und Weiſe, wie dieſer Schaden gemindert werden könne, bewies. Ihre Aufnahme war die aller ungünſtigſte.

Der Tod ſeines Schwiegervaters, der ein ſehr bedeutendes Vermögen, vorzüglich in Waldungen und Sägemühlen zu Gernsbach, hinterlaßen hatte, — die immer zunehmende Zerrüttung ſeiner Geſundheit und die wiederholte Aufforderung ſeiner Gattin beſtimmten ihn endlich zu dem Entſchluß, um ſeine Entlaſſung zu bitten, und dieſe Bitte mit einem ärztlichen Zeugniſſe zu unterſtützen. Er benutzte am 14. Juli 1811 die Abſchickung eines Cabinetscouriers, der nach Hofen abging, wo der König ſich aufhielt. Am 15. wurde er von allen ſeinen Stellen ſuspendirt, und dem Grafen von Taube eine Unterſuchung wider ihn in der Scheuermanniſchen Angelegenheit übertragen.

Auf Befehl des Königs, antwortete ihm der Miniſter Staatsſecretair von Vellnagel, daß nach Beendigung dieſer Unterſuchung, über ſein Geſuch eine Reſolution erfolgen werde. Bald darauf ſetzte der König eine

Commission nieder und ernannte mehrere Commissarien, die seine ganze Amtsführung untersuchen sollten. Seine Besoldung wurde ihm am 15ten Juli ebenfalls entzogen.

Auf mehrere Commissarische Berichte, deren Grundlosigkeit bei der Specialuntersuchung erwiesen wurde, bekam er Hausarrest und mußte nebst Kost, Feuerung und Licht, selbst die Bewachung mit täglich 1 Fl. 36 Kr. während 16 Monaten bezahlen.

Die General-Untersuchungs-Commission theilte ihm die Commissarischen Berichte nie mit, sondern blos verworrene, undeutliche Auszüge daraus. Anfangs verweigerte man ihm die zu deren Beantwortung erforderlichen Acten. Er verwahrte sich dagegen, so wie gegen den Umstand, daß man von ihm allein diese Beantwortung forderte.

Nach Verfluß von 7 Monaten, genehmigte der König den Antrag der Generaluntersuchungs-Commission nicht nur nicht, sondern verlangte eine Specialuntersuchung, ernannte hierzu eine besondere Commission, deren Mitglieder die obigen Commissarien waren, und also in eigner Beschuldigung gleichsam Richter seyn mußten — und verordnete, daß das Resultat der Untersuchung einem bereits ernannten Special-Gericht, bestehend aus Mitgliedern von dem Oberappellationstribunal und der Juristen-Facultät in Tübingen zugestellt werden solle, welches das definitive Urtheil zu fällen habe.

Dieses Urtheil wurde dem Director nicht eröffnet, sondern es erfolgte am 19. Decbr. 1812 ein Cabinetsbefehl, welcher ihm durch das Criminaltribunal in Eßlingen publicirt wurde.

Diese Behandlung, welche dem bisher beschriebener Staatsdiener zu Theil wurde, ging noch so weit, daß man jenen Cabinetsbefehl in allen in- und ausländischen, auch in französischen Zeitungen einrücken ließ. — Daß man durch alle mögliche Mittel seine Abreise nach Gernsbach, der Vaterstadt seiner Ehegattin, zu verhindern trachtete, eine baare Caution von 4000 Fl. für die Untersuchungskosten, ohnerachtet seine im Königreich stestehenden Capitalien, seine Prätiosen und Mobiliarschaft das 5fache im Werth betrugen, verlangte — daß er so-

gleich diese 4000 Fl. vorgeschossen und man ihn dennoch mit der Ertheilung des am 21. verlangten Passes bis zum 25sten Decbr. hingehalten hat. —

Die Gerechtigkeit des gegenwärtigen Königs hat alles, was seine Ehre betraf, vollständig wieder hergestellt; die Vorsehung gewährte Ihm durch scheinbares Unglück das Glück der Unabhängigkeit, den Genuß einer, von Amtslasten sonst niedergedrückten, Gesundheit und den frohen Rückblick auf ein thätiges, geehrtes, von vielen Neidern bisweilen verleumdetes, aber mit dem Staatswohl, soweit es unter gegebenen Umständen einzusehen und zu erreichen war, mit offenem Sinn gewidmetes Geschäftsleben.

Digitized by Google

Pietro Bonaventura Metaſtaſio.

(Nach de Sevelinges in der Biographie universelle.)

Digitized by Google

Pietro Bonaventura Metaſtaſio.

Zu den ausgezeichnetſten Dichtern Italiens gehörend, geehrt und geliebt von den vornehmſten Perſonen ſeiner Zeit, gibt das Leben Metaſtaſio's das heitere Bild eines durch Gunſt der Götter mannichfach geſchmückten Seyns, und ſchon die Ereigniſſe der Jugendjahre dieſes einſt ungemein gefeierten Dichters beweiſen, wie freundlich das Glück ſtets beſorgt war, ihn über die engen Sorgen der geſellſchaftlichen Welt hinwegzuheben.

Geboren von rechtlichen aber ſehr armen Eltern (ſein Vater, Trapaſſi mit Namen, war nach Einigen ein mühſam ſein Brot erwerbender Handwerker, nach Andern gemeiner Soldat), den 3. Januar 1698 zu Rom, zeigte der junge Trapaſſi, der erſt in der Folge, wie wir weiterhin ſehen werden, den Vaternamen mit Metaſtaſio vertauſchte, bereits früh große Anlage zur Dichtkunſt, vornehmlich zu jenem freien Zweige derſelben, der in Italien, begünſtigt durch die melodiſche reimreiche Sprache, noch bis heute öfters von Menſchen aus den unterſten Volksclaſſen mit vielem Glück geübt wird, der Improviſation nämlich, und oft verſammelte das, nach Sitte des Landes öffentlich auf den Gaſſen geübte Talent des Knaben eine bedeutende Zahl Zuhörer, ſelbſt aus gebildeten Ständen, um ſich her, die mit Vergnügen die freien, vom Augenblick eingegebenen poetiſchen Ergießungen des kleinen Pietro anhörten, der, trotz ſeiner niedern Abſtammung, doch ſich der Ehre rühmte, einen Fürſten der Kirche, den Cardinal Pietro Ottoboni, als Pathen begrüßen zu dürfen.

Digitized by Google

Einſt ſtand auch ſo der kaum zehnjährige Trapaſſi auf dem Marsfelde und unterhielt eine zahlreich ihn umdrängende Menge, da führte der Zufall, oder beſſer, ſein Glück, den berühmten Rechtsgelehrten Gravina daher, der, angezogen von Neugier, ſich nahte und mit Erſtaunen das ausgezeichnete Talent des kleinen Dichters wahrnahm. Mit gerechten Lobſprüchen ihn überhäufend, wollte er ihm ein Goldſtück ſchenken; Trapaſſi aber wies dieſe Gabe beſcheiden zurück, und Gravina, hierdurch noch mehr für ihn gewonnen, beſchloß nun, ſich des Kleinen väterlich anzunehmen. Mit zu ſeinen Eltern gehend, erhielt er von dieſen gern die Vergünſtigung, hinfort Pietro's Verſorger und Erzieher ſeyn zu dürfen, und, von nun an den Knaben ſelbſt im Griechiſchen, Lateiniſchen und den Regeln der Mutterſprache unterrichtend, bildete er den empfänglichen Geiſt ſeines Pflegeſohns auf's beſte aus, auch überſetzte er deſſen Namen Trapaſſi, der ihm nicht zu gefallen ſchien, in das gleichbedeutende griechiſche Metaſtaſio, welcher Benennung ſich denn auch Pietro für die Folge ſtets bediente.

Da Gravina ſelbſt ſich zuweilen in geſchäftsfreien Stunden gern mit der Poeſie abgab, und vorzüglich, Kraft ſeiner Vorliebe für das griechiſche Theater, den Gedanken feſthielt, daſſelbe in Italien wieder aufleben zu laſſen, weswegen er denn auch nach und nach fünf Tragödien im Styl und Geſchmack der Alten geſchrieben hatte, die indeß ſeinen Landsleuten nicht beſonders zuſagten, ſo hatte Metaſtaſio, der, unterdeß heranwachſend, nach römiſcher Sitte, ſeinem Namen das Prädicat „Abbé" hinzugefügt, um ſo mehr Gelegenheit ſich in dem ihm eigenthümlichen Felde zu vervollkommnen, und ſein väterlicher Freund und Lehrer ſah bald, daß der Schüler tauglicher zu dem von ihm gewünſchten Unternehmen als er ſelbſt war. Auf ſeinen Betrieb ſchrieb Metaſtaſio, kaum vierzehn Jahre alt, ſein Trauerſpiel „Juſtinian", welches im Ganzen ſo gut ausfiel, daß die Kritik nichts an demſelben auszuſetzen fand, als die zu knechtiſche Nachahmung der Alten.

Zugleich überſetzte aber Metaſtaſio auch, aus freiem Antrieb und zum eigenen Vergnügen, die Iliade in italieniſche Verſe, und wenn dies Unternehmen auch weiter keine Folge hatte, als die, daß es ihn weiter in ſeiner

Digitized by Google

Kenntniß des Geiſtes beider Sprachen brachte, ſo kann man es ſchon darum kein verfehltes nennen.

Beſorgt um das einſtige Fortkommen ſeines Lieblings, fing Gravina nun an, ihn, neben der Beſchäftigung mit den Muſen, auch zum Studium der Rechtsgelehrſamkeit anzuhalten, eine Sache, an welcher Metaſtaſio zwar durchaus keinen Geſchmack fand und innig die Stunden bedauerte, die er zum Dienſt der ſtrengen Themis der Poeſie entziehen mußte, der er ſich indeß doch aus Dankbarkeit gegen ſeinen Wohlthäter ſo lange unterwarf, bis dieſen ein ſchneller Tod von der Erde raffte, und der junge Dichter dadurch die Freiheit wieder erhielt, ganz ſeinen Neigungen zu leben.

Metaſtaſio zählte damals kaum zwanzig Jahre; und da Gravina ihn ſein ganzes, nicht unbedeutendes Vermögen hinterlaſſen hatte, ſo ſah er ſich in eine eben ſo angenehme als ſorgenfreie Lage verſetzt, und es macht ſeinem Charakter daher um ſo mehr Ehre, daß ihn das Scheiden ſeines Freundes mit dem wahrſten und ungeheucheltſten Schmerz erfüllte, der indeß, doch wie natürlich, der angebornen Lebhaftigkeit und Lebensluſt des jungen Mannes zuletzt wich, und um ſo ſchneller wich, da Metaſtaſio das zweideutige Glück hatte, eine Menge junger und eben ſo lebensluſtiger Bekannten, als er ſelbſt war, zu beſitzen, die es ſich denn zur Pflicht machten, ihren trauernden Freund nach Kräften zu erheitern. So in einen Strudel von Zerſtreuungen unbedacht und ohne Lebenserfahrung ſich hineinſtürzend, geſchah es, daß ſchon, nach Ablauf von kaum zwei Jahren, die Fluth der Wohlhabenheit, mit ihr die Scheinfreunde verſchwunden waren, und nichts blieb als eine unfruchtbare Reue und ein Heer unanmuthiger Gläubiger, deren Zudringlichkeit zu entgehen, Metaſtaſio es am gerathenſten fand, Rom zu verlaſſen.

Unter den Städten der Welt, welche ihm jetzt zu beliebiger Auswahl offen ſtanden, wählte er ſich vorläufig Neapel, woſelbſt er im Jahre 1721 ankam und anfing, ſeine Muſe und Muße ganz dem Theater zu widmen.

Damals glänzte unter den Schauſpielerinnen dieſer Hauptſtadt die Signora Romanina als Stern erſter Größe, und bald mit ihr, die ſo weſentlich zum Gelingen und Gefallen ſeiner erſten dramatiſchen Verſuche bei-

trug, bekannt werdend, ſchloß ſich zwiſchen beiden ein Verſtändniß, daß für Metaſtaſio der Annehmlichkeiten viele hatte. Sorgenfrei jetzt wieder, ſtudirte er nun mit dem größten Eifer die Werke des Apoſtolo Zeno, Corneille's und Racine's *), und ſo immer mehr ſein Talent ausbildend, verfaßte er ſeine berühmte Dido abbandonata, in welcher die Romanina, für die er eigentlich die Rolle der Dido geſchrieben hatte, ſo ungeheueres Glück machte. Die Aufnahme, welche dieſe Arbeit ſowohl in Neapel, wo ſie im Jahre 1724 zum erſtenmale aufgeführt wurde — als in allen andern großen Städten Italiens fand, übertraf des Dichters kühnſte Erwartungen. Ueberall ſetzte man gleichſam ſeinen Stolz darein, dies Werk mit der höchſt möglichſten Pracht und Vollendung in die Scene zu bringen, und überall ſah man Menſchen aus allen Ständen, ſelbſt das Landvolk, ſich zu den Theatern drängen, um nur das gefeierte Kunſtwerk wieder und wieder zu ſehen. Außer den Ruhm, welcher nun den Namen des jungen Dichters auf ſeinen Schwingen bis weit über die Alpen trug, gewann Metaſtaſio durch die glänzende Aufnahme, welche ſeine Dido erhielt, auch ſo viel an Geld, daß er nicht nur ſeine Schulden in Rom tilgen, ſondern auch ſelbſt wieder nach dieſem von ihm vorzüglich werthgehaltenen Ort zurückkehren konnte, wohin ihm auch ſeine geliebte Romanina folgte, die hinfort gleichſam das Organ des Dichters wurde und die hinreißenden Verſe ihres Verehrers recitirte und ſang.

Einige Jahre lebte Metaſtaſio ſo, geehrt und geliebt, in den angenehmſten Verhältniſſen, da erhielt er von Kaiſer Karl VI. den Antrag, nach Wien zu kommen

*) Wenigſtens verſichern dies mehrere ſeiner Biographen, unter andern auch Mauro Boni, ein Mann, der das Leben vieler der erſten, namentlich franzöſiſchen, Dichter mit großer Umſicht und kritiſcher Genauigkeit geſchildert hat, und der obiges noch beſonders in ſeinen Lebensbeſchreibungen der dem Metaſtaſio zum Vorbild dienenden eben genannten Autoren erwähnt. Um ſo Ueberraſchender iſt daher die aus unbekannten Quellen geſchöpfte Behauptung von A. W. Schlegel, als habe Metaſtaſio, um ſeiner Originalität nicht zu ſchaden, es ſorgfältig vermieden und ſich deſſen auch gerühmt, nie die Meiſterwerke der franzöſiſchen Literatur geleſen oder gar ſtudirt zu haben.

Digitized by Google

und dort an die Stelle des berühmten Apoſtolo Zeno als kaiſerlicher Hofpoet und einem Gehalte von 3000 Gulden jährlich zu treten. Zeno ſelbſt hatte dieſe Wahl ſeines Nachfolgers gebilligt und geäußert, keinen Würdigeren zu kennen, und Metaſtaſio ſtand um ſo weniger an, dies eben ſo ehrenvolle als einträgliche kaiſerliche Erbieten anzunehmen, da ihm, als gutem Sohn, dadurch Gelegenheit ward, das Schickſal ſeiner dürftigen Familie dauernd zu verbeſſern. Eh' er noch Italien verließ, verſorgte er ſeinen alten Vater auf's Beſte, gab jeder ſeiner Schweſtern ein hübſches Heirathsgut und unterſtützte — auch noch oft in der Folge — durch Rath und That einen jüngern Bruder, der damals ſich eben dem Stande eines Advocaten in Rom widmete. Am ſchwerſten wurde ihm jedoch die Trennung von der Romanina, deren Kunſt und Liebe bisher ſein Leben erheitert und beglückt hatte und nur mit Mühe riß er ſich aus den Armen einer Frau, die wirklich in vieler Hinſicht zu den Seltenen ihres Standes gehörte.

Es war im Frühjahr 1730 als Metaſtaſio in Wien ankam, wo er ſogleich dem Kaiſer in deſſen Luſtſchloße zu Laxenburg vorgeſtellt und von ihm mit ausgezeichneter Huld aufgenommen wurde. Auf die Einladung des Ceremonienmeiſters der apoſtoliſchen Nunciatur, Nicolo de Martinez, bezog er hierauf einige Zimmer in deſſen Hauſe, in welchem einige Jahre ſpäter mit ihm zugleich, noch ein anderer durch ſein Talent ausgezeichneter Menſch des vergangenen Jahrhunderts, der nachher ſo berühmte Joſeph Haydn, ſo nah zuſammen wohnte, daß Einer des Andern Tritte wahrnehmen konnte. Schade iſt, daß die damalige ſo nahe Nachbarſchaft dieſer beiden ausgezeichneten Köpfe kein weiteres Reſultat hatte, als die Vervollkommung des zu jener Zeit noch jungen Haydn in der italieniſchen Sprache und einige Läuterung ſeiner Kunſtanſichten.

Die Beſorgniß, welche übrigens die römiſchen Freunde des neuen kaiſerlichen Hofpoeten gehegt hatten, als würde nämlich ihres Lieblings zarte Muſe unter Deutſchlands rauherem Himmel verſtummen; dieſe etwas voreilige Beſorgniß erfüllte ſich keineswegs, im Gegentheil ſchien der Dichter gerade nun erſt recht die Schwingen zu regen, und die Menge von Arbeiten, welche in den erſten Jahren ſeines Aufenthalts in Wien von ihm vollendet wur-

den, bewies, daß auch diesseits der Alpen ein Heimathsland der Poesie ist. Mehrere jener damals geschriebenen Sachen gehören zu dem besten, was Metastasio lieferte und einiges davon steht noch, unangetastet von der Zeitflut und dem veränderten Geschmack in Würden und Ansehen da; wir nennen nur z. B. seinen Giuseppe riconosciuto, den Demofonte, la Clemenza di Tito, und seine durch ganz Italien mit dem Prädicat „göttlich" bezeichnete Olimpiade, die mehr und minder zum Theil auch in Deutschland noch überall verdienten Beifall finden.

Mitten in diesen Triumphen, die seine Muse ihm erwarb, traf aber unsern Dichter ein unvorhergesehener, harter Schlag, der die Heiterkeit seines Geistes auf lange Zeit störte. Seine treue, liebevolle Freundin, die Sängerin Romanina, die, wie bemerkt worden, in Italien zurückgeblieben war, starb plötzlich dahin und ihr Verlust ergriff Metastasio auf's Tiefste. Doch gab auch dieser Schmerz ihm Gelegenheit, die Uneigennützigkeit und Großmuth seiner Seele sehr ehrenvoll zu zeigen. Reich wie die Romanina gewesen war, hatte sie in einem Testamente dem Lieblinge ihres Herzens den größten Theil ihres ansehnlichen Vermögens, in einem Legate von 25,000 römische Thaler, vermacht, ihren unberühmten Gatten aber, den armen Butgarelli — der in gewisser Hinsicht das Schicksal hatte, über welches Schiller in seinem Gedicht „die berühmte Frau," den unberühmten Mann der Gefeierten sich beklagen läßt — nur sehr spärlich bedacht. Metastasio, die Ungerechtigkeit dieser Handlung fühlend, verbesserte sogleich den Fehler, den die Freundin begangen, und nichts von dem ihm Ausgesetzten nehmend, entsagte er dem bedeutenden Erbe zu Gunsten Butgarelli's, der somit wenigstens nach dem Tode seiner Gattin, in einen Theil der Rechte trat, die ihm eigentlich immer gebührt hätten.

Ein zweiter Verlust für Metastasio war der Tod seines erhabenen Gönners und Herrn, Kaiser Karls VI. Er arbeitete damals gerade an seinem bekannten Werke Attilio Regolo, als dieser für ihm wie für ganz Oesterreich betrübte Verlust eintrat, denn kaum hatte der Kaiser die Augen geschlossen, so traten bekanntlich mehrere Mächte auf und bestritten, trotz der erst garantir-

die Augenblicke, Stunden, ihre Leiden Herr Jesu, ihre Leiden Herr Jesu, ihre Leiden Herr Jesu

von ihm gedichtete Oper, Alcide in bivio, fand um ſo größeren Beifall bei Hofe, da man allgemein in dieſer Dichtung viele bezeichnende ſchmeichelhafte Züge auf Joſeph II. fand.

Reich, wie Meteſtaſio indeß war, und daran gleichſam gewöhnt, die Lobſprüche der vornehmen Welt zu ärndten, machte ihm der Enthuſiasmus, welchen dieſe oder jene ſeiner Arbeiten erregte, nur wenig Freude noch, und der höchſte und einzige Lohn, nach welchem er jetzt nur noch ſtrebte, war die Gnade und der Beifall, welchen ihn Maria Thereſia oft auf das Ehrenvollſte in kleinen Handbillets bezeigte. Mehrere dieſer von der wohlwollenden Kaiſerin an ihren Dichter in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Zettelchen ſind auf die Nachwelt gekommen und man muß wirklich die huldvolle Anerkennung eines ſchönen Talentes bewundern, wenn man in einem kleinen dieſer Schreiben lieſt: „Mein alter Lehrer iſt die Ehre ſeines Jahrhunderts und noch mehr derer, denen er ſein reiches Talent gewidmet hat.“

Nach und nach hatte Metaſtaſio ſich ganz von der Welt zurückgezogen und nichts mehr herausgebend, beſchäftigte er ſich nur noch mit einer Unterſuchung der Poetik des Ariſtoteles und des Horaz; auch fügte er bei nochmaliger Durchſtudirung der Werke des Aeſchylos, des Euripides, des Sophokles und des Ariſtophanes, dieſen erläuternde Noten bei, die noch zum Theil ungedruckt ſind, von denen einige indeß ſeitdem im Mercure de France (1805) erſchienen und zugleich wieder im 1ſten Bande der vom Grafen d'Ajala herausgegebenen nachgelaſſenen Werke Metaſtaſio's, abgedruckt ſind.

Eine Arbeit und Genuß ſeiner ſpätern Jahre, war die von ihm 1780 beſorgte Herausgabe ſeiner Werke, die im genannten Jahre in Paris ausgegeben wurden und auf deren würdiges Erſcheinen er ſo große Sorgfalt wendete, daß er mehrere ſeiner berühmten früheſten Arbeiten, wie z. B. la Didone, l'Adriano, la Semiramide, l'Alessandro u. a. einer nochmaligen ſtrengen Feile unterwarf. Unter den mehr als vierzig verſchiedenen Ausgaben ſeiner Dichtungen, die in den vornehmſten Städten Italiens im Lauf der Jahre gedruckt worden waren, war ihm dieſe eben beſprochene in Paris verlegte die liebſte, gleichſam der Stolz und die Freude ſeines Alters, und da er nie nach äußern Auszeichnungen

und Ehren getrachtet hatte, ſo mußte ihm dieſe literariſche Anerkennung ſeiner langen Arbeiten, der höchſte, ihm am mehrſten erfreuende Preis ſeyn, den ihm die Welt zu bieten vermochte. Kaiſer Karl VI. hatte ihm verſchiedentlich die Erhebung in den Adelſtand und den Titel „Reichshofrath," angetragen, Metaſtaſio aber immer darauf erwidert, ſein Stolz und ſchönſter Titel ſey die Erlaubniß, ſich Dichter Sr. Majeſtät nennen zu dürfen, und als Maria Thereſia ihm das Kreuz des Stephans Orden verleihen wollte, entſchuldigte er ſich damit, er fürchte keine Zeit zu haben, die Pflichten eines Ritters zu erfüllen.

Wie ſpäter die berühmte Corilla (eigentlich Maddalena Morelli Fernandez mit Namen) die Ehre der Dichterkrönung auf dem Capitole erhielt, wünſchte die Kaiſerin Königin ſehnlich, daß auch ihrem Dichter, der ſechzig Jahre lang Europa durch ſein Talent entzückt hatte, gleiche Auszeichnung widerfahren möchte und Clemens XIV., der edle, hochherzige Ganganelli, ging mit Freuden auf die Anſicht Maria Thereſias ein. Metaſtaſio aber blieb unbeweglich und fortwährend dieſe glänzendſte Ehrenbezeugung ablehnend, erwiderte er ſcherzend: er fühle ſich zu alt um das Capitol noch erklimmen zu können.

Auszeichnungen ſolcher Art konnte der Dichter zwar in ſeiner Beſcheidenheit ablehnen, aber nicht die, welche ihm von aben Seiten von den berühmteſten Männern des Jahrhunderts ungeſucht erwieſen wurden. Voltaire ſowohl wie Rouſſeau, in ſeiner neuen Heloiſe, überhäuften ihn mit den gerechteſten Lobſprüchen, ja Letzterer erklärt ihn für den einzigen Dichter, der es verſtanden habe, zugleich das Herz durch den Reiz ſeiner muſikaliſchen Harmonie der Sprache zu rühren und zu erheben.

So ſchmeichelhaft ein ſolches Lob aus ſolchem Munde Metaſtaſio nothwendig auch ſeyn mußte, ſo wenig verdarb es ihn doch, wie dies leider! nur zu oft der Fall bei tief unter ihm ſtehenden Poeten iſt, denen von dem häufig unverdienteſten und nur aus trüber Quelle ſprudelnden vulgären Beifall einer unbeholfenen Menge oder eben ſo unbeholfener Kritiker, ſogleich der Kopf ſchwindelt und die dann, ſchimpfen und

toben, wenn gesunde Kritik und heller Blick es wagen, ihre traurigen Büsten aufzudecken. Mochte eine Beurtheilung noch so ungerecht oder bitter seyn, nie vergaß Metastasio die ruhige, ächtem Talent würdige Haltung und indem er eben hierdurch erlangte, was Andere mit großem Geschrei nicht zu erlangen vermögen, Ehre nämlich, zeigte er zugleich die ihm inwohnende Bescheidenheit und Urbanität, welche letztere sich besonders auch bei ihm dadurch hervorthat, daß es ihm stets wahre Freude machte, ein aufkeimendes Talent, mochte er es auch finden wo er wollte, zu heben und zu ermuthigen.

Religiös von Gemüth, war er fromm ohne äußere Heuchelei und seine reine Gottesfurcht half ihm in alten Tagen die mannichfaltigen Körperbeschwerden und Schwächen, mit welchen er heimgesucht ward, würdevoll ertragen. Diese Körperschwäche nahm im Anfange des Jahres 1780 dermaßen zu, daß er schon im Februar seiner Auflösung ganz gewiß entgegen sah und mit der letzten Anstrengung seines Geistes und zitternder Hand seine rührenden, vom Hauch der reinsten Frömmigkeit durchwehten Verse, „Eterno genitor ꝛc.“ niederschrieb. Aber noch einmal erholte er sich, wie zum letzten Aufblick die schwindende Kraft, und gleich als spare ihm das Schicksal noch auf, um hienieden noch einen Kummer zu empfinden, mußte er es erleben, seine kaiserliche Gönnerin, die große Maria Theresia, in demselben Jahre noch in's Grab sinken zu sehen.

Des Greises Schmerz über diesen Verlust, den mit ihm Millionen fühlten, war so groß, daß er oft ausrief: „O warum kann ich nicht mit meiner edlen Herrscherin in die Gruft steigen!“ Dieser Wunsch wurde ihm jedoch vom Geschick erst nach anderthalb Jahren gewährt, nachdem ihm noch zuvor eine Freude und ein Trost bereitet ward. Pius VI. kam bekanntlich im Anfange des Jahres 1782 nach Wien, und den von ihm geschätzten Dichter mit Auszeichnung behandelnd, gab er ihm noch an seinem Todestage (den 2. April) ein Zeichen seiner besondern Huld. Durch den Nuntius Garampi, schickte nämlich Pius dem im Sterben liegenden Greise seinen apostolischen Segen und so, nach den

Gebräuchen ſeiner Kirche geweiht, entſchlummerte Metaſtaſio in einem Alter von 84 Jahren und 3 Monaten.

Obſchon er es verboten hatte, ſo wurde doch ſein Leichenbegängniß auf's feierlichſte und prachtvollſte begangen und ſeine irdiſche Hülle in der St. Michaeliskirche in Wien beigeſetzt. Herr von Martinez, ſein Erbe, ließ bald darauf zu ſeinem Gedächtniß, eine Medaille ſchlagen, die die Umſchrift „Sophocli Italo" trug. Von den vielen Bruſtbildern, die man von ihm hat, iſt das von Heinner gemalte und nachher von Mansfield geſtochene, das ähnlichſte, ſo wie auch die von Binnazar in Wien gehauene und daſelbſt aufgeſtellte Büſte, ſeine Züge ſehr treffend aufbewahrt. Von Geſtalt war Metaſtaſio anſehnlich und wohlgewachſen, und ſeine ſchwarzen Augen der Spiegel ſeines lebhaften Geiſtes. Das Glück ſchien dieſen ausgezeichneten Menſchen mit ſeltner Beſtändigkeit zu ſeinen Lieblingen erkoren zu haben: im Beſitz eines großen Vermögens, daß bei ſeinem Tode mehr als 75,000 Thlr. betrug, hinterließ er noch ein prachtvolles Mobiliare und eine ausgezeichnet treffliche Bibliothek, die ſpäter durch den Doctor Aloyſius Carano für die königliche Bibliothek in Liſſabon erſtanden wurde.

Seine poetiſchen Werke, die wie bereits bemerkt, in einer großen Menge Ausgaben erſchienen waren, beſtanden aus 63 lyriſchen Tragödien und Opern verſchiedener Art, 12 Oratorien, 48 Cantaten oder lyriſchen Scenen, einem zahlloſen Haufen Elegien, Idyllen, Canzonetten, Sonetten u. ſ. w. und mehreren Ueberſetzungen lateiniſcher Dichterwerke, unter welchen ſich Horazens Ars poetica auszeichnet. Außer den von ihm herrührenden ſchon von uns erwähnten Arbeiten in Proſa (der Analyſe von Ariſtoteles Poetik, und den Bemerkungen über das griechiſche Theater) wollen wir nur noch der von ihm geführten, ausgebreiteten und zum Theil ſehr intereſſanten Correſpondenz mit vielen der ausgezeichnetſten Perſonen ſeiner Zeit gedenken.

In Frankreich wurde Metaſtaſio beſonders von de Belloy und Detrieu mit Glück ſtudirt und Labouiſſe hat ſeine Cantaten, deren mehrere wegen ihres einfachen, gleichſam ländlichen Sujets, ſich mehr zum Fache der

Pastoral- als der lyrischen Poesie neigen, sehr vorzüglich in französische Verse übersetzt.

Von den verschiedenen und vielen Ausgaben der sämmtlichen Werke Metastasio's, die seit 1733 bis jetzt erschienen sind, mögen hier nur die vorzüglichsten angeführt werden. 1755 erschien in Paris unter Aufsicht von Calzabigi eine, die der Pompadour gewidmet ist und 12 Bände in Octav umfaßt. Eine Andere kam 1757 in Turin in 14 Bänden in 4. heraus. 1780 erschien abermals in Paris eine von 12 Octav-Bänden von Pezzana und 1802 eine in Genua in 6 starken Octavbänden mit sehr kleiner Schrift, in welcher deren Herausgeber, der Dichter Massuccio noch mehrere von Metastasio's hinterlassenen Arbeiten und ungedruckten Sachen, die schon 1795 in Wien durch den Grafen Ajala gesammelt wurden, mit aufnahm; die oben erwähnte Correspondanz Metastasio's fehlt indessen auch hier. Dann erschien auch noch 1810 eine Gesammtausgabe von des Dichters Werken in Padua bei Foglierini. Von 1751 bis 1761 kam übrigens in Wien und Paris eine französische Uebersetzung der heroischen Opern Metastasio's, von Richelet, in 12 Duodez-Bänden heraus.

Bei seinen Landsleuten wurde der allgemein beliebte Dichter fast vergöttert, und wenn man auch ihren ungemessenen Lobe gerade nicht in allen Theilen und ganz beistimmen kann, so muß man ihnen doch zugestehen, daß sie in Hinsicht der Reinheit seines Styls vollkommen Recht haben; denn dieser ist wirklich ein Muster von Eleganz und da, wo es das Sujet erlaubt, auch der Erhabenheit, wie besonders die von ihm aus den heiligen Büchern genommenen Stoffe beweisen, die er zur musikalischen Composition und Aufführung für die kaiserliche Capelle bearbeitete. Interessant ist es, das Urtheil zweier bekannter Kritiker von verschiedener Nation über den Dichter zu lesen, bei welchen beiden sich, da sie nicht Italiener waren, besondere Vorliebe für Metastasio nicht voraussetzen läßt. In seinem „Cours de littérature“ sagt Laharpe nämlich von ihm: „Mir ist unter den neuen Dichtern keiner bekannt, den ich Metastasio an die Seite setzen möchte. Ein Volk, das sich eines solchen Dichters rühmen kann, hat, wenn es sich bei den Opern ganz dem Zauber der Musik hingiebt, wenigstens kein Recht zu sagen, daß die

Schlechtigkeit der Worte oder des Textes Schuld daran iſt, und es iſt natürlich daß keine gebildete und geiſtreiche Nation das Genie eines Mannes wie Metaſtaſio verkennen konnte, der ſo viel Intereſſe in die Situationen ſeiner Handlung, ſo viel Schönheit in den Dialog und den Styl, zu legen wußte. Dennoch fand dieſer berühmte Schriftſteller erſt im Auslande, am Hofe zu Wien, die Belohnungen und die Ehren die ihm gebührten und die das Vaterland ihm nicht gab u. ſ. w." A. W. Schlegel, in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen äußert bei Gelegenheit der Unterſuchung des italieniſchen Theaters überhaupt und der Verdienſte und Fehler der dramatiſchen Dichter dieſes Volks im Allgemeinen: „Metaſtaſio's Ruhm hat den von Apoſtolo Zeno verdunkelt, da der Erſtere, denſelben Pfad wandelnd wie der Andere, ſich eines gewandteren Talents erfreute und ſich bei weitem mehr dem Geiſt der Compoſiteure zu fügen wußte. Die vollkommene Reinheit ſeiner Diction und die Eleganz und Anmuth ſeines Styls machten, daß Metaſtaſio bei ſeinen Landsleuten als ein claſſiſcher Autor, gleichſam als der Racine der Italiener, betrachtet wurde, und man muß geſtehen, daß die Weichheit ſeiner Verſe im Geſange wahrhaft hinreißend iſt. Vielleicht verſtand nie ein Dichter es beſſer wie er, in einen engen Raum mehr rührende Züge und pathetiſche Situationen zuſammenzudrängen und ſeine lyriſchen Monologe am Schluß der Scenen ſind wahre Muſter des harmoniſchen, wahren und kurz zuſammengefaßten Ausdrucks der Seelenzuſtände. Demohngeachtet muß man aber auch eingeſtehen, daß Metaſtaſio es nur verſtand, die Leidenſchaften unter ſehr allgemeinem Bilde zu malen, und daß er keine Züge aufſtellte, die den individuellen Character näher bezeichnen oder zu allgemeinen Betrachtungen Veranlaſſung geben. Dann ſind ſeine Stücke unter einander ſich auch ſehr gleich .... hat man eines geleſen, ſo kennt man ſie alle. Indeß darf man hierin nicht zu ſtreng rechten; ſeine Helden, es iſt wahr, ſind galant und ſeine Heldinnen treiben oft ihre Zartheit bis zur Ziererei: aber vielleicht hat man den Tadel über dieſe weichliche Poeſie nur darum ſo weit getrieben, weil man das wahre Weſen und den eigentlichen Character der Oper nicht kannte." Dies zugegeben, ſo hätte doch die Gerechtigkeit erfordert, daß Herr Schle-

gel hier den wahren Character und das Weſen der Oper auseinander ſetzte, die, nach ihm, die unvermeidliche Urſache zu den weichlichen Schmachten und den Unwahrſcheinlichkeiten waren, welche in Metaſtaſio's beſten Sachen ſich finden ſollen. Eher möchte man ihm vorwerfen können, daß er um nach ſeiner Meinung dem Weſen der Oper recht zu genügen, oft ungebührlich die Regeln der Einheit verletzte, den Character ſeiner Helden ſelbſt verflachte und ſeinem Style Gewalt anthat; auch kann man ihm den zu häufigen Gebrauch der Antitheſe vorrücken, ein Fehler welcher indeß den Dichtern ſeines Volks im Allgemeinen nur zu eigen iſt. Da das lyriſche Drama ſeiner Natur nach faſt ſtets einen glücklichen Ausgang fordert, ſo hat der Dichter häufig, um dieſer Forderung zu genügen, oder um ein glänzendes Schlußchor oder Finale herbeizuführen, ſich genöthigt geſehen, die tragiſche Handlung des Ganzen zu unterbrechen und die Conſequenz des Characters ſeiner Perſonen aufzuopfern, und es ſchmerzt in der That, wenn man bedenkt, daß ſo viele Opfer, welche das wahre Talent dem loſen Geſetz einer einmal angenommenen Sitte brachte, heut zu Tage und jetzt ſchon ganz umſonſt, und gleichſam ein weggeworfenes Gut ſind. Denn durch die ſchnellen, ungeheuren Fortſchritte, welche die Muſik innerhalb kaum einem Menſchenalter gemacht hat, und wodurch in dieſer Kunſt ein ganz anderes Syſtem herrſchend geworden iſt, iſt es geſchehen, daß man mit Recht mehr Enſembles-Stücke und eigentliche Finales jetzt verlangt und nicht wie ehedem mit einer bloßen Aneinanderreihung von ſchönen Arien ſich begnügt, und in ſo fern hat Metaſtaſio mit dem franzöſiſchen Operndichter Quinault ein ziemlich gleiches Schickſal betroffen, ſo daß ſeine Werke, wie die des Franzoſen, jetzt nicht füglich anders mehr in Muſik geſetzt werden können, als bis man ſie vorher überarbeitet, oder, mit dem Kunſtausdruck zu reden, arrangirt hat, welches, nebenbei bemerkt, oft ſchlecht genug geſchieht. Dies alles iſt aber freilich nicht die Schuld des immer großen Dichters, da er den Umſchwung, den die Tonkunſt nahm, nicht vorausſehen konnte, obſchon er ſelbſt in dieſer Kunſt keineswegs ein Laie war und ſich ſelbſt ſchaffend in derſelben mit Glück verſuchte. Man hat noch jetzt zwei von ihm componirte und durch den Stich bekannt

Digitized by Google

gewordene muſikaliſche Arbeiten, eine Sammlung von in Muſik geſetzten Canzonetten nämlich, und ein Heft, das den Titel führt „Arie sciolte et Coro con sinfonia." In Manuſcript exiſtirt noch das berühmte Duo: „Grazie agl' inganni tuoi."

Nachträglich ſey nur noch bemerkt, daß 1804 in Paris ein Buch: Pensieri di Metastasio, overo sentenze e massime estratte dalle sue Opere, in Duodez erſchien.

Digitized by Google

Nevil Maskelyne.

(Nach Delambre in der Biographie universelle).

Digitized by Google

Nevil Maskelyne.

Dieser berühmte Astronom, dessen Fleiß und Forschung die Wissenschaft so viel verdankt, und der, was rühmlich anerkannt werden muß, gleich achtungswerth als Mensch wie als Gelehrter sich stets zeigte, ward 1732 zu London geboren, wo ihn die 1748 Statt findende, dort vorzüglich in ihrer ganzen Größe sichtbare große Sonnenfinsterniß, den Wunsch und Gedanken eingab, sich dem Studium der Sternkunde zu widmen. So jung er war, überließ er sich nunmehr ganz der Erlernung der dazu nöthigen vorbereitenden Wissenschaften, der Geometrie, der Algebra und der Optik, und obschon er mehr durch seine Familienverhältnisse als durch eigene Neigung getrieben, zugleich auch Theologie studirte, so verlor er doch auch während der Betreibung dieses Faches, seine Lieblingswissenschaft nie aus den Augen.

Im Jahr 1755 erhielt er eine Stelle als Prediger, und wie fest und ernst auch hierin sein Streben war, beweist, daß ihm 22 Jahre darauf, nachdem er schon längst diesen Posten wieder niedergelegt und als Astronom bedeutende Reisen und große, die Wissenschaft fördernde Forschungen gemacht hatte, noch die Ehre des theologischen Doctorhutes, als Anerkennung seiner Verdienste in der Gottesgelahrtheit zugetheilt wurde.

Mit Bradley in Verbindung und nach dessen Beobachtungen, arbeitete er nun seine Tabelle über die Strahlenbrechung aus, die seitdem immer als Norm zur Berechnung des Auf- und Unterganges der Gestirne ist genommen und bewährt gefunden worden und da hierdurch seine großen Kenntniße in diesem Felde des Wissens dem

größeren Publicum vor die Augen traten und die Regierung auf ihn anfmerksam wurde, so erhielt er 1761 den Auftrag, sich nach St. Helena zu begeben, um dort den Durchgang der Venus durch die Sonne zu beobachten; ein Befehl, der ihm um so willkommner war, da er zugleich hoffte, hier neue Bestimmungen, ähnlich denen, welche la Caille auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung gemacht hatte, über die Parallaxe des Mondes entwerfen zu können; auch glaubte er hier vielleicht das Nähere über die von eben genannten Astronomen auf dem Cap entdeckte, oder vielmehr nur noch gemuthmaßte, kleine Parallaxe des Sirius zu erforschen. Um dies alles bewerkstelligen zu können, bedurfte er aber eines genaueren und richtigeren Instruments, als man sich bisher zu Beobachtungen dieser Art bedient hatte, und er ließ daher einen Sectanten anfertigen, der ihm jedoch erst im Augenblick der Abreise übergeben wurde.

Kaum angelangt auf der Felseninsel, eilte er, sogleich sein neues Instrument zu probiren, sah aber mit Schmerz, daß es seinen Erwartungen keineswegs entsprach und daß er mit demselben nicht einmal so genau wie mit dem alten das Gewünschte zu untersuchen vermochte. Bald fand er indeß auch die Ursache dieser Ungenauigkeit, die in nichts Anderem bestand, als an der Art, wie das Loth an demselben befestigt war. Wie diesem wesentlichen Fehler abzuhelfen, entdeckte er nun zwar gleichfalls, indeß, entblößt hier von allem dazu Nöthigen, konnte er für den Augenblick nichts Anders thun, als die einmal obwaltenden Mängel, die sich ganz nicht heben ließen, nach Kräften zu vermindern. Die Aussicht auf die genauen Bestimmungen der Parallaxen des Mondes und des Sirius, gingen aber nun verloren, und da auch der fast stets mit Wolken bedeckte Himmel, die Beobachtung des Durchganges der Venus zum Theil verhinderte, so fand Maskelyne mit Verdruß, was neunzig Jahre vor ihm der berühmte Halley schon gefunden hatte, daß die Insel St. Helena nämlich, die man lange für so günstig zu astronomischen Beobachtungen gelegen geschildert hatte, dies keineswegs war.

So wenig befriedigend der Erfolg dieser Reise, ohne Maskelyne's Schuld, nun auch war, so hat dennoch die Wissenschaft derselben Mehreres zu danken, denn eben die Verbesserungen der Sectanten, der Quadranten und noch

Gesellschaft, Gesellschaftsleben, Gesellschaftsspiele, Gesellschaftsunterhaltungen, Gesellschaftsvergnügungen, Gesellschaftsverkehr, Gesellschaftsverpflichtungen, Gesellschaftsvorstellungen, Gesellschaftswesen, Gesellschaftszirkel, Gesellschaftszusammenkünfte, Gesellschaftszweck, Gesellschaftszwecke, Gesellschaftszwecken, Gesellschaftszwecken, Gesellschaftszwecken

Herausgeber 45 Jahre lang mit dem größten Ruhme vorstand. Außer diesem „Nautical almanac," publicirte er aber auch noch zum Gebrauch der Seefahrer seine bekannten „Tables requisite to be used with the nautical ephemeris," die 1781 zuerst erschienen und in zwei späteren Ausgaben noch von ihm wesentlich bereichert und verbessert wurden.

In seiner neuen, 1765 angetretenen Stelle als Aufseher des Greenwicher Observatoriums beobachtete Maskelyne nun durch den langen Zeitraum von 47 Jahren den Himmel und die Bewegungen der Sterne, mit einer Genauigkeit und Sorgfalt, die wenig ihres Gleichen hat; und wenn ihm schon hierbei Hülfsmittel durch treffliche Instrumente u. dgl. zu Gebote standen, wie keinem seiner Zeitgenossen, und somit auch in dieser Hinsicht von ihm mehr gefordert werden konnte, als von Andern, so muß man doch eingestehen, daß die ungemeine Genauigkeit, welche er bei Aufzeichnung der Durchgänge der Sterne durch ihre Meridiane beobachtete, nur ihm allein billige Anerkenntniß bringt. Eben derselbe Fall ist es aber auch mit seinen weiteren Entdeckungen und Verbesserungen, die er hinsichtlich der vorzunehmenden Beobachtungen machte. Das sich selbst aufgelegte und immer streng beobachtete Gesetz, die Umschwingungen der Himmelskörper nie anders, als mittelst der fünf, an seinem Sehrohr angebrachten Fäden zu beobachten; die Leichtigkeit der Bewegung, welche er dem Instrumente zu geben wußte, um nach und nach und unmerklich es so zu richten, daß der zu beobachtende Gegenstand durch alle fünf Fäden mußte, und dadurch auch die kleinste Differenz zwischen dem wahren und scheinbaren Stand der Gestirne gehoben und Irrthümer in dieser Hinsicht vermieden wurden; endlich das Beispiel, welches er zuerst gab, die Secunde in zehn Theile zu zerfällen, wodurch es, mit vorerwähnter Einrichtung in Gemeinschaft, beinah unmöglich gemacht wird, daß der Astronom sich ferner noch mehr wie fünfmal nach einander in der wahren Bestimmung um mehr als höchstens ein oder zwei Zehntheil irren kann, indem, wie auch der Erfolg gelehrt, stets die verschiedenen Beobachtungen untereinander sich entweder bestätigen, oder die einen die Mangelhaftigkeit der andern ausweisen müssen; alles dies zusammen hat seitdem, angenommen von allen Astronomen, die Genauig-

keit der Beobachtungen zu einem Grad von Vollendung gebracht, der kaum mehr zu übertreffen seyn dürfte.

Ein anderes großes Verdienst, welches sich Maskelyne aber noch um die Wissenschaft erwarb, war dies: bis auf ihn hatte man überall die Gewohnheit gehabt, die an den verschiedenen Sternwarten aller Länder gemachten Beobachtungen, nicht bekannt zu machen, wodurch denn dieselben natürlich sowohl für den Astronomen, der nicht immer sich in der Lage befand, diese gleichsam vergrabenen Schätze zu durchwühlen, als wie für den Beobachter, dessen Geschäfte ihm häufig noch weniger gestatteten, alle Schlußfolgen, die sich aus seinen eigenen Beobachtungen machen ließen, zu ziehen, größtentheils verloren gingen. Diesem groß en Mangel, der gewissermaßen jedem, sich mit der Sternkunde Beschäftigenden drückte, gelang es endlich Maskelyne's angestrengten Bemühungen, abzuhelfen, und man muß dies Unternehmen als um so preiswürdiger erkennen, da in der That nicht leicht ein Astronom, wenn es nicht ein zweiter La Caille ist, Zeit und Muth genug finden dürfte, erst selbst lange fortgesetzte Beobachtungen anzustellen und dann noch alles sich daraus folgern lassende auszuarbeiten. Zwar waren die von Flamsteed im Jahr 1689 begonnenen Beobachtungen ziemlich dürftig und unvollständig, 1712 durch die besondere Gunst des Gemahls der Königin Anna erschienen und 1725 durch die Erben des genannten Astronomen eine erweiterte Ausgabe veranstaltet worden; zwar hatte 1683 La Hire in Paris ähnliche Beobachtungen angefangen und länger als dreißig Jahre fortgesetzt, aber diese waren nie herausgekommen, und eben so verhielt es sich mit denen von Halley seit 1720 bis 1742 emsig fortgesetzten, und obschon beide Hefte, jetzt publicirt, keinen sonderlichen Nutzen mehr gewähren würden, da seitdem die Wissenschaft ungeheuer fortgeschritten ist, so hätten sie ihn doch damals unbestreitbar geleistet und wenn man bedenkt, daß Lemonnier nur durch besondere Vergünstigung der Regierung es dahin brachte, einige Hefte seiner Beobachtungen drucken lassen zu können, und daß diese Gunst La Caille nie erhielt, sondern sich genöthig sah, um nur seine „Fondements de l'Astronomie" dem Publicum in die Hände zu geben, zwanzig Jahrgänge Ephemeriden für einen Buchhändler auszuarbeiten, so muß man in Wahrheit den Aufwand einer kostbaren Zeit bedauern, mit wel-

chem der emsige Forscher die Vergünstigung erkaufte, seinen in gleicher Wissenschaft arbeitenden Zeitgenossen das Geschenk eines Bandes von 250 Seiten machen zu können, denn sein „Ciel austral" kam erst nach seinem Tode heraus; seine andern trefflichen Beobachtungen blieben aber ungedruckt, und die Art, wie sie zum Theil in der Folge sind ausgerechnet worden, um den Zodiacal-Katalog, der ihm das Leben kostete, zu Stand zu bringen, läßt nur das Nichterscheinen seiner Beobachtungen bedauern, die trefflich dazu dienen würden, manchen eingeschlichenen Druck- und Rechnungsfehler zu berichtigen. So sind gleichfalls Bradley's Beobachtungen, trotz Maskelyne's fortwährendem Anhalten, erst 40 Jahre nach seinem Tode herausgekommen. Indem man Observatorien baute, schien man über den unwesentlichen Luxus, mit welchem mehrere dieser Anstalten aufgeführt wurden, das Wesentlichere und Eigentlichere derselben fast ganz aus den Augen zu verlieren, und die Summen, so auf die Ideen der Baumeister verschwendet wurden, zum Nachtheil der Wissenschaft, dieser wieder abziehen zu wollen. Zu allem, oft sehr unnöthigen Dingen, fand sich Rath, nur zur Ermittelung eines Fonds, um nach und nach die Erscheinung der Beobachtungen jedes Jahres zu bewerkstelligen, nicht; und wenn endlich, nach langem Schwanken, diesem betrübenden Mangel abgeholfen wurde, so hat man, wie bereits erwähnt, dies niemand als Maskelyne und seinem standhaften Eifer zu danken. Er war es, der es zuerst bei der königlichen Societät in London dahin brachte, daß alljährlich die einzelnen Beobachtungen gesammelt und durch den Druck bekannt gemacht wurden, und die Sammlung dieser einzelnen Hefte, die jetzt vier Folio-Bände beträgt, und der die beiden Bände der Observationen von Bradley nunmehro beigefügt sind (unter welcher Gestalt sie zwischen 1798 und 1805 erschienen), bildet jetzt ein kostbares, für den Forscher von unendlichem Werth seyendes Werk, das, nach und nach sich vergrößernd, eine unerschöpfliche Quelle der Belehrung für alle Astronomen werden kann, so wie bisher schon die seit 30 Jahren von Maskelyne herausgegebenen einzelnen Hefte es waren, denn hierdurch gelangte man in Deutschland und Frankreich dahin, die Sonnen-Mond- und Planetentafeln vervollkommnen zu können, und man kann wohl sagen, daß, wenn einmal durch ir-

Digitized by Google

gend ein Ereigniß die Wissenschaft im Ganzen verloren ginge, und nichts davon bliebe, als diese treffliche Sammlung, so würde dies allein hinreichen, sie wieder in's Leben zu rufen; ein Vortheil, den nicht blos die außerordentliche und noch niemals übertroffene Genauigkeit, mit welcher sie abgefaßt ist, gibt, sondern auch das, daß sie in ununterbrochener Folge von dem Jahre 1750 an angeht, von welcher Epoche her sich bekanntlich eine Reihe Beobachtungen schreiben, die kaum mehr etwas zu wünschen übrig lassen. Ein Beispiel, wie hiermit Maskelyne, und durch ihn die Regierung Englands gab, konnte nicht unbeachtet bleiben. Mehrere Landesbehörden haben seitdem ihre Astronomen in den Stand gesetzt, die Früchte ihrer wissenschaftlichen Entdeckungen bekannt zu machen, und, nicht mehr wie sonst, geht jetzt der mühsame Fleiß Vieler, für Andere ungenützt, verloren.

Sein Observatorium verließ übrigens Maskelyne nur noch ein einzigesmal, und dies war, als er seine Beobachtungen über die Attraction der Gebirge anstellen wollte. Bei dem 1769 erfolgten abermaligen Durchgang der Venus durch die Sonne, entfernte er sich nicht von Greenwich, obschon die Beobachtungen, welche er daselbst anzustellen vermochte, vermöge der Lage nur sehr unvollkommen ausfallen konnten. Indeß war er deswegen bei diesem Ereigniß keineswegs unthätig, sondern arbeitete mit vielem Fleiß die Instructionen für die nach andern Puncten hinreisenden Astronomen aus. Was aber die Untersuchung wegen der Anziehungskraft der Gebirge betrifft, so hatte bekanntlich Bouguer sie früher bereits in Peru vorgenommen und wirklich, trotz der Mangelhaftigkeit der damaligen Instrumente, das Daseyn dieser Wirkung hoher Berge gefunden. Das Einzige, was ihm jedoch hierbei auffiel, war, daß er sie fast nur halb so stark fand, als er erwartet hatte, und indem er dadurch auf die Hypothese geleitet ward, die Berge müßten hohl seyn, wünschte er selbst nichts sehnlicher, als daß seine Untersuchungen in dieser Beziehung wiederholt würden, eine Sache, die sich aber nicht so leicht ausführen ließ, indem in Europa keine Bergkette sich befindet, die in Hinsicht der Masse mit der Peru durchstreifenden verglichen werden kann. Nach vielfacher Ueberlegung dieses Punctes, entschied sich Maskelyne endlich für die in der Grafschaft Perth in Schottland liegenden Gebirgs-

spitzen, und indem er sich mit den genauesten Instrumenten versah und den größten Fleiß anwendete, ersetzte er einigermaßen das, was die Oertlichkeit ungünstig machte. Ein Hauptgewinn dieser Untersuchung war die Entdekkung, daß die Dichtigkeit der Berge ungefähr der Hälfte der mittlern Dichtigkeit der Erde gleichkommt, wodurch sich denn die frühere Wahrnehmung in gewisser Hinsicht bestätigte, daß die Dichtigkeit der Erde überhaupt zunehmen muß, je mehr man sich, vom Umkreis aus, dem Mittelpunct derselben nähert. Einer zweiten, von ihm gemachten Beobachtung zufolge, übertrifft die Dichtigkeit der Erde die des Wassers ungefähr fünfmal, und Cavendish hat seitdem, auf einem Untersuchungswege die Sache ergründend, gefunden, daß Maskelyne's Angabe sich der Wahrheit ziemlich näherte, und daß das Verhältniß wie fünf ein halb zu eins ist, eine Bestätigung, die unserm Astronomen um so mehr Ehre bringt, wenn man bedenkt, wie schwierig überhaupt Bestimmungen und Untersuchungen dieser Art sind.

Bei der Rückkehr der von der Regierung Englands ausgesendeten Astronomen zur Beobachtung des Durchganges der Venus, berechnete Maskelyne ihre Forschungen und zog daraus für die Bestimmung der Parallaxe der Sonne und ihrer Entfernung von der Erde dieselben Resultate, welche Dusejour in Frankreich durch die Vergleichung der gesammten, bis dahin an's Licht getretenen Forschungen erhielt. Dann schlug er die Gradmessung in Pensylvanien vor, die durch seine Collegen am Observatorio zu Greenwich, die Astronomen Dixon und Mason ausgeführt wurde, berechnete die ihm von seinem ehmaligen Schüler zugesendeten Beobachtungen, und gab die von Mayer entworfenen Mondtafeln heraus, dem er zugleich die Hälfte des von der englischen Regierung ausgesetzten Preises von 2000 Pfund Sterling auf die Lösung des Problems der genauesten Längenberechnung verschaffte. Die andere Hälfte dieses Preises erhielt dagegen, gleichfalls auf sein Gutachten, Harrison, der Erfinder einer zu Längenbestimmungen geeigneten Uhr, welcher indeß, mit dieser Entscheidung nicht zufrieden, den ganzen Preis in Anspruch nahm und deswegen Maskelyne der Parteilichkeit und Ungerechtigkeit anklagte. Diese Klage sowohl, als des Astronomen Antwort darauf, ist durch den Druck bekannt geworden, und

man kann ſich daraus überzeugen, daß, wenn man ſich an den Buchſtaben der den Preis ausſetzenden Parlamentsacte, wie billig, ſtreng hält, die Mondtafeln von Mayer eben ſo viel Recht auf die Auszahlung der ganzen Summe hatten, als Harriſon's Uhr, und daß mithin Maskelyne hier nur ſo entſchieden hatte, wie er entſcheiden mußte, und wie es dem Intereſſe der Wiſſenſchaft im allgemeinen und dem beſondern der Art und Weiſe, die Länge zu beſtimmen, im einzelnen am angemeſſenſten war. Uebrigens hatte Harriſon um ſo weniger Urſache gehabt, ſich fernerhin über Maskelyne zu beklagen, da er in der Folge von der Regierung die ganze in Anſpruch genommene Summe ausgezahlt erhielt, und auch dies auf einen von Maskelyne unterzeichneten Bericht geſchah.

Nicht zufrieden indeß, durch die Herausgabe der Mayer'ſchen Mondtafeln, allen Aſtronomen ein bedeutendes Geſchenk gemacht zu haben, ließ der unermüdliche Maskelyne ihre Nützlichkeit und Genauigkeit auch noch durch eine Arbeit Maſon's erhöhen, indem er dieſem auftrug, ſie mit zwölfhundert Beobachtungen gleicher Art von Bradley zu vergleichen, wodurch denn nicht blos einige vom Verfaſſer bereits ſelbſt angewendete Gleichungen genauer beſtimmt, ſondern auch eine Menge neuer mit aufgenommen wurden, die Mayer nicht beſtimmen konnte, weil damals noch keine Sammlungen von Beobachtungen erſchienen waren.

Da ſpäterhin einige ziemlich unbegründete Ausſtellungen über die geographiſche Lage des Obſervatoriums zu Greenwich, in Bezug auf das zu Paris, erhoben wurden, und man deswegen darauf dachte, dies genauer zu unterſuchen, ſo zeigte der um Rath gefragte Maskelyne zwar ſogleich, daß das Ganze auf einer, nicht begründeten Annahme beruhte, genehmigte jedoch die vorgeſchlagene Unterſuchung vorzüglich in der Abſicht, um zu beweiſen, daß man ſich irrte; was denn auch der Erfolg darthat.

So groß die Sorgfalt auch war, welche der unermüdliche Mann ſich fortwährend gab, die Inſtrumente, von denen er einen ſo ausgezeichneten Gebrauch machte, zu conſerviren, und ohngeachtet der vielfachen Verbeſſerungen, die er, vermöge ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe und Erfahrungen, ihnen gab, fing nun dennoch gegen das Ende ſeines Lebens an, die Muthmaßung zu hegen,

Digitized by Google

daß sein Quadrant an früherer Genauigkeit verloren, und daß derselbe durch so lange fortgesetzten Gebrauch einige Fehler bekommen habe, die machten, daß er die Abweiweichungen der Sterne nicht mehr mit sonstiger Genauigkeit angab. Alle Berichtigungen, welche man mit dem Instrumente vornehmen konnte, waren schwierig und ungewiß, und Maskelyne entschloß sich daher, seinen Quadranten durch einen ganzen Cirkel zu ersetzen, dessen Ausführung er dem berühmten Trougston übertrug. Ihm ward jedoch das Vergnügen nicht mehr, dies neue Instrument aufzustellen; erst das Jahr nach seinem Tode konnte sich sein würdiger Nachfolger, J. Pond, desselben bedienen, der noch ein neues Meridian-Glas hinzufügte, welches gleichfalls ein Meisterwerk des eben genannten Künstlers ist. So spricht man auch von einem neuen Sectanten, welcher den von Graham ersetzen soll, mit den Bradley seine beiden großen Entdeckungen von der Abirrung und dem Schwanken der Erdaxe gemacht hat, wodurch dann die bedeutendsten Instrumente der Greenwicher Sternwarte erneut werden würden. Indem man indeß sich jetzt des ganzen Cirkels von Trougston bedient, hat man deswegen doch Bird's Quadranten nicht ganz außer Gebrauch gesetzt und die Astronomen haben daher um so bessere Gelegenheit, die Nützlichkeit und Anwendbarkeit beider Instrumente durch Erfahrung zu prüfen und zu vergleichen.

Am 9. Februar 1811 entriß endlich der Tod Maskelyne seiner Wirksamkeit, in einem Alter von mehr als 78 Jahren. Außer den bereits von ihm gemeldeten Werken, hat er mehrere Aufsätze zu den philosophischen Abhandlungen der königlichen Gesellschaft in London und zu seinem Nautical almanac geliefert. Nach seinem Scheiden, wurden die noch von ihm sich findenden Manuscripte dem Hr. Vince zur Herausgabe übergeben; doch ist bis jetzt noch nichts davon an's Licht getreten. Vermuthlich dürften es aber auch nur Skizzen seyn, da es Maskelyne nicht an Gelegenheit fehlte, das, was er noch vollenden konnte, zu publiciren. In Correspondenz stehend mit fast allen Astronomen Europas, die er wie seine Brüder betrachtete, wurde er auch von ihnen, denen er durch seinen Fleiß, seine Forschungen und seine Mittheilbarkeit so ungemein nützlich war, gleichsam wie ein Vater geehrt, und hier, wie in seinem häuslichen Wirken,

zeigte sich durch sein langes, ruhiges und glückliches Leben stets sein gerader biederer Charakter.

Maskelyne hinterließ nur eine Tochter, derer Zuvorkommenheit der Verfasser dieses kurzen Lebensentwurfes des berühmten Astronomen einige schätzbare, sonst nirgends erwähnte Data verdankt. Nachrichten über ihn finden sich auch noch in den Memoiren der Classe des pariser Instituts für die physikalischen und mathematischen Wissenschaften von 1811, und in dem Artikel den Chalmers ihm im Jahr 1815 in seinem Dictionnaire biographique widmete, und der nach einem andern in der Rees'schen, wenn wir nicht irren, jetzt vom Doctor Kally redigirten Cyclopädie, bearbeitet ist.

Digitized by Google

Benjamin West.

Präſident der königlichen Akademie in London.

Von N — r.

Benjamin West.

Durch große Fortschritte in der Kunst, ja! — man darf dieses von ihm, in Beziehung auf sich selbst, wohl sagen — durch „Erfindung der Kunst selbst" gehört West zu unsern merkwürdigsten Zeitgenossen. Ueberraschende Beispiele von Genialität strahlen zwar aus den früheren Zeiten auch der italienischen Schule hervor; aber von Erfindung der Kunst selbst ist doch kein einziges Beispiel bekannt. Dieses liefert uns West, der Amerikaner, wie die Folge lehren wird. Nächstdem wird auch seinem eben so schnellen, als kraftvollen Fortschreiten zur Vollkommenheit die gebührende Bewunderung nicht versagt werden.

Benjamin West, der jüngste Sohn West's und Sarah Pearson's, wurde unweit Springfield, in der Pensylvanischen Grafschaft Chester, 1738 geboren. Seine Eltern stammten aus England, wo die väterlichen Vorfahren zu Long Crandon, in der Grafschaft Bucks, ein Besitzthum, jetzo den Grenville's zugehörig, gehabt hatten. Sie stammten von jenem Lord Delawarre ab, der sich einst in der Schlacht von Cressy unter dem schwarzen Prinzen so glänzend ausgezeichnet hatte. Um das Jahr 1667 waren sie zu den Quäkern übergetreten, und dann 1699 nach Amerika ausgewandert, denn Thomas Pearson, West's mütterlicher Großvater, war Wilhelm Penn's vertrauter Freund und treuer Begleiter. Beide suchten bei ihren, von der herrschenden bischöflichen Kirche abweichenden religiösen Ansichten, in Nordamerika Freiheit und Sicherheit. Zur Charakterschilderung Pearson's dient folgender Zug: Er hatte, als Hei-

rathsgut, auch einen Negersklaven mit erhalten, diesen gab er sogleich frei und miethete ihn dann wieder als freien Arbeiter (1752). Diese Begebenheit erweckte anfangs großes Aufsehn und manchen lauten Widerspruch, dann aber die segenreichsten Folgen; denn es ward auf der jährlichen, allgemeinen Versammlung der Quäker zu Philadelphia fortan der Grundsatz festgestellt, „daß Niemand, der ein menschliches Wesen in Leibeigenschaft halte, ein Mitglied der Religionsgesellschaft der Quäker bleiben könne."

Wir kommen nun auf West und auf das oben angedeutete, höchst merkwürdige Ereigniß seiner frühesten Jugend zurück, wo er nicht nur seinen künftigen Beruf entdeckte, sondern — man darf es wohl sagen — die Kunst selbst, welcher sein Leben hinfort gewidmet seyn sollte, erfand.

Man hatte (1745 im Junius) dem noch nicht siebenjährigen Knaben die Wartung einer Nichte, die noch in der Wiege lag, anvertraut. Das Mägdlein lächelte in seinem sanften Schlummer so wunderlieblich, daß durch den Anblick dieser Schönheit und Unschuld, wie durch einen Zauberschlag, der Genius der Kunst in dem kleinen Wärter neben der Wiege erweckt, und die entscheidende Richtung seines künftigen Geschicks unwiderruflich bestimmt ward.

Zufälliger Weise lag auf einem nebenstehenden Tische Papier und Feder; auch rothe und schwarze Dinte waren zur Hand. Der erwachende Genius trieb den Knaben, flugs zuzugreifen, und — ein Bild der kleinen Schläferin war entworfen. Er hatte nie zuvor irgend ein Gemälde, auch nicht einmal einen Kupferstich gesehen, noch viel weniger je einen Versuch gemacht, irgend einen Gegenstand abzuzeichnen. Die entzückte Mutter, die eben jetzt aus dem Garten zurückkehrte und sogleich die Aehnlichkeit des Abrisses mit der kleinen Sally entdeckte, küßte den geliebten Sohn mit der innigsten Zärtlichkeit und Freude. Feder und Dinte waren ihm von jetzt an, wo er nun auch zur Schule geschickt wurde, die liebsten Dinge in der Welt. Bald nachher erhielt er von einigen Indianern bessere Stoffe. Sie gaben ihm Anweisung, wie er die rothen und gelben Farben, womit sie ihre Zierathen und Wehrgehänge bemalten, bereiten könne. Dann kam auch ein Stück Indigo, womit ihn

der freundliche Vater beschenkte, hinzu; und so sah nun der Glückliche sich bereits in dem Besitze von 3 Hauptfarben. Aber noch immer fehlte es in diesem entlegnen Erdwinkel ihm an Pinsel, um seine Gemälde anzulegen; doch auch hier wußte der erfinderische Kopf sich zu helfen. Eine Lieblingskatze mußte das Haar zu den ersten Pinseln hergeben Die freudige Ueberraschung eines philadelphischen Kaufmanns, Pennigton, eines Verwandten der West's, als er das Zimmer seiner Freunde mit Schildereien von Vögeln und Blumen ausgeschmückt sah, setzte den jungen Künstler nun auch bald in den Besitz eines Malkästchens mit Farben und guten Pinseln. Mehrere Canvasse für die Staffelei und 6 Kupferstiche von Grevling kamen nach einiger Zeit hinzu. Ein so reicher Schatz wie dieser, der mehrere Nächte hindurch allen Schlaf verscheuchte, bahnte nun desto schneller den Weg zu der künftigen Vortrefflichkeit. Bei einem Besuch in Philadelphia zog der ganz neue Anblick von Schiffen des jungen Künstlers Aufmerksamkeit so mächtig an, daß er sogleich eine Landschaft entwarf, in welcher man höchst malerisch einen Fluß, auf welchem Schiffe dahin schwebten, und an dessen Ufern Heerden weideten, erblickte. Ein Gemälde vom Philadelphier „Williams" setzte ihn fast außer sich, und als ihm nun auch die Werke „Fresnoy's und Richardson's" vor Augen kamen, da war sein künftiges Geschick entschieden. Er erfand sich während dieser Zeit einen ganz eigenen Styl der Malerei, indem er sich zur Ausführung seiner Entwürfe der Dinte, der Kreide und der Holzkohle bediente. Nachmals versuchte er sich an Abschilderungen einer Mutter mit ihren Kindern, und dieses mit so glücklichem Erfolge, daß seine Kunst schon jetzt von Vielen gesucht wurde. Bald nachher begann sein höherer Aufschwung. Er lieferte sein erstes historisches Gemälde, „den Tod des Sokrates." Der Ruhm, welchen er sich hierdurch erwarb, verschaffte ihm die Gunst und Anweisung Dr. Smiths, des damaligen Vorstehers des Collegiums zu Philadelphia.

West hatte nun das sechszehnte Jahr erreicht, und es war nach langen Ueberlegungen bei den Seinigen beschlossen worden, daß er sich ausschließlich der Malerei widmen solle. Zwar beschäftigte ihn jetzt noch immer am meisten die Portraitmalerei, und es wurden ihm, nach Maßgabe der Größe, seine Schildereien mit 24 bis 5

Guineen bezahlt; aber sein höherer Genius verschmähte bald immer mehr diese engen und niedrigen Schranken. Er lieferte nicht lange nach einander eine Copie vom heil. Ignatius, und dann, nach eigener Erfindung „Susanna vor Gericht." Hiebei hatte er sich, wie bei „dem Tode des Sokrates" lebender Modelle bedient. Darauf verfertigte er während eines siebenmonatlichen Aufenthalts zu New-York sein schönes Gemälde „den Studierenden bei Kerzenlicht." Und nun ging er an die Ausführung seines Lieblingswunsches, — Italien, das classische Land der Kunst, zu besuchen, um dort seinen Blick zu erweitern, seinen Geschmack zu berichtigen und die Werke aller größesten Meister kennen zu lernen. Das Glück war ihm hold; am 10. Juli 1760 langte er in Rom an. Er ward bei dem Cardinal Albani und dem berühmten Mengs, damals dem gefeiertesten Meister, eingeführt. Ein Portrait Robinson's, nachmaligen Lords Grantham, erwarb ihm die Achtung des großen Meisters und Empfehlungen nach Florenz, Bologna und Venedig. Merkwürdig ist es, daß, als er nach Besuch jener Städte wieder in Rom ankam, der erste Anblick des Apollo von Belvedere ihm den Ausruf abdrang: „Welche Aehnlichkeit mit einem jungen Krieger der Mohawks!" und daß er an einem ägyptischen Obelisk gerade dieselben Hieroglyphen wieder erkannte, welche er früher an den Wampum-Gehängen der Indianer erblickt hatte.

Von edlem Wetteifer entflammt, beschloß er, sich mit seinen Kunstgenossen durch zwei Gemälde „Cimon und Iphigenia" und „Angelica und Medor" zu messen. Nachdem er den Wettkampf ehrenvoll bestanden, nahm er Abschied von Rom, um nach Amerika zurückzukehren. Er vollendete noch unterwegs, zu Parma, eine Copie des heil. Hieronymus von Correggio und wurde hier auch bei Hofe vorgestellt, wo der schon übrigens seltene Amerikaner nicht minder dadurch große Bewunderung erregte, daß er, den Grundsätzen der Quäker getreu, während der ganzen Audienz den Hut aufbehielt. Von Parma reiste er durch Savoyen nach Frankreich und hielt sich einige Zeit in Paris auf. Endlich am 20. Aug. 1763 kam er in England an und beschloß, nach reiflicher Ueberlegung, hier seinen künftigen Wohnsitz zu nehmen. Hamptoncourt und die Kunstsammlungen zu Stour Head, Font Hill und Wilton House wurden ungesäumt von ihm be-

Digitized by Google

sucht. Dann ward er auch mit dem berühmten Joshua Reynolds und dem gepriesenen Landschaftsmaler Richard Wilson bekannt. Bald nachher ward er bei D. Markham, nachmaligem Erzbischofe von York, D. Johnson, Bischof von Worcester, und dem berühmten Burke eingeführt. Als er diesen letztern erblickte, fand er in dessen Zügen eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Benedictinerabte zu Parma, und wirklich waren beide Brüder.

Dr. Newton, Bischof von Bristol, war der Erste, der ihm in England ein Gemälde auftrug. Der Gegenstand war „Hector's Abschied von Andromache." Dann malte er auch für D. Johnson, Bischof von Worcester, „die Rückkehr des verlornen Sohnes."

Um das Glück des jungen Malers zu vollenden, wurde jetzo der sehnlichste Wunsch seines Herzens erfüllt. Er hatte noch bei seinem Aufenthalt in Amerika ein vortreffliches Frauenzimmer liebgewonnen. Die Sehnsucht nach der Geliebten wollte ihn, wie sehr ihm das Glück in England lächeln mochte, über das Meer in die alte Heimath zurückziehen. Wer schildert seine Wonne, als unerwartet der redliche, alte Vater in England landete und — die Braut mitbrachte? Am 2ten Sept. 1765 sah West sich mit der Geliebten verbunden, und sein Genius, von unaussprechlicher Freude beflügelt, erhob sich nun immer schneller und höher. D. Drummond, jetzt Erzbischof von York, blieb fortdauernd des Künstlers thätigster Gönner. West malte für ihn, „Agrippina, landend mit der Asche des Germanicus". So außerordentlich begeisterte dieser Gegenstand den Künstler, daß, als ihm der Erzbischof die Stelle des Tacitus, wo alle Umstände dieses tragischen Ereignisses geschildert werden, vorgelesen und seine Erläuterungen hinzugefügt hatte, West, unmittelbar nach seiner Heimkunft den Entwurf, des Gemäldes begann und noch vor dem Schlafengehn vollendete. Am nächsten Morgen legte er dem Erzbischofe die Skizze vor, und dieser gerieth vor Ueberraschung und Freude fast außer sich, als er seine eigenen Ideen so vollkommen gefaßt und so glücklich in sichtbarer Erscheinung verkörpert sahe. Wo möglich noch wärmer bewunderte er den herrlichen Künstler und beschloß sogleich, ihn nun auch bei dem Könige (Georg III.) einzuführen. Sobald Agrippina vollendet war, ließ der König den Künstler und sein Werk vor sich kommen. Nachdem er das Ge-

mälde eine Weile mit Bewunderung angeschaut hatte, trat auch die Königin herein und ließ den Künstler sich vorstellen. Dann gab Georg ihm einen neuen Gegenstand auf, „Regulus letzten Abschied aus Rom." Der Monarch ließ sich zugleich einen Band des Livius bringen und sagte: „Ich will nun über den Gegenstand meines Gemäldes nachlesen." Der Künstler aber wurde ermuntert, recht bald einen Entwurf anzufertigen. Es geschah. Der König fand denselben seines vollkommensten Beifalls würdig und blieb fortan dem Künstler durch den nun folgenden langen Raum von 40 Jahren mit unwandelbarer Huld innigst zugethan. Zu manchem Abendbesuch ward West nach Buckingham House eingeladen und pflegte gewöhnlich längere Zeit dort zu verweilen. Seine Unterhaltung mit dem königlichen Paar betraf gewöhnlich die besten Mittel, wie die Blüthe der schönen Künste in England am kräftigsten gefördert werden könne. Eine schöne Frucht dieser Unterredungen war — die Errichtung der königlichen Akademie, wozu hier der Plan entworfen und am 10ten Decbr. 1798 durch wirkliche Eröffnung der Akademie auch ausgeführt wurde.

Der König erhielt durch immer neue Aufgaben West's Genius in freudigster Thätigkeit. Die nächste, nachdem Regulus vollendet war, betraf „Hamilkar's Aufforderung an Hannibal zum Schwur unversöhnlicher Feindschaft gegen die Römer," — ein bedeutungsvoller Gegenstand gerade in der damaligen Zeit des Kampfes auf Leben und Tod zwischen Britten und Franzosen. Auch sein allgemein bewundertes und bekanntestes Gemälde, „der Tod des Generals Wolf" hatte West um diese Zeit vollendet. Er war der erste Maler, welcher Helden der neuesten Zeit im Anzuge dieser neuesten Zeit darzustellen sich unterfing. Auch schienen anfangs Reynolds, Erzbischof Drummond und der König selbst diese Verletzung des alten Costüms zu mißbilligen; aber sie mußten dennoch bald nachher eingestehen, daß West seinen Gegenstand nicht allein mit großer Wahrheit, sondern auch zugleich mit großer Würde behandelt habe; und der König, dem es jetzo leid that, daß Graf Grosvenor das Originalgemälde bereits an sich gebracht hatte, bestellte sich sogleich eine Copie, ließ auch, als Begleiter jenes Gemäldes, den „Tod des Epaminondas" und den „Tod

des Ritters Bayard," um den Heldenmuth der verschiedenen Zeitalter zu feiern, vom Künstler schildern. Für zwei noch freie Wände im Zimmer ließ er folgende Aufgaben ausführen: „Cyrus befreit die Familie des Königs von Armenien" und „Segest und Thusnelde werden vor Germanicus geführt."

Nach Berathfragung mehrerer würdigen Geistlichen, kam darnach bei dem Könige ein großer, alles Uebrige überglänzender Plan zur Reife, nämlich, eine prachtvolle Capelle im Schloß Windsor zu errichten, in welcher zugleich eine bildliche Darstellung der geoffenbarten Religion von ihrem Anfange bis zu ihrer Vollendung auf eine solche Art gegeben werden sollte, daß auch die Bedenklichsten der verschiedenen christlichen Religionsparteien Englands die Gegenstände der Gemälde als Wahrheiten sollten anerkennen müssen, wofern sie nicht etwa die heil. Schrift überall für Fabelwerk hielten. Wyatt, der königl. Baumeister, erhielt den Befehl, vorläufig eine große Treppe anzulegen; das Gebäude selbst sollte 95 Fuß in der Länge und 50 in der Breite halten. Das Innere sollte von West's Pinsel durch 35 Gemälde geschmückt werden.

Als Josuah Reynolds 1791 seine glänzende Laufbahn geendigt hatte, wurde West einmüthig zum Präsident der königl. Akademie erwählt und hielt, als solcher, in der Folge mehrere lehrreiche Vorlesungen, z. B. über „die Grundsätze der Malerei und Sculptur," über „Verschönerungen in der Baukunst," über „den Geschmack der Alten," über „die Irrthümer der Neuern," über „Composition im Allgemeinen."

Während des Friedens von Amiens besuchte er Paris, um die Kunstschätze des Louver in Augenschein zu nehmen. Sowohl von den Künstlern, als von der Regierung selbst ward er mit solcher Auszeichnung empfangen, daß es ihm, wie seinem Freunde, Joseph Banks, bei manchen Befangenen und wohl auch Neidern große Ungunst erweckte und am nächsten Wahltage „Wyatt", statt seiner, zum Präsidenten der königl. Akademie erwählt wurde; nach Verlauf einiger Zeit hatte man sich indessen wieder abgekühlt und besonnen und räumte ihm den alten Platz von neuem ein.

Ein bei weitem wichtigeres, wahrhaft trauriges Ereigniß aber führte das Jahr 1801 für West herbei. Der Hof

Digitized by Google

befand sich damals zu Weymouth. Georg III. wurde von seinem beklagenswerthen Kopfübel, wovon er 1789 völlig geheilt schien, neuerdings ergriffen. Dieses war die betrübte Veranlassung, daß die Königin bis auf weiteres die Verfertigung der Gemälde für die Windsor-Capelle auszusetzen für gerathen fand. Ein harter Schlag für West! denn er versiegte ihm zugleich die vorzüglichste Quelle für seinen Ruhm, wie für ein anständiges Einkommen, dessen er jetzo, bei seinem zunehmenden Alter, am meisten bedurfte. Zwar schrieb er einen rührenden Brief an den König; aber er wurde demselben nicht eingehändigt. Als er aber dennoch kurz nachher eine Gelegenheit fand, den Monarchen selbst zu sprechen, entließ ihn dieser, nach einer huldreichen Unterredung, mit den tröstlichen Worten: „Gehn Sie an Ihr Werk, West! Vollenden Sie die Gemälde! Ich will schon sorgen." — Dieses war seine letzte Zusammenkunft mit dem guten Georg. Er setzte also sein Werk fort und erhielt den gewöhnlichen, vierteljährigen Ehrensold, bis zu der finstern Zeit, wo (1810) der König sein hohes Amt gänzlich niederlegen mußte. Dann erhielt West, ohne weitere vorläufige Benachrichtigung die bestimmmte Weisung, mit Ausführung der bestellten Gemälde inne zu halten, weil diese Ausgabe aufhören und überhaupt der Plan jener Kapelle „der geoffenbarten Religion" einstweilen ruhen müsse. — West hatte von dem Könige in den Jahren 1769 bis 1779 für 17 Gemälde, deren sieben geschichtliche Gegenstände betrafen, die übrigen aber Familienportraits waren, 4126 Pf. Sterl. erhalten. Für Gegenstände aus dem Gebiet der Religion, 36 an der Zahl, waren ihm 21705 Pf. St. ausgezahlt worden. Für die Staatszimmer von Windsor hatte er 8 Gemälde, die Geschichte Eduards III schildernd, geliefert und dafür 6930 Pf. St. erhalten, und für einige vermischte Werke 1426 Pf. St.

Da der Künstler auf jene traurige Weise die reiche, königliche Unterstützung verloren hatte, beschloß er, dem Publicum überhaupt seine Kunst zu widmen, und dieser Entschluß wurde mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt. Das Gemälde „Christus heilt die Kranken" brachte ihm 3000 Guineen ein, und eine Copie desselben, welche er seinen amerikanischen Landsleuten für das Hospital zu Philadelphia schenkte, setzte dieselben in den Stand, das Gebäude für Aufnahme noch von 30 Kranken mehr zu

Digitized by Google

erweitern. Ueberhaupt waren seine Sammlungen und seine Börse stets für hoffnungsvolle, so wie für dürftige Künstler offen. Seine größte Freude war, das Genie zu wecken und zu fördern.

Ein neuer, harter Schlag traf ihn am 10ten Decbr. 1817. Seine geliebte Gattin schied ihm; ein für ihn um desto bitterer Verlust, da eben um diese Zeit seine eigene Gesundheit zu wanken begann. Die Ahnung seiner Freunde, daß er diese Trennung von der treuen Gefährtin nicht lange werde erdulden können, ging leider sehr bald in Erfüllung. Schon am 10ten März 1820 folgte auch er, ohne einen heftigen Krankheitsanfall, ihr nach. Seine Asche wurde mit großem Pomp in der St. Pauls-Kirche beigesetzt.

Galt, ein langjähriger Vertrauter des großen Künstlers, dem dieser selbst die Stoffe zu einer ausführlichen Lebensbeschreibung geliefert und auch Proben der Ausführung durchgesehen und gebilligt hat, sagt am Schluß jener Lebensbeschreibung Wests: „Er war ein milder und bedachtsamer Mann, von durchdringendem Blick und kräftigem Geist. In seinen Ueberlegungen war er langsam und methodisch. Fremden mußte diese Ruhe, besonders als er noch jünger war, mit der Lebhaftigkeit seines Blickes im Widerstreite zu stehen scheinen. Es ward aber diese Lebhaftigkeit nicht etwa durch eine besondere Aufwallung des Temperaments hervorgebracht, sondern sie war vielmehr eine Erleuchtung, welche von dem Genius des Künstlers ausstrahlte. Wenn man seine Gesichtszüge recht genau betrachtete, so fand man, daß sie denen glichen, welche der „Charakterwürde" in den besten Kunstwerken zugesellt zu werden pflegen. — Als Künstler steht West auf der höchsten Stufe. Er nimmt seinen Platz neben Michael Angelo und Raphael ein, obwohl er, da man Erstern mit Homer, Letztern mit Virgil zu vergleichen pflegt, West aber am meisten dem Shakspeare gleicht, doch auch wieder bedeutend von ihnen unterschieden ist. In eigenthümlicher Kraft und im physischen Ausdruck der Charakters kam er indessen dem Michael Angelo, und in jener heiteren Erhabenheit, wodurch Raphaels Gemälde entzücken, diesem großen Meister sehr nahe. Völlig erreicht hat er sie in der Fülle, in der Deutlichkeit und in der Eigenthümlichkeit seiner Composition. In allen seinen großen Werken wird die

Scene, welche er dem Zuschauer vor Augen zu bringen beabsichtigt, so dargestellt, daß der Einbildungskraft nichts weiter hinzuzusetzen überlassen bleibt. Das Ereigniß, die Zeit und der Ort sind grade so, wie sie, nach unsrer Meinung, haben seyn müssen. Diese wundervolle Kraft, womit die Idee erfaßt ist, macht die Skizzen West's noch außerordentlicher als seine vollendeten Gemälde selbst. Was diese letztern anbetrifft, so kommen hier natürlicher Weise auch die Färbung, die Schönheit der Gestalten und hundert Einzelnheiten, wovon bei den Skizzen nicht die Rede seyn kann, in Betracht. Nächstdem, daß wir die Erfindungskraft West's auf einer so hohen Stufe erblicken, daß wir ihn darin mit dem gewaltigen Michael Angelo und dem erhabenen Raphael vergleichen müssen, so erscheint er uns doch auch in den niedern Bezirken der Kunst, in Richtigkeit der Zeichnung und Vortrefflichkeit der Färbung, als einer der vorzüglichsten Künstler seines Zeitalters. Diejenigen seiner Werke, welchen er den Glanz der venetianischen Schule zu verleihen beflissen war, hat er erst in seinen spätern Jahren ausgeführt. Er war einmal Willens, alle seine Werke zu sammeln und eine öffentliche Ausstellung derselben zu veranstalten. Hätte er dieses vollführt, so würde die Größe und die reiche Mannichfaltigkeit seiner Talente über allen Streit erhaben erschienen seyn; denn wahrlich, er war einer jener großen Meister, deren Genius nicht nach einzelnen, besonderen Werken, sondern nur durch eine Gesammtanschauung der Mannichfaltigkeit, Ausdehnung und Zahl ihrer Schöpfungen kann richtig beurtheilt werden.

Johann Bernhard Merian.

(Nach Ufteri in der Biographie universelle.)

Digitized by Google

Johann Bernhard Merian.

Merian wurde den 28sten September 1723 zu Liechstall, im Canton Basel in der Schweiz, geboren. Sein Vater, der später erster Prediger an der Hauptkirche in Basel und zugleich Vorsteher der sämmtlichen Geistlichkeit des ganzen Cantons wurde, war damals noch Pastor zu Liechstall und unterrichtete seinen Sohn selbst in den Anfangsgründen der Wissenschaften so weit, daß dieser gleich vom älterlichen Hause aus die hohe Schule in Basel besuchen konnte.

Obschon der junge Merian in dieser Epoche erst im vierzehnten Jahre stand, so zeigte sich doch bereits sein Geist so vortheilhaft aus, daß man in dieser Hinsicht die gegründetsten Hoffnungen in Betreff seiner fassen konnte, Hoffnungen, die er denn auch, wie die Folge zeigen wird, auf's Befriedigendste verwirklichte. Seiner großen Jugend wegen hatten übrigens wieder seine Verwandten, noch er selber sogleich ein festes Fach für ihn erwählt, und da ihm damals schon die Wissenschaft als Wissenschaft zu hoch stand, um dem Gedanken Raum zu geben, sie noch um etwas anderes, als ihrer selbst willen, zu treiben, so studirte er, alle Nebenrücksichten auf einstige Beförderung u. d. gl. bei Seite setzend, unermüdet in allen ihm zugänglichen Zweigen derselben fort; doch gewann bald das Fach der Philologie und Metaphysik, als seinem Geist am mehrsten zusagend, vor den andern bei ihm den Vorzug. Und wirklich schien auch die Mischung von trefflicher Gedächtniß- und erhabener Einbildungskraft, von Fassungsgaben und Denkkraft, die bei ihm vorherrschend war, ihn besonders zur Auffassung des

Geistes des Alterthums, und zum Erforschen übersinnlicher Wahrheiten geschickt zu machen. Auch war das Feld der Philologie im Allgemeinen damals bereits ungleich besser angebaut, wie das der Philosophie, obschon zu jener Zeit, wo neue philosophische Ideen noch nicht mit der Schnelle sich verbreiteten wie später, Leibnitz und Locke bereits ihre unsterblichen Werke hatten erscheinen lassen. Mit der in dem Collegio zu Basel gelehrten Metaphysik verhielt es sich jedoch anders wie mit der Bearbeitung der classischen Literatur-Wissenschaft. Ein gemilderter Cartesianismus, dies war alles, worauf man sich beschränkte, und es läßt sich denken, daß eine solche Einseitigkeit einem Geiste, wie Merian, nicht lange zusagen konnte, dem von dieser Zeit an, alles was nach Schul- und Lehrzwang schmeckte, um so mehr zuwider ward, da sein Genius ihn auf eine freiere und größere Bahn hintrieb.

Trotz seiner Jugend, berief ihn sowohl die Stimme seines Innern, als auch der Wunsch des Publicums zum öffentlichen Lehrfach, und in dieser Hinsicht schienen sich ihm die in Basel selbst, wo damals gerade einige Lehrstühle am Collegio erledigt waren, die jedoch mehr Hoffnungen auf Ehre als auf einen billigen bürgerlichen Gewinn boten, gute Aussichten zu eröffnen; indeß, obschon er sich viermal zu solchen Vacanzen meldete, und, wie bemerkt, seine Kenntnisse und sein Geist allgemein anerkannt wurden, so fiel er dennoch eben so oft bei der Wahl durch, und er sah nun wohl, daß sein Glück da nicht blühte.

Dies und die Bitten seiner Familie, die gleichfalls mit Recht über das Benehmen gegen ihn erzürnt waren, bewogen ihn endlich, dem Wunsche der Seinigen, die ihn gern in ihrer Mitte behalten wollten, nachzugeben, und er fing an, sich dem geistlichen Stande, zwar ohne große, innere Neigung dafür, jedoch mit solchem Fleiße zu widmen, daß er bald sein Candidatenexamen höchst rühmlich bestand und nicht lange darauf mit allgemeinem Beifall zum erstenmale die Kanzel betrat.

So viel Anerkennung dieser erste Versuch aber auch fand, und so gern man auch den jungen Prädicanten gehört hatte, so wenig sagte ihm doch selbst die Sache zu, und man kann wohl sagen, daß er der einzige Unzufriedene mit sich war. Immer schwebte ihm

der Gedanke vor, es gebe noch einen anderen, ihm angemessenern Weg, nützlich zu werden und Ruhm zu erlangen, und da es sich um diese Periode traf, daß er eine ziemliche Zeit in Lausanne, in dem Hause der Frau von Savigny, verlebte, und daselbst mit der genaueren Kenntniß der französischen Sprache, auch mehr mit der Literatur dieses Landes sich vertraut machte, so befestigte sich der Entschluß, dem geistlichen Stande zu entsagen, immer stärker in ihm, ein Entschluß, der noch mehr zur Reife gedieh, als er nach abermaligem kurzen Aufenthalt in Basel, nach Amsterdam ging, wo er eine Stelle als Lehrer im Hause des Senator Witte annahm. Hier war es nämlich, wo Maupertuis, damals Präsident und Director der berliner Akademie, der durch Bernoulli auf ihn war aufmerksam gemacht worden, ihm einen Platz mit mäßigem Gehalte bei der Akademie antrug, ein Erbieten, welches auch Merian mit Vergnügen annahm und sich (1750) sogleich dahin auf den Weg machte.

Seine erste Sorge war nun, sich in seinem neuen Vaterlande, was ihm Preußen wirklich wurde, gleichsam einzubürgern; und da, zur Zeit seiner Ankunft in Berlin, der in der gelehrten Welt bekannte Streit zwischen Maupertuis und König über die Gesetze der Bewegung und der Ruhe, nach dem metaphysischen Princip des minderen Grades von Thätigkeit, in vollem Gange war, so bekam er, Partei für den Ersteren ergreifend, Gelegenheit, seinem Gönner und Freunde thätlich seine Dankbarkeit zu beweisen. Die Denkschrift, welche Merian als Berichterstatter in der Akademie, dieserhalb herausgab, war — abgesehen von der Sache selbst, die er vertheidigte — ein Meisterstück von Klarheit und Dialectik, und einige Stellen, worin er König's vorgebrachte Personalitäten abfertigt, können als Muster feiner Persiflage betrachtet werden.

In seinem Fache, als Mitglied der Classe der Philosophie, war er ganz an seiner Stelle, da die ihm hier obliegenden Berufsarbeiten völlig mit seiner Neigung für Speculation und Forschung übereinstimmten. In den zahlreichen Aufsätzen, die er von jetzt an in die Jahrbücher der Akademie lieferte, griff er zuvörderst die damals noch in Deutschland herrschende Wolff'sche Schule an, und, hierbei alle Kraft der Dialectik entwickelnd, bestritt er bald Wolff's Lehrsätze gerade zu, bald stellte er

Digitized by Google

ihnen andere entgegenlaufende gegenüber, ſo daß, auf dieſe Art wechſelsweiſe den Vorderſatz durch die Folgerungen und dieſe wiederum durch den Vorderſatz widerlegend, er auf's deutlichſte darthat, daß die vorgeblichen unumſtößlichen Grundwahrheiten der Wolff'ſchen Philoſophie keineswegs probehaltig, und daß deſſen darauf gebaute Schlußfolgen häufig oft nichts anders, als nichts ſagende Tautologien waren, die alles wirklichen Beweiſes ermangelten.

Die Geſchicklichkeit, mit welcher er dies ausführte, vornehmlich aber die Feinheit, mit der er ſelbſt die leiſen Spöttereien, zu welchen ihm die Gegner nur zu häufig Gelegenheit gaben, vorbrachte, trugen nicht wenig dazu bei, die über dieſen Streit erhitzten Köpfe in Schranken zu halten und den lauteſten Schreiern gleichſam einen Zügel anzulegen, ſo daß nun ungehindert der Geiſt der geſunden Vernunft und einer verſtändigen Unterſuchung weiter ſchreiten konnte, was bisher, da die Anhänger der alten Schule ſich des Worts faſt allein bemächtigt hatten, beinah' unmöglich geweſen war. Die Abhandlungen, welche er in dieſer Hinſicht bis zu dem Augenblick ſchrieb, wo er als Director der Abtheilung für die ſchönen Wiſſenſchaften eintrat, beweiſen ſämmtlich ſeinen ſcharfen, philoſophiſchen Geiſt, und die ſich dazu ausgewählten Themata ſind alle entweder aus dem Gebiet der wichtigſten und ſchwerſten metaphyſiſchen Fragen genommen, oder doch ſonſt durch ihre Beziehungen auf menſchliche Pflichten, auf Sittenlehre, Geſchmack oder Vergnügen bedeutend. Die Wahrnehmung über unſere Exiſtenz; über das Daſeyn der Ideen in der Seele; über menſchliche Handlungen, Macht und Freiheit; über die Principe der Ununterſcheidbarkeit; über Locke's und Leibnitz's Aufſtellungen, in Betreff des Urſprungs der Ideen; über moraliſchen Sinn, Wunſch, Selbſtmord, die Dauer und Stärke des Vergnügens und des Schmerzes, über Metaphyſik im Allgemeinen u. ſ. w. dies waren die tiefen und abſtracten Materien, die Merian ſich zum Ziele ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit nahm, und dabei mehr die analytiſche als die ſynthetiſche Methode einſchlagend, erleichterte er dem Leſer die Mühe, ihm zu folgen, während er ſelbſt hierdurch ſich die Sache erſchwerte. Denn, obſchon er nicht verkannte, daß jede richtige Analyſe eine ſichere Syntheſe

als unumgänglich voraussetzt, und daß also immer jede philosophische Auseinandersetzung eine Grundthesis zur Basis haben muß, die keine weitere Zergliederung gestattet, so glaubte er doch mit Recht, daß die erklärende, oder in's Einzelne gehende und betrachtend auseinander setzende Lehrart der einzig richtige Weg sey, um zur vollen und rechten Erkenntniß zu gelangen, und daß ein gleichsam vom Ziele ausgehender Weg, um zum Ziele zu kommen, eine Verkehrtheit sey, und fing deswegen folgerecht mit der Betrachtung des innersten Wesen des Menschen und seiner Empfindungen, Gefühle u. s. f. an, um dadurch, durch Fortbauung auf richtige Schlußfolgen das Wesen der Seele im Ganzen, das Universum und die ewigen Wahrheiten zu finden. Zwar scheinen sich eben dieser eingeschlagenen Methode halber seine metaphysischen Abhandlungen nicht immer an eine ganz strenge Ordnung zu binden, und schreiten nicht immer mit jener, andern zuweilen eigenen Kühnheit einher, besonders da er sich mitunter Annäherungen an andere Gegenstände, treffende Citationen anderer Lehrsätze und interessante Episoden erlaubt, welche ihn von seinem Hauptpunct abzuziehen scheinen; aber dennoch mangelt unter dieser künstlichen Verhüllung die wahre Ordnung nirgends, und seine Abschweifungen lassen den Geist den wahren Gesichtspunct nie verfehlen, wenn sie ihm denselben auch zuweilen auf kurze Zeit aus den Augen rücken. So zeigt z. B. Merian in keinem seiner Werke seinen philosophischen Geist mehr als in den zehn Memoiren, die er über das von Molyneux aufgestellte Problem geschrieben hat, eine Arbeit, die man gewissermaßen als seinen Abschied von der speculativen Philosophie betrachten kann, indem er sie, als er schon in die Classe der schönen Wissenschaften übergangen war, noch machte. Es sind wirklich Meisterwerke von Klarheit, Kenntnissen und ruhig unparteischer Forschung, so wie überhaupt die Untersuchung der Frage: ob ein Blindgeborener, dem plötzlich die Sehkraft zugetheilt würde, wohl im Stande seyn dürfte, einen Würfel, den er früher in seinem blinden Zustande durch das Gefühl habe unterscheiden lernen, sogleich zu erkennen? zu den interessantesten, in Bezug auf die Erklärung unserer Gefühle und Ideen gehört. Die Ansichten von Molyneux selbst, von Locke, Condillac, Bonnet und und Berkeley über diesen Gegenstand werden von ihm mit einer Richtigkeit der Auffassung und des Styls, mit einer ruhigen Abwägung

und einer Tiefe der Forschung dargelegt, die nichts zu wünschen übrig läßt, und eben so hat er das große Problem, das gleichsam die Grundlage alles philosophischen Wissens ist, die Frage über den Ursprung der Ideen, oder viel mehr über die ersten Grundsätze des menschlichen Erkennungsvermögens, mit einer Schärfe des Geistes untersucht, ja gewissermaßen ergründet, die um so anerkennungswerther ist, da ihm seine Neigung zu psychologischen Forschungen die Ueberzeugung gegeben hatte, daß es dem menschlichen Nachdenken unmöglich sey, wahrhaft erkennend über die Sphäre seines eigenen Seyns hinauf zu steigen. Die beiden tiefsten Erklärungen dieser Frage waren im Alterthum von Platon und von Aristoteles gegeben worden; in neueren Zeiten hatten Leibnitz und Locke sie zum Gegenstand ihrer Untersuchungen genommen; Merian aber, der sie auf's gründlichste studirte, fand, daß beide in ihren Erklärungen noch manche Dunkelheit gelassen, von beiden noch manche dahin einschlagende Frage noch ungelöst geblieben war. Hume's Versuch über das Erkennungsvermögen sagte ihm dagegen so zu, daß er eine Uebersetzung davon herausgab, die in zwei Bänden in Duodez 1758 in Amsterdam erschien, und mit einem Vorwort und kritischen Noten von Formey begleitet ist. Indeß, ob schon Merian, der, immer zu einem gewissen metaphysischen Scepticismus geneigt, seine Gesinnungen in Hume wiederfand, so konnte er sich doch nicht verhehlen, daß dieser Philosoph häufig mit seinen Schlußfolgen über seine Vordersätze hinausging, und daß man deswegen noch nicht alles als nicht seyend verwerfen dürfe, blos weil es nicht von unserm Erkennungsvermögen begriffen werden kann. Seine letzte philosophische Arbeit, die er in der Folge herausgab, und die gleichsam sein Schwanengesang war, wo er sich über die Wahrnehmungen ausbreitet, ist mit der ganzen Frische des Geistes und Lebhaftigkeit eines jungen Mannes ausgeführt, und, indem er hier mit all jener zu solchem Streit erforderlichen Dialectik beweißt, daß man nur dann von Wahrnehmungen reden könne, wenn man etwas Wirkliches, eine Wahrheit zum Grunde lege, zeigt er zugleich, daß überhaupt jenes System, auf alles ausgedehnt und so weit getrieben wie möglich, stets seine Widerlegung und seinen Gegensatz in sich trägt.

Digitized by Google

Man dachte daran, mit diesem Plane zu warten, bis nach dem Tode des Kaisers Joseph II. Dessen Nachfolger, Kaiser Leopold II., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Leopold starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz II., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Ferdinand I., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Ferdinand starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph I., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl I., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph II., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl II., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph III., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl III., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph IV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl IV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph V., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl V., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph VI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl VI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph VII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl VII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph VIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl VIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph IX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl IX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph X., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl X., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XIV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XIV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XVI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XVI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XVII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XVII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XVIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XVIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XIX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XIX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXIV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXIV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXVI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXVI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXVII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXVII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXVIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXVIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXIX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXIX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXIV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXIV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXVI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXVI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXVII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXVII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXVIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXVIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XXXIX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XXXIX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XL., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XL., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLIV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLIV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLVI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLVI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLVII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLVII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLVIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLVIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph XLIX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl XLIX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph L., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl L., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LIV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LIV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LV., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LV., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LVI., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LVI., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LVII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LVII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LVIII., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LVIII., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Franz Joseph LIX., war ein Freund des Krieges und der Eroberungen. Er hatte sich bereits in einen Krieg mit Frankreich eingelassen, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Franz Joseph starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein Nachfolger, Kaiser Karl LIX., war ein Freund des Friedens und der Ruhe, und es war nicht zu erwarten, daß er sich in einen Krieg mit der Pforte einlassen würde. Aber Karl starb, ehe man noch Zeit hatte, sich zu besinnen, und sein

der Abtheilung für die schönen Wissenschaften übertrug, und von wo an sich, einem andern Fache widmend, Arbeiten von ihm erschienen, die durch ihre Trefflichkeit seine früheren philosophischen hätten vergessen machen können, wären diese weniger tief und lebensfrisch gewesen; machte er nur noch dann und wann, nicht mehr durch Amtspflicht dazu berufen, gleichsam Streifereien in's Gebiet der Metaphysik; und wie diese Wissenschaft ihn nicht abgehalten hatte, das Studium der schönen Wissenschaften zu treiben, so hielt letzteres ihn nun auch nicht zurück, sich noch zuweilen in die Tiefen der ersteren zu wagen. Vertraut von früher Jugend an mit dem Geist der classischen Autoren Roms und Griechenlands, zog er übrigens die Dichter des Alterthums allen andern vor, ohne jedoch deswegen die Größe und die Verdienste eines Dante und eines Milton, deren Sprachen ihm ganz eigen waren, zu verkennen und bei seinen Studien sowohl, wie in seinen Erholungsstunden, blieben diese beiden, mit Homer und Virgil, diejenigen, so stets seine Aufmerksamkeit am mehrsten fesselten. Die Frage: welchen Einfluß haben die Wissenschaften auf die Poesie? fing Merian besonders an zu beschäftigen, als ihm die Masse jener kalten und verfehlten Werke zu Gesicht kam, deren Verfasser, baar von Schwung und Gefühl, laut verkündeten, Bild und Form der Poesie sey nichts, alles beruhe nur auf die Grundidee, und nur dann sey die Dichtung vollkommen, wenn philosophische Wahrheit sich in ihr spiegele. Obschon nun diese, die Poesie eben so wie die Philosophie verkennende Ansicht, eigentlich keine ernsthafte Widerlegung verdiente, so nahm Merian sich doch vor, durch die Geschichte der Poesie selbst zu beweisen, daß stets diejenigen Sujets, die unmittelbar aus der Wissenschaft geschöpft worden sind, undankbar in ihrer Bearbeitung für den Dichter waren, und daß rein wissenschaftliche Ideen, selbst von großen Dichtern behandelt, sich stets als spröde und unpassend bewiesen, so daß kein, auch noch so großes Dichtertalent die Hindernisse zu überwinden vermochte, die sie ihm in den Weg warfen. Die Ausarbeitung, welche Merian hierüber machte, gehört zu dem Ausgezeichnetsten, was er jemals lieferte. Mit einem Fleiß und einer Sorgfalt, die die größte Anerkennung verdienen, studirte er, damit kein Zug von Eigenthümlichkeit ihm entginge, eh' er ein Urtheil wagte, die Dichter,

und, immer aus den Quellen schöpfend, sammelte und stellte er gleichsam musivisch die charakteristischen und treffendsten Bilder und die ausgezeichnetsten Züge zusammen, theils um durch dieselben eben zu zeigen, wo und wie das bloße Streben nach Wissenschaftlichkeit dem Ganzen geschadet, theils um jene Stellen gebührend anzuerkennen, in welchen der Genius sich triumphirend erhoben hatte. In dieser Arbeit ließ er sich nur einmal durch die Untersuchung der Frage: „ob die unter Homer's Namen uns zugekommenen beiden epischen Werke wirklich allein von Homer herstammen?" unterbrechen; eine Untersuchung, die ihn um so mehr beschäftigte, da von deren Entscheidung die Beantwortung einer Menge anderer Fragen über den eigentlichen Ursprung der Homerischen Gesänge, ihre erste Form, die Veränderungen, welche sie erfahren u. d. gl. m. abhing. Nach reiflicher Ueberlegung entschied sich endlich Merian gegen die bis dahin herrschende Meinung, als stamme alles, was gleichsam unter Homer's Aegide auf uns gekommen, nur von ihm her, und, seine Ansicht mit den schärfsten Gründen, welche Geschichtsforschung, Analogie und Kritik in dieser Hinsicht geben können, unterstützend, hatte er die Zufriedenheit, dieselbe von Wolff in dessen bekannten Prolegomenas in vielen Puncten gebilligt und gerecht gewürdigt zu sehen.

Alle bisher erwähnten schriftstellerischen Arbeiten Merian's finden sich in den Memoiren der berliner Akademie, deren Zierde sie sind, und der Freund philosophischer Untersuchungen hat hierbei nichts zu bedauern, als daß ihr geistreicher Verfasser nie dahin zu bringen war, eine eigene Sammlung seiner Aufsätze zu veranstalten. So große Sorgfalt Merian auch auf die Ausarbeitung seiner Sachen verwendete, so wenig war es ihm doch darum zu thun, sich Ruf damit zu erwerben, und indem er die Arbeiten Anderer stets mit der ausgezeichnetsten Berücksichtigung betrachtete, ließ er seinen eigenen nur zu wenig Gerechtigkeit widerfahren. Seine Bescheidenheit ging in dieser Hinsicht so weit, daß er da, wo seine Pflicht als Akademiker es nicht verlangte, nur zweimal im Leben es wagte, als Schriftsteller vor den Augen des Publicums zu erscheinen, beidemale aber auch die vorzüglichste Aufnahme fand. Es

hatte nämlich Lambert, einer der ausgezeichnetſten Köpf des achtzehnten Jahrhunderts, in ſeinen cosmologiſchen Briefen einen Satz von großen neuen und erhabenen Ideen über die ſichtbare Welt, die Harmonie der Schöpfung und die Zahl und Formation der Fixſterne und Cometen niedergelegt, ſo daß man wohl ſagen konnte, er habe die Tiefen der verborgenſten Verhältniſſe ergründet und vor unſern erſtaunten Augen die Kenntniß der Unermeßlichkeit ausgebreitet; aber Lambert, der ſo Tiefes zu erforſchen vermochte, konnte nicht ſchreiben und ſein Werk glich einem Chaos ſonder Ordnung und Geſchmack. Hier glaubte nun Merian nützlich werden zu können, und indem er alles Ueberflüßige, Weitſchweifige und Fremdartige, was das große Geiſteserzeugniß entſtellte, wegſchnitt und Ordnung, Folgerichtigkeit und Zierlichkeit in das Ganze brachte, machte er der gelehrten Welt Europa's ein wahres Geſchenk durch dieſen Ueberblick des Univerſums, der eben ſowohl durch die Größe der darin herrſchenden Anſichten, als durch die Faßlichkeit, mit welcher er gegeben iſt, in Erſtaunen ſetzte. Uebrigens gab der Titel dieſes Werks (Syſteme du Monde, Paris 1770) leider ſchlecht Unterrichteten zu dem Irrthum Veranlaſſung, es mit einem elenden Producte, das faſt zu derſelben Zeit unter der Benennung: Syſteme de la Nature herauskam, zu verwechſeln, und obſchon es faſt unbegreiflich iſt, wie man zwei ſo ganz verſchiedene Bücher, deren eines die reinſte und ſchönſte Hymne zum Lobe der Gottheit iſt, während das andere nichts war, als eine verächtliche Diatribe auf das höchſte Weſen, auch nur auf kurze Zeit vermengeu konnte, ſo muß man doch bedauern, daß Merian's Name durch dieſe Unwiſſenheit gewiſſermaßen compromittirt und in einen unverdienten Schatten geſtellt wurde.

Das zweite Werk, welches er herausgab, war von einer ganz verſchiedenen Art. Es iſt nämlich eine Ueberſetzung des Gedichts von Claudian, der Raub der Proſerpina, der eine vortreffliche hiſtoriſch-kritiſche Unterſuchung über den alten Dichter vorangeht, welcher indeß, weder Homer's Genie noch Virgil's zierliche Vollendung beſitzend, gewiſſermaßen der Ehre, von Merian ſo ausgezeichnet überſetzt zu werden, als nur ein Dichter in Proſa, und zwar in franzöſiſche Proſa, überſetzt werden kann, kaum würdig.

Digitized by Google

Als nun aber Gottsched die Direktion und Redaktion der Neuberschen Bühne übernahm, da wurde es anders. Er hatte sich vorgenommen, die Bühne zu reformieren, und er that es auch. Er verbannte die Hanswurstiaden, die Zoten und Unanständigkeiten, die Gespenster und Teufel, die Prügel und Balgereien, die Mord- und Schauderszenen, die Ausstattungsstücke und Ballette, die Extemporierereien und Improvisationen, die Lieder und Arien, die Tänze und Pantomimen, die Maschinen und Verwandlungen, die Prologe und Epiloge, die Monologe und Soliloquien, die Vorhänge und Zwischenakte, die Musik und Beleuchtung, die Masken und Perücken, die Schminke und Puder, die Reifröcke und Schleppen, die Schuhe mit hohen Absätzen und Schnallen, die Degen und Stöcke, die Hüte und Federbüsche, die Handschuhe und Manschetten, die Schnupftücher und Fächer, die Schoßhündchen und Papageien, die Kutschen und Sänften, die Pferde und Affen, die Kanonen und Pauken, die Trompeten und Hörner, die Flöten und Violinen, die Harfen und Lauten, die Gitarren und Mandolinen, die Zimbeln und Triangeln, die Schellen und Glocken, die Pfeifen und Dudelsäcke, die Leier und Schalmeien, die Orgeln und Klaviere, die Posaunen und Kontrabässe, die Fagotte und Klarinetten, die Oboen und Hoboen, die Waldhörner und Zinken, die Pauken und Trommeln, die Becken und Kastagnetten, die Tamburins und Rasseln, die Harmonikas und Glasharmonikas, die Spieluhren und Drehorgeln, die Dudelsäcke und Sackpfeifen, die Leierkasten und Maultrommeln, die Mundharmonikas und Okarinas, die Ziehharmonikas und Akkordeons, die Zitherspiele und Hackbretter, die Xylophone und Marimbaphone, die Vibraphone und Celesten, die Glockenspiele und Stabspiele, die Röhrenglocken und Gongs, die Tamtams und Windmaschinen, die Donnerbleche und Peitschen, die Ratschen und Kuhglocken, die Schellenbäume und Rasseltrommeln, die Bongos und Congas, die Timbales und Pauken, die Snare Drums und Tenor Drums, die Bass Drums und Kesselpauken, die Becken und Hi-Hats, die Ride Cymbals und Crash Cymbals, die Splash Cymbals und China Cymbals, die Sizzle Cymbals und Effektbecken, die Gongs und Tamtams, die Windmaschinen und Donnerbleche, die Peitschen und Ratschen, die Kuhglocken und Schellenbäume, die Rasseltrommeln und Bongos, die Congas und Timbales, die Pauken und Snare Drums, die Tenor Drums und Bass Drums, die Kesselpauken und Becken, die Hi-Hats und Ride Cymbals, die Crash Cymbals und Splash Cymbals, die China Cymbals und Sizzle Cymbals, die Effektbec

nahm, und das eines Studien-Directors, welches ihm 1772 übertragen wurde, und welchem er auch bis an seinem Tod auf's rühmlichste vorstand.

Hier war es wirklich interessant, den alten ehrwürdigen Mann im Kreise einer lernbegierigen und aufblühenden Jugend zu sehen, die mit der größten Liebe und Innigkeit an ihm hing, während oft seine harte und rauhe Sprache sie zu erschrecken schien.

Nach Formey's Tode wurde ihm noch die Stelle eines immerwährenden Secretairs an der Akademie ertheilt; Altersschwäche und Abnahme der Kräfte erlaubten ihm aber nicht mehr, diesen ehrenvollen Posten ganz so zu verwalten, wie er es selbst wünschte. Eine Art Unzufriedenheit mit sich selbst, die er nicht immer ganz verbergen konnte, fing an, sich seiner zu bemächtigen, dennoch aber schien der Greis im Gespräch sich immer noch zu verjüngen, besonders wenn dieses auf Gegenstände führte, die ihm Werth und Wichtigkeit hatten, und selbst die Grazie des Umgangstons verließ ihn in vorgerückten Jahren, wo er noch eben so gut, wie einst in der Jugend, mündlich und besonders schriftlich durch die Anmuth seiner Ausdrücke auch Unbedeutendem Werth zu verleihen wußte, nicht, und die von ihm gehaltenen Gedächtnißreden, vornehmlich die auf Formey, bewiesen die Gabe, so er hatte, das innerste Wesen von der Persönlichkeit Anderer aufzufassen und jede Physiognomie in das ihr vortheilhafteste Licht zu stellen.

In seinem ganzen Wesen sprach sich übrigens viel Originalität, sowohl in Hinsicht auf seinen Geist, als auf seinen Charakter aus, und obschon dies gerade nicht etwas besonders Lobenswerthes ist, sobald es gleichsam vereinzelt dasteht und dann leicht als Seltsamkeit erscheint, so war es doch bei Merian dadurch anziehend, daß es durch wirkliches, bedeutendes Verdienst gehoben und diesem gewissermaßen wiederum als erhöhende Folie untergelegt war. Die ruhig klare Welt- und Lebensansicht, welche Merian besaß, war übrigens weniger das Product mühsamer Aneignung und langen Studiums, als das einer sehr glücklichen Temperamentsmischung, einer gleichmäßigen Abwägung der Seelenkräfte und einer physischen Organisation, die unverwüstlich zu seyn schien, und wirklich brachte er erst in spätern Jahren, das,

nach Halle, wo er Theologie und Philologie studirte, dann aber auch Mathematik und Naturlehre trieb. Nachdem er 1758 Magister geworden war, ging er 1759 als Hofmeister nach Petersburg, wo er sich mit Lomonossow befreundete, der ihn zu seinem Gehülfen machte. Nach seiner Rückkehr 1762 wurde er Prediger in Pirna, 1765 Oberlehrer am Gymnasium zu Dresden, 1787 Oberbibliothekar und Professor der Geschichte an der Universität Erfurt, 1792 Oberconsistorialrath und Director des Gymnasiums zu Dresden, wo er 1795 starb. Seine Hauptwerke sind: Geschichte der menschlichen Narrheit (7 Bde., Lemgo 1785—89); Geschichte der menschlichen Thorheit (2 Bde., Leipzig 1788); Geschichte der menschlichen Weisheit (2 Bde., Leipzig 1794). Ausserdem hat er eine Reihe von Schriften über Sprachkunde und Sprachgeschichte veröffentlicht, unter denen sein Mithridates oder allgemeine Sprachenkunde (4 Bde., Berlin 1806—17) und sein Versuch eines vollständigen grammatisch-kritischen Wörterbuches der hochdeutschen Mundart (5 Bde., Leipzig 1774—86) die bedeutendsten sind.

Adelung's Verdienste um die Sprachkunde sind nicht gering anzuschlagen. Er hat zuerst die Sprachen nach ihrer Verwandtschaft geordnet und ihre Geschichte zu erforschen gesucht. Seine Grammatik und sein Wörterbuch sind für ihre Zeit vortrefflich gewesen und haben auf Jahrzehnte hinaus Muster abgegeben. Sie sind noch heute nicht ganz veraltet, obwohl sie in Einzelheiten vielfach berichtigt und ergänzt werden müssen. Seine Geschichte der Narrheit und der Thorheit ist eine Sammlung von Curiositäten, die nicht ohne Interesse ist, aber keine Geschichte im wissenschaftlichen Sinne. Seine Geschichte der Weisheit ist eine Sammlung von Sprüchen und Aussprüchen, die nicht einmal vollständig ist.

von der Persönlichkeit, dem Leben, dem Charakter und den Schriften dieses Philosophen, und wir wollen hier nur noch bemerken, daß unter den akademischen Abhandlungen, welche Merian geschrieben hat, die drei ersten unter dem Titel: „Ueber die Wahrnehmung des eigenen Daseyns; über die Wahrnehmung der Ideen, oder deren Existenz in der Seele; über menschliche Handlungsvermögen, Macht und Freiheit," besonders gegen die Grundprincipe der Leibnitz'schen Philosophie gerichtet sind, und zwar in mehreren Beziehungen eine sehr gerechte und treffende Beurtheilung enthalten, in manchen wesentlichen Puncten aber auch als nicht ganz gehörig begründet erscheinen.

Joseph Banks,

Ritter des Bathordens, Präsident der königl. Societät ꝛc.

Von N — r.

Digitized by Google

Joseph Banks.

Joseph Banks wurde am 13. Dec. 1743 zu Revesby Abbey in Lincolnshire geboren. Sein Vater, William Banks Hodgenkson, welchen letztern Beinamen er seinem Großvater von mütterlicher Seite zu Ehren führte, war von Geburt ein Schwede. Derselbe war unter nicht sonderlich glänzenden Umständen nach England gekommen, hatte aber dort auf folgende unerwartete Weise sein Glück gemacht. Es hatte ihn, als er eines Abends nach vollendeten Geschäften heimkehrte, sein Weg durch eine Straße geführt, wo eben eine heftige Feuersbrunst ausgebrochen war. Von Flammen umlodert, jammerte aus dem Fenster eines brennenden Hauses ein junges Frauenzimmer um Rettung. Der herzhafte Schwede drang durch Dampf und Gluth in das Haus, rettete die schon verloren gegebene und brachte sie zu den Ihrigen in Sicherheit. Dann aber, weil ihn der Beifall des eigenen Herzens genügte, entfernte er sich sogleich und verschwand im Getümmel. Die Gerettete, eine junge, reiche und vornehme Wittwe, wünschte nichts sehnlicher, als den Retter noch einmal wieder zu sehen. Alle Nachforschungen, auch die Aufforderungen in öffentlichen Blättern geschahen vergebens. Endlich half ein glücklicher Zufall. Sie glaubte eines Tages neben ihrem Wagen, als sie durch die Straßen fuhr, den Jüngling, welchen sie suchte, vorüberstreichen gesehn zu haben. Sie erneuerte nun sogleich ihre Erkundigungen, kam diesesmal dem Retter auf die Spur, lud ihn zu sich in ihr Haus, ge-

wann ihn immer mehr und mehr lieb und — vermählte sich mit ihm. Dieses war die Grundlage des bedeutenden Vermögens, dessen nachmals Joseph Banks, der Sohn, sich auf eine für die Wissenschaften so ersprießliche Weise bedient hat.

Auf der Schule zu Eton und der Universität Oxford zeichnete sich Joseph Banks durch Eifer für alle Zweige des Wissens aus; aber sein Lieblingsfach war doch schon damals die Naturgeschichte. Ein edler Ehrgeiz befeuerte ihn, in die Fußstapfen des großen Linné, welchen er als seinen Landsmann betrachtete, zu treten und sich auf dem Wege desselben neue Verdienste zu erwerben, was ihm denn auch nachmals ungemein glücklich gelungen ist, da sich ausgezeichnete Fähigkeiten mit den günstigsten äußern Umständen vereinigten. Was diese letztern betrifft, so kann man dahin schon dieses rechnen, daß die nahen Gärten von Lee, Kennedy und Hammersmith ihm einen reichen Vorrath von Pflanzen und Blumen lieferten. Daran aber begnügte sich der Jüngling noch nicht, sondern durchstreifte rings umher alle Berge, Thäler, Wiesen und Wälder. Bei einer dieser Wanderungen begegnete es ihm, daß er, als er in einem wildüberwachsenen Graben botanisirte, von einer Schaar Policeidiener aufgegriffen wurde, die ihn, der hier zwischen Nesseln, Brombeerranken und Dornen steckte, für den Räuber hielten, welchem sie jetzt eben auf die Spur gekommen waren. Seine Betheuerungen, daß er hier in dieser Wildniß studire, wurden verlacht; man band ihm Hände und Füße und schleppte ihn so zur nächsten obrigkeitlichen Behörde. Hier wurde er nun bis auf die Haut durchsucht, aber — zum großen Erstaunen der Policei — in den vollgepfropften Taschen weder Geld, noch Geldeswerth, sondern einen Masse von mancherlei Pflanzen und wilden Blumen gefunden, welche seine Schätze er auf's ernstlichste zurückforderte. Man überzeugte sich nun sehr bald, daß er wirklich der sey, wofür er sich erklärte und unter vielen Entschuldigungen wurde er wieder frei gelassen.

Schon als 18jähriger Jüngling verlor er 1761 seinen wackern Vater, und die Mutter Beate, eine ungemein gute, sehr wohlthätige Frau, nahm ihren Witt-

Bache, Johan, Bürgermeister und Rathsherr, Sohn des Johan Bache, Bürgermeisters und Rathsherrn, und der Anna Elisabeth Bache, geb. Bache, geb. 1. Juli 1744, † 1. Juli 1809. Er war Bürgermeister und Rathsherr, Vorsteher des Waisenhauses, Mitglied der Commission für Kirchen- und Schulsachen, Vorsteher der Armenanstalt, Mitglied der Commission für Stadtsachen, Vorsteher der Commission für Stadtsachen

Was Jamaica, Virginien, Barbadoes Merkwürdiges darboten, war schon durchforscht worden, und hier hatte sich Sloane seinen berühmten Namen erworben. Aber wie vieles Verdienst war zu erwerben noch übrig geblieben! Und darauf war Banks Dichten und Trachten unablässig gerichtet. Kurze Zeit nachher, als er die Universität Oxford verlassen hatte (1763), gab er allen Lockungen und Bequemlichkeiten des Reichthums Abschied, bestieg ein Schiff, durchsegelte das atlantische Meer, besuchte die Küsten von Neufoundland und Labrador und kehrte mit reichen Sammlungen für die Naturgeschichte und mit verstärkter Lust zu neuen und größern Unternehmungen zurück. Die Gelegenheit, ihm allezeit günstig, bot sich hierzu sehr bald dar. Capitain Wallace war aus der Südsee zurückgekommen und hatte bei allen Wissenschaftsfreunden, besonders dem Könige Georg III, selbst, ein lebhaftes Verlangen angeregt, jene noch fast unbekannte Weltgegend genauer kennen zu lernen. Daß Banks Alles, was er irgend über Lord Sandwich vermochte, aufbot, läßt sich denken. Und so ward denn beschloßen, daß unter Leitung eines eben so kühnen, als einsichtsvollen Seemanns, des nachmals so berühmten Cook, die Entdeckungen in den südlichen Gewässern fortgesetzt werden sollten. Nächstdem wollte man auch den Durchgang der Venus durch die Sonne in der Breite von Otaheite durch Astronomen beobachten lassen. — Banks, von edler Ruhmbegierde und feurigem Eifer für die Wissenschaft entflammt, bot sich sogleich zum Reisegefährten und zugleich zum Theilnehmer an den Ausrüstungskosten an. Letzteres bestand besonders darin, daß er den Unterhalt mehrerer den wissenschaftlichen Zweck der Reise befördernden Männer, welche er für diese gefährliche Fahrt durch unbekannte Meere begeisterte, aus seinem eigenen Vermögen bestritt. Ja! den Schiffsführer Cook selbst hielt er an seinem Tische frei und zahlte demselben noch obendrein für den Gebrauch der Cajüte und alles andern Gelasses für sich und seine Freunde eine bedeutende Summe. Unter diesen, von ihm ausgewählten Reisegefährten war der merkwürdigste ein Schüler Linné's, der Schwede Solander, ein vortrefflicher Botaniker. Außer diesem und einem Astronom, Namens Green, nahm er noch zwei Zeichner, wovon der eine

Buchan, Landſchaften und Figuren, der andere, Friedrich Bauer, Gegenſtände der Naturgeſchichte abbilden ſollte, mit ſich. Noch befanden ſich in ſeinem Gefolge ein geſchickter Schreiber und vier Bediente, worunter zwei Neger waren.

Am 26. Aug. 1768 ging das Schiff, das den bedeutenden Namen Endeavour (Wagſtück), erhalten hatte, von Plymouth unter Segel. Schon im Beginn der Fahrt durch die europäiſchen Gewäſſer nach Madeira gab es reiche Ausbeute an noch unbeſchriebenen Seethieren, beſonders vom Geſchlecht „Dagyſa"; dann ging es weiter über den Ocean nach den Küſten von Braſilien. Hier aber wurden die Entdeckungen, auf welche man ſtarke Rechnung gemacht, durch die argwöhniſche Politik der Portugieſen gar ſehr beſchränkt; Cook's Bitte für Banks und Solander, daß ſie einen kleinen Gang landeinwärts machen dürften, um Kräuter zu ſammeln, ſchlug der Staatthalter rund ab. Nur verſtohlener Weiſe konnten ſie ganz in der Nähe der Küſte ſich ein wenig auf dem Feſtlande umſehen. Man muß ſich freuen, daß in neuern Zeiten dieſe Hinderniſſe aufgehört haben. — Am Eingang der Straße le Maire zog beſonders der fucus giganticus mit 4 Fuß langen Blättern und oft über 120 Stängeln die Aufmerkſamkeit der Naturforſcher auf ſich. Eine Landung an der Küſte des Feuerlandes hätte Banks und ſeinen Begleitern, Solander und Green, dem Schiffsarzt Monkhouſe, dem Zeichner Buchan und mehrern Matroſen und Dienern einen ſchnellen Untergang bringen können. Sie waren in ein wildes Waldgebirg und dann durch einen tiefen Sumpf gedrungen und wurden nun plötzlich — es war in der Mitte Decembers — von einem heftigen Schneegeſtöber, das ein ſchneidender Sturm ihnen entgegentrieb, überfallen. Die Nacht brach ein; Kälte und Ermüdung lähmten zuletzt die Kräfte der Meiſten dergeſtalt, daß ſelbſt der Zeichner Buchan und Dr. Solander, nebſt noch einigen, wie dringend auch Banks, der den Nachtrab führte, zum Fortſchreiten anmahnen mochte, ſich auf den Schnee hinſtreckten und ſich dem Schlaf — unter dieſen Umſtänden dem Tode — überlaſſen wollten. Endlich gelang es, ein Feuer anzuzünden, die Schläfer, bis auf zwei, die denn auch umkamen, wieder zu ermuntern, und, da ſie in den

Digitized by Google

ersten 5 Minuten schon bis zu einem furchtbaren Grade erstarrt waren, zu dem Rettungsorte hinzuschleppen. Ein Geier, den Banks das Glück hatte, zu erlegen, diente am folgenden Morgen zum Frühstück; gegen 10 Uhr wurde das Wetter gelinder, und man arbeitete sich nun wieder bis zu der Küste und dem Schiffe hindurch. Aber auch in dieser Noth hatte Banks, der stets bei Kräften blieb, es nicht versäumt, manches seltene Kraut einzusammeln. Die gefährliche Fahrt durch die Straße le Maire, wo Banks eine Menge noch unbekannter Vögel gesammelt hatte, war glücklich vollführt und die Südsee erreicht. Am 12. Apr. 1769 landete man am Gestade der Insel Otaheite. Der freundliche Verkehr der Reisenden mit dem friedlichen Völkchen der Insel, so wie alles Neue, wodurch hier die Wissenschaft bereichert wurde, ist durch „die Geschichte der Seereisen und Entdeckungen im Südmeere, vom D. Johann Hawkesworth" und viele andere, diesen Gegenstand ausführlich behandelnde Schriften hinlänglich bekannt. Was Joseph Banks insbesondere anbetrifft, so war vorzüglich er es, der durch Gunst bei der Königin Oberea und bei Topia, der Gemahlin eines Häuptlings, worüber er freilich nachmals manche Neckerei in Prosa und Poesie erdulden mußte, das gute Vernehmen mit den Otaheitern erhielt und beförderte. „Durch Klugheit," sagt ein gleichzeitiger brittischer Schriftsteller, „durch Wohlthätigkeit, Wachsamkeit und rastlose Thätigkeit, welche Banks im Verkehr mit den Einwohnern überall zeigte, trug er auf das Wesentlichste dazu bei, daß Uneinigkeiten und Unordnungen vorgebauet und die gegenseitige Eintracht zwischen diesem guten Völkchen und den Engländern, welche zur Erreichung der Hauptzwecke dieser Fahrt durchaus erforderlich war, befördert wurde. Sein Benehmen war nicht das eines rohen, jungen Abenteurers, oder eines Naturforschers, der für nichts Sinn hat, als für seine Sammlungen, sondern das eines Mannes, der sich selbst und den Menschen überhaupt wohl kennt, und der in einem hohen Grade die Kunst versteht, auf eine sanfte Weise Andere zu leiten und ihre Leidenschaften zu beherrschen." — Noch ein Zug, der bei der Charakterschilderung des vortrefflichen Banks nicht vergessen werden darf, ist dieser, daß er sich mit eine Menge Sämereien nützlicher

Pflanzen, Sträucher und Bäume versehen hatte, welche er, wie es Himmelsstrich und Boden verstatteten, dahin verpflanzte, wo er selbige noch nicht vorfand. So beschenkte er z. B. die Otaheiter mit Wassermelonen, Orangen, Citronen und mehrern andern Pflanzen und Bäumen, die er aus Brasilien mitgebracht hatte. Die Brotfrucht dagegen, der Otaheitier Kleinod, theilte er in der Folge auch mehreren westindischen Inseln mit. Nach dreimonatlichen Aufenthalt (bis 15. Aug. 1769) ging die Fahrt weiter gen Neuseeland. Hier entdeckte Banks das merkwürdige Känguru und eine, dem indischen Kohl ähnliche, indische eßbare Pflanze. Auch fand er, indem er Berge und Wälder durchstrich, die Nuß anacardium orientale und ein Thier vom Opossum-Geschlecht, Büffon's Phalanger ähnlich, und an den Küsten 20 Pfund schwere, eßbare Muscheln, anderer, minder merkwürdiger Entdeckungen nicht zu gedenken. Darnach segelte man an den Küsten Neuhollands hin und ankerte in der nachmals so berühmt gewordenen Botany Bay. Das große Verdienst, die englische Regierung zu einer genauern Untersuchung der weitausgedehnten Küsten Neuhollands angeregt zu haben, gebührt unserm Banks. Die Pflanzung auf Neu Süd Wales verdankt ihm ihr Erblühen. Reiche Ausbeute, besonders an Schaalthieren und andern Seeproducten, lieferte die Fahrt durch diese Gewässer noch außerdem. Nach manchen glücklich bestandenen Gefahren, entging man auch noch zu Batavia der letzten, einer Seuche, von welcher die Mannschaft ergriffen wurde, und erreichte endlich am 12. Juni 1771 die Küsten des lieben Vaterlandes bei Deal.

Besonders durch diese Reise rings um den Erdball hat Banks seinen eigenen und seines Vaterlandes Ruhm glänzend gemacht und nächstdem allenthalben die Lust zu gleichen Unternehmungen angezündet.

Nur eine kurze Ruhe gestattete er sich nach seiner Rückkehr. Von unsättlicher Wißbegierde gespornt, ging er, sobald er auf eigne Kosten ein neues Schiff ausgerüstet hatte, mit seinem Freunde D. Solander nach Island, damals wenig bekannt, unter Segel. Im Vorüberfahren durchforschte er einige der Shettlands-

Inseln an der schottischen Nordwestküste und entdeckte hier die bis daher unbeachteten und den Naturforschern unbekannten Säulen-Stratificationen der Insel Staffa. Daß Island selbst, mit seinem Vulcan, mit seinen heißen Quellen, Kieselfelsen, arktischen Pflanzen und Thieren, eine reiche Aernte neuer Kenntnisse gewährte, ist leicht zu erachten.

Nach Vollendung dieser Nordfahrt, hielt sich Banks mehrere Jahre entweder in Lincolnshire oder in seinem Hause zu London auf, wo er mit den bedeutendsten und am liebsten mit den kenntnißreichsten Männern in nähere Verbindung trat. Die königliche Societät erwählte ihn zu ihrem Mitglied. Seine Abhandlungen über naturgeschichtliche Gegenstände erhielten allgemeinen Beifall. Zu gleicher Zeit stand er mit den gelehrtesten und berühmtesten Ausländern in ununterbrochenen Briefwechsel. Nächstdem legte er eine Bibliothek an, in welcher er, ohne Kosten zu sparen, alles Seltene, Merkwürdige und Nützliche versammelte. Seine Zeit und sein Vermögen waren lediglich der Förderung der Wissenschaften gewidmet. Um diese Zeit ward er auch bei König Georg III. eingeführt, der ihm bald seine ganze Gunst schenkte und bei allen Gelegenheiten seine Pläne und Bestrebungen eifrigst unterstützte. Banks suchte für diese Begünstigungen sich dadurch dankbar zu erweisen, daß er die unmittelbare Aufsicht über des Königs Gärten und Merino-Heerden übernahm und diese Lieblingsunternehmungen des guten Königs vorwärts brachte.

Als 1777 der bisherige Präsident der königl. Societät, John Pringle, durch Vorliebe für die Unabhängigkeits-Ideen der nordamerikanischen Colonien bei der königlichen Familie in Ungunst gekommen war und sich nach Schottland zurückgezogen hatte, wurde Banks zu seinem Nachfolger erkoren. Und allerdings machten seine Reichthümer, seine ausgezeichneten Kenntnisse und seine höchst angenehmen, freundlichen Sitten ihn zu dieser glänzenden Stelle vorzüglich geschickt. Auch mit dem Bath-Orden ward er, der erste Civilist, welchem diese Ehre widerfuhr, damals geschmückt und dann bald nachher zu einem Mitgliede des königlichen Geheimen-Rathes erhoben.

Von dieser Zeit an wurde, wie man wohl vermuthen wird, Naturgeschichte ein Hauptgegenstand der königl. Societät, und es kamen eine Menge wichtiger Abhandlungen in diesem Fache zum Vortrage. Das aber verdroß die Mathematiker, die bis daher vorgeherrscht hatten, auf's äußerste. Ein vornehmer Prälat stellte sich an die Spitze dieser Gegenpartei und erklärte: „Nie habe echte Wissenschaft eine so arge Beschimpfung erfahren, als jetzo, wo einem bloßen „amateur" eine Stelle eingeräumt worden sey, welche einst der große Newton geschmückt habe." Noch heftiger erglühte der Streit, als dem D. Hutton, Professor der Mathematik zu Woolwich, bisherigem Secretair der Gesellschaft für den ausländischen Briefwechsel, dieses Geschäft abgenommen wurde, weil er sich dabei hatte Nachlässigkeiten zu Schulden kommen lassen. Zwar wurde die Pille nachmals dadurch versilbert, daß man den übrigen Verdiensten des Mathematikers, der allerdings in seinem Fach ein sehr gelehrter und tüchtiger Mann war, durch eine öffentliche Ehren- und Dank-Erklärung alle Gerechtigkeit widerfahren ließ; aber der nun jetzt noch verstärkte Groll gegen den neuen Präsidenten Banks zeigte sich sogleich dadurch, daß, als auch ihm eine öffentliche Beifallsbezeugung zu Theil werden sollte, sich die Mathematiker, und besonders jener Exsecretair Hutton, mit aller Macht dawider erklärten. Ja! Bischof Horsley, der heftigste Widersacher, ließ vom Aerger über die Naturhistoriker sich so weit hinreißen, daß er in einer so bittern als feurigen Rede die königl. Gesellschaft mit einem Schisma bedrohte. „Meine Herrn," sagte er, sich gegen den Sitz des Präsidenten wendend, „wir haben, wenn alle andere Hülfsmittel fehlschlagen, noch immer eins in unserer Gewalt: Wir können, wenn es zum Aeußersten kommt, uns von hier hinwegbegeben. Dann, wenn diese schlimme Stunde kommt, wird der Präsident sich und seinen Zug von schwachen „amateurs" hier allein zurückgelassen sehen, zusammt diesem Spielzeug auf dem Tisch (er deutete auf den Präsidenten-Stab), der Seele der Gesellschaft, in welcher einst die Philosophie herrschte, als ein Newton, ihr Priester, hier den Vorsitz hatte." Ungeachtet dieser heftigen Auftritte, gelang es durch Freundlichkeit und Sanftmuth dem Präsidenten dennoch,

auch diesen furchtbaren Sturm zu beschwichtigen, und mehrere Jahre hindurch zeigte sich auch kein Hauch der Zwistigkeit wieder. Sein Haus auf dem Soho-Platze konnte man als den Lieblingssitz der Wissenschaft betrachten. Allen ausgezeichneten Männern, Fremden und Einheimischen, wurde hier eine Gastfreundlichkeit, welche nichts zu wünschen übrig ließ, erwiesen und so eine der schönsten Verbindungen zwischen gleichgestimmten Geistern aller gebildeten Nationen gestiftet. Jeden Sonntag Abend, im Winter, wurden neue Entdeckungen aller Art gegenseitig mitgetheilt; seltene Gegenstände der Natur und Kunst lagen rings auf den Tischen ausgebreitet; Sammlungen aller Art, welche Banks täglich vermehrte, standen den Gästen zu Gebot. — Hier war es, wo die Aufmerksamkeit der Wissenschaftsfreunde vorzüglich auch auf Afrika, dessen Ströme, Seen, Städte, Völker im Innern noch größtentheils unbekannt geblieben waren, gerichtet wurde. Banks, von edler Begierde erfüllt, der Naturgeschichte und Geographie auch diese bis daher verschlossene Länder zu eröffnen, weckte die Idee einer afrikanischen Association. Seinen Anweisungen zu Folge, und durch seine Ermunterungen aufgeregt, wurden fähige und unternehmende Männer in das Innere Afrika's ausgesandt. Ledyard, Lucas, Hougthon, Mungo Park, Burckhard, Hornemann, Seetzen — sie alle, in einer mehr oder weniger nahen Verbindung mit jener „afrikanischen Association," haben sich für die Sache der Wissenschaft in jenen unheimlichen Wüsten aufgeopfert; aber durch große Verdienste leben sie ewig im dankbaren Andenken fort.

Banks Name verbreitete durch solche Unternehmungen zur Förderung der Wissenschaften seinen Glanz immer weiter, und mochte das „politische" Frankreich mit dem „politischen" England im erbittertsten Kampfe begriffen seyn, so begrüßte dennoch das „gelehrte" Frankreich den „gelehrten" Engländer Banks als Freund und Bruder; das National-Institut ernannte ihn durch eine höchst ehrenvolle Zuschrift zu einem auswärtigen Mitgliede desselben. Durch eine solche Auszeichnung, welche bis daher noch keinem Ausländer zu Theil geworden war, und vielleicht auch durch diese schöne Erscheinung einer ungestörten Verbrüderung edler Geister mitten zwi-

Digitized by Google

schen dem Getümmel und der Zertrennung blutiger Fehden auf's Höchste entzückt, ließ Banks, der Freund des Friedens und der Friedenswerke, unbekümmert um politische Rücksichten, seinem warmen freundlichen Herzen den Erguß der Empfindungen frei, welche durch jenes ihn so angenehm überraschen Ereigniß aufgeregt worden waren. Er sandte dem franz. Nationalinstitute ein feuriges Dankschreiben zu, in welchem unter andern folgende Stellen vorkamen: „Ich betrachte die Aufnahme in das National-Institut als die höchste und beneidenswertheste literarische Auszeichnung, welche zu erlangen mir möglich ist." „Das National-Institut, die erste literarische Societät der Welt." „Ich kann weder dieser Societät, noch auch der Nation, welche durch diese Societät repräsentirt wird, mich je hinlänglich dankbar erweisen, einer Nation, welche während der fürchterlichsten Erschütterungen der letzten schrecklichen Staatsumwälzung nie aufgehört hat, meine Achtung zu behalten, indem ich überzeugt bin, daß die guten Bürger in Frankreich gewiß die Oberhand behalten werden, und daß in den Herzen auch ihrer übrigen Landsleute die Herrschaft der Tugend, der Gerechtigkeit und der Ehre wird wieder hergestellt werden."

Aber nicht alle Engländer dachten wie Banks, der Kosmopolit. Nicht alle unterschieden zwischen dem heitern Reiche des Geistes und dem finstern Reiche der Welt; zwischen den mit allen Guten verbrüderten Edeln unter den Franzosen und jener, durch irdische Herrschgier und niedrige Raublust mit allen Menschen entzweieten Rotte der Buonapartisten. Vielmehr mischten sie lieber Gute und Böse durch einander, um dann die ganze Menge und zugleich Jeden, der irgend etwas Französisches rühmen wollte, auf das heftigste zu schelten. Wenigstens der uns schon bekannte D. Horsley, Bischof von Rochester, Banks alter Widersacher, war von dieser Art. Er zog aus Banks freudig-begeisterten Schreiben mit scharfer Inquisitorzange jeden Ausdruck hervor, welcher, wenn auch Banks, dem Manne der Wissenschaft, nicht verwiesen werden konnte, doch Banks, dem Britten, sich mit einigem Scheine aufmutzen ließ. Er gab unter dem Namen „Misogallus", wodurch er seine Stimmung hinlänglich andeutete, eine höchst bittere und heftige Kri-

tik des Banks'ischen Dankschreibens an das franz. Nationalinstitut heraus und erklärte jenes Schreiben geradezu für „entehrend den Charakter des Präsidenten, beleidigend die königliche Societät, deren Vorsteher er sey, und widerstreitend allen edleren Gefühlen eines Britten." Er forderte den Präsident auf, zu erklären, ob wirklich er jenen in den franz. öffentlichen Blättern erschienenen Brief geschrieben habe, oder aber ob selbiger ein ihm untergeschobenes Machwerk eines Andern sey.

Banks ließ den leidenschaftlichen Prälaten seinen Zorn, vielleicht auch Neid, austoben, und fuhr unterdessen in seinen edlern und segenreichern Beschäftigungen emsig fort; segenreich besonders dadurch, daß er sie auch auf gemeinnützige Gegenstände richtete. Er war eins der thätigsten Mitglieder der Gesellschaften für Acker- und Gartenbau. Die Sümpfe in Lincolnshire, wo seine Landgüter lagen, wurden urbar gemacht. Die Veredlung der Schafzucht in England war vorzüglich sein Werk. Nur das Alter und in dessen Geleit die zunehmenden Schmerzen der Gicht, woran er schon lange gelitten, welche er aber zeither noch immer anfangs durch Ingwer und nachmals durch „eau médicinale" gemildert hatte, konnten seine Thätigkeit hemmen. Sein Körper war zuletzt gänzlich zusammengekrümmt, und die Lebenskraft nahete mit jedem Leidenstage einer völligen Erschöpfung. So traurig war sein Zustand, daß er, wenn er etwa eine kleine Fahrt machen wollte, sich auf einem Kissen, welches an Schnüren hing, durch zwei Männer mußte in den Rollwagen, dessen er sich bediente, tragen lassen. So ward ihm denn freilich das Leben endlich zu einer schweren Last, und seine sehnlichen Wünsche wurden erfüllt, als sie ihm am 9. Mai 1820, wo er ein Alter von 81 Jahren erreicht hatte, durch einen sanften Tod abgenommen wurde.

In dem Testamente, welches er wenige Monate vorher gemacht hatte, verordnete er, daß seine Asche ganz still, ohne Begleitung der Seinigen — um ihnen Schmerzen zu ersparen — auf dem Kirchhofe beigesetzt und ihm kein Denkmal errichtet werden solle. Seine Gattin, Dorothea, die ihn überlebte, setzte er zur Haupterbin ein. Nächstdem aber zeigte sich der immerdar getreue

Freund der Wissenschaften in mehreren noch hinzugefügten Anordnungen. Seinem Bibliothekar Robert Brown vermachte er eine jährliche Rente von 300 Pf. St. und setzte fest, daß derselbe, so lange er leben würde, die von Banks hinterlassenen Sammlungen von Büchern, Kräutern, Handschriften, Zeichnungen, Kupferplatten u. s. w. frei solle benutzen dürfen. Nach Browns Absterben, oder, wenn dieser einwillige, auch früher, solle dann jenes alles an das brittische Museum kommen. Jedoch solle, auch wenn dieses geschähe, Brown und seinen Freunden die Benutzung jener Sammlungen vollkommen frei bleiben. Brown mußte sich indessen hiebei verpflichten, daß er ferner, wie bisher, die benannte Bibliothek als Hauptplatz seiner Studien ansehn und die Oberaufsicht über den königlichen botanischen Garten zu Kew fortführen wolle.

Für den Zeichner Friedrich Bauer bestimmte er ein Jahrgehalt von 300 Pf., unter der Bedingung, daß auch er ferner an seinem bisherigen Platze zu Kew-Green, wohnen bleibe, Zeichnungen von Pflanzen des Gartens von Kew verfertige und sie zu den Sammlungen abgebe. — Dem Könige vermachte er zur Beförderung der Anlagen jenes berühmten Gartens alle von Bauer verfertigten Zeichnungen und Skizzen, wobei er zugleich erklärte, daß zur Vollkommenheit eines botanischen Gartens ein stets für denselben thätiger Zeichner, wozu jetzt Bauer sich am besten eigene, erforderlich sey, und daß er die Erfüllung dieses Wunsches von der ihm wohl bekannten und oft erprobten Liebe des Königs für die Wissenschaft freudig hoffe.

In seinen früheren Jahren zeichnete sich Banks durch ein männliches Ansehn, ein geistvolles Antlitz und Freundlichkeit strahlende Augen, aus. Seine Sitten waren angenehm; seine Unterhaltung war lehrreich. — Das ähnlichste Bild seiner äußern Gestalt hat Garrard geliefert.

Gedruckt hat er folgende Schriften hinterlassen:

1) An Account of Staffa.

2) Various Papers published in the Philos. Transactions.

3) On the Blight in Wheat.

Was dieſe letzte Abhandlung betrifft, ſo hält er das ſogenannte Befallen des Weizens für die Wirkung eines fungus, der mit dem fungus parasiticus in der Barbarei von gleicher Art und von dorther nach Europa hinüber gekommen ſey. Er ſchlägt vor, man ſolle im Frühjahr alle diejenigen jungen Weizen-Pflanzen, worauf ſich der fungus oder „das Befallen" zeige, ausrotten, desgleichen auch alle diejenigen Grasarten, worauf man den fungus in Geſtalt orangefarbiger oder ſchwarzer Streifen an den Blättern oder Stängeln entdecke. Außerdem ſolle man ſich hüten, daß man nicht etwa friſches Stroh zugleich mit dem verrotteten Dünger auf das künftige Weizenfeld fahre.

Pierre François André Mechain.

(Nach Delambre in der Biographie universelle).

Digitized by Google

Pierre François André Mechain.

Dieſer ausgezeichnete Aſtronom wurde den 16. Auguſt 1744 zu Laon im Departement der Aiſne geboren. Sein Vater, ein Architect, ſuchte ihn für ſeine Kunſt, die ihm indeß ſelbſt nur eine beengte Subſiſtenz gewährte, zu erziehen, und da der jüngere Mechain auch viel Anlage dazu zu haben ſchien, und die erſten Verſuche und Arbeiten, welche er machte, recht glücklich ausſchlugen, ſo riethen ihm mehrere Sachverſtändige nach Paris zu gehen, um dort bei der Brücken- und Chauſſée-Bauſchule ſeine Studien weiter fortzuſetzen. Dieſen Rath befolgte Mechain, und verſehen mit guten Empfehlungen, machte er ſich auf den Weg nach der Hauptſtadt, wo er auch ſogleich ohne Schwierigkeit in die Zahl der Eleven aufgenommen wurde. Da indeß ſein Vater ſich außer Stande ſah, ihn einige Jahre hindurch in Paris ſo zu unterſtützen, daß er leben konnte, ſo mußte der junge Mann die betretene Laufbahn bald wieder aufgeben und eine Lehrerſtelle bei ein paar jungen Leuten übernehmen, deren Eltern in der Nähe von Sens auf dem Lande lebten.

Das hübſche Gehalt, welches er hier zog, und die reichliche Muße, die er hier hatte, wandte er Beides eben ſo löblich als nützlich an. Erſteres verwendete er zum Theil mit auf die Unterſtützung ſeiner darbenden Familie, letztere, um ſich in den mathematiſchen Wiſſenſchaften, ſeinem Lieblingsfache, zu vervollkommnen. Bald kam auch ſein Vater nach der Hauptſtadt. Ein Rechtsſtreit, deſſen Ausgang für Mechain, den Vater, keineswegs günſtig war, zog ihn dahin; Mangel an dem nöthigen Rei-

segeld, um nach Laon zurückkehren zu können, zwang ihn, daselbst zu bleiben. In keiner bessern Lage befand sich aber für den Augenblick auch der Sohn. Der Ankauf eines ziemlich theuren astronomischen Instrumentes hatte seine kleine Casse erschöpft; um dem bedrängten Vater zu helfen, brachte er das Opfer, das mühsam verdiente, lange mit Sehnsucht sich gewünschte Instrument, das er so eben erst erhalten hatte, wieder zu verhandeln. Der Vater übernahm es, dem berühmten Lalande es anzubieten, der dasselbe auch sogleich erstand und von diesem Augenblick an Interesse für einen jungen Mann gewann, der so viel Neigung zu der Wissenschaft verrieth und dabei so brav und bieder gegen seinen alten Vater dachte. Um ihn zu ermuntern, in seinem Fleiße fortzufahren, schrieb der große Astronom selbst an den jüngern Mechain, gab ihm einige kurze Anweisungen, wie er seine Studien einrichten müßte, und erzeigte ihm die Ehre, ihm die ersten Abzugsbogen der zweiten Auflage seiner Astronomie mit dem Begehr mitzutheilen, Mechain möge ihm über dieselben seine Ansichten und Bemerkungen mittheilen. Dies that denn auch der junge Mann, und zwar mit einem Scharfblick und einer Kenntniß, die Lalande entzückten, der sogar einige der von Mechain beigefügten Notizen benutzte. Jetzt suchte der Astronom ihm nach Verdienst fortzuhelfen, und auf seine Verwendung erhielt Mechain die Stelle eines Astronom-Hydrographen bei dem Charten-Depot der Marine, welches damals in Versailles sich befand. Hier bestand seine Arbeit darin, die einzelnen Reisen und Reiseberichte der Seefahrer untereinander zu vergleichen, um daraus die genauesten Bestimmungen für die besten hydrographischen Charten zu machen; und seine Lage würde sehr angenehm für ihn gewesen seyn, hätte der Zwiespalt, welcher zu jener Zeit zwischen den dem Seedepartement vorstehenden Ministern, und den Ober-Offizieren der Marine Statt fand, ihm nicht das Leben vielfach verbittert. Zweimal verlor Mechain allein durch diesen unseligen Hader seine Stelle, und zweimal erhielt er sie wieder, da man doch zuletzt seinem großen Talente Gerechtigkeit mußte widerfahren lassen. Bei ein paar Seereisen, die er mit Hr. de la Bretonniere machte, bestimmte und zeichnete er hierauf auf's genaueste die Lage von hundert Küstenorten, die zwischen Nieuport und St. Malo liegen, und dann beschäftigte ihn der Marquis Cha-

bert eine geraume Zeit mit den Berechnungen der Beobachtungen, die er seit zwanzig Jahren auf dem mittelländischen Meere gemacht hatte; auch erhielt der Herzog von Ayen, nachheriger Herzog von Noailles, die Grundzüge einer Militair-Charte von Deutschland und den nördlichen Theilen Italiens von ihm.

Trotz dieser bedeutenden und beschwerlichen Arbeiten, fand Mechain's Fleiß doch noch immer Zeit, fast allnächtlich seine astronomischen Beobachtungen fortzusetzen, die von Lalande der Akademie übergeben wurden, und, auf deren Beschluß, Aufnahme in ihre Memoiren erhielten. Mechain wandte besonders seinen Fleiß in dieser Hinsicht auf die Untersuchung der Kometen an, die, wie die Erforschung der Ecclipsen, für den Astronomen, dem der Gebrauch großer und theurer Instrumente erschwert ist, der beste Weg sind, um sich auszuzeichnen und zu einer ehrenvollen öffentlichen Anstellung zu gelangen. Durch Forschungen dieser Art hatte Messier sein Glück gemacht, und ein Astronom, der sich selbst in Marseille gebildet, erhielt dadurch die Aufsicht über eine ausländische Sternwarte. Mechain that aber in diesem Fache so viel und noch mehr als Andere, und was seine Forschungen hierin besonders auszeichnet, ist, daß er sich nicht begnügte, einen Kometen zu entdecken, dessen Erscheinen den Astronomen anzuzeigen, und ihn selbst sorgfältig zu beobachten, sondern, daß er auch zur Praxis die Theorie fügte und die Anzeichen zu bestimmen suchte, an welchen man die Kometen wieder erkennen könne, wenn sie eines Tages auf ihren weiten Bahnen von neuem erschienen. Im Jahr 1781 hatte er das Glück, zwei solche Irrsterne zu entdecken, deren Bahnen er sogleich berechnete; und da der in demselben Jahre von Herschel entdeckte Planet Uranus noch von Vielen und fast allgemein für einen Komet gehalten wurde, obschon er gar keine Aehnlichkeit mit dieser Art von Himmelskörpern hatte, so verfolgte Mechain seinen Lauf mit der angestrengtesten Aufmerksamkeit und berechnete denselben nach verschiedenen Parabeln, bis er, mit dem Präsident Saron, mit welchem er damals gemeinschaftlich arbeitete, zuerst auf den Gedanken kam, der neuerforschte Stern sey ein Planet, weswegen er ihm denn auch eine runde Kreisbahn gab. Indeß gab man damals doch noch, in Hinsicht dieses Himmelskörpers, der ersten elliptischen Bahn desselben, die,

auf vier frühere Beobachtungen Mechain's, nach der Methode des Marquis Laplace ausgerechnet war, den Vorzug.

In den Jahren 1789 oder 1790 hoffte man den Kometen wieder zu sehen, der 1532 zuerst bemerkt worden war, und der, wie man einige Ursache zu glauben hatte, bereits 1661 wieder erschien. Dieser Punct war indes sehr zweifelhaft und höchst schwierig aufzuhellen, da die wenige Bestimmtheit der Beobachtungen, auf welche Halley seine beiden Theorien gegründet hatte, offen da lag, weswegen auch die Akademie die ganze dies betreffende Frage zum Vorwurf einer Preisaufgabe machte, die Mechain, sogleich mit unermüdlichem Eifer sich an die Arbeit machend, und mit größter Genauigkeit die Berichte der Geschichtsschreiber über die beiden Erscheinungen des fraglichen Irrsterns vergleichend, dermaßen löste, daß er entschied, es sey hier die Rede nicht von einem, sondern von zwei ganz verschiedenen Kometen, deren Rückkehr durchaus nicht mit Gewißheit zu bestimmen sey; eine Lösung, die auch den ausgesetzten Preis erhielt und sich nach Verlauf von acht Jahren als völlig richtig bewahrheitete, wodurch denn der Beweis gegeben ward, daß Mechain die Sache genügend ergründet, und die Akademie gerecht entschieden hatte.

Ermuthigt durch diesen glücklichen Erfolg und durch die ehrenvolle Aufnahme in die Akademie selbst, welche bald nach Ertheilung des gewonnenen Preises Statt fand, fuhr Mechain nun mit solchem Fleiß in seinen Beobachtungen fort, daß er innerhalb achtzehn Jahren allein und zuerst eilf Kometen entdeckte, ihre Bahnen berechnete und auch noch die von dreizehn andern Astronomen aufgefundenen bestimmte und so gewissermaßen in seiner Person allein die Verdienste seiner beiden bekannten Collegen, Messier und Pingré, vereinigte und sich wenigstens als ein eben so guter, genauer und sicherer Berechner wie der letztere, und als ein eben so unermüdlicher Beobachter, wie der erstere, zeigte. Man kann in der That mit Wahrheit von ihm sagen, daß nichts, keine Sonnen- Mond- Stern- oder Planeten-Verfinsterung ihm entging, und daß sein ihm von der Natur verliehener scharfer Blick — ein dem Astronomen sehr nützliches Geschenk — alles erspähte.

In der Zeit, wo Mechain noch unbekannt und ohne feste Anstellung war, hatte Lalande ihn mit dem Sternkundigen Darquier bekannt gemacht, der zu Toulouse ein Observatorium errichtete, von wo aus er die Bewegungen am Himmel beobachtete und die Relationen seiner Bemerkungen an Mechain sandte, welcher darauf die Berechnung derselben besorgte und sie publicirte, und somit einer Arbeit sich unterzog, die zwar körperlich nicht so ermüdend, aber auch für den Astronomen nicht so angenehm ist, wie die Beobachtung selbst, und die der geistigen Anstrengung wegen, welche sie erfordert, eine Art von Muth und Ausdauer verlangt, die nicht Jedem gegeben ist. Mechain zeigte jedoch durch sein ganzes Leben gerade für diese Arbeit die ungemeinste Beharrlichkeit, und man kann ihn in sofern nur mit Lacaille vergleichen. Uebrigens war die Verbindung mit Darquier nicht ohne Nutzen für ihn, denn er gewann hierdurch und durch die vielen und langen Berechnungen eine Sicherheit und Gewandtheit in dieser Art von Arbeit, die selten gefunden wird. Als Jeaurat endlich im Jahr 1785 aus der Reihe der activen Mitglieder der Akademie trat, und auf Pension gesetzt, die Redaction der „Connaissance des temps" niederlegte, erhielt Mechain diesen Platz, welcher mit einem kleinen Gehalte verbunden ist, und man muß ihm die Gerechtigkeit widerfahren lassen, zu bekennen, daß noch Niemand, so wie er, alle Eigenschaften in sich vereinte, eine Arbeit zu vervollkommnen, die mit jedem Tage zunimmt, und die jetzt die Kräfte eines Einzelnen übersteigt. Da sich einige leichte Zweifel über das Verhältniß der Lagen der Sternwarten zu Paris und Greenwich zu einander erhoben hatten *), so ward beschlossen, die Sache gemeinschaftlich durch einige, sowohl von Seiten der Akademie der Wissenschaften in Paris, als der königlichen Gesellschaft der Wissenschaften in London, eigends dazu ernannte Astronomen untersuchen zu lassen. Die gelehrten Engländer erschienen dem zu Folge mit einem Apparat von neuen und prachtvollen Instrumenten, nicht ohne die Hoffnung, alles was es in dieser Art nur gebe, zu übertreffen; die

*) Man vergleiche, was hierüber bei dem Lebensabriß von Maskelyne in diesem Hefte der Zeitgenossen erwähnt ist.

französischen Commissaire, die Herren Cassini, Mechain und Legendre, brachten dagegen nichts mit, als ihren europäischen Ruf, und ein zwar neues, aber noch nicht berühmtes Instrument, den von Borda verfertigten Repetirkreis. Obschon man dieses Instrument für würdig hielt, mit Ramsden's berühmten Theodoliten um den Preis zu ringen, so mußte dessen Nützlichkeit doch erst erprobt und zugleich gezeigt werden, wie viel besser er als die sonst üblichen Quadranten sey, und das beste Mittel, dies zu thun, war, wenn man beide Instrumente zu denselben Beobachtungen abwechselnd benutzte. Die Herren Cassini und Legendre übernahmen es, ihre Arbeiten mit dem erwähnten Kreise zu machen; Mechain dagegen fiel der Auftrag anheim, mit den bisher üblichen Instrumenten, die Beobachtungen anzustellen und alles aufzubieten, was in seinen Kräften stand, damit diese nicht zu weit hinter der neuen Erfindung zurückblieben. Die Frage ward bald ohne Widerspruch entschieden, und die Vorzüglichkeit des Borda'schen Kreises von Allen anerkannt; was man aber weniger erwartete, und was Mechain selbst erklärte, war, daß der Kreis die Arbeit ungemein erleichtert und fördert, und daß man eben so viel Zeit brauchte, um einen Winkel mit einem Quadranten nur ein einzigesmal zu messen, als zwei Astronomen vereinigt brauchen, um ihn mittelst des Kreises zwanzigmal mit der höchst möglichsten Genauigkeit aufzunehmen. Bald zeigte sich jedoch eine wichtigere Gelegenheit noch, um sowohl Mechain's Talent, als die Trefflichkeit des neuen Instruments in ein noch helleres Licht zu setzen. Die constituirende Versammlung hatte eine neue Art von Maß anbefohlen, das auf die Größe eines Breitengrades basirt war, und Mechain und Delambre waren bei den Astronomen, welchen der Auftrag ertheilt wurde, die Messung eines solchen Breitengrades zwischen den Parallelen von Dünkirchen und Barcelona vorzunehmen. Dem Ersteren traf das Loos, die Vermessungen zwischen Barcelona und Rhodez zu machen; und obschon dies kaum den Drittheil der ganzen Strecke betrug, so ward es doch, da hier noch niemals Vermessungen angestellt worden, auf dem übrigen Wege dies aber bereits schon zweimal der Fall gewesen, als für eben so mühsam wie jenes erachtet und deswegen für die weitere Entfernung auch nicht mehr Zeit zur Beendigung des Ganzen gefordert;

Digitized by Google

eine Voraussetzung, welche der Erfolg zwar bestätigte, jedoch auf eine andere Art, als man erwartet hatte; denn, während der Zeit, welche unumgänglich erfordert ward, um die nöthigen Instrumente in Stand zu setzen, und alles zu dem vorhabenden Werk zu bereiten, hatte die Revolution einen wahrhaft furchtbaren Charakter angenommen (Mitte des Jahres 1792), und Mechain sollte die Folgen davon bald empfinden. Mit Erstaunen sah er sich zu Essone, wo man in dem lächerlichen Glauben stand, er beabsichtige eine Gegenrevolution und schleppe die Mittel dazu in den Kisten und Kasten hinter sich her, aller Widerrede ungeachtet, verhaftet, und nur mit vieler Mühe erhielt er seine Freiheit, sein Gepäck, und die Erlaubniß wieder, seine wissenschaftliche Reise weiter fortzusetzen. Bei seiner Ankunft in Spanien eilte er nun um so mehr, das unverschuldet Versäumte nachzuholen. Mit einer Geschicklichkeit und einem Glück, das Anerkennung verdient, entledigte er sich seines Auftrages auf's beste; die ganze Strecke zwischen Barcelona und den Pyrenäen ward von ihm aufgenommen, die Polhöhe und den Azimut von dem südlichsten Standpunct seines Bogens aus, beobachtet, und durch den Beistand eines thätigen und geschickten Gehülfen, Branchot, der schon durch seine gute Charte von Corsica sich bekannt gemacht hatte, konnte er sogar die Hoffnung fassen, seine Triangel bis zu den Balearen auszudehnen. Dann blieb ihm nur noch übrig, die Strecke von Spanien aus, bis zu dem ersten französischen Ort aufzunehmen — was innerhalb weniger Wochen sich thun ließ — und von da bis Rhodez gedachte er mit dem Zeitaufwand von einigen Monaten fertig zu werden, so daß also das Ganze binnen Jahr und Tag längstens beendigt seyn konnte. Bei dieser Vorausrechnung vergaß indeß der eifrig thätige Mann, an die Hindernisse zu denken, welche sowohl ihm, als seinem Collegen Delambre, das Geschick und der Sturm der politischen Begebenheiten in den Weg zu werfen vermochten, und noch weniger konnte er den besondern, ihn treffenden Unfall voraus wissen, der ihm bald darauf an den Rand des Grabes brachte. Ein Arzt in Barcelona, mit welchem Mechain ziemlich genaue Bekanntschaft gemacht hatte, wünschte nämlich, ihm eine hydraulische Maschine zu zeigen. Der Tag dazu wurde bestimmt; aber leider kamen die Pferde, welche das Werk

in Bewegung setzen sollten, vorgefallener Abhaltung wegen nicht, und der eifrige Spanier, der seinen Freund nicht vergebens wollte bemüht haben, unternahm es nun, mit Hülfe seines Dieners selbst die Maschine in Gang zu bringen. Einige Augenblicke gelang dies auch wirklich, und Mechain sah mit Erstaunen von einem etwas erhöhten Standpuncte aus die treffliche Wirkung des Werkes. Plötzlich aber trifft ein Hülferuf seine Ohren, und er sieht, wie die Gewalt der Maschine die beiden Menschen mit sich fortreißt, die ihr umsonst zu widerstehen sich mühen, und die in ihrer Angst vergessen, daß sie sich nur niederbeugen dürfen, um der Kraft der Hebel zu entgehen. Sie thun dies endlich, jedoch gewissermaßen zu spät und wieder zu früh; denn ohne sich lange zu besinnen, ist Mechain bei diesem Anblick zu ihrer Rettung herbei gestürzt, und ihn trifft nun einer, der unterdeß ganz frei gewordenen Hebel und wirft ihn mit solcher Gewalt gegen eine Mauer, daß er sogleich, mit Blut überströmt, niedersinkt.

Der Arzt hält ihn für todt und wendet fast nur pro forma noch einige Mittel zu seiner Wiederbelebung an. Indeß hatte er dennoch nur mehrere Rippen und das Schlüsselbein zerbrochen, und nach dreitägiger Bewußtlosigkeit erlangte er den Gebrauch seiner Besinnung wieder. Durch dieses unglückliche Ereigniß wurden ihm aber mehrere Monate der besten Jahreszeit von seinen Arbeiten entzogen, und er sah sich, seiner gänzlichen Wiederherstellung wegen, genöthigt, auf einige Zeit die warmen Bäder von Caldas zu brauchen. Kaum nur einigermaßen wieder hergestellt, wird er aber auf's Neue und noch auf viel längere Zeit, an der Beendigung seiner Arbeit verhindert. Der Krieg zwischen Spanien und dem republicanischen Frankreich war ausgebrochen, und Mechain erhält nun weder die Erlaubniß sich in die Pyrenäen zu begeben, um dort an der Vereinigung der in Spanien nnd Frankreich gemachten Vermessungen zu arbeiten, noch die, in sein Vaterland zurückzukehren. So als Kriegsgefangener betrachtet, gewährt man ihm blos die Gunst, den Aufenthaltsort sich selbst zu wählen, und er läßt sich nun gezwungen in Barcelona nieder, wo er, um die Zeit seiner Haft nicht ungenützt zu verlieren, sich damit beschäftigt, vom Fort Montjouy (bei Barcelona) aus, die Beobachtungen zu wiederholen, welche er das

Jahr vorher mit so glücklichem Erfolge begann, und die er nun nicht fortsetzen darf. Anfänglich ergiebt sich ihm bei dieser Repitition ein gleiches Resultat wie bei der ersten Arbeit, bald aber bemerkt er mit Erstaunen und Kummer, daß nach und nach eine kleine Differenz zwischen den jetzigen und den bereits nach Frankreich gesendeten Ergebnissen seiner Arbeit, sich einfindet. Umsonst zermartert er sich, die Ursache dieser Erscheinung zu erforschen; sie ist da und kein Fleiß mag ihm den Grund davon aufdecken. Da ergreift ihn die Angst, man mögte ihm einst die Ungenauigkeit seiner Arbeit (gleich viel, der Ersteren oder Letzteren, denn in einer mußte ein Irthum liegen) vorrücken und er faßt, dieser Kränkung zu entgehen, den unseligen Entschluß, die sich ergebene Differenz zu verheimlichen und das Resultat von Beobachtungen zu verschweigen, die man nicht von ihm gefordert hatte, wie dies der Fall mit der von ihm zu Montjouy angestellten war. Aber dies Geheimniß drückt seine Seele noch mehr und der Kummer um seine in Frankreich zurückgelassenen Angehörigen, von denen er nur selten Nachrichten erhalten kann, so wie der Schmerz über seine so lang dauernde Gefangenschaft, deren Ende immer noch nicht abzusehen ist, vereinigen sich damit und stürzen ihn in eine Melancholie, die später nie wieder ganz von ihm wich.

Endlich tagt ihm der Morgen der Erlösung; er erhält Pässe, um nach Italien zu gehen, aber sein düsterer Seelenzustand wird dadurch wenig gebessert, denn, indem er nur der Furcht Raum giebt, bei der Ueberfahrt Corsaren in die Hände zu fallen und dadurch seiner Manuscripte beraubt zu werden, quält er sich auf's Neue ab. Indeß entgeht er glücklich dieser Gefahr, hat aber dagegen, kaum angelangt im Hafen, den Aerger, sehen zu müssen, wie die Zollofficianten sich seines Gepäckes bemächtigen, das nur durch Tranchots, seines Gefährten Muth, den Klauen dieser Harpyen wieder entrissen wird. Jetzt sollte man denken, würde er sich eilen nach Paris zu gehen, und Tranchot treibt ihn auch fortwährend dazu an; allein das traurige Geschick, welches seine Collegen Bailly, Saron und Lavoisine (die unter der Guillotine verbluteten) getroffen hat, erfüllt ihn mit Angst und Schauder, und nur nach langem Schwanken faßt er den Entschluß, sich nach Marseille einzuschiffen.

Von da bis Rhodez oder Perpignan ist der Weg nicht weit und nicht schwierig; dennoch zögert er abermals mehrere Monate und langt endlich im Hafen von Vendre an. So ist das Ende des Jahres 1796 herangekommen und Mechain nimmt nun seine Arbeiten wieder vor, jedoch so langsam, als fürchte er deren Beendigung. Während dem hat sein College Delambre in Frankreich gleichfalls mit den ärgsten Hindernissen zu kämpfen gehabt. Abgesetzt, als des Royalismus verdächtig, kann auch er nur erst nach einer Unterbrechung von funfzehn Monaten sein Geschäft wieder beginnen und als er mit vieler Mühe so weit gekommen ist, Mechain einladen zu können, sich mit ihm zu vereinigen, die Verifications-Basis zu bestimmen, antwortet dieser auf wiederholte Schreiben nicht, läßt auch nichts von sich hören, und bleibt unbeweglich, warum? kann keiner errathen in Carcassony den ganzen Sommer über still liegen. Herr Borda, beunruhigt über dies Benehmen, wie alle Freunde Mechain's, bringt Madame Mechain endlich dahin, sich nach jenem Orte zu begeben, um die Ursache dieses unbegreiflichen Schweigens ihres Mannes zu erforschen und ihn zu bewegen, dieser Lethargie doch zu entsagen. Bei ihrer Ankunft erklärt Mechain, daß er seine Arbeiten nur dann beginnen werde, wenn sie wieder abgereist sei; da sie indeß seinem Versprechen nicht ganz traut, so geht sie nun, statt nach Paris zurück, nach Perpignan, wo damals sein College (Delambre) sich befand und in Erwartung Mechain's alles Nöthige vorbereitete, um, wenn jener kám', sogleich die Basis messen zu können. Hier erhält sie von diesem Astronomen das Versprechen, immer ihrem Manne zur Seite zu seyn, ihn mit Rath und That zu unterstützen und ihn zu bewegen, nach vollbrachter Arbeit nach Paris zurückzukehren. Um dieß Versprechen in seinem ganzen Umfange zu erfüllen, begiebt sich Delambre nach und nach nach Narbonne und Carcassone, wo er fast zwei Monate auf Mechain warten muß, der zwar endlich, nach einer Abschweifung in die Gegend, wieder dahin kömmt, sich aber standhaft weigert, nach Paris zu gehen und durchaus von neuem nach Spanien sich begeben will, um seine Arbeiten von vorne zu beginnen. Nichts war aber in der That unnützer wie dies, wenn die von ihm angestellten Beobachtungen in Barcelona

mit den spätern in Montjouy gemachten, übereinstimmten; daß dies indeß nicht der Fall gewesen war, verheimlicht Mechain fortwährend und niemand kann sich daher sein seltsames Benehmen und eben so seltsames Begehren, enträthseln. Aller Ausflüchte endlich beraubt, folgt er zuletzt doch, nach großem Wiederstand, seinem Collegen in die Hauptstadt, hier aber zeigen sich sogleich neue Schwierigkeiten. Gelehrte mehrerer auswärtigen Länder, mit denen Frankreich nicht mehr im Kriege begriffen ist, warten hier bereits seit zwei Monaten mit Sehnsucht auf die Rückkehr der zur Vermessung ausgeschickten Astronomen, um, ihrem Auftrage zu Folge, sich von den Resultaten der Forschungen jener beiden in Kenntniß zu setzen, ihre Beobachtungen nachzurechnen und so durch allgemeine Anerkennung sie zu sanctioniren. Aber Mechain will seine Register lange nicht vorzeigen, und erst nach wiederholten Anhalten gelingt es, ihn dahin zu bringen, das davon mitzutheilen, was er seitdem von seinen astronomischen und geodosischen Beobachtungen hat drucken lassen, indeß stets mit Zurückhaltung der in Montjouy gemachten Entdeckung. Da man alles in der höchsten Ordnung findet, so steigt natürlich kein Argwohn einer Verheimlichung auf und man bewunderte mit Recht die Genauigkeit und Uebereinstimmung seiner Winkelmessungen und Berechnungen. Auf seinen Wunsch, die Breite von Paris allein beobachten zu können, um dadurch, wie er sagte, den Antheil der ganzen Arbeit weniger ungleich für seinen Collegen zu machen, hatte die Commission dahin entschieden, daß beide Astronomen abwechselnd sich diesem Geschäft unterziehen sollten, ein Beschluß der ihm neuerdings den größten Kummer zu machen schien und ihn dahin brachte, durchaus die Resultate seiner nächtlichen Beobachtungen nicht vorzulegen; so daß die Commissaire sich genöthigt sahen ihre Arbeit auf die Versicherung zu vollenden, daß das Ergebniß seiner Forschungen in dieser Hinsicht mit denen seines Collegen bis auf den Zehntheil einer Secunde übereinstimme.

Von dem Augenblick seiner Ankunft in Paris an, hatte ihm das Längen-Bureau die Direction des Observatoriums anvertraut, wo er schon seit mehreren Jahren wohnte und dessen Aufseher er bereits gewesen, als es noch einen andern Director hatte; und man muß ge-

stehen, daß Mechain diese Stelle um so mehr verdiente, da er der älteste der bei dem Bureau angestellten Astronomen war. Uebrigens hoffte man zugleich daß diese Verbesserung seiner bürgerlichen Lage doppelt wohlthätig auf seine Gemüthsstimmung wirken würde, indem ihm außerdem noch dadurch das Mittel an die Hand gegeben ward, von nun an ganz den Arbeiten nach seinem Geschmacke zu leben und dabei sich ungestört der vortrefflichsten und größten Instrumente zu bedienen, mit welchen seit seiner Abwesenheit das Observatorium bereichert wurde; allein, immer von dem Gedanken an das, was er verheimlicht hatte und dem, wieder nach Spanien zurückzukehren, gemartert, fand er auch hier keine Ruhe und schlug dem Bureau vor, den vermessenen Meridian bis zu den Balearen auszudehnen. Nun wurde zwar diese Idee sogleich gebilligt, auch die Einstimmung der Regierung und der nöthige Fond besorgt, aber — einem Andern die Ausführung übertragen. Dies war für Mechain ein Donnerschlag und mit einem Eifer, der Alle in Erstaunen setzte, berief er sich auf sein Vorrecht zur Ausführung dieser Idee, deren ersten Anstoß er gegeben hatte und die niemand der vorgemachten Arbeiten wegen so gut und leicht ausführen könne wie er. Jeder gestand ihm die Wahrheit dieser Angaben zu, aber jeder glaubte auch, daß Mechain in Paris als Vorsteher des Observatoriums der Wissenschaft noch mehr nützen könne, als auf Reisen; da er indeß mit Ansuchen nicht nachließ und man dem wackeren und verdienten Manne gerne gefällig seyn wollte, so gab man endlich seinem Wunsche nach, ohne daß man auch nur entfernt ahnte, welche Motive ihn bestimmten und daß dies nicht anders war, als die Schwäche, den Fehler, welchen er bei der Aufnahme der Breite von Barcelona begangen hatte, Allen zu verbergen und der Wunsch, die unrichtige Bestimmung derselben durch Vorlegung des Anfangspunctes seiner Berechnungen um zwei und einen halben Grad weiter südlich, unschädlich zu machen.

So reist er denn endlich auf's Neue ab und sein ganzer Muth und seine ganze Heiterkeit scheint zurückzukehren; aber bald thürmen sich ihm Hindernisse auf Hindernisse entgegen. In Spanien selbst war nichts zu seinem Empfange vorbereitet und auf der Brigantine, die dort zu seiner Verfügung aufgestellt war, hauste das

gelbe Fieber; endlich nach langem Harren nimmt ihn eine andere auf und nach einer der mühseligsten und gefahrvollsten Reisen wirft man die Anker an der Küste der Insel Cabrera, wo man noch nicht wußte, daß die die Südostküsten Spaniens verheerende Epidemie in ihrer Wuth nachgelassen hat, und daher weder zu landen erlaubt, noch die nöthigen Erfrischungen an Lebensmitteln und Wasser hergeben will. Mit Mühe erhält Mechain endlich für seine Person die Vergünstigung, sich nebst einem Offiziere des Fahrzeuges auszuschiffen und er macht nun die traurige Bemerkung, daß die kleine Insel auch nicht einen einzigen Punct hat, den er vom festen Lande aus hätte beobachten können. So ist er genöthigt, eine neue Station zu suchen und die Grenzen einer dritten Basis zu bestimmen, bei welcher Beschäftigung ihn aber das Unglück trifft, in einen Fluß zu stürzen, der sein Grab würde geworden seyn, wäre man ihm nicht schnell zu Hülfe gekommen. Endlich ist er so weit, seine Triangel ziehen zu können und er überläßt sich nun dieser Arbeit mit einem Eifer, der neue Unfälle für ihn herbei zieht. Auf der Küste von Valencia bricht abermals eine ansteckende Krankheit aus, die bald seinen Diener und zwei mit ihm in einem Zelte schlafende spanische Offiziere ergreift, ihn aber nicht bewegen kann, diese gefährliche Station vor Beendigung seiner Arbeiten zu verlassen. Erst nachdem dies geschehen, begiebt er sich, um einige Ruhe zu genießen, nach Castellon de la Plana, wo der Baron de la Puebla ihn mit der größten Artigkeit aufnimmt. Hier war es, wo ihm zuerst einige Unruhe wegen seines Gesundheitszustandes anwandelte und von wo aus er deswegen nach Paris schrieb: „Ich bin weder jünger, noch stärker, noch mehr an das Clima gewöhnt, wie die, welche ich durch die Seuche in's Grab stürzen sah;" und schon wie er dieses schrieb, war er von dem Gifte derselben ergriffen. Eine außerordentliche Schwäche befällt ihn, doch schien die Krankheit von Anfang herein keine gefährliche Symptome zu haben, und er fängt bereits an, sich zu bessern, als ein Rückfall auf Einmal alle Hoffnung zur Genesung raubt und ihn von neuem bewußtlos auf's Lager wirft. Mit Todesangst verlangt er, mitten in den heftigsten Fieberphantasien seine Manuscripte und stirbt so, den 20sten September 1805, gequält noch auf dem Todtenbette von dem

Gedanken, daß nun doch noch das, was er so lange verheimlicht hat, an's Tageslicht kommen muß; denn kaum sind seine Handschriften, der Gegenstand seines letzten Kummers, auf Erden, in den Händen der pariser Astronomen, so findet sich die Ursache seines jahrelangen geheimen Schmerzes auf einmal enthüllt, so findet sich, daß seine ersten Beobachtungen in Barcelona von denen in Montjouy angestellten, um drei Sekunden differiren. — Nun ist sein wunderliches Benehmen seit seiner ersten Rückkehr aus Spanien, seine fortwährende Melancholie, kurz alles an ihm auffallende erklärt und man sieht mit Betrübniß, daß eine Unbedeutenheit, eine Anomalie, die seitdem so oft schon wieder vorgekommen ist, und die wahrlich kein Verständiger ihm würde angerechnet haben, die letzten Jahre seines Lebens verbittert und ihm gewissermaßen den Tod gegeben hat. Wer könnte ihm aber nun noch eine Schwäche anrechnen wollen, für welche er so schwer gebüßt, die so hart an ihm gerochen worden ist?

Mechain war in jeder Beziehung ein achtungswerther Mensch, dessen Character sich sehr zum Ernst, selbst ein wenig zur Strenge hinneigte. Bei den Sitzungen der Akademie nahm er nur selten das Wort, und wenn es geschah, so war es nur, um Bericht von seinen Beobachtungen oder Berechnungen abzustatten. Ein geschickter, pünktlich genauer und gewandter Beobachter, war er nicht weniger zuverläßiger Berechner, doch hierbei meist so gewissenhaft ängstlich, daß er häufig, um, nach seinem Glauben, desto sicherer zu gehen, lange Umschweife machte und so sich selbst das Ziel erschwerte, zu dem er oft mit weit weniger Umständen auf kürzerem Wege hätte gelangen können. Daher kam es auch, daß er sich bei seinen Arbeiten mancher neu entdeckten erleichternden Methode nicht bediente, immer fürchtend, dadurch in Fehler zu verfallen. Als Beobachter sowohl, als wie Berechner, genoß er mit Recht eines ausgezeichneten Rufes und man traute seinen Angaben um so mehr, da sie sich stets als durchaus genau, wahr und sorgsam geprüft, bewiesen hatten und sein Eifer für die Wissenschaft jedem bekannt war. Einen Beweis dieser gewissenhaften Genauigkeit geben seine gedruckten Beobachtungen über die Triangel und die Bewegungen der Himmelskörper, welche letztere nach seinem Tode sämmtlich gedruckt wurden und die so genau, bestimmt und sorgsam gemacht sind, daß durchaus nichts gegen sie zu erheben ist

und daher auch kein gegründeter Zweifel, so wohl in astronomischer als geodosischer Hinsicht, wo gleichfalls seine Original-Manuscripte vorliegen, gegen die Arbeit aufgeworfen werden kann, an welcher er Theil nahm, und die ihm das Leben kostete. Derselbe Fall ist es mit seinen erst erwähnten Beobachtungen über die Triangel. Hier hat Mechain mit einer solchen Strenge die Auswahl getroffen, daß man in Wahrheit die Menge von ihm unterdrückter Beobachtungen bedauern muß, und an dem, was er der Oeffentlichkeit übergeben, vermag auch die strengste Untersuchung nichts zu tadeln. Uebrigens befinden sich auch noch die Beweise der Richtigkeit seiner letzten großen Arbeiten auf dem königl. Observatorium, wo sowohl seine Original-Manuscripte, als auch die verschiedenen Copieen, die er zum Theil selbst, zum Theil durch ihm Beigeordnete hat machen lassen, aufbewahrt werden. Diesen Handschriften angehängt sind die, mitunter sehr langen und umständlichen Briefe, welche er, in Bezug auf die ihm übertragene Breitengrad-Ausmessung geschrieben hat. Nur dann, wenn es zum Druck bestimmte Sachen betraf, schrieb Mechain nicht gern, und er entzog sich daher auch soviel als möglich aller Vorreden und aller Erläuterungen zu seinen geodosischen Arbeiten sowohl, als auch zu seinen astronomischen, welche letztere er bei seiner zweiten Abreise in Abschrift zurückließ, damit sie unterdeß gedruckt werden konnten.

Außer den Bänden der „Connaissances des temps," von 1786 bis 1794 sind von ihm nur noch einige Abhandlungen über die von ihm entdeckten Kometen und einige geographische Längenbestimmungen, besonders gedruckt worden; alles andere, noch aus seiner Feder Geflossene befindet sich theils mit in dem eben genannten größerem Werke, theils in der „Base du Système métrique décimal ou Mesure de l'arc du méridien compris entre les parallèles de Dunkerque et de Barcelone, exécutée en 1792 et années suivantes par M. M. Mechain et Delambre, redigée par M. Delambre" (Paris 1806, 1807 und 1810 3 vols. 4.).

Uebrigens sey nur folgendes hier noch bemerkt. Der Verfasser dieses Aufsatzes, der mit Mechain zugleich die Arbeit der Breitengrad-Messung unternahm, und mit ihm mehr als zehn Jahre lang einen sehr lebhaften Briefwechsel führte, auch dessen sämmtliche Papiere nicht nur in Händen hatte, sondern sie studirte und alle darin befind-

lichen Berechnungen nachrechnete, darf sich schmeicheln, den ausgezeichneten Astronomen vorzüglich zu kennen, und im Stande zu seyn, dessen Vorzüge und Fehler gerecht zu würdigen. Die Ersteren sind von ihm erwähnt worden; unter die Letzteren muß die Eigenheit gezählt werden, welche Mechain hatte, nicht von dem Gedanken abzugehen, den Repetirkreis vermöge seiner Beobachtungen eine Genauigkeit und Uebereinstimmung zu geben, die in der That, so wie er sie verlangte und sich dachte, eine reine Unmöglichkeit ist, und sich auch dann nicht von der Unrichtigkeit dieser vorgefaßten Meinung zu überzeugen, und lieber an der eigenen Geschicklichkeit zu verzweifeln, als einige nicht vollkommen glücklich ausschlagende Versuche ihm das Gegentheil bewiesen. Seine Ungerechtigkeit gegen sich selbst in dieser Hinsicht und zu Gunsten der einmal erfaßten Idee, ging so weit, daß er einst an seinen Freund Borda im Vertrauen schrieb: „Er fühle, er sey zu nichts mehr tauglich und müsse an sich verzagen.“ Dies und nichts anders war aber der Wurm, der seit der ersten spanischen Reise an seinem Leben nagte. Nicht seinen Instrumenten, wohl aber sich, schrieb er den begangenen Fehler zu und der Gram, den er über diesen geglaubten Mangel seiner Kenntnisse fühlte, die Furcht, welche er empfand, auch Andere möchten nun sehen, wie lose es nach seiner Ansicht — mit ihm stünde, und so das schreckliche für ihn kommen, was er sich denken konnte, Ueberlebung eigenen Ruhmes: dies war das Gespenst, welches Tag und Nacht ihm vorschwebte und länger als zehn Jahre seines Lebens vergiftete. Wie Unrecht that er sich aber hierin! Allgemein erkannte man ihn mit Recht, als einen der schätzbarsten Astronomen, an, allgemein wird man ihn stets als solchen anerkennen und niemals wird in den Augen eines Vernünftigen die Schwäche, welche sein Elend machte und der Fehler, welcher ihm begegnete, die hohe Achtung vermindern, so man ihm als Gelehrten und als redlichen Mann schuldig war und ist.

Digitized by Google

Vorrede.

Als Herr Brockhaus vor sechs Jahren die Herausgabe der Zeitgenossen unternahm, begleitete Herr Prof. Köthe zu Jena als erster Herausgeber die erste Abtheilung derselben mit einer Vorrede, welche den Gesichtspunkt dieses biographischen Institutes feststellt. Nicht verschwiegen wurden dort, die dem Unternehmen sich entgegenstellenden Schwierigkeiten, indem der Weg bezeichnet ward, auf welchem man sie zu besiegen unternahm, um einem wesentlichen Bedürfnisse unserer Literatur abzuhelfen. Aehnliche Institute entsprachen den billigsten Erwartungen nicht, oder waren wie der Schlichtegroll'sche Nekrolog, geschlossen in der Zeit des allgemeinen Unglücks, das, während der Unterjochung Deutschlands, jede wissenschaftliche Regsamkeit niederdrückte. — Bei der Anlegung des neuen Planes konnte man mehrere Uebelstände vermeiden, welche mit der Einrichtung des Nekrologs sicht- und fühlbar geworden waren; wohin besonders die übernommene Verpflichtung zu zählen, die Lebensbeschreibung denkwürdiger deutscher Männer, der Regel nach, jedesmal im nächsten Jahre nach ihrem Tode zu liefern. Diese Art der Vollständigkeit und der Feststellung mußte die Herausgabe des Nekrologs in viele Schwierigkeiten verwickeln, und sie öfter nöthigen, nach manchen gescheiterten Bemühungen, die sich auferlegte Vollständigkeit mit wenigen, magern Notizen scheinbar zufrieden zu stellen. — Auf der andern Seite aber verdankt die deutsche Literatur dem Schlichtegrollschen Werke eine bedeutende Anzahl vorzüglicher, selbst einiger meisterhafter Biographien, deren

Werth die Forderungen für neue Arbeiten dieser Art vielfach steigert.

Unter solchen Verhältnissen begannen die Zeitgenossen und erfreuen sich eines fortwährenden Beifalls des Publikums; denn die anfänglich gemachten Versprechungen und dadurch aufgeregten Erwartungen wurden gewissenhaft erfüllt Allgemein ist es anerkannt, wie sich dieses Institut befleißigt, von geschichtlichen Personen, noch lebenden und schon dahingeschiedenen, so zu berichten, daß denkwürdige Erscheinungen unserer Zeit durch die dabei Wirkenden unter einen historisch pragmatischen Gesichtspunkt gestellt und das Sittengemälde des Zeitalters, durch Andeutung der Persönlichkeit ausgezeichneter Charaktere ausgebildet wird. Die zuweilen lautgewordene Rüge, daß einiger Zeitgenossen Lebensbeschreibung, welche man hier erwartete, noch vermißt wird, ist schon beseitigt in jener Vorrede (Siehe Heft I. der Zeitgenossen S. X und XI.), wo es heißt: „Wie viel geleistet werden kann, das hängt von Bedingungen ab, die nicht alle in des Einzelnen Gewalt stehen. Manche Darstellung wird zurück bleiben, weil nicht eine solche gegeben werden kann, wie sie sein müßte, wenn sie — für den Geschichtschreiber brauchbar sein sollte. Es treten hier unüberwindliche Rücksichten ein, die manche Darstellung unmöglich, oder unziemlich, oder überhaupt unrathsam machen. Auch ist, zumal die Zeitgeschichte in diesem Werke nicht vollständig mitgetheilt werden kann, weniger auf die Menge, als auf die Treue und Bewährtheit der Geschichten zu achten.“ — Noch ist hinzuzufügen, daß es zu unnützen Wiederholungen führen dürfte wenn ohne Nachträge, ohne erforderliche Berichtigungen oder neue Beleuchtung, nach bereits in unserer neuesten Literatur vorhandenen Biographien, nachmals die Bearbeitung eines hiehergehörigen Gegenstandes vorgenommen würde, blos um eine Vollständigkeit zu erreichen, welche in dieser Hinsicht nie in dem Plane des Unternehmers lag. —

Mag es auch getadelt sein, daß von den aufgeführten Personen öfter die Licht- als die Schattenseite dargestellt wurde. Den Fehler leerer Lobpreisungen haben die Verfasser der Zeitgenossen nie verschuldet, und so mögen sie es sich wohl gefallen lassen, daß man in ihrem Streben die Vorliebe bemerkt, mit der sie verweilen bei den Zügen des Charakter-Werthes, der Thatkraft, Gediegenheit und Tugend im religiösen, sittlichen und geselligen Dasein. Erfreulich bleibt es jedem für edle Zwecke wirkenden Menschen, an die Reinheit der Vorbilder die liebende Einladung zu knüpfen, Gleiches zu thun nach seinem Standpunkte, und, nur mit innerem Widerstreben folgt man dem Gebote der Nothwendigkeit und Gerechtigkeit, um durch Warnungszeichen die offenbargewordenen Abwege bemerklich zu machen. —

Während ich mich als Leser dieser Früchte der Zeitgenossen erfreute, trat ich aus höchst beschwerlichen Amtsverhältnissen in eine manche Mußestunde verleihende Lage und kehrte zu meinen frühern Studien, unter denen das biographische Fach mich immer besonders anzog, mit erneuerter Vorliebe zurück. Durch manche Schicksale in nähere Beziehung mit historisch-denkwürdigen Personen gesetzt, durch Lektüre, Reisen und freundschaftliche Mittheilungen glaubhafter Zeugen der Wahrheit über manches persönliche Verhältniß gut unterrichtet, ging ich selbst an biographische Arbeiten, von welchen viele, in sofern sie in dem Plane der Zeitgenossen lagen, von dem vierzehnten Stücke der ersten Reihefolge an, in denselben abgedruckt wurden, und das Band näherer Bekanntschaft zwischen Herrn Brockhaus und mir knüpften. So geschah es, daß Ersterer bei größerer Ausbreitung seiner literarischen und merkantilischen Geschäfte, den Entschluß faßte, die (nachdem Herr Professor Köthe Amtsverhältnisse wegen von der Redaktion, der er mit großer Umsicht vorgestanden hatte, schon früher zurückgetreten) bis dahin einsichtsvoll, unmittelbar geleitete Heraus-

gabe der Zeitgenossen, zu seiner Erleichterung so abzugeben, daß er selbst künftig zu derselben nur in dem Verhältnisse des Verlegers bleib. Der mir diesem zufolge gemachte Antrag zur Uebernahme dieser Redaktion war mir ehrenvoll und erfreulich; erforderte aber vor dem Antritt der Verpflichtung mannigfache Erwägung, veranlaßt durch das Verhältniß, in welchem der Schriftsteller im Allgemeinen gegenwärtig zur Mitwelt und zum Staate steht, theils durch die früher angegebenen Eigenthümlichkeiten dieses biographischen Institutes, wie durch die Betrachtung persönlicher Beziehungen und Lebensplane. Auch hat es seine besonderen Schwierigkeiten, solches Geschäft hinsichtlich einer Zeitschrift zu übernehmen, deren Gedeihen nur stattfindet bei ausgebreiteter literarischer Verbindung, da in den mehrsten Fällen die Verfasser keine fortwährende Verpflichtung zur Einsendung von Beiträgen übernehmen können, sondern für jeden Gegenstand, durch Bitte und Aufforderung, erst gefunden werden müssen; die glückliche Lage, in der in dieser Hinsicht sich der bisherige Herausgeber befand, die richtig berechnete Thätigkeit, mit welcher er seine literarischen Verbindungen zu diesem Zwecke benutzte, sicherten unbezweifelt den entschiedenen Beifall, den das Unternehmen fand. Jedoch verhieß Herr Brockhaus, mich fortwährend in dieser Hinsicht zu unterstützen, indem er zu gleicher Zeit keine pekuniären Aufopferungen scheuet, welche den innern Werth der Zeitgenossen, zu heben im Stande sind. Auch hoffe ich von meinen nahen und fernen Bekannten, daß sie bei diesem Unternehmen mir ein Vertrauen bethätigen werden, dessen Frucht mich oft auf dem Lebenswege überraschte, erfreute und zur herzlichsten Dankbarkeit verpflichtete. Manche ermunternde Erfahrung dieser Art habe ich bereits gemacht, manche ertragverheißende Zusicherung erhalten. Um aber Allen, die sich für das Institut der Zeitgenossen näher interessiren, den Weg zu bezeichnen, vermittelst welches sie für dessen Vervollkommnung wirken können, sei nochmals

bemerkt, daß zweckmäßig gearbeitete, der neuen Zeitgeschichte angehörige biographische Charaktergemälde, von Männern und Frauen, Verstorbenen (seit dem Jahre 1789) und Lebenden, handschriftlich eingesandt, hier ihre Stelle zur öffentlichen Mittheilung finden; gleichmäßig wird man den Herausgeber durch Zusendung von hierhergehörigen Materialien zu neuen Biographien, von Nachträgen und Berichtigungen zu bereits vorhandenen, wie von Darstellung einzelner biographisch wichtiger Handlungen und Charakterzüge verpflichten, wobei es der Redaktion natürlich überlassen bleibt, weitere Prüfungen anzustellen und Zeit und Gelegenheit zur öffentlichen Mittheilung zu wählen. Auch muß dem Herausgeber, nach der auf ihn ruhenden Verantwortlichkeit, die Befugniß eingeräumt bleiben, nöthigerachtete Veränderungen vorzunehmen, besonders in Fällen, wo der Verfasser eines Aufsatzes beim Drucke nicht genannt sein will; dagegen kann man sich aber versichert halten, daß des Einsenders Name, wenn dessen Verschweigung verlangt wird, zu Niemandes Kenntniß kommt. — Jene Bitte um Mitwirkung erstreckt sich noch weiter: bei der großen Ausbreitung unserer Literatur, bei der Menge der jährlich erscheinenden neuen Bücher, wird die Einsendung solcher Schriften, die eine biographische Beziehung und Interesse haben, gar gern gesehen; besonders gehören Denkschriften aller Art, Gedächtnißreden u. s. f. hierher, wo dann die Uebersendung selbst die beste Veranlassung darbietet, an jene nachträgliche Bemerkungen zu knüpfen, oder Behufs derselben die bestunterrichtetsten Männer in Vorschlag zu bringen. — Solche Sendungen werden am sichersten durch die Buchhandlungen gemacht, da Herr Brockhaus die Gefälligkeit hat, die Besorgung jedes, unter meiner Adresse bei ihm abgegebenen Pakets zu übernehmen. —

Unter solchen Bitten trete ich froh dem neuen Berufe entgegen, mit dem innigen Wunsche, daß der Bemühungen Erfolg, zum wahrhaften Gewinne für unsere Literatur,

und zur Ehre des Zeitalters gleich sein möge der Liebe zu Arbeiten dieser Art, welche mich allein zur Uebernahme der Herausgabe der Zeitgenossen bestimmen konnte. —

Halberstadt, den 2. Februar 1822.

Friedrich Cramer,
Dr. der Rechte.

Pauline Christine Wilhelmine,

Fürstin zur Lippe,

geborne Prinzessin von Anhalt-Bernburg.

Pauline Christine Wilhelmine.

Fürstin zur Lippe.

Das deutsche Fürstenhaus Anhalt, seit dem zwölften Jahrhunderte im Besitz schöner Länder zwischen der Elbe, der Saale und dem Harze, hat sich im Laufe vieler Menschenalter zu bewahren gewußt gegen Schicksale, welche oft feindselig andere Fürstenfamilien überzogen. Die Anhaltiner verdanken dieses seltene Glück einer auf Festhaltung des rechtlichen Besitzstandes gebauten Regierungsklugheit, die sich nie blenden ließ durch den trüglichen Reiz augenblicklicher Vergrößerung. Früher gewöhnliche Theilung des Länderbesitzes unter die Söhne des Erblassers bildete mehrere regierende Linien, aber sie schloß, bei verkleinerten Herrschaften, das Band zwischen den Fürsten und ihren Landeseinwohnern um so enger, indeß die Familiengesetze des Gesammthauses alle gegenseitigen Rechte und Verpflichtungen sicher stellten gegen Willkühr. So erscheinen die Fürsten von Anhalt als gute Familienväter, als fleißige Haushalter ihrer Güter, als treue Beförderer des bürgerlichen Glückes, als Freunde der Kunst und Wissenschaft. Persönliche Kriegeskunst Einzelner hatte auf das Land keinen Einfluß, sie wurde gebüßt im Dienste ausländischer Heere. Der Fürstenhäuser größtes Einkommen bot der Ertrag eigenthümlicher, unveräußerlicher Landgüter dar; das geringe Bedürfniß der öffentlichen Verwaltung befriedigte mäßige Abgabenerhebung nach altem Brauch, ohne finanzielle Klugheit neuern Schnittes. — Reichsgesetze, Hausverträge und Herkommen bestimmten die pekuniären Verhältnisse der Fürsten so genau, daß ihre Wirthlichkeit oder Verschwendung nur auf ihre Hofhaltung, nicht aber auf Eigenthum und Wohlhabenheit der Einwohner Wirkung hatte. — Wie oft sind die Bewohner dieser kleinen Staaten von ihren, größeren Reichen zugehörigen, Nachbaren beneidet! — Nicht ohne Grund; wenn gleich bei näherer Betrachtung kleiner Fürstenthümer

offenbar wird, daß gerade das Naheſtehen der Fürſtenfamilie zu dem Bürger und Beamten, die gegenſeitige perſönliche Bekanntſchaft aller Verbindungen, leicht Beengung in Wort und Handlung, alſo kleinlichen Zwang zur Folge hat, mit welchem ſich der Bewohner größerer Staaten nie befreundet. In dieſer Hinſicht iſt die Behauptung ſehr richtig: es ſei beſſer, perſönlich zehn Staatsbeamten untergeordnet zu ſein, als Einem Fürſten; und man findet beſtätigt, bei der Abwägung der Annehmlichkeiten, in kleinen oder in großen Staaten zu wohnen, daß ſich auch hier, wie ſo oft im Leben, Vortheil und Nachtheil faſt ausgleichen. —

Der Fürſt von Anhalt, Bernburgſcher Linie, Friedrich Albrecht, geboren 1735, kam 1765 zur Regierung, nachdem er ſich in der Welt umgeſehen, auch längere Zeit in däniſchen Militairdienſten geſtanden hatte. Er war ein lebensluſtiger Fürſt, ein rüſtiger Waidmann, freigebig, herablaſſend, zum Jähzorn geneigt und verſchwenderiſch, in ſeiner Neigung wechſelnd, fern liegenden Planen zugethan; daher mancher Abenteurer an ihm ſeinen Mann fand. Vielfach getäuſcht und hintergangen, erkannte er zu ſpät die Irrwege, in welche er verfallen war; aber, trauriger Erfahrungen ohngeachtet, gewann er nie die Charakterhaltung, um ähnliche Verlockungen von ſich zu weiſen. — Seine Gemahlin, — er war vermählt mit einer geborenen Herzogin von Holſtein-Plön, Luiſe Albertine, — ſchenkte ihm zwei Kinder, 1767 einen Sohn, Friedrich Chriſtian Alexius, den jetzt regierenden Herzog von Anhalt-Bernburg, und deſſen 1769 den 23. Februar geborene Schweſter, Pauline Chriſtine Wilhelmine, deren Geburt die Mutter, von den Maſern befallen, nur wenige Tage überlebte.

Pauline wuchs unter der Aufſicht eines Fräuleins von Rauſcheuplatt, der verſtorbenen Fürſtin erſter Hofdame, heran, ohne in irgend einer Hinſicht verzärtelt zu werden. Dort zu Ballenſtädt, auf der Bergshöhe am Fuße des Harzes, umgeben von einer reizenden, kräftigen Natur, vollbrachte ſie die Jahre der Kindheit. Das perſönliche Intereſſe für ausgezeichnete Menſchen beginnt, wann mit vorſchreitender Entwickelung die erſte Hülfloſigkeit des Körpers beſiegt iſt; denn nach dem Geſetze der ewigen Weltordnung erhält der Geiſt erſt nach erfolgter Ausbildung des Körpers ſeine Selbſtſtändigkeit. —

Digitized by Google

Die Prinzessin zeigte beim Unterricht früh hervorstechende Talente und Liebe zu den Wissenschaften, zu deren Heiligthümern sie unter der Leitung sehr geschickter Lehrer geführt wurde. Der Legationsrath Meyer: (Verfasser des satyrischen Heldengedichtes Gustav Schnurbart:) und der damalige Instruktor des Erbprinzen Rohleder trugen der empfänglichen Schülerin die Anfangsgründe alter und neuer Sprachen, der Geschichte und Politik vor, indeß der religiöse Unterricht des würdigen Hofpredigers Paldamus, eines Mannes von stoischer Festigkeit, dem moralischen Charakter Paulinens eine sichere Grundlage gewährte. — Ueberall kam Neigung, Fleiß und Liebe den ertheilten Anweisungen entgegen, und boten dem empfänglichen Geiste reiche Nahrung. Diese ausgezeichnet glückliche Entwickelung der Tochter, erhöhte die Sorgfalt des fürstlichen Vaters. Um sie in der französischen Sprache zu vervollkommnen, berief er von Yverdun, im Waadtlande, die Demoiselle Bourgeois de Pierre, ein Frauenzimmer, welche im Gebiete der französischen Literatur mehr als gewöhnliche Kenntnisse und eine sehr angenehme Gabe der Mittheilung besaß. Auch war die Bildung der Tochter ein Hauptbeweggrund, daß der Fürst den Freiherrn von Aderkas, der wegen seiner Gesundheitsumstände den preußischen Militairdienst verlassen hatte, und bei manchen Sonderbarkeiten, fast in allen Gebieten des menschlichen Wissens zu Hause war, an seinen Hof zog. Die nicht den Studien zugehörigen Stunden verlebte Pauline größtentheils an der Seite ihres Vaters, bald indem er Regierungsgeschäfte betrieb, bald auf Jagdzügen in den Forsten des Harzes. Auf diese Weise mußte der Geist der heranreifenden Jungfrau eine die weibliche Zartheit fast überbietende Haltung gewinnen; wie denn auch der Umstand bedeutende Wirkung auf ihre Charakterbildung hatte, daß sie, unter solcher Beschäftigung, die erste Hälfte ihres Lebens nicht vollbracht, etwa in einer volkreichen Stadt und Residenz, wo freier Ideentausch und vielseitigselbstständige Betriebsamkeit der Einwohner in Berührung kommt mit der abgemessenen Sitte des Hoflebens; sondern auf einem solirten Residenzschlosse, umgeben von einer Dienerschaft, deren Unterwürfigkeit bekanntlich um so größer, je kleiner und beschränkter die Hofhaltung ist. Mußte bei solchen Umgebungen nicht gar bald in der Fürstentochter erwachen das Bewußtsein des

geistigen Uebergewichtes, welches sie im Leben geltend zu machen hatte, indeß die fürstliche Geburt sie hervorhob; und zeigte es nicht schon früh von einem regen Geiste, daß sie, unter solchen Verhältnissen, ernste, wissenschaftliche Bildung zum festen Berufe machte? — Pauline mußte sich, bei dem ihr eigenthümlichen Scharfsinne gar bald sagen, daß sie nach ihrer Herkunft zu einer in der Reihe der Fürstenhäuser nicht hervorragenden Familie gehöre, daß sie mithin nur durch geistige Vorzüge ruhmvoll ihres Namens Gedächtniß verewigen könne. Auf solche Gedanken, auf das Streben, unter den Fürstinnen Europa's einst zu glänzen, ward sie von der Geschichte des Tages hingewiesen durch das Vorbild einer Stammverwandten, welche auf dem russischen Throne, die nordische Semiramis genannt, in wundersamer Hoheit regierte. —

In solcher Lage erhielt der Prinzessin Charakter von Jugend auf eine männliche, sich selbst in kräftigen Gesichtszügen aussprechende Farbengebung, auf welche das, an kleinen Höfen sich oft so anmuthig gestaltende, Familienleben keinen besonderen Einfluß übte. — Das ganze bernburgsche Fürstenhaus zu Ballenstädt bestand aus dem regierenden Fürsten, und seinen beiden Kindern. In diesem Kreise weckte die Prinzessin schon in ihrem vierzehnten Jahre allgemeine Bewunderung; alle Fremde, die den Hof besuchten, waren von ihrem Preise erfüllt. — Minder glücklicher Erfolg ward Paulinen bei den Beschäftigungen mit Zeichnen, mit der Musik und im Erwerb der weiblichen Fertigkeiten, zu deren Erlangung fortgesetzte mechanische Uebung erforderlich ist; ob sie es sich gleich oft recht ernstlich angelegen sein ließ, so konnte sie doch in solchen Künsten nie zu einiger Geschicklichkeit gelangen. —

Späterhin waren die Fräuleins von Schlotheim, von Bode, und von Biedersee, sich einander als Hofdamen ablösend, in der nächsten Umgebung der Prinzessin. — Pauline bekam einige Jahre hindurch eine Gesellschafterin an Victorien, Prinzessin von Anhalt-Schaumburg, deren ganzes Wesen sich im Zauber jungfräulicher Reize verherrlichte. Diese Verbindung hätte ohne Zweifel gegenseitig wohlthätige Freundschaft erzeugen können, wenn nicht beide Fürstentöchter, bei völliger Charakterverschiedenheit, sich unter dem Wechsel der Zu- und Abneigung immer fremd geblieben wären. Näher befreundete sich Pauline mit der Prinzessin Luise

von Holstein-Sonderburg, von der sie zweimal in Ballenstädt Besuche erhielt, und mit welcher sie wiederum einige Wochen recht traulich zu Augustenburg, auf der Insel Alsen, verlebte, als sie ihren Vater 1787 auf einer Reise nach Dänemark begleitete. Diese schwesterliche Verbindung ward herzliche Freundschaft, welche im steten Briefwechsel fortdauerte, bis zum frühen Tode der geistvollen Prinzessin Luise. — Auch im nahen Auslande machte Pauline Bekanntschaften, die für sie ein bleibendes Interesse gewannen: so unterhielt sie ununterbrochenen Umgang mit der von der Asseburgschen Familie zu Meisdorf, wo sie in dem Besitzer, dem kaiserlich-russischen Minister und Geheimerrath von der Asseburg einen wohlunterrichteten, scharfsinnigen Staatsmann, in seiner Gattin, geborne von der Schulenburg, eine edle Zierde ihres Geschlechtes fand. Zugleich bot ihr das nachbarliche Quedlinburg, damals ein freies Reichstift und die Residenz der Prinzessin Sophie Albertine von Schweden, als Aebtissin, viele Veranlassung mit den jenes Hoflager besuchenden Fürstenfamilien in persönliche Bekanntschaft zu treten.

Wie Großes dem Geiste Paulinens möglich war, zeigte sie fortwährend durch Erwerbung vielseitiger Kenntnisse. Das Verständniß alter und neuer Sprachen schien ihr wenig Mühe zu machen, wovon viele Zeugnisse vorliegen. Als so, nach des großen Preußen-Königs Friedrichs II. Tode, Birkenstock zu Wien, ihm in lateinischer Sprache ein Denkmal setzte, übertrug die damals achtzehnjährige Fürstentochter dieses, ohngeachtet der Schwierigkeiten des im Lapidarstile gedichteten Orignals, mit großer Leichtigkeit, ohne Beihülfe, sehr glücklich in die Muttersprache. Bei dieser Veranlassung schrieb sie unterm 19. Hornung 1787 an Gleim:

„Birkenstocks treffliches Latein kannte ich schon, aber nicht die Berliner Verdeutschung; ich wagte es, selbst eine für meinen Vater zu entwerfen; sie ist kürzer, weicht aber in einigen Stellen ab, und ich traue ihr nicht ganz. Da Sie gewiß beim ersten Anblicke die schwierigen Schönheiten des Lateins empfanden, wäre es eine Schwachheit, Ihnen meine Uebersetzung zu schicken. — — Hätte ich alle diese Beweggründe übersehen, so war in Ihrem Briefe, bester Herr Kanonikus! ein Wort, das mich zittern machte:

„drucken!" — Nein! nie sollen die Beschäftigungen meiner müßigen Stunden öffentlich bekannt werden!" —

Die Durchsicht dieser Uebersetzung gewährt ein ganz eigenes Interesse, rücksichtlich der in selbiger sichtbaren Gewandtheit in Behandlung der Muttersprache; wie auch wegen der glücklichen Kombinationsgabe, mit welcher Pauline den Sinn ihr unverständlicher Stellen errieth, oder das Sinnverwandte substituirte. —

Einige Zeit nachher ward ihre Aufmerksamkeit auf die dänische Sprache und Literatur gerichtet; in beiden war sie bald völlig orientirt, und las die vorzüglichern Nationalschriftsteller der deutschen Schwestersprache mit Leichtigkeit und Eifer. —

Schon jenes eben mitgetheilte Bruchstück eines Briefes an Gleim bezeugt, daß die Prinzessin mit dem im benachbarten Halberstadt lebenden Dichter in häufigem Briefwechsel stand; Gleim war ja ohnehin zu den Mitgliedern der Anhaltschen Fürstenhäuser in näherer Bekanntschaft. Gemeinschaftliche Liebe zu den Wissenschaften und Musenkünsten bot zahlreiche Veranlassung dar zu Mittheilungen zwischen der geistvollen Prinzessin und dem heitern Greise, welcher, jedes aufkeimende Talent mit sich zu befreunden, unermüdet thätig war, und willfähriges Lob den dichterischen Jugendversuchen der Fürstentochter darbrachte. Hätte es noch weiterer Beziehungen bedurft, um den Briefwechsel zu beleben, so fanden sich diese in der mächtigen Anregung der politischen Welt durch den Ausbruch und verheerenden Fortgang der französischen Revolution. Wie Gleim davon ergriffen, erschüttert wurde, wie er gegen verübte Greuel seinen redlichen Abscheu laut aussprach und bei allen den Verwirrungen und Verwicklungen sich nicht zu helfen wußte, als indem er die Herrlichkeit seines Preußenthumes aussprach, so fand er gar geneigte Aufnahme in den deutschen Fürstenhäusern und bei der Prinzessin Pauline. Wenn an kleinen Höfen die Beschäftigung mit den Ereignissen der Politik gar fleißig betrieben wird, so darf man sich nicht wundern, diesen Eifer in jener Zeit verdoppelt zu sehen, da das Unerhörte der Erscheinungen ein furchterregendes Vorgefühl weckte, und die Sorge hervorrief, daß die Fortwirkung so ungeheurer Begebenheiten binnen Kurzem den Frieden des eigenen Heerdes stören werde. Daß so früh schon begriffen wäre, wie das Leben aller Staaten — der

großen, wie der kleinen — eine neue Epoche zu beginnen habe, ist nicht anzunehmen, da nur starke Seelen den Muth haben, verhängnißvolle Wahrzeichen der Zukunft unter den Gesichtspunkt der nothwendigen Wirkungen zu stellen. —

Pauline verfolgte mit aufmerksamen Blicken den Gang der Revolution, und entwickelte bei dieser fortgesetzten Beachtung Grundsätze, die für ihre ganze künftige Handlungsweise ein entschiedenes Uebergewicht offenbarten. Je tiefer die Schrecken der Blutbäder und Gräuelscenen ihr Gefühl, ihren christlich religiösen Sinn verwundeten, um so mehr entschied sie sich für die Maxime, daß es den Fürsten und Regenten anzurathen, die Volksansprüche zu bekämpfen, um nur der Volkswillkühr keinen Spielraum zu geben; daß Regenten-Nachgiebigkeit zum Verderben führe, und daß man beliebte Redeformen von Staatsverfassung und Staatsbürgern, nur gebrauchen müsse, um die Zügel der Regierung mit desto festerer Hand zu führen. — Wie nahe hier sich Irrthum und Wahrheit berühren, zeigt die neueste Geschichte auf jedem ihrer Blätter. —

In ihren Briefen an Gleim sprach Pauline ihre Empfindungen aus, wie sie von den neuesten Nachrichten betroffen wurde, mit der traulichsten Offenheit, bald in Prosa, bald in Versen, die mit so großer Willfährigkeit sich ihrer Feder darboten, daß in der Leichtigkeit der Reimfolge der Genius der Dichtkunst in den Hintergrund zurücktritt; weshalb sie in richtiger Selbstwürdigung von sich sagt: „— Nur selten und schüchtern wage ich, den Musen zu opfern, aus Furcht, mein Weihrauch mögte als mittelmäßiges Rauchwerk, den neun vergötterten Schwestern mißfallen. —"

Als Ludwig der Sechszehnte zum Blutgerüst geführt wurde, schrieb sie an Gleim: „Mit Vergnügen habe ich die Uebereinstimmung unserer Meinungen in Rücksicht der traurigen, ganz Europa erschütternden Begebenheit gesehen. — — — Als Beweis davon wage ich es, Ihnen ein Lied zu überschicken, welches bei der Nachricht des Königsmordes meinem Gefühle entquoll. —"

Es beginnt:

„Schwammen jüngst an euren Küsten
Panter, Löw' und Wolf herbei?
Soget ihr an Tigerbrüsten
Blutdurst, Wuth und Meuterei? —"

und schließt mit der Verkündung, „daß des Schicksals Eisenruthe keine Pflichtverletzung ungestraft lasse, und daß die an den Enkeln schwer verpönte Missethat durch Vergötterung der Manen des frommen Ludwig's versöhnt werden müsse," — eine Vorhersagung, die unsere Tage zur Erfüllung brachten. —

Jener Brief der Fürstentochter ist vom 26. Hornung 1793, und sie bemerkt darin am Schlusse: „Man hat meinen Geburtstag festlich zu feiern die Güte gehabt, man hat mich mit Liebe überhäuft und ich habe mein fünf und zwanzigstes Jahr mit einem großen Vorrath von Seelenruhe und Zufriedenheit angetreten." —

Gleim unterließ es nie, seiner fürstlichen Freundin am Geburtstage herzliche Glückwünsche darzubringen. Wie höchst originell sich hier der berühmte Mann oft aussprach, beweist folgende Mittheilung, wo die charakteristische Eigenthümlichkeit der Zuschrift auf gleiche Weise in der Antwort begegnet wird.

Gleim an die Prinzessin Pauline.

Den 23. Februar 1795.

„Vom drei und zwanzigsten Februar 1794 bis auf den heutigen Tag sind, edelste Fürstin! in der Menschenwelt unmenschliche Dinge vorgegangen. Die Muse der Geschichte hat, sie zu beschreiben, keine Feder; es wäre zum Besten der in der Menschheit noch übrig gebliebenen Humanität sehr zu wünschen, daß von allen den bisherigen Unmenschlichkeiten keine Nachricht auf die Nachwelt käme. Sie würde der Vorwelt sich nicht schämen, würde der Humanität ernstlicher sich befleißigen. Es ist so traurig, daß man den Glauben an den Fortgang des Menschengeschlechts zu höherer Vervollkommung in dieser Zeit beinahe verlieren muß. — Welche Gräuel in Frankreich, und zu gleicher Zeit in Polen, besonders in Warschau! War's nicht, als wenn ein böser Dämon den Befehl zur Vernichtung der Menschheit gegeben hätte! Zwanzig tausend Menschen lagen in einem kleinen Bezirke; die größte Zahl war unschuldig: — Beweis genug von der Abstumpfung oder Abnahme der bisherigen Humanität."

„Ach! und jetzt gehen wieder erschreckende Gerüchte! Rußland, sagt man, wolle bis ins Unendliche sich ver-

größern. Hätte es mit diesem Willen seine Richtigkeit, so fielen die eroberten Völker in die alte Barbarei ohne Zweifel wieder zurück!

„Die Selbstherrscherin von Rußland kann nun aber diesen Humanität tödtenden, bösen Willen nicht haben; sie stammt ja aus dem humanen deutschen Fürstenhause von Anhalt, und liebt, wie Pauline, die Musen; also hat ihr Senat den oben angeführten bösen Willen! — Ach! Durchlauchtigste Fürstin! Sie sind eine so nahe Verwandte der Selbstherrscherin von Rußland! Mögten Sie ihr doch sagen können: sie solle dem Willen ihres Senates nicht folgen; ihr eigener Wille, das schon unübersehliche Reich im Innern zu einem unabsehbaren Paradiese zu machen, sei der bessere Wille; folge sie diesem, dann erst wäre sie Selbstherrscherin, wäre des Menschengeschlechtes größte Wohlthäterin!"

„Sie können, gnädigste Fürstin! durch Gewinnung der größten Monarchin, von der wir alle glauben, daß sie auch gern die beste sein will, sich um die Menschenwelt im höchsten Grade verdient machen. Wagen Sie, gnädigste Fürstin! einen Versuch an Ihrem Geburtstage! Gott wird diese Wohlthat mit langem Leben Ihnen belohnen, dieß weissagt seiner unendlich verehrten, gnädigsten Pauline der alte Hüttner Gleim." —

Die Fürstentochter antwortete hierauf dem deutschen Biedermanne unter andern folgendes:

—„Sie haben, verehrter Freund! meines Geburtstages auf die schmeichelhafteste Weise gedacht, Sie haben mir ein Zutrauen bewiesen, das ich würdige, und ich verschiebe meinen Dank keinen Augenblick länger; lächelten mir die Musen unausgesetzt, ich würde Ihnen zierlicher, aber gewiß nicht aufrichtiger meine große Erkenntlichkeit versichert haben. Ihnen, dem warmen Vaterlandsliebenden, darf ich zu dem nicht mehr zweifelhaften Frieden doch Glück wünschen! Sie freuen sich gewiß sehr, daß die blutige Krise vorüber ist, die zweifelsohne in der Reihe der Dinge nöthig und wohlthätig war, weil die Vorsehung sie geschehen ließ; uns, den Zeitgenossen aber, die bitterste Arznei, eine Quelle der Thränen und der Besorgniß wurde. Das achtzehnte Jahrhundert wird unter seinen Brüdern einst mit blutigem Schleier erscheinen; schon oft wünschte ich meinen Lebenslauf in einen andern Zeitraum versetzt. Ich habe so ganz gefühlt, daß die Erde ein Paradies

wäre, wenn die Menschen sich selbst genügten und liebende Brüder blieben: aber sie wählen das Vorbild des Erstgebornen Adam's zum Muster; sie halten sich für den Mittelpunkt der Schöpfung, und schaden am Ende, indem sie Andern Nachtheil bringen, sich selbst am meisten. Jeder denkt nur an sich, und vielleicht existiret jetzt weniger Moralität, als zu jener Zeit, wo man der Sittenlehre Kompendien in allen Formen und Farben hatte; ich schreibe dieß auf den Indifferentismus, auf den Mangel an Religiosität, dem Brandmale neuerer Zeit. — Wird man lau gegen Christus Religion, undankbar gegen den göttlichen Urheber unsers Daseins, so ist die Scheidemauer des Lasters übersprungen und jedes Verbrechen näher gerückt. —"

„Der Fürstinnen Größte hat gewiß ungern den polnischen Krieg gestattet: sie, die Wohlthätige, arbeitet am Frieden sonder Zweifel auch jetzt, und alle Gerüchte sind übertrieben, sind von Menschen erdacht, die, hätten sie Katharinens Zepter in Händen, nach Universalmonarchie streben würden, und nun ihre Chimären der Kaiserin aufbürden. — Obgleich diese erhabene Frau des Hauses gedenket, was sie erzeugt, Schutz und Gnade ihm schenket, ob ich gleich persönliche Beweise ihrer Huld empfing, so habe ich doch den Vorzug nicht, mit ihr im fortgesetzten Briefwechsel zu stehen." —

— — „Jedes Nähern einem Thron
Erreget bange Furcht mir schon.
Wenn oft mein Lied dem Höchsten dankte,
Mein schwach Gebet zum Himmel wankte,
So war es Geist und Herz, das mich zum Preise zog,
Und nicht der Hermelin, der meine Wieg' umflog.
Auf einem Fürstenstuhl wohnt selten wahres Glück,
Umschleiert ist dort oft der süßen Ruhe Blick.
Und wenn chimärisch ich mir Seligkeiten träumte,
So glaube, daß mein Wunsch im Mittelstande säumte.
Ein heitrer Geist, ein stilles Landgut nur,
Ein Musensitz, im Schooße der Natur,
Ein kleines Haus, in eines Waldes Mitte,
Sieh, Freund, das ist das Loos, das ich mir einst erbitte.
Von Politik will ich entfernt gern bleiben,
Will keinem Unrecht thun, kein Todesurthel schreiben;
Der Menschheit leises Wohl ist jedes Wesens Pflicht:
Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht. —"

Täuschte Pauline sich selbst, wenn sie sich hier, und bei mehreren Gelegenheiten, so entschieden lossagt von der Neigung, ein Staatsregiment zu führen? Oder trat sie auf den Schauplatz des öffentlichen Lebens im Widerstreite mit ihrer wahren Neigung, um den Ansprüchen zu genügen, welche sich ihr als Pflicht entgegen stellten? —

Je mehr die Prinzessin sich ausbildete, um so mehr entwickelte sich, bei rastloser Thätigkeit, eine Handlungsweise, die sich freien Weg zu bahnen verstand. Ihr Vater liebte sie unendlich und verehrte sie mit Recht, als seinen guten Genius. Pauline war immer an der Seite des fürstlichen Vaters, bald wenn er der Jagdlust lebte, bald wenn er in seinem Kabinette den Regierungsgeschäften oblag; sie studirte die Verfassung des Geburtslandes, unterhielt sich mit Staatsmännern über alle Theile der öffentlichen Verwaltung, arbeitete Gesetze aus und verfertigte Gutachten aus ihr mitgetheilten Akten. Ein sehr reges Ehrgefühl trieb sie, nie auf halbem Wege stehn zu bleiben; bei jedem Beginnen steckte sie sich ein hohes Ziel und erreichte es nicht selten. Bei mehreren Veranlassungen übertrug ihr der Fürst die Beilegung verwickelter Streitigkeiten; sie entsprach dem Vertrauen vollkommen, durch glücklich vermittelten Vergleich. Die Führung der Privatkorrespondenz des Vaters ließ sie sich nicht nehmen, und brachte den übrigen Sekretairen oft Vorwürfe zu Wege, da sie ihr in der Gewandtheit des Styles nicht gleich kommen konnten; denn sie wußte sich immer mit großer Feinheit auszusprechen, ohne der Fürstenwürde und Sache etwas zu vergeben. So arbeitete Pauline schon seit 1790 in dem Kabinette ihres Vaters recht fleißig und besorgte dessen französische Korrespondenz, bei ihrer vollkommneren Kenntniß dieser Sprache, ausschließlich. Nachdem aber das Seniorat des Gesammthauses Anhalt auf den Fürsten von Bernburg übergegangen war, und die Führung der auswärtigen Geschäfte im März 1793, nach dem Ableben des letzten Fürsten von Anhalt-Zerbst, bedeutender wurden, übernahm die Prinzessin auch diese und leitete sie bis zu ihrer Vermählung mit ausgezeichneter Geschicklichkeit. —

Manche kleine schriftstellerische Versuche machte sie in diesem Zeitraume ihres Lebens: so feierte sie die an der Tagesordnung seienden Jagdfeste mit einer kleinen Sammlung von Jagdliedern, welche im Kreise des Hofes ver-

theilt wurden. Auch schrieb sie eine Abhandlung über die Schädlichkeit des Kaffee's und des Branntweines. — Den letztgenannten Aufsatz hat sie späterhin abdrucken lassen in dem dritten Stücke der von von Cölln herausgegebenen Beiträge zur Beförderung der Volksbildung (Frankfurt am Main 1802) unter dem Titel: „Ueber ein schädliches, zerstörendes Gift, das allgemein zu verfertigen erlaubt, und sogar obrigkeitlich befördert wird, und empfiehlt sich allen Wohlgesinnten nicht allein wegen der ächt menschenfreundlichen Grundsätze, die hier das Wort führen, sondern es verdient auch besondere Aufmerksamkeit, zu sehen, wie die fürstliche Schriftstellerin die genauesten Kenntnisse hat, von der ganzen Lebensweise der niedern Stände, und daher alle die Hindernisse richtig würdigt, mit denen das häusliche und bürgerliche Glück jener Volksklasse zu kämpfen hat. —

In der vorbezeichneten Lebensweise trat Pauline ins sieben und zwanzigste Jahr. — Es ist bekannt, wie der Fürstentöchter Verheurathung so selten ein Schritt ist der persönlichen Wahl und Neigung, sondern gewöhnlich eine Staatsverhandlung, bei welcher sie selbst die letzte, aber nicht entscheidende Stimme haben. Dieses war bei der Prinzessin um so weniger der Fall, da sie in den Hausangelegenheiten ihrer Familie, durch den Einfluß auf den fürstlichen Vater, vorwaltend ihre Ansichten geltend zu machen wußte. Mehrere ihr gemachte Anträge zu einer Vermählung hatte sie, als ihren Wünschen nicht entsprechend, zurückgewiesen, womit der Fürst um so weniger unzufrieden war, da er vorhersah, wie viel er bei einer solchen Trennung von der geliebten Tochter verlieren würde. Endlich, am Jahresschlusse 1795, entschied sich, mit Zustimmung des Vaters Pauline, und sagte dem um sie werbenden regierenden Fürsten Friedrich Wilhelm Leopold zur Lippe ihre Hand zu. Als, hiervon benachrichtigt, Gleim der fürstlichen Freundin seine Glückwünsche sandte, antwortete die Vermählte dem greisen Dichter unter dem 4. Jenner 1796:

„Mein Gemahl, denn seit dem zweiten dieses Monats ist dieses der Fürst zur Lippe, ist ein redlicher rechtschaffener und sehr edeldenkender, mich zärtlich liebender Mann, deshalb traue ich Ihren freundschaftlichen Prophezeihungen, und nehme sie dankbar an. —"

So reiste Pauline, als nun verheurathete regierende Fürstin zur Lippe mit Beginn des Jahres 1796 zu ihrer neuen Residenz Detmold. Welches Opfer es ihrem Gemüthe kosten mußte, sich von dem geliebten Vater, von der theuren Heimath, von der bisherigen Lebensweise zu trennen, davon zeugt die verminderte Anhänglichkeit, mit welcher sie ihr ganzes Leben hindurch an dem Geburtslande hing, wie das fortgesetzte Wohlwollen und Andenken, das sie den früheren Umgebungen bewahrte. Kaum aus diesem Kreise geschieden, traf sie noch im Laufe des Jahres der harte Verlust des Vaters, der sich nach der Trennung von der Tochter so verlassen fühlte und plötzlich starb. —

Dagegen fand die Fürstin in ihrem neuen Verhältnisse, sowohl in der liebenden Achtung ihres Gemahles, als in der allgemeinen Anerkennung ihres persönlichen Werthes die Genugthuung, welche wohlthätig innere Zufriedenheit befördert. Dem Gatten und dem Lande ward sie zweifach werth, da sie bald als Mutter zweier hoffnungsvoller Söhne des Fürstenhauses Fortdauer sicherte. Der Aeltere, gegenwärtig regierender Fürst, Paul Alexander Leopold, ward geboren den 6ten October 1796; der Jüngere, Prinz Friedrich Lebrecht August, den 8ten December des folgenden Jahres. — Jene, ihr von dem Gemahle erwiesene Verehrung erwiderte sie mit der zartesten Aufmerksamkeit, vermittelst welcher ihre eigene Gewogenheit der auf immer verscherzte, wer jemals den Fürsten zu beleidigen oder sich unanständig über ihn zu äußern wagte. Gar bald aber fand Pauline Gelegenheit, in dem Lande, welchem sie nun angehörte, und in der Verfassung desselben Erscheinungen wahrzunehmen, die sich mit ihren Begriffen von nothwendiger Regentenautorität nicht vertrugen. Von solchen Erfahrungen ward sie gleich im ersten Jahre ihrer Verheurathung so persönlich berührt, daß sie für ihr ganzes Leben von Einfluß wurden. — In dem mit ihrem Gemahle unterm 23sten December 1795 zu Ballenstädt errichteten Ehevertrage war bestimmt: daß im Falle des Todes des regierenden Fürsten, ohne vorherige Verfügung wegen der Vormundschaft, selbige die Gemahlin als Mutter, wie als Landesregentin, wenn ein minderjähriger Prinz vorhanden, führen sollte, jedoch mit Zuziehung und Berathung derer, die nach der bestehen-

den Verfassung zuzuordnen sein möchten. — Auf dem im Frühjahr 1796 gehaltenen Lippeschen Landtage ward dieser Ehevertrag den Ständen, dem Herkommen gemäß, zur Garantie vorgelegt, und hier erklärten sie wie solche Bestimmung den frühern Hausgesetzen (vom 21sten März 1667), deren Aufrechterhaltung ihnen obliege, entgegen sei; daß sie zwar in Rücksicht der fürtrefflichen Eigenschaften der regierenden Fürstin eine Ausnahme von der Regel zu machen geneigt wären, doch könnte sich darüber für jetzt nichts Verbindliches bestimmen lassen, weshalb die Stände die Garantie des Ehevertrages nur übernahmen, unter Vorbehalt eines fürstlichen Reverses, welchem zufolge, bei eintretender Vormundschaft, den früheren Hausgesetzen Genüge geschähe. — So war schon mit dem Ehevertrage ein Gegenstand des Streites in Anregung gebracht, der die Fürstin mit den Ständen in Kollision brachte. — Das Verhängniß wollte, daß nur zu bald Umstände eintraten, welche den möglichen Fall einer anzuordnenden Vormundschaft zur Wirklichkeit brachte. 1802, nach kaum sechsjähriger Ehe, ließ des Fürsten zunehmende Kränklichkeit eine längere Lebensdauer bezweifeln. In einer unterm 28sten Januar des Jahres niedergelegten letztwilligen Verfügung bestimmte er, daß bei seinem Tode, während der Minderjährigkeit des Erbprinzen seine Gemahlin Vormünderin und Regentin werde, mit Zuziehung eines Kurators aus dem Regierungskollegio und der landesverfassungsmäßigen Mitvormundschaft der Stände. — Des Fürsten Tod erfolgte den 4ten Febr. 1802, und die nun verwittwete Fürstin Pauline trat, auf den Grund des Testamentes, nach erfolgter Bestätigung des Kaisers, als Reichsoberhaupt, die vormundschaftliche Regierung an, ohne laut gewordenen Widerspruch von Seiten der Stände, nicht aber ohne Widerwillen derselben, die vorhersehen mogten, daß mit dieser der Fürstin überkommenen Macht ihre eigenen Befugnisse große Beschränkungen zu erwarten hatten.

Nun sah sich Fürstin Pauline plötzlich als Regentin hingestellt an die Spitze eines kleinen Staats, dessen Erhaltung und Regierung, mit vielen Schwierigkeiten verflochten, bewähren sollte die Lobpreisungen, welche man ihren persönlichen Verdiensten gemacht hatte. Daheim mancher Stoff zur Zwietracht, nach außen hin der Andrang großer Staatsumwälzungen, der mit jedem neuem Jah-

reslaufe ihren Beruf sorgenvoller machtee Selbst ihre vertrautesten Freunde in der Nähe wagten es nicht, durch lobpreisende Glückwünsche die Berufspflichten solcher Regentschaft in ein reizendes Licht zu stellen. Man lese nur die Rede, welche der von der Fürstin so hochverehrte Generalsuperintendent von Cölln bei der religiösen Feier der von Paulinen am 22. Mai 1802 förmlich übernommenen Regierung hielt, über die wahre Regentenwürde.*) Hiob's Worte: „Gerechtigkeit war mein Kleid, das ich anzog, wie einen Rock, und mein Recht war mein Fürstenhut. Ich war des Blinden Auge und des Lahmen Füße. Ich war ein Vater der Armen, und welche Sache ich nicht wußte, die erforschte ich!" sind der biblische Zuruf, unter welchem der würdevolle Religionslehrer der Fürstin an's Herz legt, daß die wahre Würde des Regenten allein einen haltbaren Grund habe in der bestimmten Erkenntniß des Umfanges und der Wichtigkeit des Berufes, daß sie ruhe auf dem festen Willen, nach dieser Erkenntniß zu handeln, sie vollkommen zu erfüllen und dadurch die Würde allein gesichert werde, daß endlich nur dieser Regentenwürde jeder gute Mensch gern huldige. Dann schließt der Redner also: „In diesem Vertrauen darf ich mich heute auch Ihnen ehrfurchtsvoll nahen, Fürstin, Regentin, Mutter unseres Landes, darf mich Ihnen nahen, vermöge des Auftrags, der mir wurde, Lehrer der Religion, Zeuge der Wahrheit zu sein, die allein die Rechte eines jeden sichert, alle Würden heiligt, jede Verbindung der Gesellschaft befestigt, als Sprecher Aller in Ihrem Volke, für die der Herr mich sprechen heißt: Alles, was ihr gethan habt dem Geringsten meiner Brüder, das habt ihr mir gethan; als Sprecher Aller, die durch die Noth der Zeit, durch die Härte und das Unrecht der Menschen, durch ein unglückliches Schicksal gebeugt sind, nahe ich mich Ihnen, als Mutter des Landes, mit der

*) Siehe die von der Fürstin Pauline, Bielefeld bei Küster 1806, herausgegebene „Sammlung auserwählter Predigten aus dem Nachlasse von Cölln's, nebst einer Charakteristik des Verfassers," Seite 122 ff. — Wir kommen weiterhin nochmals auf dieselbe zurück. —

Digitized by Google

Hoffnung, auch Sie retten den Armen, der da ruft, und die Waise, die keinen Helfer hat; der Segen dessen, der verdarben sollte, wird kommen über Sie; Sie werden erfreuen das Herz der Wittwen; Sie werden eine Mutter der Armen sein, und die Noth der Leidenden erforschen. Auch heute eilen Ihnen mit dieser ruhigen Zuversicht schon viele Herzen entgegen, und für Sie, Regentin, Mutter des Landes, erheben sich heute zu Gott die Bitten aller Redlichen um die Weisheit, die Stärke, die Sie wünschen, die Sie bedürfen, um täglich mehr zu erfüllen, was Gott von Ihnen fordert, und Sie selbst Sich zum heiligsten Gesetze machten. Und wir Alle, die wir das Wohl unseres Vaterlandes wünschen, und nicht ohne Hoffnung der Zukunft entgegen sehen, wir Alle, die wir nicht auf die Weisheit und Kräfte der Menschen unsere Hoffnungen gründen, allein von der weisen Leitung, dem Segen des höchsten Regenten, die Erfüllung unserer besten Wünsche erwarten, wir übergeben Dir, du höchster Beschützer unseres Landes, Dir, der du allein zu segnen vermagst, sein Wohl. Laß die Fürstin, welche Du uns als Regentin gabst, die Gebrechen unseres Landes kennen, die Mängel, worunter jetzt Tausende ohne Rettung seufzen; gieb Ihr Weisheit, die heilsamsten Mittel aufzufinden, wodurch denen geholfen wird, die der Hülfe bedürfen. Durch Ihre Fürsorge verbreite sich das helle Licht der göttlichen Wahrheit, die gut und selig macht. Gieb du es Ihr, daß Sie einst dem künftigen Regenten sein Land mit der freudigen Zuversicht übergeben könne, treu in demselben gewirkt zu haben, nach Deinem Willen!" — Da findet man keine süßlichen Worte, die den Zeitgeist als ein Höllengespenst bezeichnen, — es ist die ewige Lehre der Gerechtigkeit, die jeden Sterblichen auf seinen Beruf hinweist und die unumstößliche Wahrheit zum klaren Bewußtsein bringt, daß jedes in Anspruch genommene Recht von der ihm entgegenstehenden Erfüllung der Verbindlichkeiten bedingt wird.

Unermüdliche Thätigkeit — die erste Bedingung eines seinen Beruf kennenden Regenten — und Selbstständigkeit waren die hervorleuchtenden Eigenschaften, mit welchen die Fürstin ihre neue Laufbahn betrat. Wie sehr in ihrer Lage die Fürstin allein eine glückliche Regentschaft durch Geltendmachung solcher Vorzüge erwarten durfte, zeigte sich gar bald, als sie versuchte, durch Mitwirkung

der Landstände sich eine Erleichterung zu verschaffen. Diesem stand, nach altem Herkommen, in mancherlei Form, eine Mitwirkung zu bei den wesentlichsten Regierungsrechten, bei der Gesetzgebung, Abgabenerhebung, Verwendung der Landeseinkünfte und der Justizverwaltung — sie waren zusammengesetzt aus den adlichen Eigenthümern landtagsfähiger Güter und aus den Abgeordneten der Städte, repräsentirten sich und die sie sendenden Städte, nicht die gesammten Einwohner und sannen mehr darauf, sich Befreiungen von den Staatslasten zu erringen und mit der Regentenautorität Zwiespalt zu nähren, als des Vaterlandes Wohlfahrt zu fördern. — Hiervon Erfahrungen zu machen, boten die ersten Jahre der Vormundschaftsführung zahlreiche Veranlassung. Statt mehrerer Beispiele genüge hier eines, welches der Archivrath Clostermeier, in der kritischen Beleuchtung der von Seiten der Lippeschen Landstände der Bundesversammlung übergebenen Druckschrift, Seite 64 ff. aktenmäßig mittheilt: da die Fürstin sich schon früher (vor ihrem Regierungsantritte) der thätigsten Fürsorge der Armuth gewidmet hatte, so wurde sie jetzt, in ihrem größern Wirkungskreise, auf die Bemerkung geführt, daß in den Städten, wie auf dem Lande, die gewöhnlichen Mittel für die Einrichtung zweckmäßiger Anstalten zur Steurung der Bettelei und zur Verpflegung der wahren Dürftigen nicht hinreichend seien, und daß ein Fonds für eine General-Armenkasse ausgemittelt werden müsse, um daraus die Gemeinden, welchen es am meisten an Mitteln fehlte, die Bedürfnisse ihrer Armen zu bestreiten, mit den erforderlichen Zuschüssen versehen zu können. Dieser Gegenstand ward daher auf dem Landtage 1804 zur Sprache gebracht und eine Accise von einem Mariengroschen für jedes ausgeschenkte Maaß Branntwein vorgeschlagen für das platte Land, für die Städte aber eine geringere Besteurung des Branntweinverbrauchs, als Subsidialfonds für die Armen der Dorfgemeinden, da der Branntweinverkauf in den Städten ertragreicher angenommen werden konnte. In dem hierauf vom Landtage eingereichten Gutachten verwilligten die ständischen Gutsbesitzer diese Branntweinsteuer; die städtischen Abgeordneten erklärten dagegen, daß sie den Ertrag der neuen Besteurung für die Versorgung der eigenen Armen bedürften, also fürs

Digitized by Google

platte Land nichts davon abgeben könnten. Nun war der Streit zwischen beiden landständischen Kollegien und der Regierung aufgeregt, und da Ausgleichung der verschiedenen Ansichten vergeblich, unterblieb die Ausführung des ganzen Planes, bis die Fürstin 1805 die Einführung einer Verbrauchssteuer vom Branntwein wieder in Anregung brachte, damit, um auch die höhern Stände anzuziehen, den Vorschlag einer Weinsteuer in Verbindung setzte, und dann beabsichtigte, den vierten Theil dieses Abgabenertrages zum Fonds einer gemeinnützigen Anstalt für Gemüthskranke zu machen, durch welches Institut theils die menschliche Gesellschaft gegen die Handlungen der Verstandesberaubten geschützt, theils der letztern Heilung auf zweckmäßige Weise befördert werden sollte. Da die städtischen Abgeordneten bei ihrer frühern Weigerung der Annahme des fürstlichen Vorschlages blieben, so nahm die Ritterschaft ihre schon ausgesprochene Verwilligung einer Branntweinsteuer wieder zurück; rücksichtlich der Stiftung und Unterhaltung einer Irrenanstalt aus Zuschüssen von Landesabgaben, widersprachen beide landständische Kollegien einstimmig, aus patriotischen Gründen, indem sie die Ansicht hatten, daß dergleichen Anstalten nur größern Staaten mit reichern Hülfsquellen überlassen werden müßten; im Lippeschen Lande ein so kostbares Institut aber nicht das zunächst zu befriedigende Bedürfniß sei. — So sah sich Fürstin Pauline in der Ausführung ihrer Plane gehemmt. Ohne einen für alle Bedürfnisse ausreichenden allgemeinen Armenfonds konnte keine regelmäßige, gleichförmige Armenversorgung im ganzen Lande bewirkt werden. Bisher war selbst für diesen Zweck in den Städten so wenig geschehen, daß die ärgste Straßenbettelei fortdauerte, mit Ausnahme der Städte Detmold und Salzuffeln, wo schon wirksame Maaßregeln gegen das Uebel durch die Fürstin getroffen waren. Daß ihre Vorschläge wegen Errichtung eines Irrenhauses zurückgewiesen wurden, kränkte Paulinen tief; sie sprach dieses aus in einer Erklärung, die sie an die ständische Versammlung erließ: „Es würde uns, sagt sie, schmerzlich wehe thun, wenn der auf diesem Landtage sich äußernde Sinn zur Publicität käme, es je bekannt würde, daß die Glieder der hiesigen Ritterschaft und die Abgeordneten der Städte eine der ersten Wohlthätigkeitspflichten größeren Ländern überlassen zu müssen

glauben, und ruhig und gleichgültig es ansehen können, daß eine so beträchtliche Anzahl der traurigsten Kranken, ohne Hoffnung der Heilung, ohne gehörige Pflege, ohne Aussicht zur Verhütung des Selbstmordes und sonstigen Unglücks bleiben. Wir haben denselben also über diesen Gegenstand nichts weiter zu sagen: aber die Anstalt wird darum nicht minder statt haben, und der wird sie segnen, der sich des kranken und leidenden Nächsten anzunehmen gebot, und so Manches gelingen ließ, was dahin strebte." —

Wenn man auch der Festigkeit, mit welcher die Regentin ihre edelsinnigen Zwecke verfolgt, gerechte Anerkennung nicht versagt, so giebt es Rücksichten, nach welchen das Benehmen der Stände, auf ihrem Standpunkte, Entschuldigung verdient, und diese geltend zu machen, findet man sich um so mehr veranlaßt, da es der Fürstin nicht an Mitteln fehlte, ihre lobenswürdige Absicht ohne Hülfe des Landtages auszuführen, wo dann Pauline in ihrem Streben, die Leiden der Menschheit zu verringern, um so achtungswerther erscheint. —

Die schöne christliche Tugend der Mildthätigkeit hat unter den fürstlichen Frauen nicht selten ihre Verehrerinnen gefunden; doch vermißt man bei ihrer Ausübung oft den prüfenden Sinn, welcher die Gabe zur Wohlthat erhebt, indem das Mitleid in Schwäche ausartet und die milde Hand sich aufthut, mehr, um den Anblick des Elends zu entfernen, als um zur Heilung desselben durchgreifende Mittel anzuordnen. Die widrige Hülle, in welcher der Gebrechliche, der Arme, der Kranke dasteht am Wege des Lebens, empfängt für Bitte um Hülfe leicht eine Gabe: aber des Schadens Grund und Ursach zu erforschen und zu bekämpfen, wendet sich, ekelfürchtend, der Glücklichere schnell hinweg von dem Trauerbilde. —

Pauline ergab sich dieser Weichlichkeit nicht, sondern widmete ihre ganze Kraft der hülflosen Menschheit; mit dem regsamsten, unermüdlichsten Eifer verfolgte sie ein System, dessen Reife, Anordnung und Zusammenhang, keine Aufopferung scheuend, zu großen Resultaten führen mußte. Wenn man erwägt, wie sie die allgemeinen Hindernisse bekämpfen und in den kleinsten Einzelnheiten selbst wirken und anordnen mußte, so erstaunt man über die reiche Frucht, welche bei geregelter Thätigkeit Ein

Menschenleben zu fördern im Stande ist. — Ueber die im Detmoldschen durch die Fürstin unmittelbar zur Verminderung des Menschenelends getroffenen Einrichtungen statten treulichen Bericht ab die einzelnen Schriften des ihr hülfreich die Hand bietenden, würdigen Generalsuperintendenten Weerth und der der Pflegeanstalt vorgesetzten Inspektoren Zoller und Krücke, wie auch ein von der Fürstin selbst geschriebener Aufsatz in der von Cöllnschen Zeitschrift zur Volksbildung. Die Institute, durch welche ihre schönen Plane realisirt wurden, waren eine allgemeine Verbesserung des Armenwesens zu Detmold und die Gründung einer Pflegeanstalt zur Aufbewahrung für kleine Kinder, eine Erwerbs- und Freischule, ein freiwilliges Arbeitshaus, ein Krankenhaus, ein Waisenhaus, wie ein Schullehrerseminarium; die größte Weisheit lag in der Verbindung, in welcher die einzelnen Zweige der verschiedenen Institute zu einander standen. Was auf gleichem oder verschiedenartigem Wege zur zweckmäßigen Erfüllung der Mildthätigkeitspflicht geschah, im nahen und fernen Auslande entging der Edlen nicht. So trat sie auch gar bald in nähere Verbindung mit der Hülfsgesellschaft zu Zürich, mit welcher sie seit dem Jahre 1808 in ununterbrochener Ideen- und Erfahrungsmittheilung stand. Vieles Erfreuliche des gegenseitigen Eifers theilt in den jährlichen Vorlesungen am Stiftungstage (den 15ten des Herbstmonats) der verdienstvolle Präsident derselben, Dr. Hirzel, mit, wovon manches Wort der Fürstin hier seine rechte Stelle finden mag:

„Mein Auge ruhet mit Verehrung auf Zürich, und höchst wichtig, ehrwürdig und wohlthätig dünkt mir der Verein edler Männer, welcher, durchdrungen von der Noth ärmerer Brüder, muthig und keine Hindernisse scheuend auftrat, um dringende Noth liebend zu mindern: und diese Verehrung reift zur Bewunderung, daß das Werk zu eben der Zeit begann, wo der Krieg so viel gekostet und geraubt hat — — — Gott half und segnete sichtlich: aber auch Ihre Mitbürger setzten sich ein schönes Denkmal der Bereitwilligkeit und Hülfsbegierde. Nicht an jedem Orte würden gleiche Mittel gleiche Resultate liefern, nicht überall der Erfolg so vollständig sein; aber noch nie schlug eine achtungsvolle Berechnung auf den biedern, rechtlichen, frommen Nationalcharakter der

Schweizer fehl, und bedürfte es neuer Belege, so ist Ihr gelungenes Werk ein solcher. Sie sehen, daß ich, wenn auch fern, Ihr Volk richtig zu würdigen weiß, und in demselben noch immer das höhere Gepräge seiner großen, einfachen Urväter erkenne. — "

„Als ich hierher kam, vor dreizehn Jahren, schienen mir die Armenanstalten nicht zweckgemäß. Man theilte Geld aus, und auf den Straßen ward gebettelt. Ich bat den seligen Fürsten, mir die Direktion zu übertragen, und es geschah mit unbeschränktem Vertrauen. Ich theilte die Stadt in vier Quartiere, wählte für ein jedes einen Vornehmen und einen Bürger zum Aufseher, und verfaßte für sie Instruktionen. Sie suchten die Armen auf, brachten sie in Tabellen und wir klassificirten Alle. Hülflose und der Arbeit Unfähige wurden völlig unterstützt, Gesunden Arbeit verschafft, Kranke geheilt, und Bettler und Müßiggänger gestraft, indem sie eingesperrt arbeiten mußten. Geld ward nie gegeben. — Ich kaufte mir ein großes geräumiges Haus und stiftete in demselben eine große Arbeitsanstalt, wohin die armen alten Frauen jeden Morgen kommen, und bis zum Abend spinnen, stricken und nähen. Die Mütter haben ihre kleinsten Kinder bei sich; die Männer arbeiten in einem anderen Zimmer. Sie finden hier, Sonn- und Festtage ausgenommen, jeden Tag unentgeltlich, Wärme, Licht, des Mittags Rumfordsche Suppe und anderthalb Pfund Brod, auch Arbeitsmaterial. Alle Sonnabende Abends ist eine für sie berechnete gottesdienstliche Handlung, und nach derselben erhalten sie ausgezahlt, was sie die ganze Woche verdient haben. Die ganz Alten bekommen erhöheten Arbeitslohn. Es wird ihnen, wenn sie es begehren, Vorschuß zur Miethe ertheilt, aber diesen müssen sie dann durch unbedeutende Abzüge wieder vergüten. Alle zwei Jahre wird für ihre Kleidung gesorgt und bei großer Kälte ihnen Sonnabends Holz vertheilt. — In der Etage darüber ist die Frei- und Erwerbsschule. Die Kinder, deren Aeltern kein Schulgeld bezahlen können, erhalten hier unentgeltlichen Unterricht in Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen, Naturgeschichte und Gesang, im Nähen, Stricken, Spinnen, Stopfen. Ihre Lehrer

sind, unter der Aufsicht des Inspektors, die Zöglinge des Schullehrer-Seminars, und zwei brave Lehrerinnen. — In einem andern Flügel des großen Hauses ist das schon früher bestehende Seminar- und Waisenhaus, welches ich aber hierher verpflanzte, damit alles in einander greife. Im letzten Flügel ist ein Krankenhaus, aber nur für Kranke, deren Uebel nicht ansteckend ist, und oben eine Aufbewahrungsanstalt für Kinder vom dritten bis sechsten Jahr. Fünf Monate des Jahres bringen die Mütter früh fünf Uhr ihre Kinder hierher, gehen zur Arbeit und holen sie Abends wieder. Ich sorge jedes Jahr für eine kleine Garderobe: Wie die Kinder kommen, werden sie gewaschen vom Kopf bis zu den Füßen, rein gekleidet, am Abend wieder ausgekleidet, nehmen dann aber am Ende des Oktobers ihre kleine Ausstattung mit. Töchter des Waisenhauses üben sich kurz vor ihrer Konfirmation praktisch zu Kinderwärterinnen. Die Kleinen bekommen früh und Abends Milch und Weißbrod, und Mittags aufgelöste Bouillontafeln. — Die Hülfe braver Männer, besonders des Inspektors der Anstalt, ließen mir das Ganze gelingen. Zwölf Damen der Stadt wechseln in der Aufsicht über die Bewahranstalt der Kleinen. Ich nannte das Ganze: Pflegeanstalt, und führe die Oberaufsicht gern und fleißig. Aber ich mußte auch eine gelinde Straf- und Besserungsanstalt anlegen; es geschah unter dem Namen Straf-Werkhaus, an dem anderen Ende der Stadt. Hier müssen Bettler arbeiten, Trunkenbolde sich des Saufens entwöhnen, schlechte Wirthe büßen. Aber dieser Aufenthalt entehrt nicht; keine Schläge finden in demselben statt. Kein Dieb, keine lüderliche Dirne dürfen herein; für diese ist dann ein völlig getrenntes Zuchthaus. Noch füge ich hinzu, daß auch auf dem Lande die Erwerbschulen zunehmen, und im vorigen Jahre zwei Aufbewahrungsanstalten kleiner Kinder auch daselbst versucht wurden und gelangen; dann, daß in der Pflegeanstalt ein weibliches Seminar besteht und die künftigen Lehrerinnen für die Erwerbschulen auf dem Lande hier gebildet werden. —"

Alle diese Einrichtungen waren nach vorgängiger, mehrjähriger Erwägung getroffen. Um Pestalozzi's Unterrichtsmethode kennen zu lernen und für ihre Zwecke zu benutzen, sandte die Fürstin schon 1813 Passavant

nach Yverdun; wenige Jahre nachher zwei andere Lehrer zu Türk nach Oldenburg. — Zur Fortbildung der ausgebreiteten Plane wirkte Pauline mit gleichem Eifer fort; wie sich jene erweiterten, stärkte sich dieser zu neuem Beginnen; nichts ward übersehen, nichts für zu schwierig oder zu gering geachtet. — So schrieb sie 1813 der Züricher Hülfsgesellschaft:

„Mich beschäftigt noch eine Anstalt; und wenn ich noch friedliche Zeiten zu erleben so glücklich bin, so werde ich sie wohl ausführen können. Bis jetzt ist es mir noch nicht gelungen, zu erfahren, ob es dergleichen anders wo giebt; und doch ist ein Aufbewahrungs- und Trennungsort für Fallsüchtige so nöthig. Unter diesen giebt es höchst Unglückliche; und weil der Anblick ihr Uebel fortpflanzen könnte, so nehmen wir sie hier weder ins Waisen-, noch Irrenhaus. In England hat man viele dieser Unglücklichen durch die Ausdünstung der Kühe geheilt; sie in den Ställen schlafen und leben lassen. Versuche, im Kleinen hier gemacht, sind nicht ganz mißlungen. Ich möchte einen großen Kuhstall und Melkerei anlegen mit Schlafstätten, und die unglücklichen Fallsüchtigen hier vereinigen. Sie würden die Kühe warten und melken, Butter und Käse machen, und bei den Kühen schlafen und sein. Schreiben Sie mir doch, ob unter den Sennen und Alpenhirten, die ungefähr so leben, es Beispiele von Menschen giebt, die an Gichtern leiden. Ueberhaupt empfehle ich Ihrer freundschaftlichen Wärme für Menschenwohl diese nicht unwichtige Angelegenheit zu Nachfragen und Erkundigungen. —“

Dann, als sie hierauf von den schweizer Menschenfreunden Bericht erhielt:

„Dank für die interessante Kunde von den Wirkungen der Kuhställe auf die schweizerischen Fallsüchtigen; sie ist mir willkommen und ein wichtiges theures Geschenk. Sie werden die Grundlage meiner weitern Nachforschungen, meiner Versuche im Kleinen. Wie ihre Wärme auch Andere durchglüht, wie Sie Gutes so rasch vermögen, habe ich in den schnellen Antworten bewundert, die Sie mit so sichtbarer Theilnahme über die Epileptischen erhielten; niemand hätte das in so kurzer Zeit vermocht. —“

Ferner:

„Die Beschreibung des hiesigen Irrenhauses ist noch nicht gedruckt: aber die Anstalt hat Fortdauer und gewinnt an Ausdehnung. Wir lassen eben noch neun heitzbare Zimmer einrichten. Das Resultat der Jahrberechnung von 1814 ward vorgestern vorgelegt; die Anstalt kostet alles in allem dem Staate 2500 Thaler. — Drei von 17 bezahlten, drei wurden in dem Jahre ganz geheilt entlassen, der Zustand der meisten bessert sich und die Tollklause durfte nur ein paar Tage angewendet werden. Die Irren waren gut genährt, sorgsam gewartet, verließen ungern die Anstalt. Einländische und Ausländische loben Ordnung und Reinlichkeit sehr." —

So bestand durch die Fürstin ein lobenswerthes Institut, von welchem sich die Landstände förmlich losgesagt hatten. Doch fehlt es, wie bei solchem Unternehmen ihr nicht an mitwirkenden Freunden, welche in die Ideen der Mildthätigen eingingen und nach ihrer Richtschnur wirkten. Vorzüglich ist hier zu nennen der Generalsuperintendent von Cölln zu Detmold, ein Mann, welcher in der Literatur der protestantischen Kirche Aufsehn erregte, dessen ächt religiöse Sinnesart ihn besonders theuer machte dem nächsten Kreise seiner Wirksamkeit, durch das, was er für Kirche, Gemeinde und Schule mit apostolischer Treue leistete. Fürstin Pauline wußte den Werth dieses Mannes zu schätzen, und freudig bot sie ihre Beihülfe dar, gleich willfährig zur Mitwirkung als Regentin, oder wenn es darauf ankam, durch schriftstellerische Unternehmungen edle Absichten zu befördern. Wir finden den Namen der Fürstin als fleißige Mitarbeiterin an den Beiträgen zur Beförderung der Volksbildung, die von Cölln in einer Reihe von Heften herausgab. Vorzüglich aus ihrem lokalen Standpunkte redet hier Pauline, bald als Berichterstatterin, vom Fortgange ihrer Armenanstalten, bald indem sie den Vorschlag macht, „eine Pariser Mode nach Detmold zu verpflanzen."*) — Daß es hier nicht den Schnitt eines Kleides oder die Form einer Haube galt, braucht nicht

*) S. Viertes Stück der von Cöllnschen Beiträge 1803. Seite 23 ff.

erwähnt zu werden. Der auffallende Titel des kleinen Aufsatzes erklärt sich gleich im Eingange: „Wenn ich, sagt die Fürstin, bisher öffentlich zu reden, zu bitten, aufzufordern versuchte, so mußte ich mich immer allein und vorzüglich an die Männer wenden, welches mir dann aus Gründen der Weiblichkeit nie so ganz recht war. Herzlich willkommen ist mir deswegen diese Gelegenheit, mich mit Zutrauen und freundlichen Hoffnungen meinen Mitbürgerinnen zu nahen. Schon so lange ist es dann auch Observanz, daß gegen die, der Mode dargebrachten Opfer, besonders gegen die Nachahmung französischer Erfindungen von den Sittenlehrern gepredigt, den Satirikern gespottet, den Vätern geschmählt, den Gatten geeifert wird, daß mancher nicht mehr darauf achtet. Ich, viel zu sehr selbst ein Weib, um nicht zu wissen, daß dieses kein Mittel zum Zwecke, oder mein Geschlecht zu gewinnen sei, erscheine mit ganz entgegengesetzten Vorschlägen. Ich wünsche und bitte, daß wir hier in Detmold, im Schooße des schon von dem bösen hämischen Voltaire so sehr verleumdeten Westphalens, die schnellesten sein mögen, eine neue Pariser Mode völlig und ganz nachzuahmen. — Madame Bonaparte und mehrere zierliche und vornehme Damen der unermeßlichen Hauptstadt des französischen Reiches wählten und errichteten mit wahrhaft weiblichem Schwestergefühle und beneidenswerther Feinheit in den Vierteln der großen Stadt, Depots und Säle, wo die zarten Kleinen armer, mit auswärtiger Arbeit beschäftigter Mütter einstweilen genährt, verpflegt, versorgt werden; jeden Morgen überbringen die dadurch beruhigten, beglückten Mütter ihre Kinder, jeden Abend holen sie sie freudig und dankbar wieder ab, und die Stifterinnen der milden Anstalt übernehmen wechselsweise die Aufsicht. — Welchem wirklich weiblichen Herzen thut diese liebevolle, einfache, hohe Idee nicht wohl, unaussprechlich wohl! Man gewinnt sie so lieb, daß man nicht begreift, wie sie so spät erst in Thätigkeit kam; man hadert mit seinem Kopfe und Herzen, daß man dahin geleitet, dazu durch Beispiele geweckt werden mußte, und sie nicht selbst schon früher sich schuf. Das wenigstens ist meiner Gefühle Bekenntniß, als ich gerührt jene Erzählung durchlas, und doch trat ich der Ausführung nicht augenblicklich näher. Es war in der traurigen Zeit der schmerzlichsten Prüfung, wo nähere,

mein ganzes Wesen, alle meine Kräfte umfassende Pflichten mich ganz forderten, und mir es nicht erlaubten, meinen reinsten, edelsten Erholungen auch nur einen Theil meiner Zeit zu widmen, wodurch auch dieser Plan dann zurücktrat. Aber er verschwand deshalb nicht; jetzt, wo allmählig Ruhe in mein Herz zurückkehrt, malt das Bild jener wohlthätigen Nachahmung sich mit zweifach-reizenden Farben meiner Phantasie, und so versuche ich dann auch Mehreren, die gern für die Bedürftigen empfinden, den Gedanken lieb und theuer zu machen, sie einzuweihen in meine Wünsche." —

So bereitete Pauline als Schriftstellerin die Plane vor, welche sie als Frau und Fürstin zu verfolgen sich zum Ziele machte. Wie ihr ernstliches Wollen durch den glücklichsten Erfolg gekrönt wurde, hinsichtlich der Aufbewahrungsanstalt armer Kinder, deren Mütter außer dem Hause ihren täglichen Erwerb verdienen müssen, ist schon bemerkt. —

In derselben Abtheilung der von Cöllnischen Beiträge legt die Fürstin ihr „Glaubensbekenntniß über die Verpflichtungen des Staates zur Erhaltung der Gottesverehrung und der Schulen" nieder (Seite 1 bis 22.); „denn" sagt sie, „mir ist kein Zeitpunkt gegenwärtig in der Menschengeschichte, wo es schwerer scheint, die zarte, richtige Mittellinie der Verpflichtungen zu bezeichnen, die jedem Regenten und jeder Volksregierung, denen Menschenwohl und Sittlichkeit keine leeren Töne sind, für Aufrechterhaltung einer zweckmäßigen Gottesverehrung unbezweifelt obliegt, ohne daß dabei die ehrwürdige Denk- und Glaubensfreiheit der Unterthanen leide, aber auch ohne auf der andern Seite die Lethargie einer verderblichen, nur zu sehr zur Mode gewordenen Gleichgültigkeit einreißen zu lassen. Indessen dünkt es mir nur schwer zu scheinen, und bei näherer Beleuchtung, wie jeder edle, von Moral und Tugend erzeugte Grundsatz auf innig wahren Stützen zu ruhen, und dem ernst und ruhig Nachdenkenden jedes Zeitalters gleiche Resultate zu bieten, auch wenn der Schauplatz um ihn her sich noch so oft verwandelte. — Noch die kaum verflossene Zeit bot uns große Regenten dar, denen ihre Mitwelt jeden rühmenden Beinamen, jedes enthusiastische Lob gab, deren seltener Geist, ungewöhnlicher Muth und Scharfblick, deren Regententugenden

und Kenntnisse in manchem Zweige menschlichen Wissens wirklich Bewunderung verdienten, und dabei dennoch, in ihrem schwankenden Materialismus so klein, sich Julian, den Apostaten, zum Muster wählten, und es sich sogar verzeihen konnten, die Ausbrüche der flimmernden, gehaltlosen Spott- und Zweifelsucht einer andern Nation nachzuplaudern. Aber der Schade war auch unsäglich, den diese glänzenden Lufterscheinungen im Fürstenkreise begründeten: sie untergruben nicht blos ihren eigenen Ruhm, sie erschütterten den Trost mancher sanften friedlichen Seele, lüfteten selbst dadurch die Bande, welche Unterthanen an ihre Regenten knüpfen, und öffneten der Zügellosigkeit, der Verspottung alles Heiligen und Wahren jeden Eingang. Dieser Nachtheil ward wachsender durch die Nachahmung mancher, theils ebenfalls mächtiger, theils kleiner Regenten, die ihre großen Thaten auf Nachäffung beschränkten, und, da Lorbeeren in Siegesfeldern gepflückt, ernste Thätigkeit auf Kosten ihrer Weichlichkeit, Aufopferung ihrer Lüste ihnen kein Spielwerk schienen, sich mit der Schattenseite begnügten, spotteten, witzelten, und über das Kleinod des Menschengeschlechtes die Achseln zu zucken affektirten. — Nach und neben ihnen standen Fürsten entgegengesetzten Sinnes auf, denen äußerer Kultus Angelegenheit des Lebens schien, die der Religion so gern alles wiedergeben zu wollen den Anstrich sich gaben, denen man Weichheit, Gutmüthigkeit, menschlichen Sinn nicht absprechen konnte. Warum vermogten sie nicht dem tobenden, immer näher vollenden Ungewitter zu steuern, warum wurden sie weder geschätzt, noch geachtet, und ihrer politischen Wirksamkeit Ende als Volksglück ersehnt? — Weil sie zwar äußere Frömmigkeit, aber nicht jene, von der wahren Gottesfurcht so unzertrennliche, Reinheit des Herzens und Wandels bewiesen; weil sie mit Jesus einfacher, wahrer, edler Lehre gaukelnden Unsinn zu mischen strebten, weil sie die Gewissensfreiheit zu beschränken sich bemühten, dem wahren protestantischen Geist des Forschens, des Weiterstrebens, der Selbstüberzeugung Fesseln anzulegen versuchten, und das Wichtigste der Religion in sogenannter Lauterkeit der Symbolik, nicht in der einfachen Christuslehre und den moralischen Handlungen suchten. — — Giebt es irgend etwas, Regenten und Unterthanen liebender, unauflöslicher an einander zu knüpfen, was geschickter wäre, der Vereinigungspunkt aller Stände zu sein, als ein Glaube,

eine Hoffnung für Alle, als gemeinsamer Hinblick auf eine vollkommnere Welt und den freundlichen Stifter der sanftesten, beglückendsten Lehre? — Wer wäre jetzt noch verblendet und leidenschaftlich genug, um der Staatsverfassung Dauer zuzutrauen, wo Gewalt das einzige anerkannte Gesetz wurde! — —"

So die fürstliche Schriftstellerin in der ernsten Wahrheit ihrer Bekenntnisse. — Vieles zu vollbringen ward ihr möglich, weil sie für jeglichen Beruf den rechten Augenblick wahrnahm: aber dennoch, — so will es der Sterblichen Loos — übereilte sie oft das Schicksal, und raubte ihr manche Stütze, auf deren Sicherheit sie zu bauen gewohnt war. So verlor sie schon am 18. Februar 1804 den würdigen von Cölln, ihr im Leben so werth, dessen Andenken sie nach seinem Tode so heilig sich erhielt, indem sie manches Ehrengedächtniß dem vorangegangenen Freunde setzte. Noch in demselben Jahre gab sie (bei Küster zu Bielefeld) die „Sammlung einiger schon gedruckter und noch ungedruckter Schriften des verewigten G. S. v. Cölln" heraus; Gedichte, geistlichen und moralischen Inhalts, über welche aus kritischem Gesichtspunkte zu urtheilen hier nicht der Ort sein kann: aber der Sinn, mit welchem Pauline die Gabe darbrachte, mag nach den einfach herzlichen Worten der Zueignung hier seine Stelle finden. Sie sagt:

„Euch Allen, die Ihr den verklärten Freund
Vermisset, würdigt, liebet und beweint,
Euch Allen gab' ich mit gerührtem Sinn
Die holden Blüten seines Geistes hin;
Des Geistes, den kein Erdensinn bethörte,
Der früh schon jenen Welten angehörte.
Zum Theil empfängt Ihr sie aus seiner eignen Hand,
Zum Theil sind sie nur wenigen bekannt,
Und manches Blatt, was er in stillen Nächten schrieb,
Und das als Heiligthum in seinem Pulte blieb,
Soll seine Freunde nun noch näher ihm verbinden,
Als innig süßes Pfand, daß wir ihn wieder finden." —

Und dann der Fürstin Schlussesworte:

„Da sind sie denn, die Töne, die er sang,
Die rührenden, die tief empfundnen Lieder,
Der Abdruck seines Wesens. — — —
O! hallten sie in unserm Herzen wieder.

Zwar bot der Theure sie bei seinem Leben
So wenig, als ich jetzt, dem strengen Weltgeist hin,
Auch hätt' er ihnen mehr Vollkommenheit gegeben,
Doch gnügen schmucklos sie dem frommen Christensinn.
Und du, verklärter Freund! verschmäh' dies Denkmal nicht,
Der hohen Achtung, die aus meiner Sorgfalt spricht.
Wie könnt' ich würdiger auch fernen künft'gen Jahren
Wohl deines Glaubens Werth, dein reines Herz bewahren?
Du zeichnest dich ja selbst in jedem zarten Laut,
Man wird so innig sanft mit deinem Sinn vertraut,
„Wenn man mit dir sich gern zu jenen Höhen hebt,
Wo dein gereifter Geist so früh vollendet lebt. —
— — Du gabst die Kunde uns von jenem bessern Leben
Und winkest liebend uns zu dir empor zu streben.
Es schweigt der Trennung Weh, und heiter sieht der Blick:
Wir denken nicht an uns — wir fühlen nur Dein Glück."—

Zwei Jahre später, 1806, erschien eine Sammlung ausgewählter Predigten aus Cöll'ns Nachlasse, welche die Fürstin mit einer Charakteristik des Verfassers begleitete: ein schönes Denkmal für ihn, wie für die Freundin, welche es errichtete. Es ist für Deutschland und für die uns selbst so nahe stehende Zeit kein lobenswerthes Zeichen, daß Wort und Sinn dieser Gabe so wenig beachtet wurde. So sehr man sich versucht fühlt, aus diesen wenigen Bogen recht viel Gehaltreiches mitzutheilen, so genüge es doch hier, mit den Worten der Fürstin den Standpunkt zu bezeichnen, aus welchem sie diese Sammlung würdigt und so hoch hält, ohne sie zu überschätzen: „dem eng um Cölln geschlungenen Kreise," sagt sie, „war es nicht fremd geblieben, wie er nach dem höheren Vaterlande innig sich sehnte, wie er alles so gern und so treu auf jene ewige Welt bezog; hatte er doch nun Theil an jenem wahren Leben, wie hätten sie über ihn noch weinen dürfen? Nur über eigenen Verlust, nur der Entbehrung seines täglichen Umganges flossen jetzt ihre Zähren, und da edle Liebe nie im Geleite der Selbstsucht verweilt, immer gern und leicht sich aufopfert, so bekam der tiefe Schmerz redlicher Freundschaft bald den ernsten wehmüthigen Charakter ruhiger Ergebung; so endeten die öffentlichen Klagen und ihr stetes Bedauern blieb der stillen Verborgenheit Heiligthum. Aber der reine Wunsch, Alles zu sammeln, zu bezeichnen, zu bewahren, was sein Geist

gebar und erschuf, nicht unbemerkt und unbeachtet zu lassen, was des edelsten Lebens Spuren entwickelt, entstand so natürlich, ward so fest, wie der Entschluß, fortzuwirken in seinem Sinne bei denen, die in ihrem äußeren Berufe Möglichkeit dazu fanden. So wurden seine Gedichte gesammelt; so liefert man hier seiner Predigten erste Auswahl." — „Denen, die diese Predigten aus Cölln's Munde hörten, werden sie ein theures Geschenk sein; ihr Gedächtniß wird ihnen manches Fehlende ergänzen, und die liebliche, holde Täuschung Minuten lang entstehen, als wandele er noch unter uns. Diejenigen, die nicht mit ihm zusammen lebten, die aber Ein Glaube mit ihm verband, werden sich des warmen unermüdeten Dieners Jesu Christi freuen, den der Herr jetzt reichlich lohnet. Und die, welche Cölln nicht kannten, oder ihn verkannten, werden von dem kleinen, mit bescheidenen Ansprüchen erscheinenden Werke wenig oder gar keine Notiz nehmen, schon darum, weil es Predigten sind, und zwar Predigten gewohnter Art, ohne irgend etwas Auffallendes, den verwöhnten, lockeren Gaumen des Jahrzehends Reizendes, fern von Philosophie, Technologie, Natur- und Zeitgeschichte, fern von harten Ausfällen, oder zierlichen Schmeicheleien, nichts enthaltend, lehrend, umfassend, als die Religion der Liebe und Reinheit, vorgetragen und entwickelt von einem liebenden und reinen Gemüthe." —

Der Charakteristik Schluß bilden die würdigen Worte: „Mit hoher Freude entwarf Ueberzeugung und lebendiges Wahrheitsgefühl diesen moralischen Schattenriß, und gern fühlte ich mich aufgerufen zu diesem Zeugnisse! Die Mitarbeiterin an manchem gewünschten Guten, die Freundin legt es ab, die Beobachterin seiner Handlungen, die Zeugin seiner letzten thatenreichsten sieben Jahre; die Fürstin des Landes, das dankbar sein Andenken bewahrt, bestätigt es mit Unterzeichnung ihres Namens! —"

Als man Paulinen, die Regentin, mit großer, eine fast stoische Sinnesart an den Tag gebender, Festigkeit handeln sah, ist man von vielen Seiten her geneigt gewesen, ihr vorschnell weibliches Zartgefühl abzusprechen, nicht erwägend, daß ein männlicher Beruf das Stimmrecht jenes wohl zuweilen unterdrücken konnte. Wie Pauline aber das Leben mit seinen konventionellen Verhältnissen betrachtete, wie sie höchstsinnig die Beziehungen der Lebensalter, der Geschlechtsbestimmung und der Bil-

dungsstufen würdigte, wurde nur denen klar, welche ihr nahe standen, welche sie in ihrem nächsten Sein und Wirken unbefangen zu beobachten Gelegenheit hatten. Um aber unsere Leser diesem Standpunkte näher zu bringen, wollen wir an eine Dichtung Paulinens erinnern, in welcher sie den Gesammtberuf ihres Geschlechtes mit so treffender, tiefempfundener Wahrheit darstellt, daß darin sich unverkennbar ihre eigene Charakteristik kund giebt. Diese Dichtung, bezeichnet mit der Jahreszahl 1805, macht einen Theil der Mittheilungen aus, welche wir der Frau von Chezy im zweiten Hefte der gehaltreichen Iduna, unter der Aufschrift: „die Theestunde einer deutschen Fürstin", verdanken. Hier mit einigen Abkürzungen das Wesentliche des geistvollen Bildes; wie gesagt, nicht hier mitgetheilt, um ferner Beweise zu geben, wie die Schriftstellerin redete; sondern als Darlegung des Gesichtspunktes, rücksichtlich der Stellung ihres zweiten Geschlechtes und der daraus entspringenden Pflichten.

„Heliodorens Jugendfreundin führte ihr, welche im ruhigen Herbste ihrer Tage einsam auf dem Lande lebte, ihre vierzehnjährige Tochter Myrrha zu."

„Am Morgen nach Myrrha's Ankunft rief Heliodora sie zu sich, und schlug ihr einen langen Spaziergang vor. Schon gestern, begann Heliodore, wolltest Du meinen Garten sehen: aber es war zu spät; da er mir Hieroglyphe ist, da er alles enthält und anmuthig ausspricht, was ich Dir über das Leben zu sagen hätte, bedurften wir einer längern Zeit; was ich von Lebensfreuden weiß, von Erfahrungen darüber sammelte, das bieten Dir diese Blumenschöpfungen dar." —

„Sie führte Myrrha zuerst auf eine schöne Wiese, deren dunkelgrüner Sammet mit tausendfarbigen Blümchen geschmückt war, die alle, zumal im Frühthau, herrlich funkelten. Siehe, sagte die freundliche Führerin, die Freuden der Kindheit in diesem bunten Teppich. Keine dieser Blumen zeichnet sich durch Größe oder Seltenheit aus. Erwachsene bemerken sie kaum: aber das liebliche Kind ruhet auf ihnen, pflückt Schürze und Händchen voll, findet immer mehr und immer neue, und wird nie wieder so ganz unter Blumen ruhen, als hier."

„Sie gingen weiter; unweit der Wiese stand ein kleiner Lustwald von Fruchtbäumen, alle in voller Blüte;

alle Lieblinge Pomona's, die sonst nur einzeln in Fruchtgärten stehen, waren hier vereint. — Heliodore deutete sie. — Nicht ohne Pflege und Geduld und Mühe geht dieser schöne Anblick hervor, der auch im Spätjahre Genuß und Labung in köstlichen Früchten verheißt. Es ist das Bild der Kenntnisse und Geschicklichkeiten, die sich der Mensch erwerben kann und muß, wenn er nützlich im großen Kreise der menschlichen Gesellschaft zu wandeln gedenkt. Oft muß man sich bücken und pflanzen und die Erde bereiten, und das Bäumchen verdorrt dann wohl auch: aber wenn es keimt und gedeihet und fleißig gewartet ist, dann erneuern sich dauernd Blüten und Früchte, — denn warlich, die Freude, etwas zu wissen und zu kennen, ist eine der reinsten Lebensfreuden."

— „Sie kamen nun an ein schönes Ziergärtlein, wo ein üppiger Hyazinthenflor, eine Aurikelsammlung, ganze Beete voll der seltensten Nelken dem Auge sich darstellten, und bunte, geruchlose Tulpen als Einfassung prangten. Lange ergötzte sich Myrrha schweigend an diesem reichen Anblicke, dann bat sie um den Sinn des Gärtleins. Ich habe versucht, begann Heliodora, hier die Freuden zu zu schildern, welche Talente gewähren. Unter dem Flore glockenreicher Hyazinthen, der im Wechsel seltener, prangender Farben Harmonie und Wohlklang hat, dacht' ich mir die Wonnen der Tonkunst, des Gesanges, die das Leben verschönen; doch ihr Mißbrauch durch Eitelkeit und Gefallsucht betäubt, wie dieser Blumen Duft im verschlossenen Zimmer, die am schönsten und erquickendsten am Busen der Natur gedeihen. Neben diesem Beete pflanzte ich meine Aurikeln, sie sollen die bunten Freuden der Tanzlustbarkeiten deuten, wo Farbe mit Farbe wechselt; sie sind angenehm, doch geruchlos, schmücken nur eine sehr kurze Frühlingszeit, und müssen vor jeder entweihenden Hand, vor jeder unsanften Berührung gehütet werden. — Wenn Du einst in die Gesellschaften des Weltlebens trittst, wirst Du, meine Myrrha, dieses Gleichniß ganz verstehen lernen. — Die Nelken, so verschieden und mannigfaltig an Farbe und Zeichnung, lange blühend, sollen die Freuden des weiblichen Fleißes in künstlichen Beschäftigungen versinnlichen, welche die Stunden mit Genuß schmücken, die Einsamkeit der Frauen erheitern, und als eine Gabe des Dankes und der Liebe von der Künstlerin geweiht werden. — Die glänzenden Tulpen sind die Freuden an dem

Beifalle und der Huldigung der Männer. Eine Tulpe ist eine Kokette; man bewundert sie von fern, doch sie fesselt und nützt nicht, hat keinen bleibenden Werth; es schien mir nicht unnöthig, das ganze Gebiet hier mit ihnen einzufassen; auch dieß ist im menschlichen Leben gegründet. — Folge mir weiter in mein freundliches Küchengärtchen. Siehe hier ganze Büsche Lavendel, tausend nützliche Blumen im Vereine; mich dünkt, Du hast es schon als Sinnbild häuslicher Freuden der wirthlichen Hausfrau erkannt, die nur Ordnung, nicht Pracht, Reinlichkeit, nicht Schönheit, Nutzen, nicht Glanz, im engen Bezirke ihres Berufes sucht. Du blickst freundlich hin, aber es fesselt Deine Aufmerksamkeit minder, meine gute Myrrha! und doch bitte ich, laß Dich gern hier nieder, besuche von hier aus die andern Theile des Gartens; einheimisch sei hier und laß keines dieser Kräuter unbeachtet, sie nützen alle; vielen wohnt heilsame, stärkende, erquickende Kraft inne. Wenn Du sie übersäheſt, lieber in den Treibhäusern weileſt, die dort gegenüber uns winken, dann ist das reine Glück Deines Lebens dahin. Doch komm und sieh auch diese. — Myrrha trat in den künstlichen Garten, wo so viele fremde, prachtvolle Blumen aus allen Welttheilen ihre Blicke fesselten. Heliodora sah ruhig, bis Myrrha, betäubt von der ungewohnten Wärme, von den vielen, starken Düften, trunken von der Fülle der Eindrücke, nach frischer Luft zu athmen schien, und auf die Frage; Ist es denn nicht schön? erwiederte: zu schön, zu bunt, zu viel; mir schwindelt. — An der Schwelle des Treibhauses sagte die Lehrerin; dieses bezeichnet die Freuden großer Hauptstädte, so wirken die mannigfachen Lustbarkeiten rauschender Geselligkeit, die man dort auf einander häuft. Es sind Treibhauspflanzen, sie dauern nicht, bedürfen stets künstlicher Luft, nützen selten, schaden oft, aber darauf wird nicht geachtet, wenn sie nur selten und kostbar sind, die Sinne berauschen, die Zeit ausfüllen, die Menschen von sich selbst hinwegführen. Je länger man bei ihnen verweilt, je vertrauter man mit ihnen wird, um so mehr bewundert man die schönen Einzelnheiten, und je weniger vermag man wieder Geschmack zu finden an den kunstlosen Blumen der heimathlichen Gärten und Fluren. Man verlangt nur etwas Neues, recht Buntes, recht Anregendes, und dringt weiter und weiter, auch in jenes letzte Gemach, welches du noch nicht bemerkt hast, das zwar auch herrlich prangende Gewächse, aber

lauter Giftblumen in sich schließt, die Tod und Verderben, oft schnell, oft langsam, aber immer gewiß erzeugen. — Gute, liebe Myrrha, Du schauderst; ich beflecke Deine reine Seele nicht: ich bemerke nur, daß man einige jener Blumen mit Vorsicht aus diesen Treibanstalten hinüber nehmen kann, um unsere Wohnungen damit zu schmücken. So findest du hier, als Repräsentanten des Kunstsinnes, Tuberosen, Tazetten, Granaten, u. s. w. Sinnbilder der unterhaltenden Bühne. — Doch sammle Dich, mein Garten enthält noch viele Schätze. Komm und ruhe auf jener Bank von Sirenen, weiß, blau und röthlich umschattet. Siehe, dort blühet die Reseda, Heliotrop, die reiche Mischung von Geranien, milde in der bunten Farbenpracht, zierlich und sinnreich in der Verschiedenartigkeit ihrer Zeichnung und Gestalt, sanft und wohlthuend in ihren Düften. Sie sind das Sinnbild der heitern, reinen Genüsse, welche ernste, gehaltvolle Bücher und Austausch der Gemüther im freundschaftlichen Briefwechsel gewähren. — Nun aber komm und sieh noch schönere Theile meines Gartens. — Heliodora führte die Jungfrau zu einem bezaubernden Pomeranzenhain: „dieß sind, sprach sie, die Gefilde der Liebe; wohl Dir, wenn eine mütterliche Hand Dich in dieselben leitet. Nur hier sprießen Blätter, Blüten und Früchte zugleich; doch sie bedürfen ein seltenes Klima, einen reinen sonnigen Himmel; die Blüte ist nicht denkbar ohne der Unschuld reizende Farbe; die Frucht ist süß: aber Nahrung ist sie nicht allein für das Leben, und wer immer in diesem schönen Dufte weilen wollte, würde nur zu bald betäubt sich fühlen; komm einst als glückliche Verlobte in diese Zauberkreise zurück, so wirst Du mich ganz verstehen. — Jetzt laß uns hinüberwandeln zu dem hohen Akazienwald, der sich an diesen Orangenhain anschließt, und ihm Schutzwehr ist gegen Stürme und Frost. Ich weihte ihn zum Heiligthume der Freundschaft. Wie einfach, schön, lieblich, bescheiden duftend, wie dem Froste nicht unterworfen, wie Schatten verleihend, wachsend in jedem Himmelsstriche, ist er ein sprechendes Bild des treuen Bundes edler, durch das Gute verbundener Herzen. — Myrrha's Auge funkelte, und sie meinte am Ziele zu sein; doch Heliodore zeigte auf einen Theil des Akazienwaldes, wo ein Rosentempel das lieblichste zeigte, was die Phantasie zu denken vermag. Da trat Heliodora zu der sanft entzückten Myrrha und sprach:

Nur so vermogte ich die Freuden des Wohlthuns, der Tugend, des belohnenden Bewußtseins zu träumen, nur so Zauber, Lieblichkeit, hohe Schönheit zu vereinen, und die Rose, der Blumen reizendste, mannigfachste, wählte ich zum Bilde der edelsten, erhabensten Freuden; auch sie sind von Dornen umgeben, der Aufopferung, der Bemühung, des Verkanntwerdens, — auch sie sind zart, und leicht entblättert, auch sie scheinen verschieden und gehören alle zu einem Geschlechte. Dir, geliebtes Kind, will ich jetzt Stirn und Busen mit Rosen schmücken, als Ausdruck des herzlichen Wunsches, daß es Dir nie an solchen Freuden fehle." —

So der Fürstin Dichtung, welche bei ihr mehr ist, als ein dichterisches Bild; denn das gerade machte die Stärke ihres Charakters, das Eigenthümliche ihres Lebens, daß sie für und durch sich selbst mit unablässiger Anstrengung dasjenige zu verwirklichen strebte, was sie als nützlich, recht, nothwendig oder als schön erkannte. So ward sie zu einer weiteren Ausbildung der schon früh liebgewonnenen Selbstständigkeit geleitet, deren schwache Seiten auch gefunden wurden.

Leicht verweilt man bei der gemüthvollen Schriftstellerin länger, als als es eigentlich die im großen Geiste handelnde Regentin, welche die Mußestunden literarischer Beschäftigungen nur sehr sparsam erübrigen konnte, erlaubt. Die fürstliche Frau schritt einer schwerbeengten Zeit entgegen.

Der Verband der deutschen Reichsverfassung, welcher bis dahin den kleinen deutschen Staaten politische Sicherheit gab, löste sich auf; am 6ten August 1806 legte Kaiser Franz II. die deutsche Reichskrone nieder. Die schwankende Hoffnung, durch einen norddeutschen Bund einen Theil des Vaterlandes gegen die andringende Franzosenherrschaft gesichert zu sehen, ging völlig verloren mit der Besiegung Preußens auf den Schlachtfeldern von Jena und Auerstedt. Die Pflicht der Selbsterhaltung ließ der Regentschaft eines kleinen Staates, wie der Lippesche, keine Wahl der Mittel. Die Fürstin Pauline entschied sich höchst weise, von dem im 39sten Artikel der Rheinischen Bundesakte allen deutschen Fürsten

verstatteten Beitritte zu diesem Bunde, — ohne Aufopferungen forderndes, langwieriges Berathen — oft diplomatische Klugheit genannt — Gebrauch zu machen. Schon während der Dauer des Krieges sicherte sie, durch die zu diesem Zwecke angeknüpften Unterhandlungen, ihrem Lande bedeutende Vortheile: der Kaiser Napoleon bezeichnete, kurz nach der Schlacht bei Jena, das Fürstenthum Lippe, durch einen Armeebefehl, als eines derjenigen, welche mit Kriegsrequisitionen jeder Art verschont bleiben sollten. So hatte das Lippesche Land, außer wenigen unvermeidlichen Durchmärschen und einigen Lieferungen an die holländische Armee, keine der das nördliche Deutschland so hart betreffenden Folgen des Krieges zu tragen. Die wirkliche Aufnahme in den rheinischen Bund erfolgte am 18ten April 1807 zu Warschau durch einen von dem Fürsten von Benevent und dem nassauischen Minister von Gagern abgeschlossenen Vertrag, welcher der Fürstin Pauline, wie allen übrigen Theilnehmern, vollkommene Souverainetät und unabhängige Staatsgewalt zutheilte. Wenn nun gleich über diese Verheißung in Rücksicht der Bundesstaaten gegen einander und gegen fremde Staaten kein Zweifel laut werden durfte, so entstand doch hier, wie anderwärts, gar bald die Frage: ob die oberste Staatsgewalt der Rheinbundsfürsten die bisherige Landesverfassung und die, nach derselben den vorhandenen Ständen zustehende Rechte aufhöbe, oder nicht? — Dieser für das innere Regierungsregiment so bedeutende Streitpunkt ward nach der Persönlichkeit der Regenten und nach der Stimmung, welche die Mehrheit der Landeseinwohner gegen die bisherige Ordnung der Dinge hatte, gar verschieden beurtheilt. Daß diese Stimmung rücksichtlich der lippeschen Landstände, nach den wiederholt, und noch 1805 gemachten Erfahrungen, bei der Fürstin Pauline nicht die günstigste sein konnte, ergiebt sich von selbst. Ohne jedoch leidenschaftlichen Extremen Spielraum zu lassen, begnügte sich die Regentin, jenen Geist des Widerspruches, jenes ewig hemmende Hervortreten, jenes Streben der Landstände, ihre Privilegien auf Kosten der übrigen Landesbewohner zu erweitern, dadurch unschädlich zu machen, daß sie schweigend die Fortdauer der Landstände auf sich beruhen ließ, ohne den Landtag ferner zusammen zu berufen. Sie ließ übrigens die ganze Lan-

desverfassung unangetastet, und suchte die Erhaltung des Staates in einer kraftvollen Selbstregierung; denn für die, dem Zeitbedürfnisse angemessene Regeneration einer landständischen Verfassung war um so weniger der Zeitpunkt, da die, mit der Einführung derselben nothwendig entstehenden Reibungen den Nothbedarf des Augenblickes hätten stören können; da ferner erst das nie erschienene Fundamentalstatut des rheinischen Bundes abgewartet werden mußte, um analog desselben vorschnell nicht zuviel, oder zu wenig zu thun.

Die Regentin beschränkte sich nicht, die Landstände schweigend fortbestehn zu lassen, insofern sie solche nicht förmlich aufhob: nein, sie erhielt, ohne alle Gefährdung, das landschaftliche Kredit- und Kassenwesen aufrecht, ließ durch ständische Deputirte die landschaftlichen Rechnungen abnehmen, hielt mit den Ständen sogenannte Kommunikationstage und ließ die ritterschaftliche Kurie, bei eingetretenen Vacanzen, ihre Deputirten ergänzen. Es lebten die lippeschen Einwohner, bei voller Souverainität der Fürstin, nach wie vor, in unverletztem Rechtszustande, in Frieden, Ruhe und Sicherheit; Willkühr und Despotismus durften keine Eingriffe wagen. — Die angegebene Art, die Stände beizubehalten, ohne durch Zusammenberufung des Landtages zur Opposition gegen die Regierung Gelegenheit zu geben, ist ein preiswürdiger Zug der politischen Gewandheit der Fürstin; die Beengung der Wirksamkeit der Stände erscheint als eine Maaßregel, welcher der kleine Staat seine Erhaltung verdankt. In vielen entscheidenden Augenblicken konnte jene allein durch schnelles Entschließen und rasches Handeln gerettet werden, bei welchem in Bezug auf den damals allmächtigen französischen Kaiser noch ganz besonders die hohe Achtung entschied, welche er der Fürstin Regentin auf vielfache Weise zu erkennen gab. Bekannt ist, wie er, dessen Scharfblicke außergewöhnlicher Geisteswerth im politischen Leben nicht leicht entging, sich verschiedene Male über die Fürstin von Lippe auf eine, die übrigen Regenten des Zeitalters nicht lobende Art äußerte. Trotz diesem hätte aber Pauline sich nur in Zwistigkeiten und weitläuftige Verhandlungen mit den Landständen zu verwickeln gebraucht, anstatt rasch, fest und treu die übernommene schwierige Rolle durchzuführen, um, wie in mehreren Zeitpunkten unabwendbar schien, früher

dem Königreiche Westphalen, später dem bis zur Elbe ausgedehnten französischen Reiche einverleibt zu werden. Was bei geringen Kräften und Mitteln, an der Spitze eines Staates von kaum zwanzig Quadratmeilen Flächeninhalt und von 70,000 Einwohnern, an der Spitze eines Staates, dessen Erdrückung durch den ländersüchtigen Eroberer damals keine Stimme verhindern konnte, — die kaum bemerkt wäre, — was in diesem Verhältnisse die Energie einer Frau vermag, hat Fürstin Pauline zum Ruhme ihres Geschlechts und ihres Zeitalters gezeigt — und dies dieselbe Frau, welche einige Jahre zuvor von sich sagte:

„Regentin aber bin, Regentin werd' ich nicht! —"

Doch es ist bekannt, daß man dasjenige späterhin oft mit Vorliebe thut, was man beim ersten Beginnen mit Abneigung unternimmt, wovon man sich aber sagen darf, daß Sorgfalt, Kraft und Talent das Gelingen verbürgt; dann neigt sich gern die menschliche Thätigkeit zu einem früher mit Widerwillen betrachteten Berufe. So finden wir, daß Pauline, von dem Zeitpunkte an, wo sie als Vormünderin zur Regentin berufen ward, in der Neigung zum Regieren beständig fortschritt, und daß sie im wachsenden Kraftgefühl so viel regierte, als sich in ihrem Lebenskreise nur irgend wollte thun lassen. —

Der Verbindlichkeit der Truppenstellung, welche der Rheinbund seinen Mitgliedern auferlegte, kam die Regentin aufs pünktlichste nach. Schon im Junius 1807 rückte ihr 500 Mann starkes Kontingent wohl organisirt, gekleidet und gerüstet, als Garnison nach Hameln, von wo es, nach bald eingetretenem Frieden, zurückkehrte. Im März 1809 zog ein um 60 Mann verstärktes Korps gegen Oesterreich und ward vom französischen Kaiser im Anfang des folgenden Jahres nach Spanien geschickt, wo es größtentheils in spanische und englische Gefangenschaft gerieth und völlig aufgelöst wurde. 1812 mußte die Fürstin ein neuausgerüstetes Kontingent stellen, welches zu den in Preußen stehenden Heeren stieß, dann der Garnison von Danzig zugetheilt wurde, und hier verblieb bis zur Uebergabe der Stadt. — Mit diesen Aufopferungen, die ohne alle Finanzbedrückungen und Verwirrungen von der Fürstin angeordnet wurden, erkaufte sie ihrem Lande und sich die größtmögliche Sicherheit gegen weitere Anforderungen, Requisitionen

und andere, damals so zahlreiche Titel der Aussaugung dem französischen Kaiserthume befreundeter Länder. Keine französischen Intendanten trieben im Lippeschen ihr Unwesen, keine napoleonische Gesetzgebung ward dem Lande aufgedrungen, mit keinen kaiserlichen Namens- und Siegesfesten ward dort kirchliche Gaukelei getrieben. — Aber die Menschen lassen es sich gern so wohlgefallen unter den Palmen des erlangten Zweckes; aber sie eifern leidenschaftlich gegen die nothwendigen Mittel; so ist es auch hinterher der Fürstin Pauline von einem Theile der Bewohner ihres Landes recht feindselig vorgeworfen, daß sie 1811 nach dem Vorbilde des französischen Militair-Konscriptionssystemes allgemeine Militairpflichtigkeit angeordnet habe — verfassungswidrig, ohne Beistimmung der Ritterschaft und Städte. — Sie ist darüber angeklagt, daß sie auf gleiche Weise im Fürstenthume 1808 alle Guts- und Leibeigenschaft aufhob und dadurch die bürgerliche Freiheit für immer sicherte. Sie that dieses, ohne die Eigenthümer in ihren Rechten zu kränken; denn, es war ihnen vollkommene Entschädigung für den Verlust der an die Zeiten der Sklaverei erinnernden Gerechtsame zuerkannt. — Auch hat man ihr vorgeworfen, daß sie eigenmächtig die Abgaben erhöhete, und Vermögens- und Verbrauchssteuer auf Wein und Branntwein einführte: aber dieses alles, weise, von der Nothwendigkeit erzeugte Maasregeln, verhinderte nicht die Vermehrung des bürgerlichen Wohlstandes, die Belebung des Gewerbsfleißes und sicherte den Staatskredit. —

Die Fürstin scheuete, selbst unter Gefahren, nie das persönliche Hervortreten, im Kriege wie im Frieden. So unternahm sie auch während der Uebermacht Napoleons zum Besten ihres Landes eine Reise nach Paris, wo sie, wie bekannt, durch Geistesgegenwart und Einsicht den übermüthigen Despoten wirklich imponirte. Es wäre ihr vielleicht ohne Schwierigkeit geglückt, bei der sich erworbenen Geneigtheit, bedeutende Ländererwerbungen zu erlangen, indem es in dem napoleonischen Systeme lag, willfährig kleine Fürsten zu bereichern, durch Beraubung der größern. Doch von solchen Lockspeisen hielt Pauline entfernt ein hohes Rechtlichkeitsgefühl und der sichere Takt ihrer Politik. Zu den liebsten Früchten dieser Reise zählte

sie den Gewinn der Freundschaft, mit welcher ihr die achtungswerthe Kaiserin Josephine entgegen kam. —

Unter jenen Anordnungen trat die Vormünderin-Regentin der großen Katastrophe des Jahres 1813 entgegen. Der Schwindel, welcher sich oft selbst zur löblichen Begeisterung gesellt, ward epidemisch, und riß hin zu häufigen Ungerechtigkeiten, deren verursachte Wunden noch nicht überall geheilt sind. Einem willfährig Glauben beigemessenen Gerüchte zu Folge, war die Fürstin Pauline eine blinde Verehrerin des gestürzten Kaisers, also — wie man meinte — eine Feindin der bezweckten Regeneration Deutschlandes. — Die Fürstin verdankte es, beim ersten Vordringen der Truppen der Verbündeten in Westphalen, allein der Gegenwart ihres Geistes, ihrer Klugheit und Würde, daß sie bei jenen Vorurtheilen von persönlichen Beleidigungen verschont blieb. — Auch war das, was sie in der Unglücksperiode, mit so geringen Mitteln, für ihr Land erlangt hatte, zu groß, als daß es nicht Neid und Mißdeutung hätte erregen sollen. Die Wirksamkeit eines mit ausgezeichneten Talenten begabten Geistes wird gewöhnlich so leicht verkannt, indem man landesübliche Mittelmäßigkeit gern voraussetzt, um den Punkt der Gleichstellung in der Nähe zu haben.

Die Regentin entschied sich gegenwärtig wieder mit gewohnter Schnelle und Ganzheit: schon am 29. November trat sie zu Frankfurt am Main dem Bündnisse der hohen Verbündeten bei; Unabhängigkeit Deutschlands zu erkämpfen und zu sichern war der Zweck Aller, und Pauline löste die in dieser Hinsicht übernommenen Verpflichtungen mit dem wärmsten Eifer. Am 7. Dezember brachte sie diese neue politische Verbindung zur Kenntniß ihres Volkes, am 28. erfolgte die Regulirung der Landwehr, am 6. Januar 1814 erging der Aufruf zu freiwilligen Beiträgen, um die Bekleidung derselben zu beschleunigen. „Nichts darf unterlassen, alles muß angewendet werden," sagt sie hier, „damit Deutschlands wiedergeborne Freiheit unerschütterlich fest begründet und ein ehrenvoller, dauernder Friede erkämpft werde. Was zum großen Zwecke führt, ist nur augenblicklich ein schweres Opfer, er gewährt künftig ruhige Freude, und süße bleibende Erquickung für das ganze Leben. Wer sollte nicht gern einigen Bedürfnissen und Bequemlichkeiten entsagen, um dem Vaterlande zu nützen, und dieses Vaterland hat jetzt eine so

große, schöne, begeisternde Ausdehnung gewonnen, von allen Seiten hört und sieht man Anstrengungen, Hingebungen des bewunderungswürdigsten Enthusiasmus. Da wird der Lipper nicht zurückbleiben, wo alle seine Nachbaren so viel vermögen, er wird nach seinem treuen, festen, ruhigen Sinn alles, was erwartet wird, still und wohlthätig leisten, ohne zu begehren, daß es hochgepriesen werde. Schon stehen unsere wehrhaften Männer und Jünglinge bereit, Blut und Leben zu opfern; wer nicht in ihre Reihen trat, wer des heimathlichen Heerdes wartet, der kann durch freiwillige Gaben seinen Eifer dennoch bethätigen.“— Die Fürstin unterzeichnete zu solchem Zwecke eine bedeutende Summe aus ihrem Privatvermögen. —

Auch die Bildung des Landsturmes ward nicht vergessen. „Es ist ein Volkskrieg,“ sprach sie in der dieserhalb erlassenen Verordnung vom 31sten Januar 1814, „für alle Deutsche, gegen die Unterdrücker der Freiheit. Alle streitbare Männer müssen Theil nehmen an diesem allgemeinen Kampfe. Aus dem Alter von zwanzig bis vierzig Jahren haben sich die Reihen der Linientruppen und der Landwehr erhoben, was streitbar aus diesen Jahren zurück blieb, und was bis zum sechzigsten Jahre streitbar ist, muß sich jetzt zum Landsturm bilden. Sein Zweck ist groß. In der Heimath Ruhe zu sichern, eindringenden Feinden auf alle mögliche Weise Abbruch zu thun und regulirte Truppen gegen ihn zu unterstützen, dies ist des Landsturmes dreifache große Bestimmung.“—

Das lippesche Kontingent — es bestand aus 500 Mann Linientruppen und einer gleichen Zahl Landwehr, — rückte wohlgerüstet verhältnißmäßig am Früheſten zum Kampfe aus, und kehrte nach geendetem Feldzuge mit dem rühmlichsten Zeugnisse Blücher's des Heldenfürsten zurück. —

Wiederholt ist im Vorstehenden darauf hingewiesen, was die Fürstin gesagt, gethan, vollbracht habe, wobei bemerkt werden muß, daß solche Angabe nach dem strengsten Wortsinnne, nicht nach dem Sprachgebrauche zu nehmen ist, wo der Regent dieß und jenes anzuordnen geruhet, ohne des Regimentes Zügel auch nur für Einen Augenblick, nur für Einen großartigen Akt, für Einen Zweig seines Berufes zur Hand nehmen zu können. — Nicht so die fürstliche Frau, an der Spitze der lippeschen Regierung. In ihrer persönlichen Thätigkeit lag des Regimentes

Prinzip: sie selbst las, prüfte, erwog, sie selbst verordnete; sie selbst musterte ihr Truppenkorps vielleicht in dieser Stunde, indem sie in der nächsten neue Etats zu deren Verpflegung entwarf, dann voluminöse Akten über schwierige Rechtshändel, zu ihrer Information, durchsah, und bald darauf in der Mitte ihres Regierungskollegii viele Stunden lang mit ungetheilter Aufmerksamkeit im höchsten Wortsinne das Präsidium führte. —

Während der Krieg gegen Frankreich dauerte, als noch lange nicht Deutschland von französischen Heeresmassen gereinigt war, regten sich die lippeschen Stände, (im November 1813) um ihre vermeinten Regierungsrechte geltend zu machen. Die Regentin, mit näheren Sorgen beschäftigt, übereilte diese Angelegenheit nicht: am 6. Mai 1814 ließ sie einen sogenannten Kommunikationstag ausschreiben, und auf demselben, der schon der Form nach gegen die Anmaßungen des Landtages sicherte, von den Ständen ein Gutachten über Ausgleichung und Vertheilung der von einigen Landestheilen mehr, als von andern, getragenen Kriegeslasten und einer hierdurch in den neuesten Zeiten entstandenen Schuld von 102,164 Thalern fordern. Es lag aber den versammelten Privilegirten mehr daran, sich bemerklich zu machen als Bevorrechtete, als mit der fürstlichen Regierung gemeinschaftlich, für des Staates Beste zu handeln. Ihnen schien es der rechte Zeitpunkt, den Drang des augenblicklichen Bedürfnisses zu benutzen, um sich in ihren Privilegien zu verwahren. Sie versagten gutachtlichen Rath, erhoben Beschwerden über seit acht Jahren unterbliebene Haltung des Landtages, forderten vor allen Dingen diese und Wiederherstellung der alten landständischen Verfassung, Revision der ohne ihre Zustimmung gegebenen Steuergesetze und bedingten von diesem Verlangen die Mitwirkung bei der Vertheilung der Kriegssteuern. — Will man dieses Benehmen noch so glimpflich beurtheilen, so fällt es in die Augen, daß die Stände unweise handelten. Selbst wenn man jene Forderungen nicht geradehin als verwerflich bezeichnet, hätten die Stände würdevoller gehandelt, wenn sie das einmal Geschehene schweigend auf sich beruhen ließen — um so mehr, da dessen Erfolg für die Rettung des Staates so günstig wirkte — wenn sie die Gelegenheit benutzten, um den abgerissenen Faden ihrer Wirksamkeit wieder anzuknüpfen, wo dann von selbst sich die Gelegenheit würde gefunden haben

Digitized by Google

ohne leidenschaftlichen Widerspruch, ihre Forderungen zur Sprache zu bringen. Während aber die Stimme der Klugheit, wie der Dankbarkeit gegen die Regentin, in der Aufstellung einer harten Opposition schwieg, ward die Fürstin, die ihre Regentenautorität sehr sorgfältig bewachte, veranlaßt, den aufkeimenden Hader schnell zu beseitigen, indem sie den Kommunikationstag auflöste und die Kriegsschuld unmittelbar, ohne fremde Beihülfe, so deckte, daß das Land davon nicht gedrückt ward. —

Indeß war von Wien aus das Verhältniß des neugebildeten deutschen Staatenbundes, dem das Fürstenthum als selbstständiger Staat zugehörte, geordnet, und der bald so verschieden gedeutete dreizehnte Artikel der Bundesakte, nach welchem in allen Bundesstaaten eine landständische Verfassung statt finden soll, erregte auch im Lippeschen sehr verschiedenartige Erwartungen, deren Charakter nach erfolgtem zweiten Pariser Frieden eine öffentliche Entwickelung gewinnen mußte. Die Forderungen des strengen Rechtes erhielten von Seiten der bisherigen Landstände besondere Bedeutung in den Staaten, welche in keiner Hinsicht eine Territorialveränderung erlitten hatten, wo also die Legitimität vieljährigen Rückhalt fand, ob sie gleich die höherstehenden Forderungen aller Staatsbürger, welche Theilnahme an der Nationalrepräsentation verlangten, nicht beseitigen konnte. Wie viel Aufregung mußte daher die Anordnung der landständischen Verfassung in einem kleinen Staate finden, wo schon Partheiungen vorhanden, die, bisher nur der Nothwendigkeit weichend, geschwiegen hatten und wo die Stände, auf den alten Besitzstand der frühern Verfassung zu beharren, fest entschlossen schienen! Auf der andern Seite stand eine kühne Frau, im Bewußtsein Großes geleistet und ihr Land im Strudel einer verhängnißvollen Zeit durch eigene Kraft gerettet zu haben, die jeder Beschränkung ihrer Wirksamkeit muthig entgegen kämpfte, nach talentvoller Frauen Art, recht viel, und in alle Fugen des gesellschaftlichen Lebens eingreifend, zu regieren beflissen war, und jegliche Regierungsbefugniß selbst zu führen für ihren Beruf hielt. —

Es mußte im Fürstenthum Lippe die in vielen deutschen Staaten zur Sprache kommende Frage: in wie fern die in der Bundesakte verheißene landständische Verfassung die alte vorgefundene, oder eine neue, auf gleichmäßige Volksvertretung gebaute, den Rechtszustand

der Nation zu den Regenten sicher stellende, sein solle? hier erwogen und nach verschiedenen Standpunkten mit großem Eifer bestritten und bejahet werden. —

Viele deutsche Schriftsteller haben über diesen Gegenstand Untersuchungen angestellt; ganz besonders treffend für die Verhältnisse der Landstände im lippeschen Fürstenthum ist das, was der geistvolle Harscher von Almendingen in seinem gehaltreichen Werke: „Politische Ansichten über Deutschlands Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft" (von welchem das Publikum den zweiten Band sehnsuchtsvoll erwartet) ausspricht: „die innere Beschränkung der Territorialverfassung durch Landstände kam nicht dem Volke, sondern den Landständen selbst zu Gute. — Statt das Volk zu erleichtern, vermehrten sie seinen Druck. Es ist eine entschiedene Thatsache, daß die durch Landstände vertretenen Territorien allenthalben eine schwerere Bürde zu tragen hatten, als Länder, die keine Landstände hatten." (— Weil keine Gleichheit in Vertheilung der Lasten statt fand —).

„Auf jeden Fall aber muß das Recht, für das Volk zu reden, durch freie Wahl ertheilt werden. Es kann weder mit der bloßen Geburt, noch mit der Geburt und einem Gutsbesitze, noch mit dem Gutsbesitze verbunden sein, denn in allen diesen Fällen wäre es ein Eigenthum; der Inhaber würde es als solches, mithin zu seinen Zwecken, nicht zu den Zwecken des Volkes gebrauchen. — — Bei den (alten) Landtagen der Reichsverfassung mußte sich das Volk diejenigen Sprecher gefallen lassen, welche ihm der Zufall gab; nach seinem Zutrauen wurde nicht gefragt; es nahm an der Bildung der Landtage nicht den entferntesten Antheil. — Talente, Einsicht in die Bedürfnisse des Landes, Kenntniß seiner Verfassung und Gesetze, wurde bei dem Mitgliede des Landtages der Reichsverfassung weder gefordert, noch vorausgesetzt. — Was durch diese Landstände Gutes und Löbliches geschah, (es war meistens negativ,) gieng aus dem gemeinsten Eigennutze, der Selbsterhaltung hervor." —

Diese Ansichten waren denen der Fürstin Pauline sehr entsprechend; sie handelte ihnen gemäß. — Wenn aber der Vertheidiger der fürstlichen Gerechtsame, Closter-meier, in seiner hier öfter benutzten Schrift, Seite 106 und 107, die Behauptung aufstellt: daß, nachdem Kaiser Franz II. seine reichsoberhauptliche Würde am 6ten August

1806 niedergelegt hatte und dadurch die Reichshoheit erloschen war, sich die in derselben, in Hinsicht auf die einzelnen deutschen Staaten enthaltenen Rechte mit der Landeshoheit von selbst konsolidirt haben und jene in die Souverainetät übergegangen sind, und hieraus die Schlußfolge zieht, daß die vorhin getheilte Staatsgewalt sich jetzt in der Machtvollkommenheit der deutschen Fürsten vereinigt habe, — wenn diese Darstellung als Grund angenommen wird, um zu beweisen, daß die Fürstin also die Befugniß erhalten habe, die bestehende innere Verfassung ihres Staates, nach Gutbefinden, zu verändern, weil es zwischen ihr und den Staatsbürgern keinen obersten Richter mehr gab, so wird offenbar eine Behauptung, die nur für die äußere Selbstständigkeit des Staates gilt gar wunderlich ausgedehnt, auf eine prätendirte Verletzungs-Befugniß vorgefundener Verträge und Statuten.

Die rasche Handlungsweise Paulinens, welche sich auch in der Anordnung einer neuen Konstitution ihres Fürstenthums bewähren mußte, ward einige Zeit gehemmt durch die Erwartung, daß vom Bundestage nähere Bestimmungen über Natur und Art der verheißenen landständischen Verfassungen erfolgen würden. Als sich dieses aber verzögerte, als andere thätige Fürsten Deutschlands, nach dem Vorbilde des weisen Großherzogs von Weimar erkannten, wie es nothwendig sei, das bürgerliche Heil ihrer Länder durch eine schnell in Wirksamkeit gesetzte Staatsverfassung zu fördern, zögerte die Regentin nicht, der schwierigsten Aufgabe hoher Verpflichtungen ihre Kräfte zu widmen. Sie erkannte um so williger an, daß eine genügende vollständige Volksvertretung das erste Bedürfniß eines glücklichen Staates sei, je zuversichtlicher sie ihren Kräften zutrauen durfte, daß sie solche Repräsentanten, schon von der Wahl her, für ihre Zwecke würde stimmen können. — Sie ernannte am 19ten November 1816 Kommissarien, die beauftragt waren, die Grundlagen einer solchen Volksvertretung in Vorschlag zu bringen, und, nach vorheriger Berathung mit den bisherigen Deputirten der Stände, zur landesherrlichen Entscheidung vorzulegen. Wenn man alle bei solcher Angelegenheit hervortretenden Schwierigkeiten erwägt, so ergiebt es sich von selbst, daß, indem den alten Ständen bei diesen Verhandlungen neues Gehör gegeben, und doch die Entscheidnng der Regentschaft vorbehalten wurde, man einer halben Maaßregel

sich hingab, welche alte Forderungen und Streitigkeiten anfachen mußte. Rathsamer mögte man es dagegen finden, dem Bedürfnisse der Zeit muthig die Hand zu bieten, und so eine Landesverfassung hinzustellen, die, mit weiser Berücksichtigung der Lokalbedürfnisse, die Gleichheit Aller vor dem Gesetze sichert; und in die Konstitutionsurkunde selbst den Keim legt, nach dem Bedürfnisse, innerhalb rechtlicher Formen, in gemeinschaftlicher Wirksamkeit des Regenten und der Nationalpräsentanten die Staatsverfassung weiter auszubilden und zu vollenden. —

Die fürstlich lippeschen Kommissarien traten den 11ten December 1816 mit den ständischen in Verhandlung; jene veranlaßten den 27sten Februar 1817 eine Versammlung der Stände selbst, und diese fand die eingeleiteten Maasregeln so wenig für ihre Ansprüche geeignet, daß sie den Entschluß faßte, nicht eher zu einer Modifikation der alten landständischen Verfassung die Hand zu bieten, bis der Landtag von der vormundschaftlichen Regierung, nach allen Befugnissen, wieder anerkannt und zur Grundlage der beabsichtigten neuen Einrichtung in volle Wirksamkeit gesetzt sei. — Demohngeachtet ließ die Fürstin den ständischen Deputirten am 15ten März den Plan einer neuen, auf Volksrepräsentation gebauten Verfassungsurkunde vorlegen, welcher zu Folge die Landstände aus ein und zwanzig Mitgliedern bestehen sollten, wovon sieben aus den Besitzern bisher landtagsfähiger Güter, sieben von den Städten, und sieben vom Bauerstande zu erwählen wären. Dieser Versammlung sollte entschiedene Konkurrenz bei der Gesetzgebung, bei der Verwendung der Staatseinahme und, durch Vorschläge, das Recht der Initiative, zustehen. — Da die ständischen Deputirten in diesem Projekte nichts von der Erfüllung ihrer Forderung fanden, so erklärten sie schon am folgenden Tage, daß sie sich außer Stand befänden, den von der Fürstin bezeichneten Weg zu verfolgen; sie verlangten von Neuem ihre Wiederherstellung, und machten bemerklich, daß sie, bei längerer Verweigerung dieses Antrages, ihre Berechtigungen bei der hohen Bundesversammlung zu Frankfurt zurück fordern, die Landesunterthanen aber durch Bekanntmachung sämmtlicher, hiehergehöriger Verhandlungen aus der Ungewißheit über die Lage der Landesangelegenheiten ziehen würden. Eine hierauf von der Fürstin unterm 10ten April erlassene Resolution, wie geistvoll sie auch verfasst war, so überzeugend sie den

Von der Verfassung abweichende Fälle, sowie die eben hierdurch zu Tage tretenden Mängel dieser Verfassung, werden gesammelt und dem Senate zu Handen des Kaisers vorgelegt. Es hat also der Senat die Befugniß, Gesetze zu interpretiren, Lücken auszufüllen, die Gesetze mit den neuen nöthig gewordenen Bestimmungen zu vervollständigen, und Vorschläge zu machen, wie die Verfassung selbst zu verbessern sei. Er ist also nicht nur der höchste Gerichtshof, sondern auch der höchste Gesetzgebungsrath des Reiches. Dieses Gesetzgebungsrecht wird aber dadurch sehr beschränkt, daß der Kaiser selbst, oder seine Minister, den neuen Verfassungsentwurf genau kennen müssen, ja den laufenden Gesetzen so wenig, daß sie in vielen Fällen Gesetze machen, von denen sie nicht wissen, daß sie schon vorhanden sind, oder sie sogar aufheben. Wenn es so weiterhin gemacht wird, daß neue Verfassungen, verschieden von der bestehenden, nicht nur in Rußland, sondern auch in andern Staaten gemacht werden, so wird es bald dahin kommen, daß man nicht mehr weiß, was Verfassung, was Gesetz ist. Es ist bekanntlich gemacht, daß jede Verfassung

Versuchen scheiterten, erhalten jene Zeichen der Volksstimmung höhere historische Bedeutung.

Auch preisen es die Wortführer der Fürstin, als einen Beweis des ihr von vielen Seiten her zusagenden größten Vertrauens, daß, als um eben diese Zeit (im Jahr 1818)) die, durch die Wahl der Stadtverordneten besetzt werdende, Stelle eines Bürgermeisters der Stadt Lemgo vakant ward, am Wahltage die Wahlberechtigten dem fürstlichen Regierungskommissar erklärten; daß, da die Finanzen der Stadt zerrüttet, die Verwaltungsformen aber veraltet und unpassend geworden wären, zur Herstellung des Wohles der Stadt besondere Kraft und Weisheit erforderlich sei, weshalb sie darum bäten, daß die Fürstin vor's erste auf sechs Jahre das bürgermeisterliche Regiment der Stadt übernehmen mögte. — Da ein so sonderbarer Antrag, nach der dergleichen Wahlen begleitenden Publicität, dieser Regentin nicht gemacht werden konnte, ohne daß sie vorher davon Nachricht hatte, so erblickt man darin einen Beweis, wie Fürstin Pauline gar nicht zu sättigen war in dem Verlangen, einzugreifen in alle einzelnen Verhältnisse ihres Landes; dieser Charakterzug ging hervor aus der hohen Selbstwürdigung ihrer Regentenautorität, und doch gieng gewissermaßen die letztere geradehin verloren, indem Pauline auf solche Weise ihren Standpunkt verkannte. Waren zur Beseitigung der Hindernisse, die sich der Wohlfahrt des Lemgoer Gemeinwesens entgegenstellten, außerordentliche Thätigkeit und Einsicht erforderlich, so mußte diese die Fürstin als Regentin wirken lassen, ohne daß sie aus ihrer Berufssphäre herabstieg in die eines städtischen Magistratsbeamten.

Wie zu erwarten stand, erfolgte noch an demselben Tage (den 4ten Januar), da die Wahl zu Lemgo sich auf solche Weise ausgesprochen hatte, eine Erklärung der Fürstin, wonach sie den Antrag selbst nicht von der Hand wies, und nur in Betreff der Dauer der zu übernehmenden Verpflichtung bemerklich machte, daß ihre Landesregierung, vor Ablauf dieser sechs Jahre, endigen werde, und daß sie, nur so lange in dem neuen Verhältnisse zu wirken sich im Stande fühle, als das Vertrauen der besseren Mehrheit der Bürger ihr zusage. — Hierauf erfolgten von Seiten der Lemgoer Danksagungen für so huldvolle Zusicherung, mit dem Bemerken, daß die Uebernahme des Stadtregimentes mit dem Verhältnisse der Fürstin als vormundschaftliche Lan-

desregentin in keiner Verbindung stehe, daß mithin die Dauer der Regentschaft auf die Dauer dieses Geschäftes keinen Einfluß haben dürfte; zu gleicher Zeit verwahrten sich die Stadtrepräsentanten, daß nach Ablauf der sechs Jahre die Magistratswahlen, nach den ihnen zustehenden Privilegien, in voller Kraft verblieben. —

So übernahm die Fürstin-Regentin das Bürgermeisteramt. — Die Gerechtigkeit fordert, bei Charaktergemälden die Züge der Schwäche nicht unangedeutet zu lassen, um desto sicherer, in Abwägung des Verdienstlichen und der Fehlgriffe, das ganze Bild aufzufassen und sich erfreuen zu können der vorwaltenden Trefflichkeit. —

Um für die Verfassungsangelegenheit ihres Landes jede erforderliche Ansicht zu gewinnen, und die nur im persönlichen Beisammensein sich frei entwickelnden Meinungen mehrerer Staatsmänner zu hören, machte in dieser Zeit die Fürstin verschiedene Reisen nach Frankfurt am Main, als dem Sitze des Bundestages, und nach Würtemberg, wo der Streit über alte und neue Verfassung mit so vielem Geiste und mit so großer Energie geführt wurde. — Nach ihrer Rückkehr ließ sie unterm 8ten Juni 1819 die von ihr selbst nach den schon vorhin angegebenen Grundzügen entworfene Verfassungsurkunde publiciren. Im Eingange der Verordnung sagt Pauline: „Möge sie dem geliebten Lande, dem siebzehn Jahre unsere treue, mütterliche Fürsorge gewidmet war, bei dem nahen Ende unserer vormundschaftlichen Regierung ein theures Vermächtniß und die Grundlage ungestörter Einigkeit zwischen Haupt und Gliedern werden. Es bedarf keiner neuen Landeskonstitution; es war unnöthig, Rechte zu sichern, die zu entziehen nie unsere Absicht war, Pflichten einzuschärfen, die sich von selbst verstehen. Wir wollen nur die Hauptzüge der landständischen Verhältnisse nach den Bedürfnissen des anvertrauten Landes bezeichnen, und überlassen es gern der Zukunft, im segensreichen Einverständnisse der künftigen Regenten und der künftigen Stände, die Landes-Einrichtungen, fortschreitend mit den Bedürfnissen der Zeit, zu vervollkommnen und auszubilden. Es ist ein schönes Vorrecht hoher Menschenwürde, niemals still zu stehen, nie am Ziele sich zu glauben; denn was die Väter beglückte, paßt nicht mehr ganz für die Söhne; was diese bedürfen, würde schwerlich mehr den Enkeln genügen: aber

dagegen steht es unerschütterlich fest, daß, wo es dem allgemeinen Wohle gilt, dem persönlichen Vortheile, den hergebrachten Gewohnheiten entsagt werden muß, und das Glück der Gesammtheit allein Richtschnur sein und bleiben darf." —

Diese Verheißungen gingen nicht so in Erfüllung, wie die Fürstin es hoffte: zwar ließ sie sofort die Wahlen einleiten und vornehmen, zwar erließ sie einige Monate nachher eine Verordnung, die den Gang der Landtagsverhandlungen bestimmte (vom 11ten September 1819); auch zeigte sie der Bundesversammlung an, wie sie mit der Ertheilung einer Verfassungsurkunde, auf dem Wege sei, der Bestimmung der Bundesakte zu genügen; doch die bisherigen Landstände, mit ihnen der Fürst von Schaumburg-Lippe, verwahrten sich gegen alle hierausentstehenden Folgen durch, gleichfalls in Frankfurt, übergebene Protestationen. —

Es kam von Neuem zum Schriftwechsel und zu weitaussehenden Verhandlungen, im Verfolg welcher Pauline dem Wunsche entsagen mußte, dieses ihr Werk zu realisiren. Die Ausführung der neuen Verfassungsurkunde ward verschoben. — Der Gang des Schicksals bringt es mit sich, daß gerade die Plane scheitern, welche durchzusetzen der thätige Mensch alles aufwandte; hieraus ergiebt sich leicht bis zur Leidenschaftlichkeit wachsende Verstimmung, die um so größer ist, je inniger Sorgfalt und Liebe bei der gescheiterten Erwartung trauern. —

Nachdem im Vorhergehenden Mehreres berichtet ist von der Fürstin Pauline als Regentin, kann hier noch mancher interessante Zug ihres innern Lebens, ihrer Gesinnung beigebracht werden mit ihren eigenen Worten, deren treue Wahrheit durch die That vielfache Bestätigung erhielt. Zunächst einige Auszüge aus ihren Briefen an Dr. Steckling, (den Verfasser der interessanten Schrift: Herrmann, der erste Befreier der Deutschen,) welche dieser nach dem Tode seiner fürstlichen Freundin in einer bekannten Zeitschrift, in der Abendzeitung, mittheilte. —

— „ Wohl fehlt uns Manches zur innigen Verbindung des Guten und Schönen, aber wir streben nach dem ersten, wir fühlen den Zauber des letzten, und ich dachte immer: die Mehrheit meiner 70,000 Kinder würde

gut seln, wenn ich sie zu beglücken vermögte. Ich habe kein anderes Bemühen; und es schmerzt mich tief, daß bittere Früchte gegenwärtiger Zeit mich nur zu oft hindern und lähmen. — "

(Brief vom 19ten April 1809)

— „Nur angestrengte Thätigkeit, nur Ueberzeugung, man nütze und wirke, heilt die Leiden der Seelen; das habe ich oft und mannigfach erfahren: das fühle ich noch jetzt. Ich verlor mit dem Beginnen des Jahres einen vorzüglichen, ausgezeichneten, unersetzlichen Diener, den dritten, den letzten ganz nahen Freund, seit ich regiere. Meine Gesundheit hat sehr gelitten; ich war betrübt bis in den Tod: aber ich selbst habe vorerst den größten Theil seiner Arbeit übernommen. Wenn ich am Abend alle die Aktenstöße sehe, die ich vollendet, wenn ich mir sagen kann: der nicht frohe Tag war doch nützlich, so wird mir Ruhe; ich sehe mit zweifacher Ergebung empor. " —

(Brief vom 5ten März 1811)

Der Freund, dessen Verlust hier so innig beklagt wird, war der Regierungsrath Wippermann, dem die Fürstin, nach der Mittheilung der Züricher Hülfsgesellschaft in der zwölften Vorlesung, folgende Denkworte nachrief:

„Hoher Edelmuth, demüthige Bescheidenheit, strenge Rechtschaffenheit, seltene Humanität, feurige Gerechtigkeitsliebe, unerschütterlicher Wahrheitssinn, gänzliche Anspruchslosigkeit, zur Fertigkeit gewordenes Vergessen seiner selbst, neben steter Bemühung Andere zu heben, geltend zu machen, zu entschuldigen, — stoische Strenge gegen sich, möglichste Entäußerung gewohnter Bedürfnisse und Nachsicht, milde Freundlichkeit gegen alle Menschen, Gefühl für jedes Große und Gute, aber keine Worte es auszusprechen, freigebige Wohlthätigkeit, treues Festhalten an die Liebe geachteter Wesen, unerschütterlicher Muth, große innere Kraft, heiterer Frohsinn, entspringend aus dem eigenen Herzen, unwandelbare Pflichterfüllung, zarte Reinheit des Sinnes, Unsträflichkeit des Wandels —— dabei wahre Klugheit, Genialität, Scharfsinn, schnelles Auffassen, Vielseitigkeit, richtiger Takt, stete Verschwiegenheit, ungewöhnliche Arbeitsschnelle, Fülle

des Wissens, und sehr verschiedenartige Kenntnisse, — — dieser nicht gewohnte Verein von Eigenschaften und Gaben, in unscheinbarer Hülle und großer Einfachheit wurden gefunden in

Johann Friedrich Wippermann,

Fürstlich Lippeschen Regierungsrathe, geboren den 2ten November 1762, dem Vaterlande leider entrissen

am 18ten Januar 1811.

Ich verlor an ihm meinen letzten nahen Freund! —

Pauline."

— „Mir dünkt in nützlicher Thätigkeit, in dem beruhigenden Bewußtsein, zu nützen und zu wirken, hat man mehr Hoffnung, Gottes Beifall, und so des Gebetes und der Wünsche Erfüllung zu sehen. —"

„Eine schöne Natur ist viel, aber das Leben im eigenen Busen ist mehr noch, — und ohne Frohsinn, ohne Kraft, ohne eine gewisse Gewalt über Alles, wird Sizilien und Valenzia uns nicht beglücken! — Verzeihen Sie mir, wenn ich Sie bitte, kindlich empor zu schauen, nicht bloß selbstsüchtig und seufzend das Ferne herbei zu träumen, sondern auch das Gute, Liebe in der Nähe aufzusuchen, und aus Ihrem Innern um sich her zu schaffen. — — Ich lebe das erste Leben der Pflicht; ich habe theure Menschen verloren; meine Gesundheit schwindet; meine Zukunft ist beschattet; Sorge geleitet mich nur zu neuer Arbeit; mir gelingt so wenig, und jedes, was mir Wonne war, ist dahin geschwunden, und doch bin ich noch nicht gebeugt; doch hebe ich mein Haupt in erkämpfter Ruhe und religiösem Vertrauen." —

„Anhalt ist schöner als dieses Land; das Klima sagt mir dort mehr zu; aber hier ist meine Bestimmung, und ich erlaubte mir in funfzehn Jahren nur zwei Reisen dorthin, jede von wenig Tagen. Ich lese mit hohem Genuß Werke vorzüglicher Schriftsteller: aber ich erlaube es mir nur, wenn mein Tagewerk vollendet ist, und liegt hier Matthissons neueste Liedersammlung, Göthe's eben erschienenes Werk, — dort ein Berg Kriminalakten,

so greift meine Hand mechanisch nach den letzten. Habe ich dann meinem Amte gelebt, bin ich treu im Berufe gewesen und mich trifft noch ein Leiden mehr, so falte ich meine Hände und halte still. —"

(Brief vom 13. August 1811)

— „Erfahrungen des praktischen Lebens wirken immer tiefer und nützlicher, als die geschmücktesten Hypothesen; jene sind der Wirklichkeit Töne, diese sollen sie erst versuchen. — Kein fühlender und denkender Mensch wandelt wohl ohne der Phantasie glänzende Bilder durch das Leben; sie sollen ihm die Rosen ersetzen, wenn sein Pfad durch Dornen sich schlängelt; sie halten ihn ab, das Thier gebieten zu lassen: aber sie haben dann auch ihr Ziel gefunden; sie erbleichen und treten zurück, wenn das wirkliche Leben beginnt. — Was wir träumen, ach! wir finden es nicht! Die magischen Farben zerrinnen in der Wirklichkeit; das Prisma wird zum geschliffenen Glase, keine Regenbogenfarbe ist und bleibt ihm eigen. Und denn gehören ja alle besseren, alle wahren Menschen dem höheren Leben; sie umfassen auf Erden immer nur Wolken, ihre Saturnia thront über denselben. Es ist eine gewohnte Tröstung, daß wir hier nur pilgern, daß dort das Vaterland ist: aber ich kenne doch keine, die so vielseitig, so alles umschlingend ist; denn wie gern duldet man auf Reisen Beschwerden, belehrt und unterhält, sammelt sich Früchte, behält das Ziel im Auge und denkt: zu Hause ist Ruhe! — — Man spottet des Sybariten, der in jeder Auberge lukullische Tafel sucht und in keinem Rosenlager das gefaltene Blatt ertragen will, — und auf der Lebensreise allein begehren wir überall eine Heimath? — Doch nein, wir irren nur von Zeit zu Zeit, der wahre Mensch schaut dauernd zum Vater, und je weniger ihm hienieden ganz wohl wird, je mehr fühlt er die Nähe der Verklärung, das Wehen des wahren Vaterlandes. Aber hier muß er es sich erwerben, durch praktisches Handeln zum Wohle der Brüder." —

„Meine Gesundheit war nicht gut, mein empfindlichstes Leiden war physisch: Schlaflosigkeit, — moralisch: die Wiedermobilmachnng meines Kontingentes. Aber mir blieb Muth, Kraft und Vermögen zur Arbeit; habe ich dann den Tag vollendet, kann ich mir sagen: „„Gottlob! du hast viel und mehr und nützlicher, wenn auch anders, ge-

arbeitet, wie der Tagelöhner, der im Schweiße seines Angesichtes seine Familie ernährt, du hast den Schlaf verdient, wenn er dir auch nicht wird; dein Vater in der Höhe wird dich nicht verwerfen, sollte der Todesruf dir auch unerwartet ertönen!"" —— dann bin ich zufrieden und ruhig. Das Herz verblutet nicht, so lange man unaufhörlich thätig ist, und es ist viel, unbegreiflich viel, was der Mensch vermag, wenn er keine Zeit vertändelt, verspielt, verseufzt und sich nicht verzärtelt." —

(Im Herbste 1811)

— „Ich weiß, daß Erhaltung meines Lebens, Sorge für meine Gesundheit, als Regentin und Mutter Pflicht für mich ist, und so kommt es nicht darauf an, inwiefern mir das Leben wünschenswerth dünkt, so darf ich der glühenden Sehnsucht nach einem besseren Jenseits keinen Raum geben, als nur, um mein Wesen zu läutern, zu stärken, zu erhalten, nicht aber, um nur da Glück zu erwarten, wo ich noch nicht bin. — Sie sagen mir, Sie beneiden mich um meine dauernde Kraft, rastlos zu arbeiten; ich meine, diese Fertigkeit hängt vom ernsten Willen, von der ruhigen Beleuchtung der Dinge und besonders von der Gewohnheit ab, nie mit seinen Pflichten zu handeln. Drang und Leidenschaft mögte in dieser Lehre, wo alles Ueberlegung und Ordnung ist, weniger helfen, wenigstens kein Anhalten zu Wege bringen. Jeder denkende Mensch muß seinen Beruf verstehen und wissen: aber die Phantasie gaukelt bisweilen nur kosend vor, was uns das Liebste ist." —

„Das muß ich sagen, daß unsere Zeit, zerrissen, aufgeregt durch Wunder und Gräuel, es nicht ist, wo der Muse Lehre und Zauberton viel zu wirken hoffen darf; sie kann Keime in junge, unverdorbene Busen streuen! sie kann manchen Kummer leise trösten, — und beides ist viel dem auserwählten Barden, — aber zur Angelegenheit der Nation werden, wie Klopstocks Sionitin, auch nur Kriegerwuth entflammen, wie Kleist und Vater Gleim, dazu ist wenig Hoffnung in unserm Kuckkastenzeitalter, wo sich wichtige Begebenheiten pfeilschnell folgen, und der Journalist daneben steht, die Erklärung ableiernd und der ungeduldige Pöbel, mit Ordensketten und Diamanten, ruft: „„Nichts neues weiter? —"" Freilich, ist Nervenstärke nöthig, aber man verliert und vermindert sie durch

zu große Reizbarkeit. Was die Seele, wenn sie ausgezeichnet groß ist, über den Körper vermag, habe ich oft mit Bewunderung an dem unvergeßlichen Freunde gesehen, an dessen Verlust mich das Ende dieses, und das Beginnen des künftigen Monats schmerzlich erinnert. — Er war sehr schwächlich, keinen Tag ohne Kopf- und Magenweh, oft wochenlang ohne Schlaf: aber wie viel und wie gut arbeitete er! wie war er immer heiter und tröstend, gleich einem Engel des Lichtes, wie lebte er in und durch nützliche Thätigkeit, bis der gerechte Gott ihm zurief: „„Komm, du guter und getreuer Knecht! —““

— „Ich werde freudig in den Privatstand zurücktreten, wenn mein Sohn den Stuhl seiner Väter zu betreten vermag, und es mir gelang, sein Erbtheil zu erhalten. —“

(Brief vom 18. Dezember 1811.)

— „Ich habe auf jede Weise die letzten Jahre gelitten, und meine Gesundheit erholt sich nicht wieder: aber Gottlob! mein Land. — Meine Söhne studieren in Göttingen; sie werden gut und brav. —“

(Brief vom 26. Mai 1816.)

Zu den höchsten Lebensfreuden — wer mögte die Fürstin darum nicht glücklich preisen! — gehörten die schönen Hoffnungen, durch welche sie ihre mütterliche Sorgfalt belohnt sah. — Mit gewohnter Pflichttreue leitete Pauline, nach dem Tode ihres Gemahls so früh in zweifacher älterlicher Wirksamkeit, die Erziehung und Bildung der theuren Söhne, welchen sie nach den eben angeführten Worten ein so herzliches Zeugniß ihrer Zufriedenheit giebt. In diesem Verhältnisse, wie in allen, welche ihr Leben berührten, übte die fürstliche Mutter die süße Pflicht des Selbsthandelns, Selbstbeobachtens. So gedieh der Söhne Erziehung, in den frühen Kinderjahren, durch eine sehr vernünftig angeordnete physische Pflege, in der folgenden Epoche durch wohlgeordneten Unterricht zur Geistesentwicklung. Wie gut die gewählten Lehrer sein mogten, der größte Werth der Erziehungsweise lag in dem tugendlichen Vorbilde, welches der Fürstin Leben darbot, wo jeder Zug auf Thätigkeit, Pflichterfüllung und Menschenbeglückung hinwies. — Ein Schatz der

Digitized by Google

gediegendsten, scharfsinnigsten Bemerkungen, über alle Beziehungen des Lebens, ist unbezweifelt aufbewahrt in den brieflichen Mittheilungen, welche die Mutter den Söhnen zusandte, als sie, Behufs ihrer akademischen Studien und auf Reisen, von der Geburtsstadt entfernt lebten; dem spätern Biographen des lippeschen Fürstenhauses werden in diesen Denkmalen eines großen Geistes vielleicht Früchte zu Gebote stehen, die für jetzt nicht benutzt werden konnten. —

Der Zeitpunkt nahete heran, wo der junge Fürst Alexander Paul Leopold, mit Erreichung des fünf und zwanzigsten Jahres volljährig, die Regierung seines Fürstenthumes übernehmen sollte. Noch ehe diese Veränderung statt fand, hatte die Vormünderin-Regentin die Freude, den zum Manne gereiften Sohn als glücklichen Gatten zu begrüßen. Der junge Fürst vermählte sich, nach der Wahl seines Herzens, am 23. April 1820 mit der Tochter des regierenden Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen.

Oft hatte Fürstin Pauline während der vormundschaftlichen Regierung mit Sehnsucht hingedeutet auf den Zeitpunkt, wo der Beschwerde so schwieriger Regentschaft sie enthoben würde; je näher dieser rückte, um so strenger schien sie über die Aufrechthaltung ihrer Autorität zu wachen, wodurch, bei sehr raschem Vorschreiten, manche vieles Aufsehn veranlassende Maaßregel erklärlich wird; so ein unbedeutender Rechtsstreit, indem er zur Staatsangelegenheit ward. — Das schaumburgsche Amt Blomberg, in welchem ein Gutsbesitzer zu Maspe über eine Schaaftrifft einen vieljährigen Prozeß führte, war, nach der Bestimmung vom Jahre 1812, der Jurisdiktion des Hofgerichtes zu Detmold unterworfen. Das von diesem in letzter Instanz ausgesprochene Urthel, im Verfolg einer neuen Gerichtsordnung abgefaßt, ward Bückeburg-Schaumburgscher Seits angefochten und zu vollziehen verhindert; worauf die Fürstin von Lippe-Detmold selbiges, mit Hülfe bewaffneter Macht, in Vollzug setzte. Die bückeburgsche Regierung wendete sich beschwerdeführend an die Bundesversammlung. — Solche vorschnelle Anwendung der bewaffneten Macht von Seiten eines kleinen Staates, in einer Angelegenheit, deren gütliche Beilegung, ohne Kränkung des Rechtes, die Anwendung noch mancher Maaßregel

zuließ, kann, weder nach dem Gesichtspunkte der Politik, noch der Billigkeit vertheidigt werden. Doch ist wegen des militairischen Vorschreitens die Fürstin nicht zu hart anzuklagen, da sie theils in der Ueberzeugung das Recht auf ihrer Seite zu haben, handelte, theils eifersüchtige Bewachung des Liebgewordenen, dem man binnen Kurzem entsagen sollte, dem menschlichen, und besonders dem weiblichen Gemüthe so natürlich ist. Die mit der Handlungsweise Paulinens Genauvertraute sind sogar nicht in Abrede, daß selbige diese Veranlassung ergriffen haben könnte, um einmal durch die That zu prüfen, welche Autorität die hohe Bundesversammlung bei solchen Zwistigkeiten üben würde. —

Die Bundesversammlung offenbarte in dieser Angelegenheit weise Mäßigung, indem sie zur Ruhe mahnte, die Fürstin von der Lippe zur Aufrechterhaltung jenes früheren Vergleiches aufforderte, und zur Beilegung der eingetretenen Irrungen ihre Vermittlung anbot. (S. Protokolle der deutschen Bundesversammlung 48. Sitz. §. 221. — 51. Sitz. §. 235 vom Jahre 1818); wogegen die Fürstin-Regentin in der ersten Sitzung des deutschen Areopag's vom Jahre 1819 fast schnöde zu Protocolle geben ließ: wie ihr die von ihrem Gesandten erhaltene Mittheilung unerwartet komme, da der Inhalt derselben, seit dem Bestehen der hohen Bundesversammlung, die erste ihrer Art, und ihre Regierung noch nicht gehört sei. Des Streites Gegenstand schwebe zwischen ihrer eigenen Souverainetät und einem paragirten Zweige des regierenden Hauses, wo alle Kompetenz der Bundesversammlung, bei der Gleichheit der Rechte seiner Mitglieder in Zweifel gezogen werde. — Solchen Erfolg hatte das Souverainetätsbewußtsein bei einer herrschlustigen Frau, welche bei geringerer Selbstsucht es sich wohl hätte sagen können, daß die den kleinen deutschen Bundesfürsten so willfährig eingeräumte Souverainetät nur bestehen kann, innerhalb gesetzlicher Verfassung und bei genauer Beachtung abgeschlossener Verträge, daß die Souverainetät jedes Staats bedingt wird von der Macht, und daß vorschnelle Anwendung der Gewalt grade für mindermächtige Fürsten am gefahrvollsten ist. — Zu dieser Erkenntniß vielleicht erst später gelangt, bot denn doch die Regentin endlich die Hand zum gütlichen Vergleiche, der das verursachte Aergerniß erledigte. —

Jetzt stand Fürstin Pauline an dem Ziele ihrer Regentenlaufbahn, wo sie ihrem Sohne die Regierung des Fürstenthumes übergeben sollte. Sie hatte genügende Ursache, mit größter Heiterkeit der Seele diesen letzten Akt der Vormundschaft, wie einen durch hohe Verdienste errungenen Triumph zu betrachten; denn in welchem Staate war, in der verlebten stürmischen, das Völkerglück störenden Epoche durch kluge Leitung des Regimentes so viel geschehen, als im Fürstenthume Lippe? — Unter allen Gefahren war des kleinen Staates Integrität unverletzt erhalten, der seit 1793 auf anderthalb Millionen Thaler zu berechnende Kriegsaufwand richtig bezahlt, bis auf 18,000 Thaler, welche durch die französischen Entschädigungsgelder bereits gedeckt waren; von den Landes- und Kammerschulden noch außerdem 300,000 Rthlr. abgetragen; anheimgefallene Zubehör auswärtig aufgehobener Stiftungen dem Landesschulfond zugewendet, Armenanstalten, Kirchen- und Schulwesen, Heerstraßen, Forsten und Amtshaushaltung in guten Stand gesetzt, viele gemeinnützige Institute neu begründet, die Leibeigenschaft aufgehoben, die Justizpflege zweckmäßig angeordnet und gleichmäßige Besteurung aller Landesbewohner, welche schon seit drei Jahren nicht mehr Steuern zahlten, als vor den Kriegen, eingeführt. — Dieses sind in wenigen Worten die großen Thaten der Fürstin, deren sie aber, ob sie sich gleich ihr Verdienst nicht verhehlte, gerade gegenwärtig nicht froh werden konnte; denn sie litt, wie sie zuvor selbst in jenen Briefen erzählt, fortwährend körperlich, und, bei aufmerksamer Beobachtung, konnte man eine übergroße geistige Reizbarkeit nicht verkennen, die wahrscheinlich in den körperlichen Leiden den Grund hatte. Mit einer, von ihrem Dasein unzertrennlichen Genauigkeit und Thätigkeit ordnete sie alles zur Uebergabe der Regierung, die ihr so schwer, und doch so lieb geworden war. —

Es geschah am vierten Julius 1820, daß der geliebte Sohn, Paul Alexander Leopold, den Fürstenstuhl, sein Erbe, als volljährig bestieg, bei welchem Regierungsantritt der edle Generalsuperintendent Weerth, von Paulinen so hochgeschätzt, an heiliger Stätte die gediegenen Worte sprach; „Es ist Sache des Herzens und Gewissens, ein jeder soll sein Selbstwerk richten; aber keiner vermag es, vollständig und gründlich einen Andern zu richten. — Möge unsere Fürstin sich vor Gott alles des Guten freuen, was von ihr geschehen ist! Möge sie mit festem Glauben

annehmen dürfen, daß es zum Segen fortwirken werde! Möge sie sich neu gestärkt fühlen, um für die Jahre, die ihr der Herr das Leben noch fristen mag, nach Kräften für Menschenwohl thätig zu sein! Sie bedarf des öffentlichen Lobes nicht, und da, wo Christen vor Gott vereint sind, geziemt es sich nicht, mit vielen Worten die Großen der Erde zu preisen. Man hat zu dem jetzt, wo sie als Regentin abtritt, im mindesten nicht zu befürchten, daß sie unbillig werde beurtheilt werden, sondern es werden derer viele sein, die, so lange sie leben, ihr Andenken dankbar ehren. Ich will Euch verweisen an Euer Herz! Das Löbliche, das Gute, was du ihr zuzugestehen dich in deinem Innern gezwungen fühlst, erwecke dich, ihr mit Aufrichtigkeit den Segen des Herrn zu wünschen, für sie zu beten, ihr, wo sich in Zukunft Gelegenheit dazu findet, deine Dankbarkeit zu beweisen, und, insofern du es vermagst, in deinem Kreise die Vorschrift zu beachten: Gehe hin und thue desgleichen! —"

Mit sichtbar höchstbewegtem Gemüthe sprach Fürstin Pauline, wenige Tage nachher, in Gegenwart der Landesbehörden, also:

„Als ich vor 18 Jahren die Regierung dieses Landes feierlich übernahm, und zum ersten Male öffentlich redete, wie war es damals so anders, so beengt, so traurig! Ein Witwenschleier, ein tiefes Trauerkleid; jetzt festliche Gewänder; vaterlose, weinende Kinder von sechs und fünf Jahren an meiner Seite; jetzt meine erwachsene, kraftvolle Söhne, der Eine schon, als beglückter Gatte; damals Mangel und Theurung im Lande und Thränen über den früh verewigten Fürsten: jetzt Wohlfeilheit und Ueberfluß und kaum noch gehörter Jubel der Freude! — Meine Regentschaft war ernst und beschwerlich durch mancherlei Prüfungen, Kriegsbeschwerden und Mißverständnisse; möge die Regierung meines geliebten Sohnes um so gesegneter, glücklicher und klarer werden! Ich versprach bei meinem Antritte redlichen Willen, und mich dem Lande und meinen Kindern ganz zu widmen; so oft ich auch gefehlt haben mag, mein Gewissen versagt mir das Zeugniß meiner Pflichttreue nicht: Gott hat mich väterlich geleitet, mein gutes Land mir immer Liebe bewiesen, und so ist vieles geschehen, manches gelungen, mehr noch vorbereitet. Mit der würdigen vormundschaft-

lichen Regierung war ich immer eines Sinnes; die Finanzen erfreuen sich eines blühenden Zustandes, und so trete ich ruhig in den Privatstand zurück, entlasse Sie feierlich der mir bisher schuldigen Pflichten und weise Ihre Treue, Ihre Ergebenheit, Ihren Gehorsam nunmehr an Ihren Fürsten, meinen theuren ältesten Sohn. Ich bitte Gott, daß er ein gerechter, liebevoller, selbstthätiger und entschlossener Regent werde, und ich hoffe es zu Dir, mein geliebter Leopold! Dein Herz hat sich noch keiner Pflicht geweigert; wie solltest Du nicht fühlen, wie schön, groß und heilig der Beruf ist, der Trost, die Hoffnung, der Vater vieler Tausende zu sein. Ich empfehle Dir, nie jemanden zu verdammen, der sich noch nicht vertheidigen konnte, nie auf Günstlinge zu hören, gut und sorgsam im Kleinen, wie im Großen, hauszuhalten, um der christlichen Tugend, Wohlthätigkeit, dem fürstlichen Vorzuge der Großmuth Dich nicht weigern zu müssen. Ich bitte Dich um rasche Thätigkeit; wenn man nie ohne Noth aufschiebt, hat man Zeit zu Allem, und dem Regenten sind Freuden und Zerstreuungen nur dann erlaubt, wenn seine Geschäfte beendet sind. Glaubst Du mir Dank schuldig zu sein, willst Du mir Freude sichern für die mir noch übrigen Lebensjahre, so handle diesen Ermahnungen gemäß; dann ist mein mütterlicher Segen Dein Theil, und was unendlich mehr ist, Gottes Wohlgefallen Dein Eigenthum! —"

Eine Fürstenmoral in wenig Worten, wie sie selten in Fürstenkreisen kund gegeben wird! —

Es liegt in der Weltordnung, daß die Spätergebornen die Bahn einnehmen, welche wir bisher inne halten; es liegt aber auch in den Grundzügen des menschlichen Gemüthes, leicht verletzt zu werden durch den Gedanken, einen bisher heilig geachteten Beruf überlebt zu haben; darum wollen wir den Gefühlen der fürstlichen Frau, womit sie des „kaum gehörten Jubels der Freude" bei ihrem Rücktritte gedenkt, gern sein Recht widerfahren lassen, und auf der andern Seite das Unschickliche nicht zu hart rügen, womit die Menge geneigt ist, sich vom herabsteigenden Gestirne dem aufgehenden zuzuwenden. — Beim Verlust einer weit verbreiteten, mit vielen Menschen in Berührung setzenden, ruhmvoll bekleideten öffentlichen Thätigkeit erscheint das Stilleben des Privatstandes wie ein particller Tod, der, wie die Erfah-

rung vielfach bestätigt, nicht selten den Vorhang des Erdenlebens schnell fallen läßt. —

Wenig erfreute sich die Fürstin Pauline, von manchem körperlichen Leiden heimgesucht, der früher so oft gewünschten Ruhe. Vorahndungen baldiger Auflösung deutete sie oft in Gesprächen an. In einem Briefe vom 13. Oktober d. J. sagte sie: „Ich bin schon zwei Monate an einem Nerven- und Schleimfieber sehr ernstlich krank, und, wenn die Genesung eintritt, durch Rückfälle an mein Zimmer, an mein Ruhebette gefesselt. — Mir scheint das Loos geworden zu sein, meine öffentliche Wirksamkeit nicht lange zu überleben. —"

Der Stunden waren wenige, wo des Geistes Herrschaft die immer deutlicher hervortretenden Zeichen abnehmender Kraft zweifelhaft machte. — Während sie in diesem Zustande, ohne allen Wechsel, in frommer Ergebung gegen den Rathschluß des Allweisen den hohen Werth ächter Religiosität zeigte, gab der Arzt an ihrem Krankenbette die Hoffnung auf, durch sorgfältige Anwendung der Mittel der Heilkunst, der Edlen Leben länger zu fristen. Die Fürstin hatte ihres Arztes feierliches Versprechen: ihr es anzuzeigen, wenn der Gang der Krankheit nur Eine Entscheidung mehr erwarten lasse. Es war achtzehn Tage vor Paulinens Tode, als er diese schwere Pflicht erfüllte. Wenn auch ohne irgend eine Aussicht einer Besserung ihres Zustandes — die Krankheit hatte in einem Brustübel ihren Sitz — so sagte sie doch bestimmt vorher, daß sie, ihrem Gefühle nach, in den nächsten Tagen nicht sterben werde und äußerte dankbare Zufriedenheit, daß ihr eine Zeitfrist vergönnt sei, um sich vorzubereiten zu dem wichtigen Schritte. — Noch denselben Tag feierte sie mit ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter die dankbare Erinnerung an des edlen Nazareners Liebestod und genoß mit unendlicher Rührung, aber mit Fassung und Erbauung, das heilige Abendmal. — Auch ordnete sie in den nächsten Tagen ihre irdischen Angelegenheiten, so daß sie, wie wenige, ihr Haus wohlbestellt zu verlassen, die Beruhigung hegen konnte. —

Bei einem wechselnden, dem Wesentlichen nach sich gleich bleibenden Zustande der Krankheit nahte das Christfest, wo sie, mit unerschöpflich neuen Wendungen, seit vielen Jahren immer durch sinnige Geschenke Freude zu verbreiten wußte; auch dieses Mal blieb sie der liebge-

wordenen Gewohnheit treu; oft erheiterte sie die schmerzvollsten Stunden mit den Vorbereitungen zu den Festbescherungen. Als das Fest erschien, verband sie mit den Weihnachtsgaben den ernsten Gedanken des Abschiedes, die Ueberzeugung, daß sie diesen Tag nicht wieder unter den Sterblichen feiern würde und die Bitte an die ihrem Herzen Theure: „Vergeßt mein nicht!“ — Ihre Leiden mehrten sich mit dem Kummer, welchen die mütterliche Liebe empfand, daß ihr jüngster Sohn, der Prinz Friedrich, durch eine Masern-Krankheit in Hannover zurückgehalten, nicht zu der ihn aus der Ferne her segnenden, sterbenden Mutter eilen konnte. In der Nacht auf den 29. Dezemb., an der Schwelle eines neuen Jahres, sagte Fürstin Pauline, unter schwerem Kämpfen, mit vollem Bewußtsein, den Ihrigen das letzte Lebewohl, und schied zu einem neuen Leben, von welchem wir wissen, daß, wenn die Erdenpilgerschaft Prüfung war, der Tod Erfüllung ist. — Also starb Sie, und hat mit ihrem Tode ein tröstliches Exempel hinter sich gelassen, das Jedermann zur Tugend ermahnen soll. — II. Maccab. 27, 31.)

Als ein Todtenopfer der dahin geschiedenen, edlen Frau finden hier einige Bemerkungen über Sie ihre Stelle, welche, ohne in vorlaute Lobeserhebungen zu verfallen, Weerth *) zu ihrer Charakterzeichnung gegeben hat:

— „Körperbau, Haltung und Miene der Fürstin erregten Aufmerksamkeit. Ihr gegenüber empfand jeder, der Sie zuerst sprach, Achtung. Selbst diejenigen, welche mit Vorurtheilen gegen sie eingenommen waren, konnten ihr dieselbe nicht versagen, wie sich in den Jahren, während welcher der Krieg viele angesehene Fremde in ihre Residenz führte, oft gezeigt hat. — Ihr Aeußeres war Abdruck des Innern, denn sie war mit einem ungewöhnlichen Maaße von Geisteskraft versehen.“ —

— „Sie besaß in einem seltenen Grade die Kunst, die Unterhaltung zu beleben; so gewährte es Ihr sichtbares Vergnügen, so bald sich das Gespräch wandte, sich von dem Einzelnen zum Allgemeinen erhob, und es Ihr Nah-

*) Siehe, die Zugabe zu den „Zwei Predigten, gehalten zum Gedächtniß der Fürstin Pauline zur Lippe von Ferdinand Weerth.“ Lemgo 1821.

rung für den Geist gewährte. — Gegen alles, was, wie Sie sich auszudrücken pflegte, zu nichts führte, hatte Sie entschiedene Abneigung. Was oft Würze der Unterhaltung sein muß, ein Witzeln und Spötteln über Menschen, die Schwäche verrathen, und die man entweder in ihrer Gegenwart damit aufzieht, oder über welche man sich in ihrer Abwesenheit lustig macht, verachtete sie, und Sie wollte es in Ihrem Kreise nicht dulden." —

— „Sie bemerkte bei Fremden, von welchen Sie gar keine nähere Kunde hatte, bald, wofür sie Sinn hätten, und wußte ihnen Gelegenheit zu geben, sich darüber zu äußern. — Nur dann war Sie vorsätzlich einsylbig, wenn Sie Dünkel und Aufgeblasenheit zu bemerken glaubte, und es doch nicht rathsam fand, eine positive Demüthigung zu verfügen." —

— „Was Sie redete, war bestimmt, gedacht, klar, für jeden, der der Sache nicht unkundig war, durchaus verständlich. — Sie konnte es aber auch nicht wohl vertragen, wenn Sie nicht verstanden wurde, und war leicht geneigt, es als Mangel an Aufmerksamkeit, oder als ein Nichtverstehenwollen anzusehen." —

— „Sie empfand es sehr übel, wenn Sie selbst für einen guten Zweck getäuscht zu werden glaubte, und man auf Umwegen seinen Zweck bei Ihr zu erreichen bemüht war. —"

— „Was Sie nach Gründen, mit gehöriger Ueberlegung einmal beschlossen hatte, das wollte Sie sehr ernstlich, und ließ sich nicht leicht davon abführen. Die Vermuthung, daß man es mißverstehen, entgegenwirken, es zu hindern suchen werde, war Ihr nur ein Sporn, die Sache desto ernstlicher anzugreifen. — Ein Schwanken nach augenblicklichen Eindrücken, Anwandlungen von Furcht vor dem Erfolge, Laßwerden, weil nicht unvorzüglich das Ziel erreicht werden konnte, — paßte zu Ihrem Charakter nicht. —"

— „Ueber Menschen, welche Sie näher kannte, oder zu kennen glaubte, hatte Sie ein entschiedenes Urtheil, welches Sie nicht leicht änderte. — Wegen Mangel an schuldiger Aufmerksamkeit, gegen Beleidigungen und Kränkungen war Sie nicht gleichgültig. Sie fühlte sich zu Zeiten dadurch sehr gereizt — aber Sie konnte auch von Herzen vergeben." —

— „Man findet wenige Menschen, die in solchem Grade thätig sind, wie Sie es war. Sie wußte sich vom frühen Morgen bis zum späten Abend auf eine nützliche Weise zu beschäftigen, und klagte nur dann über Langeweile, wenn Sie daran gehindert wurde. Dessen, was man Erholung zu nennen pflegt, bedurfte Sie selten. Ihre Erholung bestand in einem Wechsel nützlicher Thätigkeit. Selbst die Stunden, welche Sie an der Tafel zubrachte, dienten Ihr zugleich zur Unterhaltung mit Ihren Räthen über das Wohl des Landes, und Sie suchte im vertrauten Gespräche Mehreres einzuleiten, ins Klare zu setzen und zu berichtigen, wozu der offizielle Geschäftsgang wenig geeignet war. Bei der täglichen Spazierfahrt, der Sie zu Ihrer Gesundheit bedurfte, las sie Zeitungen, Journale oder Verschiedenes, was mit der Post angekommen war, und bereitete sich durch letzteres auf Arbeiten in Ihrem Kabinette vor. Sie suchte sich von allem, was auf das Wohl Ihrer Unterthanen Einfluß haben konnte, selbst zu unterrichten. — Keiner, der Ihr etwas schriftlich zu berichten, vorzutragen, Sie zu fragen oder zu bitten hatte, durfte lange auf Antwort warten; nie blieb Sie eine Antwort schuldig. — Dabei wußte Sie Zeit für die Lektüre und für einen sehr ausgebreiteten freundschaftlichen Briefwechsel zu gewinnen, und es war Ihr möglich, unbeschadet wichtigerer Angelegenheiten, manches, was die Hofhaltung u. s. f. betraf, selbst zu ordnen. Wenn an einzelnen Tagen die Geschäfte sich häuften, und Sie nicht, wie gewöhnlich, sie vor Abend zu beendigen wußte, so fühlte Sie sich dadurch beunruhiget und arbeitete mit dem angestrengtesten Fleiße, bis alles wieder im gehörigen Gleise war. Ein Geschäft auszusetzen, weil Sie sich dazu nicht aufgelegt fühlte, war nicht Ihre Weise — Sie hatte einen sehr hohen Begriff von Treue im Berufe. An einem Ihrer Geburtstage wurde in Ihrer Gegenwart ein auf Sie sich beziehendes Gedicht vorgetragen, welches mit den Worten schloß: „Sie war treu in jeglichem Berufe"! — Sie äußerte mit sichtbarer Rührung den Wunsch, daß man bei Ihrem Tode Ihr nur dieses Zeugniß möge geben können. — Wer könnte es Ihr versagen? —"

— „Eine ungewöhnliche Fülle von Körper- und Geisteskraft ließ Sie kaum ermüden. Die Mitglieder der Kollegien, deren Sitzung Sie unausgesetzt beiwohnte, be-

zeugten es oft mit Bewunderung, daß nach mehrstündiger angestrengter Aufmerksamkeit auf die verschiedenartigsten Gegenstände bei Ihr kein Ermatten zu bemerken sei; doch ward in den beiden letzten Jahren von denen, die Sie aufmerksam beobachteten, ein Sinken der Kräfte bemerkt. — Wenn Ihr oft der Rath ertheilt wurde, daß Sie auf Ihre Erheiterung bedacht sein müsse, so wurde nicht selten dabei vergessen, daß es für eine Fürstin, die seit vielen Jahren fast ausschließlich in Thätigkeit Ihre Freude hatte, sehr schwer wurde, ihm zu folgen. — In den Kriegsjahren war Sie Tag und Nacht beschäftigt, versagte sich Ruhe und Erholung, unterzog sich willig jeder Beschwerde, machte weite Reisen, suchte jeden Fremden, von dem Sie glaubte, daß er dem Lande nützen oder schaden könne, für sich zu gewinnen, und verläugnete dabei sich selbst, wie man es kaum hätte wünschen, noch weniger fordern dürfen. —"

— „Bei eigener Thätigkeit machte Sie nicht unbedeutende Forderungen an Ihre Diener und an Menschen überhaupt. Wenn Sie sich befugt hielt, über jemanden das Urtheil zu fällen, er sei ein träger, nachlässiger Mensch, so durfte er auf Ihre Gunst nie hoffen. —"

—„Ihrer Gerechtigkeitsliebe darf mit Ruhm erwähnt werden. Sie wollte, daß jeder Unterthan von seiner vorgesetzten Behörde nach dem Gesetze behandelt werde, und wirkte in diesem Sinne. — Inniges Anliegen war es für Sie, in Ihrem Lande nicht nur äußeren Wohlstand zu befördern und das Recht zu sichern, Sie wünschte dessen Einwohner auch zu einem vernünftig gesitteten, christlichen Betragen zu leiten. Beförderung der Sittlichkeit war Ihr Ziel; schwache Nachsicht mit Ausbrüchen der Roheit und Zügellosigkeit war Ihr verhaßt, wie jede Verletzung der Heiligkeit der Ehe. — Das heranwachsende Geschlecht wollte Sie zu einem gesitteten, moralischen Leben erzogen wissen, und was Sie nur immer vermogte, um dazu mitzuwirken, ist von Ihr, in fortwährender Aufmerksamkeit auf Kirche und Schule, treu, redlich und ausdauernd geschehen. — Die Fürstin hat mitleidig Vielen geholfen, so bald Sie sich überzeugte, daß das Bedürfniß Hülfe erheische. Der Bettler, welcher arbeitsscheu sich umhertreiben wollte, wurde von Ihr verachtet, und Sie glaubte gegen Menschen, die sich selbst helfen konnten, aber nicht helfen wollten, strenge sein zu

müssen. Wenn durch weise Einrichtungen der Druck, der auf Vielen lastete, erleichtert werden sollte, ermüdete Sie nicht, bevor alles gehörig geordnet war. — Sie, die für Menschen so viel that, ehrte jeden kleinen Dienst, der Ihr geleistet wurde, dankbar und bewies bei vielen Gelegenheiten, daß es Ihr nicht an dem fehle, was Sie das Gedächtniß des Herzens nannte." —

— „Schon der große Verstand der Fürstin, verbunden mit der bei Ihr sich findenden ungewöhnlichen Kraft des Willens, würden die von Ihr in einigen Hauptzügen entworfene Schilderung erklären; es kam aber auch bei Ihr Religiosität hinzu, frommer Sinn und christlicher Glaube. Alles, was nur von fern den Anschein von Frömmelei hatte, oder als solches gedeutet werden konnte, war Ihr fremd: aber Sie hatte tiefe Ehrfurcht vor Gott und dem Erlöser, — und ein: „Es ist nicht recht vor Gott," war bei Ihr durchaus entscheidend. Von dem, was dem guten Menschen das Heiligste ist, darf man nicht viele Worte machen, man läuft sonst Gefahr, es zu entweihen. Wer es selbst weiß, was es heißt, sich im Innern von Gott abhängig zu fühlen, und ihn in Jesus Christus mit Redlichkeit zu ehren, der versteht es auch ohne ausführliche Schilderung, wenn von Andern behauptet wird, daß dieser Sinn bei Ihnen sich finde." — —

Pauline, Fürstin zur Lippe, gehörte zu den ausgezeichnetsten, edelsten, geistvollsten Frauen eines Zeitalters, welches stolz sein kann, wenn es Regenten aufzuweisen hat, welche in ihrem hohen Berufe es gleichthaten — dieser Frau. —

Von Kaisenberg,

Königlich Preußischer Oberlandesgerichts-Chef-Präsident zu Halberstadt, Ritter des rothen Adler-Ordens; gegenwärtig als Präsident der Central-Commission zu Mainz.—

Digitized by Google

Von Kaisenberg,

Königl. Preuß. Oberlandesgerichts-Chef-Präsident ꝛc.

Leopold von Kaisenberg ward den 15. November 1766 auf einem kleinen Familiengute zu Nesselröden im Unter-Eichsfelde geboren. Sein Vater, in früheren Jahren Officier des österreichischen Heeres, durch schwere Verwundungen, die er im siebenjährigen Kriege bei Prag erhielt, gezwungen dem Waffendienste zu entsagen, lebte hier in ländlicher Ruhe und Zurückgezogenheit. — Der Sohn, nachdem er die ersten Jahre der Kindheit zurückgelegt, wurde aufs Gymnasium zu Duderstadt gebracht, von wo er, sich der Rechtswissenschaft widmend, 1784 die Hochschule Göttingens bezog, die Vorlesungen Pütter's, Böhmer's, Klaproth's, Spangenberg's und Waldeck's besuchte und dann 1786 nach Duderstadt zurückkehrte, um sich unter der Leitung seines Schwagers und Freundes, des noch lebenden Regierungsrathes Karl Hofmann, eines erfahrenen Rechtsgelehrten, für die Advokatur zu bilden. Schon im Frühjahre 1787 unterwarf er sich bei der Regierung zu Heiligenstadt dem verfassungsmäßigen Examen, bei welchem er soviel Kenntnisse und Fähigkeiten zeigte, daß er, als Ausnahme von der Regel, bei der darauf erfolgten Anstellung als Advokat, sogleich bei den Ober- und Untergerichten verpflichtet wurde, indeß gewöhnlich angehende Advokaten mit ihrer Praxis zuerst auf die letzteren sich beschränken mußten. Die Landesdikasterien des Fürstenthumes Eichsfeld hatten ihren Sitz zu Heiligenstadt, wohin von Kaisenberg nun seinen Wohnort verlegte, und so Gelegenheit erhielt, dem kurmainzischen Geheimenrath von Keller, der sich bei der letzten Visitation des Reichs-Kammergerichtes so vortheilhaft ausgezeichnet hatte, nä-

her bekannt zu werden. Als zwei Jahre nachher dieser in ruhmvollem Andenken stehende Staatsmann zum Geheimen Staatsrathe ernannt, nach Mainz berufen wurde, begleitete ihn der junge Kaisenberg, welcher auf seinen Vorschlag vom Kurfürsten Friedrich Karl Joseph (geb. Freiherrn von Erthal) als geheimer Protokolliſt Anstellung erhielt. Ehe Kaisenberg die Heimat verließ, verheurathete er sich mit der Tochter des Senators Prencis zu Heiligenstadt und knüpfte so das Band, welches noch gegenwärtig bestehend, für ihn die Quelle vieler häuslicher und älterlicher Freuden wurde, unter den wechselnden Schicksalen folgender Zeitläufe. — 1790 ging Keller als Botschafter nach Frankfurt am Main zur Kaiserwahl, der die Krönung Leopold's folgte. Von Kaisenberg ward ihm zugeordnet als Sekretair. Der Botschafter starb, noch ehe jene Geschäfte beendet, und Kaisenberg kehrte nach Aschaffenburg zurück, um bis zur Bildung eines neuen Ministeriums*) im Kabinette, unmittelbar unter den Augen des Kurfürsten zu arbeiten. — Noch vor dem Jahresschluß 1790 übertrug Letzterer dem von Wien abgerufenen kaiserlichen Reichs-Referendar von Albini das Hofkanzleramt und das Ministerium der Justiz und des Innern; Kaisenberg ward ihm als vortragender Regierungsrath beigegeben und zugleich zum Staats-Konferenzprotocolliſten befördert. Von diesem Zeitpunkte schreibt sich zwischen beiden Männern die nähere Verbindung, welche bei gemeinschaftlicher Thätigkeit in Staatsgeschäften wechselseitige Achtung, Vertraun und Freundschaft zur Frucht hatte.

Der Hof des Kurfürsten von Mainz bot gerade damals für den verständigen Beobachter die interessantesten Erscheinungen dar. Friedrich Karl Joseph, das Haupt der deutschkatholischen Kirche, und erster Fürst des römischdeutschen Reiches, war ein freisinniger, sehr gebildeter, menschenfreundlicher Mann, der bei manchen Charakterschwächen, mit ausgebreitetem

*) Aus diesem Zeitpunkte verdienen Johannes v. Müllers Briefe nachgelesen zu werden; siehe dessen sämmtliche Werke. Theil 5. Seite 542 ff.

Ruhme das Staats- und Kirchenregiment führte *). Mit dem Eintritt geläuterter, duldsamer Religionsansichten im katholischen Deutschland ward in dem politischen Systeme der geistlichen Fürsten ein Schwanken sichtbar zwischen den völlig entgegengesetzten Maximen der beiden einflußreichsten weltlichen Regenten, des römischen Kaisers und des Königs von Preußen. Dieses Schwanken, gleich folgereich für das Staats- wie für das Kirchenregiment, vermehrte sich bis zur völligen Haltungslosigkeit, als Joseph der Zweite die seit der Reformation vom österreichischen Hause festgehaltenen Regierungsbasis verließ. Stürmische Maasregeln, welche jener Kaiser, traf, wo sich nur eine Gelegenheit darbot, veraltete Formen über den Haufen zu stoßen, wirkten in der Nähe oft schädlich, indeß sie in der Entfernung den Gesichtskreis erheiterten, Unter diesen Verhältnissen ging von dem Mainzer Hofe, an welchem sich schon die aufgeklärtesten Männer, ein Stadion, Benzel, Groschlag u. s. f. bemerklich gemacht hatten, eine Reihe von Erscheinungen aus, die, unter dem Wechsel von Günstlingen und Ministern, den Churfürsten als einen den Zeitgeist sehr richtig erfassenden Regenten bezeichneten und die Aufmerksamkeit der ganzen katholischen Kirche auf sich zogen. In den achtziger Jahren ward von ihm der Anfang gemacht mit der Aufhebung der Klöster, er wirkte vorzüglich beim Emser Kongresse (1786) mit, zur Vernichtung der letzten Spuren des päpstlichen Supremats in Deutschland, er, der erste geistliche Fürst des römischen Reiches, zog Protestanten in seine Staats- und Hofdienste, schickte einen sich zur reformirten Kirche bekennenden Gesandten (Johannes von Müller, den großen Geschichtsschreiber) nach Rom **), bei Gelegen-

---

*) So charakterisirt ihn auch Müller (sämmtliche Werke. Theil 5. S. 194.): „Der Churfürst hat nie unterlassen, mir die besonderste Gnade zu beweisen, und ich darf sagen, daß meine Ergebenheit für seine Person dieses verdient; er ist in der That ein Staatsmann, voll Licht, Fürstenwürde und Standhaftigkeit." — Welch ein schönes Zeugniß! —

**) Siehe Zeitgenossen, 3ten Bandes 2te Abtheilung S. 9, in der Biographie Albini's.

heit der Koadjutorwahl, und hatte in seiner nächsten Umgebung den Verfasser des üppigen Ardinghello, Heinse, als Vorleser, als Bibliothekar den feurigen George Forster — den Altgläubigen Ketzer in mehrerer Hinsicht. —

Unter so vielseitig anregenden Verhältnissen trat Kaisenberg in den Wirkungskreis des höheren Staatslebens. Des Kurfürsten Sommeraufenthalt war Aschaffenburg, K. begleitete ihn dorthin und hatte bei ihm den Vortrag in den Angelegenheiten der Justiz und des Innern, wie Johannes v. Müller für das auswärtige Departement. Beide, voll Treue zum deutschen Vaterlande, zu Allem, was nützlich und edel ist, erfreuten sich des ausgezeichnetsten Vertrauens ihres geliebten Fürsten, beide wohnten, lebten und arbeiteten in der genauesten Verbindung und schlossen den Freundschaftsbund, welcher ohne Unterbrechung bis zu Müller's Tode fortdauerte. — Nach einer eigenen Verkettung des Schicksals fanden sich, nachdem die schönen Tage zu Aschaffenburg längst vorübergezogen waren, beide Freunde — per varios casus, per tot discrimina rerum — öfter wieder — in Gesinnung und Streben dieselben, wenn gleich in sehr veränderten Umgebungen, erst in preußischen, dann in westphälischen Staatsdiensten. —

Der Kurfürst von Mainz war auch Bischof und regierender Fürst von Worms, weshalb ein eigener vom mainzer Ministerio völlig unabhängiger geheimer Referendar in den wormsischen Angelegenheiten den Vortrag hatte. Hierzu ward von Kaisenberg 1791 ernannt, in einem Zeitpunkte, wo diese Stelle große Umsicht erforderte: denn Worms führte das oberrheinische Kreis-Direktorium und hatte die Exekution der reichsgerichtlichen Erkenntnisse; Funktionen, deren Ausübung bei den im Lüttichschen und Strasburgischen ausgebrochenen Unruhen, und bei der ersten Bewegung der von Frankreich ausgehenden Revolution, mit großen Schwierigkeiten verknüpft waren; doch Kaisenberg zeigte sich ihnen gewachsen und löste manche höchst verwickelte Aufgabe, indem er seines Fürsten Zufriedenheit sich erwarb, und für die Ehre der in Deutschland bestehenden, verfassungsmäßigen Ordnung der Dinge wirkte.

1792 begleitete v. K., wie auch Johannes von Müller, seinen Kurfürsten nach Frankfurt zur Wahl und

Krönung des Kaisers Franz II., wo er unter vielen Beweisen der Anerkennung seiner Verdienste, auch den erhielt, daß er vom Kurkollegio unmittelbar einen sehr wichtigen Auftrag erhielt, welcher auf die damaligen politischen Konjunkturen und auf die von Frankreich aus gefährdete Sicherheit mehrerer hohen Häupter nahe Beziehung hatte. — Der deutschen geistlichen Reichsfürsten Stellung ward immer schwieriger, am schwierigsten die des Kurfürsten von Mainz als ihres Hauptes, worüber Müllers Briefe im fünften Theile seiner Werke Mehreres berichten. —

Schon am Ende des Jahres ward der Kurfürst durch Cüstine's Einzug in Mainz veranlaßt, die mit Krieg überzogenen Gegenden zu verlassen. Auf der Reise über Würzburg und Heiligenstadt nach Erfurt begleitete ihn v. K. auch jetzt, und im folgenden Jahre (1793); bald begab sich Letzterer in das preußische Hauptquartier, um in der Nähe des Kriegesschauplatzes das Beste der mainzer Rheinlande wahrzunehmen. Als die Nachricht von der Kapitulation der Festung Mainz und deren Uebergabe eintraf, wurde v. K. beauftragt, mit Albini dort einzuziehn, und die von den Klubbisten umgestoßene Verfassung der unglücklichen Stadt herzustellen und für die augenblicklichen Bedürfnisse Sorge zu tragen — alles Aufträge, bei deren Ausführungen er die Zufriedenheit seines Fürsten und den Ruhm vielseitiger Geschäftsfähigkeit ärndtete. — Er ward zum mainzischen wirklichen Hofrath und geheimen Referendar ernannt, eine Verdienstes-Anerkennung, die in eine Zeit fiel, wo er, unter dem Wechsel des Krieges, mit seiner Familie mehrere Male in Verlegenheit, selbst in persönliche Gefahr gerieth; solcher oft nur durch den Zufall entronnen, folgte er dem Kurfürsten auf seiner durch die fürchterlichsten Kriegsereignisse herbeigeführten Flucht. Es entging schon damals seinem Blicke nicht, daß den von den Franzosen in den Kampf geführten großen Volksmassen auf die Dauer, stehende Heere nach damaligem Zuschnitte nicht gewachsen wären; deshalb empfahl er nachdrücklich allgemeine Nationalbewaffnung, welche dringende Maaßregel Kurmainz 1794 auf dem Reichstage zur Sprache brachte, aber kein Gehör fand. — Albini theilte diese Ansicht und brachte sie einige Jahre später in Ausführung, zwar mit geringem Erfolge, doch nicht ruhmlos. —

In der verwickeltſten und kritiſchſten Lage der Dinge, als 1797 ein Friedens-Kongreß zu Raſtadt zuſammen trat und Albini als Direktorialgeſandter dorthin ging, wurde von Kaiſenberg die oberſte Leitung der Staatsgeſchäfte zu übernehmen verpflichtet. Müller war, ſchon ſeit 1793, aus kurfürſtlichen Dienſten getreten, in Wien. — Während er ſich geſchäftig den Friedenshoffnungen überließ, und bemühet war, die durch den Krieg veranlaßten Zerrüttungen des Staatshaushaltes wieder zu ordnen, erſchreckte ihn die auf geheimem Wege erhaltene Nachricht, daß die Stadt Mainz im Waffenſtilleſtande und während der Friedensunterhandlungen den Franzoſen überliefert und deshalb in wenigen Tagen von der öſterreich'ſchen Beſatzung geräumt werden ſolle. Er eilte von Mainz nach Aſchaffenburg, dem Kurfürſten die Nachricht von dem Unglaublichen zu überbringen. Mit gewohnter Geiſtesgegenwart befahl der edle fürſtliche Greis: Kaiſenberg möge nach Mainz zurückkehren und mit dem kurfürſtlichen Gouverneur Feldmarſchall-Lieutenant von Rädt, auf welchen, nach dem Abmarſch des kaiſerlichen Generals von Rau, das Kommando der in der Feſtung anweſenden wenigen Reichstruppen überging, alle mögliche, ſchleunige Anſtalten zur Vertheidigung des Platzes wenigſtens für ſo lange zu treffen, bis von dem eigentlichen Verhältniß der Sache Nachricht eingegangen, und darnach ein Entſchluß gefaßt ſei. Als K. mit dieſen Aufträgen von Aſchaffenburg nach Mainz zurückreiſen wollte, waren die Franzoſen unter dem General Hatry ſchon vom linken Rheinufer vorgerückt, hatten die Stadt eng eingeſchloſſen, zur Uebergabe aufgefordert, daß ſo jener über Frankfurt gehen und dort öſterreichiſche Geſandſchafts-Päſſe ſich erbitten mußte, um ungehindert zu dem bedrängten Orte ſeiner Beſtimmung zu gelangen. Mit dieſem Umwege ergab ſich zugleich Gelegenheit, den damals in Frankfurt anweſenden Kurfürſten von Cöln aufzuſuchen, ſich bei ihm wichtiger Aufträge zu entledigen und perſönlich die ächt deutſche Geſinnung dieſes Reichsfürſten kennen zu lernen. —

In Mainz angelangt ward der Beſtimmung des Kurfürſten zu Folge ſogleich eine Militairkommiſſion gebildet, deren thätiges Mitglied v. K. war und Alles angewendet, um die Feſtung gegen einen Ueberfall zu ſichern. Gegen ernſtliche Unternehmungen ſchützte die Jahreszeit.

Bald darauf regte sich von Wiesbaden aus der General Hatry mit Aufforderungen und Drohungen: die Stadt solle, sogleich mit glühenden Kugeln beschossen werden, wenn die Festung nicht schleunigst übergeben würde. General Rädt antwortete, wie es einem braven Krieger ziemt. Da Hatry sich überzeugte, mit solchen Drohungen sei hier nichts auszurichten, schlug er einen andern Weg ein; er schickte seinen Adjutanten, den nachherigen General Mortier zum Kurfürsten nach Aschaffenburg, mit der Drohung, das mainzer Land solle feindlich überzogen, mit Feuer und Schwert verheert werden, wenn der Fürst nicht sogleich seinem Generale den Uebergabebefehl ertheilte. Wie auch der übermüthige Franzose mit unsittlicher Rohheit auf den fürstlichen Greis eindrang, er verfehlte seinen Zweck bei dem seine Regentenpflichten und Regentenwürde behauptenden Kurfürsten, welcher sich auf die Heiligkeit der Verträge, auf die Garantie des Völkerrechts und auf Entscheidung der rastadter Friedensverhandlungen berief. Mortier zog unverrichteter Sache ab. Bald aber erhielt diese Angelegenheit eine andere Gestalt: von Rastadt erfolgten Benachrichtigungen, daß rücksichtlich der gegen Frankreich von verschiedenen Seiten her vorläufig eingegangenen Verbindlichkeiten die Uebergabe der Stadt und Festung Mainz bestimmt, daß mithin ein längerer Widerstand von Seiten des Kurfürsten nutzlos, ja unheilbringend sei. So erfolgte denn der Räumungsbefehl, mit dessen Vollziehung Kaisenberg insofern beauftragt wurde, als er eine Uebergabe-Konvention abschloß, den Behörden von der unglücklichen Entscheidung Nachricht ertheilen und dann mit den Mainzer Truppen seine zweite Vaterstadt verlassen mußte. Zwar war nach jener Konvention festgesetzt, daß den Einwohnern der Stadt und besonders den Landesautoritäten verstattet werden solle, ungehindert mit Habe und Gut sich auf das rechte Rheinufer zu begeben; doch verhinderten wortbrüchig die Franzosen dieses Vertrages Erfüllung, wodurch die ganze Landesverwaltung gestört wurde. Mit der größten Anstrengung gelang es K., provisorische Landesbehörden zu organisiren, von welchen er zum Theile, bei ohnehin überhäuften Arbeiten, die unmittelbare Direktion zu übernehmen sich genöthigt sah. — Er leitete, bis zur Auflösung des rastadter Kongresses die inneren Regierungsgeschäfte, ermuthigt durch dessen Vertrauen, Zu-

friedenheit und Dankbarkeit, unter den peinlichsten Verhältnissen.

Zweimal hatte er in dieser Zeit persönliche Zusammenkünfte mit dem unerschütterlich muthvollen Albini, mit welchem er ohnehin, während der Dauer des Kongresses im täglichen Briefwechsel stand. Diese wichtigen Dokumente einer für Deutschland verhängnißvollen Zeit sind noch vorhanden; aus denselben ist mancher wichtige historische Aufschluß zu schöpfen. —

Das Schicksal des kurmainzischen Staates war bald nicht mehr zweifelhaft; der Kurfürst, nach seinem edlen Charakter, sann mehr darauf das herannahende Unglück weniger schmerzlich zu machen seiner treuen Dienerschaft, als daß er für sich selbst gesorgt hätte. Er war darauf bedacht, dem so bewährt erfundenen Kaisenberg eine Stellung zu geben, welche ihm gewisse Existenz sicherte, er ernannte ihn zum wirklichen Geheimenrath und gab ihm den erledigten ehrenvollen Posten des Regierungs- und Oberlandes-Gerichtsdirektors zu Heiligenstadt, womit die Stadthauptmannschaft zu Duderstadt verbunden ward. Bei der Abwesenheit des Statthalters des Fürstenthumes Eichsfeld wurde K. mit diesen Aemtern, die er im Sommer 1799 antrat, der Wirklichkeit nach Chef der ganzen Landesverwaltung.

Die gehoffte Ruhe eines ausgezeichneten Wirkungskreises, oft getrübt durch den Blick auf den traurigen Gang der öffentlichen Begebenheiten, war von kurzer Dauer. Schon in den ersten Tagen des Augustes 1802 wurde das Fürstenthum Eichsfeld, ehe es noch förmlich abgetreten, ehe die Dienerschaft ihrer Pflichten entlassen war, von Preußen als ein Theil der Entschädigung für, auf dem linken Rheinufer gemachte Aufopferungen, in Besitz genommen. — Der Kurfürst erlebte diese Katastrophe nicht; er war den 25. Juli gestorben; Kaisenberg mußte in demselben Augenblicke den Tod seines väterlichgesinnten Wohlthäters, und die Auflösung des alten ersten Kurstaates des deutschen Reiches betrauren. — Gegen die preußischen Occupationen und Organisationen benahm er sich auf eine Weise, deren gediegener Werth anerkannt wurde, gleich ehrenvoll für beide Theile, obgleich einige kleinliche, engherzige Menschen das Gegentheil fürchteten.

Den Fürstenthümern Eichsfeld und Erfurt, wie den ehemaligen Reichsstädten Mühlhausen und Nordhausen

ward eine zu Heiligenstadt errichtete Regierung, bei der neuen Organisation vorgesetzt als erste Provinzial-Justizbehörde, zu deren Direktor von Kaisenberg sich ernannt sah. In diesem Berufe verlegte er seinen Wohnsitz nach Erfurt, als jene Regierung 1804 dorthin versetzt wurde, obgleich er, nach dem bekannten Reichsdeputations-Schlusse, dessen Inhalte Preußen genau nachkam, zu einer solchen Veränderung seines Wohnortes, ausserhalb der Provinz, worin man ihn als Staatsbeamter bei der Occupation vorfand, nicht verbunden war. Das preußische Kabinet erkannte den Werth dieser Aufopferung an; in demselben Jahre ward der Regierungs-Vice-, im folgenden Chef-Präsident; 1805 trug ihm die Akademie der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt die Mitgliedschaft, 1807 die Direktorstelle an, welche er annahm, immer gern die Hand bietend, wo sich Gelegenheit zeigt, zur Beförderung des Guten. — Hiervon findet der Beobachter Kaisenbergs öfter erfreuliche Zeugnisse, oft unter offenbarer Verleugnung seines Privatvortheiles, Gewinnes und Lebensglückes. — Er gewann seine neuen Dienstverhältnisse um so lieber, je mehr er sich in denselben orientirte, jemehr er Beweise von der Anerkennung seines redlichen Strebens erhielt; doch bald wurden die Beschwerden derselben vorwaltend, und zerstörten von Neuem den häuslichen Frieden, als 1806, nach den unglücklichen Schlachten bei Jena und Auerstädt, Erfurt von den Franzosen erobert wurde. Von Unglücksfällen dieser Art wird der Staatsbeamte härter betroffen, als der Bürger im Privatstande, am härtesten der Chef eines Landeskollegii, der dann mit unaufhörlichen Unannehmlichkeiten zu kämpfen hat. Kaisenbergs Lage ward mit dem Tilsiter Frieden noch verwickelter, da, nach dessen Bestimmungen, das Eichsfeld dem neuerrichteten Konigreiche Westphalen zugetheilt wurde, indeß Erfurt unter französischer Herrschaft blieb; so stand er, als Chef der beiden Ländern zugehörigen höchsten Justizbehörde hinsichtlich des Eichsfeldes unter westphälischen Befehlen, hinsichtlich Erfurts unter den die höchste Regierungsgewalt ausübenden französischen Militair-Gouverneuren und Intendanten. Neue Beschwerden entstanden daraus, daß die erfurter Regierung einige Zeit zur Revisionsinstanz gemacht wurde, für den von Franzosen besetzten baireuther Regierungsbezirk. — Im Januar 1808 leistete K., als Chef der vom Eichsfelde nach Kassel gesandten Huldi-

gungsdeputation, dem Könige von Westphalen den Eid der Treue, lehnte die vom dem französischen Gouvernement ihm angetragene Justiz-Präsidentenstelle zu Erfurt, wie einen höheren Posten zu Kassel ab, und begnügte sich, unter der Aufopferung der Hälfte seines ihm durch Friedensschlüsse garantirten Gehaltes, mit der Stelle eines Civil-Tribunalspräsidenten zu Heiligenstadt, immer gleiche Liebe und Treue zur Heimath bewährend, welche es nicht verstatteten, daß er um irdischen Gewinn, den ihm zustehenden Beruf in fremde Hände gerathen ließ. — Zu Erfurt besorgte er noch die Trennung und Auslieferung der dem Eichsfelde zugehörigen Akten, wie den Abschluß der beschwerlichen Kostenberechnungen und trat dann im Vaterlande, das er vor wenigen Jahren mit schwerem Herzen zu verlassen sich entschloß, nicht unter Glücksbegünstigungen, sein neues Amt an. Er war von dem Wahlkollegio des Harzdepartements, dessen größten Theil das Eichsfeld bildete, fast einstimmig zum Mitgliede der Reichsstände, und, als er in dieser Eigenschaft im Sommer 1808 nach Kassel berufen wurde, zum Mitgliede der peinlichen Gesetzgebungskommission ernannt. Als Solches machte er, wie viele ehrenwerthe Mitglieder jener Reichsversammlung, bei mehreren Veranlassungen freimüthig seine Einsichten und seine für das Beste des neuen Staates rege Wirksamkeit geltend, damals, wo bei der ersten Versammlung der Reichsstände zu Kassel noch der frohe Glaube an die Selbstständigkeit der Reichsverfassung dem deutschen Patrioten, selbst unter der Herrschaft eines fremden, aufgedrungenen Regenten, schöne Hoffnungen vorzeichnete. In diesem Sinne, mit immer gleicher Achtung für wahre Geistesfreiheit und für bürgerliche Sicherheit, redete er am 6. August 1808 in der öffentlichen Versammlung, über die von ihm bearbeitete Prozeßordnung für die Municipal-Polizei-Gerichte, indem er dahin arbeitete, der die Aufsicht führenden Polizei, als Verwaltungsbehörde, jedes Bestrafungsrecht zu entziehn, und als unumstößliche Norm feststellt: „daß die Bestrafung begangener Vergehen, und die Anwendung vorhandener Gesetze auf die unter ganz verschiedenen Umständen eintretenden Fälle, richterlichen, auf unpartheiische Rechtspflege eigends verpflichteten, mit den Gesetzen bekannten Personen vertraut werden muß, wenn eine gute Justiz, die Stütze des Eigenthumes, der Ehre und der persönlichen Freiheit gehandhabt werden soll,“

und: wie alles darauf ankomme, daß ohne rechtliche Formen und ohne gesetzliche Entscheidung, niemand auch nur mit der geringsten Strafe belegt werde, um Eigenthum, Ehre und guten Namen gegen jede Verletzung sicher zu stellen." — Die Bearbeitung des gerade in Deutschland noch an vielen Orten im Argen liegenden Gegenstandes, der zweckmäßigen Bestrafung der Polizeivergehn erhielt des würdigen Ministers Siméon entschiedenen Beifall; er befahl, daß Kaisenberg's geistvoller Vortrag durch den Moniteur officiell bekannt gemacht würde. — Bei der zweiten Reichsversammlung zu Cassel 1810, die schon unter sehr getrübten Aussichten statt fand, ward K. vom Könige zum Präsidenten jener Gesetzgebungs-Kommission ernannt, in welcher Eigenschaft er am 14. Februar der Versammlung öffentlichen Vortrag hielt, über die korrektionelle Prozeßordnung. — Noch in demselben Monate wurde ihm der Orden der westphälischen Krone verliehen. —

Zu den auffallendsten Rückschritten, welche mit dem neunzehnten Jahrhunderte die Civilisation im nördlichen Deutschland machte, gehört auch der unaufhörliche Wechsel, dem die Staatsbeamten, in allen dem Menschen theuren Verhältnissen, in allen Beziehungen eines liebgewordenen Berufes unterwerfen werden, — eine Bemerkung, auf welche Kaisenberg's Leben wiederholt hinweist. —

Mit der Zertrümmerung des französischen Kaiserthrones zerfiel das Königreich Westphalen von selbst; die verschiedenen Bestandtheile desselben kehrten großtentheils zurück in den Besitz der vorhergehabten Regenten; so das Eichsfeld an Preußen. K. konnte die ersten Feste dieser Wiedervereinigung nicht mit begehen; ein böses Nervenfieber hatte ihn auf das Krankenlager geworfen, wovon er kaum genesen war, als er, in freiwilliger Uebernahme und rüstiger Ausführung mehrerer, seiner eigentlichen Amtssphäre fremder, Aufträge, die Lauterkeit seines Patriotismus, die Reinheit seiner deutschen Gesinnung bewährte. So unterzog er sich damals, wo die Entscheidung des Augenblickes die schnellesten Kriegesrüstungen erforderten, für das Eichsfeld der Aushebung und Bewaffnung junger Mannschaft, wie der Bildung eines Landsturmes von 5000 Mann. Letzteres Geschäft mochte ihn vor allen lebhaft erinnern an seine 1794 gemachten patriotischen Vorschläge zur Bewaffnung der Volksmassen, die damals überhört und jetzt mit so großem Erfolge verwirklicht wurden. —

Bald erhielt er den Auftrag, als zweiter Oberlandesgerichts-Präsident und Organisationskommissarius nach Emmerich zu gehen, um die preußische Justizverfassung am Niederrheine zu organisiren. Er konnte sich durch diese Ernennung zum zweiten Präsidenten nicht geschmeichelt fühlen; auch in anderer Hinsicht hatte der Auftrag nichts Reizendes, da ihm in jener Gegend alle Lokal- und Personalkenntniß mangelte; doch er folgte willig und erwarb sich höchsten Orts Zufriedenheit. —

Am 15. Mai 1815 wohnte er, als Deputirter des Herzogthumes Cleve der Huldigungsfeier zu Aachen bei. Bald nachher fanden seine Vorstellungen, daß seiner Gesundheit das Klima am Niederrheine höchst nachtheilig sei, Gehör, und ihm ward verstattet, als das Oberlandesgericht von Emmerich wieder nach Cleve verlegt wurde, bis zu einer anderweitigen schicklichen Anstellung, auf seine Besitzung im Eichsfelde zurück zu kehren. Kaum im Frieden des eigenen Herdes angelangt, erfolgte die Abtretung des unteren Eichsfeldes an die Krone Hannover, in welchem Kaisenberg's väterliches Gut und Duderstadt lag, wo ihm, mit der Rückkehr der früheren Verfassung, das Amt eines Stadthauptmanns verblieben war. Die hierdurch hervorgebrachten Differenzien wurden bei den bekannten rechtlichen Grundsätzen der neuen Regierung bald auf eine gute Weise gelöst: Kaisenberg behielt das Einkommen seiner Stadthauptmannschaft, und ward rücksichtlich seiner Besitzungen in die Kalenberg-Grubenhagensche Ritterschaft aufgenommen, blieb aber in dem preußischen Theile des Eichsfeldes wohnen, um dort die ihm wiederholt zugesicherte Anstellung zu erwarten. Letztere Verheißung ging in Erfüllung als am 27. Mai 1819 durch den Tod des Herrn von Biedersee die Stelle des Oberlandesgerichts-Chef-Präsidenten zu Halberstadt erledigt wurde; schon am 5. Juni vollzog der König von Preußen das Patent, durch welches er Kaisenberg, als Biedersee's Nachfolger nach Halberstadt berief. Im Juli d. J. trat er dieses Dienstverhältniß um so lieber an, da es ihn nicht zu weit entfernte von den heimatlichen Besitzungen, welches der Fall gewesen wäre, wenn er eine gleiche Stelle in Schlesien, die ihm angetragen war, früher nicht abgelehnt hätte. — In diesem neuen Berufe gewann er schnell allgemeine Verehrung durch die seinen Charakter bildenden Eigenschaften, durch Pflichttreue, Menschenfreundlichkeit und durch eine,

Aller Herzen gewinnende, würdevolle Persönlichkeit, welche den höheren Staatsbeamten eigentlich zu dem macht, was er sein soll.

Ein solches Leben, wie Kaisenberg's, das Einsicht, Erfahrung und Charakterwerth vielfach in schwierigen Staatsangelegenheiten offenbarte, kann nie dem Gesichtskreise des in des Thrones Nähe auf jedes ausgezeichnete Verdienst wachsamen Auges entfremdet werden; so gedachte der großherzige preußische Staatskanzler, Fürst Hardenberg, Kaisenberg's, als sich eine Gelegenheit darbot, zum Ruhm des Staates, dessen Thätigkeit in einer deutschen Nationalangelegenheit in Anspruch zu nehmen.

Nach den Bundestagesbeschlüssen vom 20. September 1819, die als Resultate der karlsbader Verhandlungen zu betrachten sind, ward, mit „durchgreifenden Maaßregeln" für die Bewachung der deutschen Hochschulen und mit der Einführung neuer Censur-Gesetze, eine Centralbehörde bestellt, zur näheren Untersuchung der in mehreren Bundesstaaten entdeckten revolutionairen Umtriebe. Jene Centralbehörde sollte, ungewöhnlich schnell, binnen vierzehn Tagen, in der Bundesfestung Mainz versammelt, zum Zweck haben, gemeinschaftlich, möglichst gründliche und umfassende Untersuchungen des Thatbestandes, Ursprunges und der mannigfachen Verzweigungen der gegen die bestehende Verfassung und innere Ruhe, des ganzen Bundes, oder einzelner Bundesstaaten gerichteten, revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen, — vornehmen. — Sieben, von der Bundesversammlung gewählte Bundesglieder ernannten einen der Centraluntersuchungskommissarien; Preußen gehörte zu denselben. Zu dieser Mitgliedschaft ist erforderlich, daß es Staatsdiener sein müssen, welche im Staate, der sie ernannt, in richterlichen Verhältnissen stehen, oder gestanden, oder wichtige Untersuchungen instruirt haben. Der Centralbehörde, welche mit den Lokalbehörden der Bundesstaaten zur Ausmittlung der Umtriebe in genaue Verbindung tritt, war das Recht ertheilt, aus ihrer Mitte sich einen Vorsitzenden zu wählen. Die erste Präsidentenwahl fiel auf den österreichischen Abgeordneten; da dieser indeß schon mit dem Anfange des Jahres 1820 zurückberufen wurde, und man preußischer Seits erfuhr, daß die neue Präsidentenwahl auf das preußische Mitglied der Kommission fallen würde, diese Stelle aber nach dem Abgange des Geheimen Justiz-

raths Grano neu besetzt werden mußte, so forderte die Wiederbesetzung eine reifliche Erwägung. — Im Verfolg dieser ward Kaisenberg im März 1820 nach Berlin berufen und ihm der Auftrag ertheilt, als preußischer Kommissarius bei der Bundescentral-Untersuchungskommission nach Mainz zu gehen und, nach einstimmiger Wahl, das Präsidium derselben zu übernehmen, welcher Weisung er sich nicht entziehen konnte. Wie das Wesen des neuen Berufes auch beurtheilt werden mag, darüber waltet kein Zweifel ob, daß solche einem trefflichen Manne anvertraut ist, welcher in dem jetzigen Verhältnisse, an dem Orte, wo er früher in einer so ruhmvollen Wirksamkeit lebte, ein liebevolles Andenken vorfindet, indeß daheim seine Freunde und Verehrer in froher Erwartung dem Augenblicke seiner Rückkehr entgegen sehen.

Jene Kommission, deren baldige Endschaft öffentliche Blätter wiederholt ankündigen, ist in den Annalen der deutschen Kriminalrechtspflege neu, ein bedeutendes Monument der Zeit, weshalb die Aufmerksamkeit des In- und Auslandes bei ihr verweilt; was sie ausmittelte und bewirkte, jetzt noch ein Kabinetsgeheimniß, über welches zu reden vorbehalten bleibt dem Geschichtschreiber kommender Tage. —

Schon während seines Aufenthaltes zu Berlin erhielt v. K. den rothen Adlerorden. —

Es wäre hier vielleicht der Ort, noch Manches zu berichten über die Persönlichkeit und über das Privatleben des Mannes, der unter so vielfachen Schicksalen und Amtsstellungen seine Pilgerbahn bis hierher gewiß würdig verfolgte; doch trägt der Verfasser dieser Nachrichten gerechtes Bedenken, den inneren Anforderungen zu solchen Mittheilungen zu genügen. Ob er gleich unabhängig und ohne irgend eine seine Ansichten bestechen könnende Beziehung da steht, wird doch selbst das gerechteste Lob, ausgesprochen über Mitlebende, leicht für Schmeichelei gehalten, und ausserdem gehört es zu den Eigenthümlichkeiten Kaisenberg's, daß er, bescheidenen Sinnes, sich des erworbenen Verdienstes, wie mancher schönen Handlung des Edelmuthes und der Mildthätigkeit am liebsten im Stillen erfreut. —

Salomon Landolt.

Digitized by Google

Salomon Landolt *).

Wie der Mahler das Auge an einer Landschaft weidet, die das Ernste mit dem Lichtheitern und Anmuthigen auf eine Weise paart, daß sein Urtheil schwankt, welcher Character ihr beizumessen sei, und wie er seinen Kunstsinn anstrengt, um Verhältnisse und malerische Wirkung in ihr zu berechnen, so mag dem Psychologen das eigenthümliche Gemisch von Ernst und Laune erscheinen, das in Wort und That den Mann auszeichnete, dessen Leben wir hier skizziren, und der unter dem dreifachen Gesichtspunkte als Mensch, Beamter und Künstler unsre Aufmerksamkeit verdient.

Salomon Landolt wurde geboren den 10. December 1741 zu Zürich, wo sein Vater Mitglied des großen Raths als Zwölfter der Zunft zum Schaf in ehrenvollen Verhältnissen lebte; seine Mutter war die älteste Tochter des Generals Salomon Hirzel von Wölflingen, der lange in holländischen Diensten gestanden hatte, und der die geistige und moralische Bildung seiner Tochter, die sein Gut bewirthschaftete, dem Zufalle überließ. Lebhaft, rasch, sehr gewandt, zeigte sie eine humoristische Energie, die eine natürliche Folge ihres Lebens in ländlichen Umgebungen war, aber bei einer Frau mehr auffällt als bei einem unter ähnlichen Umständen erzogenen Manne. Sie erkannte sich wieder in ihrem Erstgeborenen und Liebling Salomon, welcher der Mutter Eigenthümlichkeit in tausend komischen Zügen äußerte. Das Stillsitzen kam ihm sauer an, und in den Schulen, die er besuchte, nahm er gewöhnlich den unter-

*) Bei dieser Skizze liegt zum Grunde die interessante Schrift: Salomon Landolt. Ein Charakterbild, nach dem Leben gemalt von David Heß. Zürich 1820.

sten Platz ein. In Equilibristenkünsten machte er mehr Fortschritte und schien ganz in seinem Elemente, als sein Vater im Jahre 1755 als Obervogt mit seiner Familie das reizend gelegene Schloß Wellenberg bezog. Mancher ergötzliche Knabenschwank, den er hier ausführte, den jedoch fast immer eine gewisse Gutmüthigkeit characterisirte, belustigte seine Eltern, seine Geschwister und selbst seinen Lehrer. Von hier aus besuchte er oft seinen Großvater in Wölflingen, wodurch sein ganzes Wesen eine entschiedene Richtung erhielt. Jugendeindrücke, frühe Freunde, und Genüsse bilden gewöhnlich das Grundgewebe unsres Wesens, und bestimmen selbst mit unsre künftigen Schicksale. Das adelige Landleben des Großvaters, das halb militairischen, halb weidmännischen Zuschnitt hatte, und etwas in's Gebiet des Abentheuerlichen hinüberschweifte, sagte dem lebendigen Knaben ungemein zu. Er fand hier tausend anziehende Dinge: einen Marstall voll schöner Pferde, abgerichtete Hunde, allerlei fremdes und einheimisches Geflügel, wilde und zahme Thiere, eine zahlreiche Dienerschaft und immer offene Tafel für Fremde und Gäste, die sich häufig einfanden. Im Innern eines Badehauses waren auf den Wänden die Lieblingspferde und Hunde des Generals dargestellt, oder Jagd- und andre Scenen, welche, wenn sie auch von keiner Meisterhand gebildet waren, doch zuerst seinen Sinn für Mahlerei anregten. Das freie, lustige Soldaten- und Jägerleben des Generals setzten nach dessen Tode seine drei Söhne fort, schwelgten aber so arg, daß sie bald die schöne Besitzung in fremden Händen sahen, und späterhin ihr Leben in elenden Umständen beschlossen. So lange der älteste Sohn das Gut besaß, hielt sich Landolt fortwährend da auf. Unter der Leitung des Oheims, den frühe Ungebundenheit und des Vaters Beispiel zum Wüstling gemacht hatten, erlernte er systematisch die Soldaten- und Weidmannskünste, härtete sich ab und ließ sich eine Art von Zucht gefallen, unter der er gehalten wurde. Die starken Bewegungen, das Leben im reinen Gebirgsäther, die Gewöhnung an Wind und Wetter hatten einen wohlthätigen Einfluß auf seinen Körper, und der angeerbte Humor erhielt reichliche Nahrung durch des Oheims Einfälle und wunderliches Treiben. Glücklicherweise ging von dessen moralischer Persönlichkeit in Landolts Wesen nichts über, ein

Digitized by Google

Beweis, daß Gold auch unter zerstörenden Einwirkungen Gold bleibt.

Durch diese Lebensweise wurde Landolt nicht blos für das Jäger- und Soldatenleben gewonnen; auch an den Beschäftigungen des Landwirths fand er schon damals Geschmack. Er unterhielt sich oft mit Landleuten über Vieh- und Baumzucht, über Wiesen und Ackerbau, und wurde von einem Pfarrer in Richterswyl, einem eifrigen Beförderer und Kenner der Landwirthschaft so begeistert dafür, daß diese Liebhaberei der Neigung zur Kunst und Kriegswissenschaft ihm späterhin immer zur Seite stand.

So konnte er als er das zwanzigste Jahr erreicht hatte, mit dem Schießgewehr und dem Degen treflich umgehen, verstand Pferde und Hunde abzurichten, und selbst ihre Krankheiten zu heilen, und führte abwechselnd den Pinsel und den Pflug, je nachdem der unruhige Geist ihn trieb. Diese Verschiedenartigkeit der Beschäftigungen und selbst die Mannigfaltigkeit seiner Talente mußten die Wahl eines bestimmten Berufs erschweren, und seine Eltern waren in nicht geringer Verlegenheit, was aus ihm werden sollte. Er selbst konnte sich nicht bestimmen, wie es denn oft mit Jünglingen geht, die Viel und Nichts wissen, und dabei ihre Schwäche fühlen, oder deren bewegliche Einbildungskraft ihnen bald diese bald jene Lebensart, als lockend vorgaukelt. Die Entscheidung schien endlich gefunden zu sein. Ein Freund und Verwandter des Landolt'schen Hauses, der Statthalter Johann Heinrich Escher, als Staatsmann, Militair und Menschenkenner ausgezeichnet, bewog die Eltern, den Jüngling auf die Militairschule zu Metz zu bringen, wohin er im Jahre 1764 wirklich abreiste. Schon für den an das Treiben eines ernsten Studiums gewöhnten jungen Mann, muß das Leben in einer solchen Anstalt, wenn er nicht besondre Neigung zum Soldatenstande hat, drückend werden; um wie viel mehr für den feurigen Natursohn eines Freistaats, der großgewachsen unter den Riesenmassen seiner Felsen, unter dem Tosen seiner Bergströme und den Aussichten in unbegrenzte Fernen, hier seine reichgenährte Phantasie den anhaltenden Studien der Geometrie, der Integral- und Differenzialrechnung, der Algebra, der Physik, Mechanik, Hydraulik und Baukunst unterordnen sollte, und der überdies ohne die dazu nöthigen Vorkenntnisse sich in diese neue Welt versetzt sah. Es wollte also nicht gelingen,

und oft machte er seinem gepreßten Herzen durch einen derben Weidmannsfluch Luft, oder ergoß sich in Klagen, in den Briefen an die Seinigen. Escher änderte daher den Plan; in der Absicht, seinem jungen Freunde späterhin das Staatsbauamt in Zürich zu verschaffen, rieth er ihm, sich mit Hintansetzung der rein militairischen Kenntnisse, besonders aufs architectonische Fach zu legen, was denn dem Landolt, bei seinem Talente für die Zeichnenkunst leichter zu werden schien. Aber auch dies dauerte nur kurze Zeit. Er zeigte in spätern Jahren einige zierliche Risse, die von anhaltender Arbeit zeugen, aus dieser Periode seines Lebens, aber sein nach unbedingter Freiheit strebender Geist wollte sich durchaus nicht in die Formen der Schule fügen, und oft, wenn er am vertiefteſten in die Arbeit schien, warf er die Instrumente mit lebhafter Bewegung hin, schwang sich auf den Gaul und jagte zum Thore hinaus.

In dieser Zeit erwachte die ihm inwohnende Liebe zur Mahlerei mehr als je und die Baukunst wurde vollends in Schatten gestellt. Vorherrschendes Talent ersieht, unter den entgegengesetzteſten Einwirkungen, seine Zeit und bricht überwältigend hervor. Landolt's Neigung fiel, wie es gewöhnlich ist, mit seinem Talent zusammen, und der Zwang, diesem Talent entgegen zu handeln, machte ihm eine Kunst nur noch theurer und begehrenswürdiger, die er sein ganzes Leben hindurch mit Liebe, nicht erfolglos trieb. Wir dürfen uns darüber nicht wundern. Ein Land voll reizender, mahlerischer Aussichten war seine Wiege. An den hellen Eismassen seiner himmelhohen Firnen, an dem Schmelz und Quellenmoose der grünen, duftenden Thäler, an den Wasserfällen, die aus Wolken über die Felszacken zu kommen scheinen, hatte sich diese junge, warme, bewegliche Phantasie zuerst emporgerankt und sich dadurch hoch emporgehoben gefühlt. Hier bildete sich früh sein Sinn für die Natur, hier entwickelten sich die Fähigkeit, auch das Kleine, weniger Beachtete wahrzunehmen und ihr abzulauschen. Da zeigte er den Ernst und die Geduld, welche Buffon das Genie nennt. Er konnte stundenlang eine Landschaft im Mondlicht oder im Schimmer der Frühe halb genießend, halb studirend betrachten und seinem scharfen, geübten Auge entging keine Farbengebung, kein Lichtspiel, keine characteristische Zusammenstellung der Bilder.

Er machte die Bekanntschaft eines jungen Mahlers, Le Paon, den sein Talent aus einem im Louvre zu Paris dienenden Küchenjungen zu einem nicht unbedeutenden Künstler erhoben hatte, und welcher damals, nachdem er den siebenjährigen Krieg mitgemacht, im Dragonerregiment zu Metz stand. An ihn schloß sich Landolt um so enger, da er gerade in dem Fache ausgezeichnet war, zu welchem er sich vorzüglich hingezogen fühlte. Le Paon zeigte ihm die technischen Vortheile; er lernte Reitergruppen, Kriegsscenen und Jagdstücke mahlen, und widmete sich diesem Kunstzweige mit jugendlichem Eifer. Als sein Lehrer durch einen Gönner nach Paris berufen wurde, um sich dort weiter auszubilden, und der Kunst ganz zu leben, war ihm der Aufenthalt in Metz gänzlich unerträglich. Er bestürmte seine Eltern mit Bitten, ihn nach jener Hauptstadt reisen zu lassen, und erhielt endlich diese Erlaubniß unter der Bedingung, seine architectonischen Studien dort fortzusetzen.

Man hätte glauben sollen, daß Landolt, nun dem militairischen Schulzwange entronnen, in dieser für ihn ganz neuen Welt, verlockt von Jugendfeuer, innerer Beweglichkeit und Unabhängigkeit sich allen Genüssen hingegeben hätte; allein dies that er nicht. Er wollte theils die Zeit seines dortigen Aufenthalts wirklich für seine Bildung nutzen; theils aber nöthigten ihn seine ökonomischen Umstände zu kluger Einschränkung. Er miethete sich in einem engen Gäßchen bei einem Garkoch ein, besuchte anfänglich architectonische Lehrstunden, und studirte, wie es gehn wollte, jedoch brachte er den größten Theil seiner Zeit bei seinem lieben Le Paon hin, der im Louvre sein Attelier hatte. Er war besonnen und verständig genug, das Anerbieten eines jungen reichen Landsmanns, ihm Geld zu allerlei Genüssen zu leihen, auszuschlagen, und benutzte dessen Zuneigung nur dazu, sich zuweilen in einem lakonischen Billet, das die Schüsseln, nach denen ihn lüsterte, andeutete, zu Mittag oder zu Abend einzuladen. Er genoß aber auch die Freuden, die ihm die Hauptstadt bot. So besuchte er zuweilen den Opernball, wo die Wahl seiner Maske und seine witzigen Einfälle Jung und Alt belustigten, oder er ritt, da er sich stets auf irgend eine Weise ein Pferd zu verschaffen wußte, in die Umgebungen, oder wohnte den Waffenübungen der französischen Truppen bei, wo sein

Kunstsinn Stoff, und sein Geist Beschäftigung fand. Da seine Eltern ihn zurückwünschten, so verließ er Paris, trennte sich aber nicht ohne Schmerzen von Le Paon. Nun wandte er sich erst nach Lion, wohnte hier Bourgelas Vorlesungen über die Thierarzneikunde bei, reiste dann, von seinem unruhigen Geiste getrieben, nach Holland, wo sein Bruder Johannes, in Mastricht in Garnison stand, lernte die Eigenthümlichkeiten des Landes, der Lebensart, und des Militairs kennen, und kehrte dann erst, mit manchen nützlichen Kenntnissen bereichert, zur Heimath zurück. Freilich waren diese Kenntnisse zu vielseitig, um tief zu sein; aber Landolt gehörte zu den Menschen, die durch ihren Geist die Lücken im Wissen ausfüllen, bei denen daher auch das karg gesäete Korn die volle Aehre trägt, und der unbedeutende Keim sich reich entwickelt. In der Studirstube und bei strengem Unterrichte konnte er nicht gedeihen; durch Welt und Menschen wollte er gebildet sein; der Zwang, der ihn an den Schreibtisch gefesselt hätte, würde ihn vielleicht zum Gelehrten gemacht haben, aber seine Originalität wäre sicher verloren gegangen.

Seine Eltern mogten wohl sehen, daß er weder ein guter Ingenieur, noch ein tüchtiger Baumeister geworden war; es blieb ihnen nichts übrig, als ihm eine kleine Stelle bei der richterlichen Behörde seiner Vaterstadt zu verschaffen. Im Jahre 1768 trat er daher als Jungrichter (so nannte man die neu aufgenommenen Mitglieder) in das Stadtgericht zu Zürich, und schon nach Verlauf eines Jahres ward er Mittelrichter. Dieses Amt verstattete ihm noch Muße genug, sich mit der bildenden Kunst zu beschäftigen, und schon in dieser Zeit erregten seine Darstellungen Aufsehen und Bewunderung. Sein Vater sollte jedoch nicht Zeuge der Dienste sein, die er bald darauf dem Vaterlande leistete. Der redliche, sanfte Mann starb im Jahre 1770.

Escher beschäftigte sich damals, die seit 1712 sehr in Verfall gerathene Zürcher Stadtmiliz, neu und der Zeit gemäß, zu organisiren. Ohne deshalb befragt zu sein, entwickelte Landolt im Stillen seine Ansichten über diesen Gegenstand, und theilte sie seinem Freunde und Gönner mit. Dieser mochte wohl Anfangs bei Landolts Plänen den Kopf schütteln, weil er ihm, den er ja nur als heitern Gesellschafter kannte, nicht Ernst und Erfahrung

genug zutraute, und weil er zu sehr für das französische Militair eingenommen war. Landolt hielt es nemlich für zweckmäßig, statt der gewöhnlichen Infanterie eine Scharfschützenschaar zu bilden, die, zweckmäßig eingerichtet und wohl geübt, in einem Gebirgslande voll von Engpässen und Thalschlüchten kräftigern Widerstand leisten würde. Die Regierung gestattete ihm die Ausführung dieses Plans in so weit, daß sie ihm Vollmacht gab, einen Versuch damit zu machen. Jetzt war er in seinem Elemente. Als Jäger und Schütze kannte er alle junge Leute der Stadt, welche ähnliche Beschäftigungen liebten, wußte vierzig Mann mit Ernst und Scherz zu gewinnen, und brachte es dahin, daß sie sich beritten machten, sich uniformirten und mit guten Kugelbüchsen versahen. Er gab ihnen täglich Unterricht im Feldjägerdienst, und bei der Musterung, die im Jahre 1770 in Gegenwart der Regierungsbehörden Statt fand, wurde ihm erlaubt, nach dem Manoeuvre mit seiner kleinen Schaar aufzutreten. Man erstaunte über ihre Haltung, Zucht und Gewandtheit, und dieses kleine militairische Nachspiel, erwarb dem Führer nicht allein den schmeichelhaftesten Dank des Kriegsraths, sondern er erhielt auch Befehl, eine Jägercompagnie von 100 Mann zu errichten, deren Uniform, Bewaffnung und Einübung seinem Ermessen und Gutdünken allein anheimgestellt ward. Das war die erste Frucht seines jugendlichen Jägerlebens, seiner Reisen, und der während derselben angestellten Beobachtungen des Soldatenwesens. Unaufgefordert eilten bemittelte Jünglinge zu dem heitern und doch so strengen, des Fachs wohl kundigen Hauptmanne, welcher jedoch nicht jeden, sondern nur den muntern, kräftigen und mit den besten Gewehren bewaffneten Bewerber in seine Schaar aufnahm. Ihre Uniform war so einfach und schmucklos, wie sie Landolt selbst bei seinem Jägerleben seit den Knabenjahren zu tragen pflegte. Er kam nicht vom Pferde, bis er die Rekruten geprüft, bewaffnet, eingeübt und so eine Schaar gebildet hatte, die man nicht mit Unrecht für die Blüthe der vaterländischen Jugend hielt. Jede Musterung dieser Schützen war ein Fest für die Gegend. Steifes Paradewesen war da gänzlich verbannt; die Hauptsache war Gewandtheit und richtiges, sicheres Schießen. Lebensgroße, mitunter abentheuerliche, Bilder wurden als Schießziel aufgestellt, oder auf Rädern rasch vorübergezogen, und dem geschicktesten Schützen ward

ein Preis auf des Hauptmanns eigene Kosten zu Theil. Wehe dem aber, der auf irgend eine Weise sich verging; eine Schaar kräftiger Donnerwetter aus Landolts Munde hagelte und strömte ihm entgegen, — bis die Uebung geendet war, und der Führer als Freund und Kamerad unter ihnen lagerte, und beim einfachen Jägermahle unter dem reinen Schweizerhimmel ihnen tausend Schwänke erzählte. Alle beteten ihn fast an. Es war eine Lust, den schönen, kräftigen Landolt unter diesen Jünglingen zu sehen, mogten sie nun am Abhange einer Höhe, malerisch gruppirt, ruhen, oder unter Hörnerschall, mit Tannenzweigen auf den Hüten, in Lebenslust und Gesundheit, den Führer auf tanzendem Gaule voran, vorüberziehen.

Nicht gering war das Aufsehen, welches diese Scharfschützen machten, und der Zulauf war so ungeheuer, daß bald nach Aufrichtung der ersten Compagnie, eine zweite, und in der Folge noch eine dritte und vierte errichtet wurde, so daß das ganze Corps 500 Mann zählte. Bald ahmte Zug dem Canton Zürich nach, und die andern Cantone folgten ebenfalls. Ueberall ward Landolt um Rath gefragt, überall für die Sache thätig, wurde er der Schöpfer jenes Jägerwesens, das einem republicanischen Bergvolke so angemessen ist. So war er in rastloser Thätigkeit. Jeder kannte ihn, jeder lächelte ihm einen Gruß entgegen, und er gewann täglich an Kundbarkeit und Volksliebe. Dabei richtete er den scharfen Blick auf Menschen und Menschenthun, beobachtete die Natur in ihrem Wirken und ihren Darstellungen, und versäumte nicht, im traulichen Gespräch mit dem Landwirth, seine Kenntnisse über Feld- und Gartenbau zu erweitern.

Man hätte meinen sollen, diese ihm so angemessene Thätigkeit und Lebensweise hätte ihm genügt, und ihn auf dem vaterländischen Boden festgehalten; doch: immer weiter war sein Wahlspruch; er konnte dem Gelüst nicht widerstehen, in die Ferne zu ziehen. Im Jahre 1773 machte er mit seinem Bruder Heinrich und noch einigen Bekannten eine Reise nach Holland. Die Gesellschaft reiste zu Wagen; er zu Pferde, umherjagend und Abentheuer suchend, oft so weit abseit, daß er erst am Abend im Nachtquartier mit jener wieder zusammentraf. Der frohe Zug nahm den Weg über Basel, Metz, Longwy, Arlon, Lüttich, Mastricht bis Herzogen-

busch, wo sein Bruder Johannes stand. Eine Summe von 8000 Gulden, die Landolt und seine Brüder in der Staatslotterie gewonnen hatten, erlaubte ihnen einen Streifzug durch die ganzen Niederlande. Salomon sah Zeughäuser, Magazine, Schiffswerfte und Gebäude, beobachtete Volk und Soldaten, und wurde, was ihn besonders vielleicht antrieb, jene Reise zu unternehmen mit der niederländischen Schule bekannt. In Rotterdam kaufte er einen Affen, welchen er nicht blos wegen seiner Possirlichkeit gern um sich duldete, sondern welchen er auch zum Gegenstande seiner zoologischen Beobachtungen machte.

Kaum war er nach Zürich zurückgekehrt, als in ihm mit unbesiegbarer Stärke die Lust erwachte, die Helden seiner Zeit, die Preußen, und ihren großen König zu sehen, der in seinen Phantasiegebilden, umstrahlt mit der Glorie des Feldherrnruhms, und umgeben von den hochgefeierten Heiden des siebenjährigen Kriegs ihm oft vorschwebte. Zwei seiner Landsleute, Jacob Escher, der als Cornet in einem Dragonerregiment den siebenjährigen Krieg mitgemacht hatte, und Ulrich von Orell, Lieutenant unter den Ziethenschen Husaren, trugen viel dazu bei, seine Einbildungskraft zu beflügeln, und seine Vorliebe für die Preußen und ihren Dienst zu verstärken. Ein anderer Umstand beschleunigte noch die Ausführung des lange im Stillen gehegten Plans. Salomon Geßner, der Landolten als Künstler und Mensch schätzte, bekam Besuch von westphälischen Kaufleuten, die lange in Berlin gelebt hatten, und viel von dem preußischen Heere und dem Schöpfer desselben zu erzählen wußten. Er sandte sogleich zu Landolt, und ließ ihn zu sich einladen. Obgleich dieser erst mit der Nacht kam, erschien er doch zeitig genug, um von Berlin und Potsdam, den großen Musterungen, den berühmten Generalen und von dem Leben des gefeierten Monarchen zu hören. Seine Wangen glühten, sein Auge blitzte, seine Sehnsucht sprach sich in jedem Gesichtszuge, in jeder Bewegung aus. Geßner, selbst hingerissen, erbot sich, im Falle er nicht bei Casse sei, zu einem Vorschusse von tausend Gulden. Mehr bedurfte es nicht, um Landolt sogleich zu dem Entschlusse zu bestimmen, nicht mit den gemächlichen Kaufleuten, sondern gleich übermorgen mit Tages Anbruch, ohne Empfehlungsschreiben und ohne Begleiter gen Brandenburg zu reiten. Dies war im Jahre 1776. —

Digitized by Google

Wenige Tage vor der großen Frühlingsmusterung kam er in Berlin an, suchte seinen Freund Orell auf, und machte sich sogleich mit dem Offiziercorps der Ziethenschen Husaren bekannt. Nicht wenig gerieth er aber in Verlegenheit, als er erfuhr, daß es der besondern Erlaubniß des Königs bedürfe, der Revue beizuwohnen, die er sich schriftlich ausbitten müsse. Wenn er auch wohl mit der Feder umzugehn wußte, so hatte er doch noch nie an einen König und an einen solchen König geschrieben, der sein Ideal und der Gegenstand seiner tiefsten Bewunderung war. Nachdem er sich lange den Kopf gerieben, schrieb er endlich in seiner lakonischen Sprache einen kurzen französischen Brief des Inhalts: der Wunsch, ächte Soldaten zu sehen, habe ihn aus der Schweiz nach Berlin getrieben, und er bäte Sr. Majestät ꝛc. Friedrichs eigenhändig unterzeichnete Antwort lautete buchstäblich so:

Au Capitaine Suisse de Landolt
du Canton de Zuric

à Berlin,

Mr. de Landolt, Votre demande d'hier ne rencontre pas la moindre difficulté. Je vous permets d'assister à la revue de Mes troupes, partout où vous voudrez, et sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait, Mr. de Landolt, en sa sainte et digne garde.

Potsdam, ce 12 de Mai 1776.

FREDERIC.

Landolt war entzückt über diese Zeilen, die er triumphirend in dem Busen verbarg, und mit denen er, als mit einer Aegide bewaffnet, sich kühn unter die Reitergruppen auf dem Potsdamer Musterungsfelde mischte. Hier gingen denn seine schönen Jugendträume in Erfüllung; hier umgaben ihn die mit Narben bedeckten Schaaren in unabsehbaren Reihen, glänzend im Waffenschmuck, und mit Ehrenzeichen behangen, und mitten unter ihnen sah er den großen, obwohl schon alternden Monarchen, dessen Wink alle diese glänzenden Massen bewegte, und schwelgte in diesem Schauspiel. Sein ganzes späteres Leben hindurch gewährte ihm dieser Moment eine schöne Nachfeier in der Erinnerung. Noch größer aber war sein Entzücken, als er hörte, ein königlicher Adjutant habe nach ihm gefragt, und der König wünsche ihn zu sprechen. Ungesäumt begab er sich nach der

Musterung zum Oberhofmarschall, und begehrte zum König. Dieser maß den Fremden in seinem schlichten Jägerkleide lang mit den Augen, und meinte, die Ausländer ließen sich durch die Gesandten ihrer Nation vorstellen. Als ihm Landolt aber sein Schreiben vorzeigte, änderte er den Ton, und bestimmte ihm Ort und Stunde zur Audienz.

Nicht ohne Herzklopfen stand er, wie er später so gern erzählte, im Kreise der Staabsoffiziere, Gesandten und vornehmen Ausländer, die, den König erwartend, einen großen Kreis bildeten. Als er vorgestellt wurde, ruhte des Königs Adlerauge mit Wohlgefallen auf dem kräftigen Schweizer; das Männlich-Freie in Miene und Haltung, die Kürze und Bündigkeit seiner Antworten, die passenden Bemerkungen über den Eindruck, den die Musterung auf ihn gemacht, und das Ungewöhnliche und Originelle in den Ausdrücken, machten den König immer freundlicher, und er bot ihm endlich Dienste an, wenn er ein Freicorps von lauter Schweizern errichten wollte. So groß auch die Bewunderung in Landolts Seele war, so war er doch besonnen genug, diesen Antrag mit der Bemerkung abzulehnen, daß die schweizerische Verfassung keine andere Werbung gestatte, als für die Mächte, mit welchen eigene Verträge über diesen Gegenstand abgeschlossen seien. Der König, die Richtigkeit dieser Aeusserung erkennend, sagte ihm noch einige freundliche, aufmunternde Worte, und entließ ihn dann.

Gleiches Wohlwollen fand Landolt bei dem alten Ziethen, der ihn oft zur Tafel zog, ihn auf sein Gut einlud, und sein geselliges Talent, seine heitre Laune wie sein richtiges Urtheil schätzte. Dann begleitete er seinen Freund Orell in die Uckermark, besuchte die Schlachtfelder, und studirte den preußischen Dienst in seinen, von dem Militair anderer Staaten abweichenden Eigenthümlichkeiten. Seine Liebe zur Kunst führte ihn zu Meil, Berger, Rode, und besonders zu Daniel Chodowiecky, mit welchem er in ein freundschaftliches Verhältniß trat, und der ihm den König und Ziethen zu Pferde in Gouache mahlte. Diese Bilder waren nachher Landolt's stete Stubengenossen.

Da die Hoffnung, unter vortheilhaften Bedingungen im preußischen Militair angestellt zu werden, ihm fehl schlug, ohngeachtet er noch zweimal den König gesprochen hatte, und seine Mutter ihn wiederholt zur Rückkehr aufforderte, so schickte er sich zur Heimreise an, und trennte sich mit Rüh-

rung von dem sieben und siebenzigjährigen Ziethen, der ihm beim Abschied sagte: „Adieu, mein lieber Capitain; ich wünsche, daß wir einander jenseit auf der großen Wiese wieder antreffen mögen!“ Im November war er wieder in Zürich, wo man sich um ihn drängte, und ihn gern erzählen hörte. Das Schreiben des großen Friedrich ähnelte nach und nach seiner dem zerlesenen Paß eines wandernden Handwerksgenossen. Er selbst gab sich mit Wärme der Erinnerung an jene schönen in Berlin verlebten Zeiten hin, sprach oft davon, aber stets ohne alle Ruhmredigkeit und Prahlerei.

Die Achtung, die ihm von Seiten der Regierung wurde, und die Liebe, die das ganze Publikum für ihn hatte, erwarben ihm den 22. Febr. 1777 von den Vorstehern seiner Zunft zum Schaaf, die Stelle als Zwölfter in dem großen Rath: als solcher ward er den 24. desselben Monats beeidigt. Von seinem entschlossenen Muthe und seiner Bereitwilligkeit, sich dem öffentlichen Dienste zu widmen, zeugt folgender Vorfall; im Julius 1778 stand über einem großen Theile des Cantons Zürich ein furchtbares Ungewitter, eine Naturerscheinung, die in Hochländern immer schrecklicher und in ihren Wirkungen verheerender, als in Ebenen ist. Der düstre Himmel entlud sich unter zischenden Blitzen und lautem Donner in Wolkenbrüchen und rauschenden Wassergüssen, welche ungeheure Verheerung, besonders in Küßnacht anrichteten. Jeder Bach ward zum reißenden Waldstrom, der ertrunkene Menschen, Vieh, Vorräthe und Hausgeräth auf seinen Wellen fortriß. Da gab es denn viel Wehklagen und Jammergeschrei, aber wenig Besonnenheit und Retterhände. Landolt war mit grauendem Morgen auf der Jammerstätte, und noch früher, als die von der Regierung abgesandte Commission, welche die Trümmer beseitigen, den Strömen das Bette wieder anweisen und retten sollte, was noch gerettet werden könnte. Er erbot sich in den Augenblicken der allgemeinen Verwirrung der Polizei, die Ordnung wieder herzustellen und die Arbeiten zu leiten. Man nahm dies Anerbieten an. Seine Stentorstimme commandirte nun die arbeitsfähige Mannschaft, die er gesammelt und in Rotten abgetheilt hatte; er sorgte, daß die Ermatteten abgelöst wurden, entfernte müssige Gaffer und raublustiges Gesindel und leitete mit Besonnenheit die Arbeiten, über deren Erfolg Jeder erstaunte. Er kam nur des Nachts oder

während der Essenszeit unter Dach, war überall, strafte die Faulen, belohnte die Fleißigen, und errichtete für die neugierigen Städter einen Opferstock, an welchem ein paar Worte zur Wohlthätigkeit für die Verunglückten einluden. Bei solchen ernsten Vorfällen fehlt es gewöhnlich nicht an komischen Auftritten. Ein kleiner, durch seine possirliche Gestalt auffallender Catechet trat nemlich als Bußprediger auf Küßnachts Trümmern auf, verkündigte, nachdem er mühsam einen Eckstein, den er als Rednerbühne erwählt, bestiegen, von da herab mit rollenden Augen und schmetternder Stimme die Zorngerichte des Höchsten. Er erregte mehr Gespött und Lachen, als daß er erbaut hätte, und hinderte oft das Volk am Arbeiten. Landolt ließ ihn einige Male höflichst ersuchen, seine Vorträge einzustellen; da dies nichts half, ließ Landolt eines Tages, als das Männchen eben die Steinkanzel wieder betreten hatte, dasselbe behutsam aufheben, und unter dem schallenden Gelächter der Menge bis an des Dorfes Grenze tragen. Seit dieser Zeit blieb der Bußprediger weg. —

1778 ward Landolt, der nicht aufhörte, seine Mußezeit auf die Ausbildung der Scharfschützen zu wenden, von der Regierung zum Anführer des gesammten Jägercorps mit Obristlieutenantsrange ernannt. Drei Jahre später bewarb er sich um die Landvogtei zu Greifensee und erhielt sie, wodurch er zum Besitze des reizend gelegenen Schlosses, das er nun bezog, kam.

Ehe hier die Eigenthümlichkeiten seiner verwaltenden und richterlichen Amtsführung gewürdigt werden, sei erwähnt, daß er sich nie verheirathete, ohnerachtet ihm das schöne Geschlecht nicht gleichgültig war, und er im Umgange mit demselben selbst ritterliche Galanterie zeigte. Vielleicht hielt er auf der einen Seite sein Vermögen für unzureichend, um eine Gattin standesmäßig zu erhalten, auf der andern aber sagte ihm der ehelose Stand bei seiner Neigung zum Soldaten- und Jägerleben mehr zu. Die Hauptursach seiner Ehelosigkeit scheint jedoch seine Großmutter gewesen zu sein, die aus unbekannten Gründen, ihm auf alle Weise die Heirathsgedanken aus dem Sinne zu reden wußte. Landolt machte sich dies auf seine Weise zu Nutze. Wenn er sich zuweilen gern ein Pferd gekauft oder sonst etwas angeschaft hätte, was seine Casse

nicht zu bestreiten vermochte, ließ er einige Worte gegen die alte Frau Zunftpflegerin fallen: daß es doch nicht gut sei, wenn der Mensch immer allein bliebe; man wisse nicht, wie es in alten Tagen ohne Gehülfin und Freundin wohl dem Menschen gehn könne ꝛc. — Sie rief denn gewöhnlich aus: „Schweig mir von dem, Salomon! Komm mir nicht mit einer Frau! Brauchst du Geld? Wie viel?“ — eilte dann zum Schranke und zahlte mit Freuden die bezeichnete Summe, die der Listige lächelnd einstrich. Späterhin bedurfte es keiner ähnlichen Einleileitung mehr bei ihr, und wenn er Geld brauchte, pflegte er wohl zu sagen: „Liebe Frau Großmama, ich muß wieder Futter für meine Frau haben!“ — Er behalf sich daher sein ganzes Leben hindurch mit einer Haushälterin. Jene, welche zu Greifensee sein Hauswesen besorgte, wird kaum erwähnt in seiner Lebensgeschichte; diejenige hingegen, die, nachdem er schon diesen Ort verlassen hatte, bis an ihr Lebensende bei ihm blieb, verdient durch ihre seltsame Persönlichkeit und durch die wichtige Rolle, welche sie in seinen häuslichen Verhältnissen spielte, daß wir eine kurze Erzählung ihres Lebens und eine kleine Schilderung ihrer Eigenthümlichkeit als Episode hier einflechten.

Marianne Catharine Klaißner war unter acht Geschwistern das jüngste Kind des Stadt-Zimmermeisters zu Hall in Tyrol, und 1754 geboren. Körperlich schwach in der Kindheit, lieblos behandelt von einer Stiefmutter, wuchs sie, kaum eines Blicks gewürdigt, unter den Straßenbuben auf, und ihr Lebensmorgen war höchst trübe. Vollends unglücklich fühlte sie sich späterhin, als sie ihrer schönen Stimme wegen gezwungen wurde, das Noviziat in einem strengen Orden anzutreten. In dem Augenblicke der Einkleidung bekannte sie unverholen ihre Abneigung gegen den geistlichen Stand, und der Provinzial, vernünftiger, als die Eltern, entließ sie. Jetzt wurde sie in einem gräflichen Hause zu Freiburg im Breisgau als Köchin untergebracht, und hier entspann sich zwischen ihr und einem daselbst studirenden schönen Jünglinge Carl Franz aus Donauschingen, ein förmlicher Liebeshandel. Ein österreichischer zu Freiburg stehender Offizier, dem sie ihre Gunst versagte, hatte aus Rachsucht über beider Verhältniß öffentlich schlecht von ihr gesprochen. Davon unterrichtet, begab sich die kräftige, junge Tyro-

lerin, mit ihrem Küchenmesser bewaffnet, auf das Caffeehaus, wo sie den Offizier traf, und schalt ihn einen ehrlosen Verleumder. Als dieser sie hinauswerfen wollte und da solches nicht gelang, den Degen zog, entwand sie ihm diese Waffe mit gewandter Faust, zerbrach sie vor dem Knie, und warf sie ihm, in Gegenwart vieler Gäste, vor die Füße. Der Offizier mußte natürlich aus dem Regimente treten. Die siegreiche Marianne aber ging mit ihrem Geliebten, dessen Verwandte die Verbindung nicht zugeben wollten, heimlich durch. Sie zogen in's Preussenland, wo Franz im Regiment Herzog von Braunschweig Dienste nahm. Als Marketenderin machte sie den baierischen Erbfolgekrieg mit, und gewann im Felde und in den Garnisonen so viel, daß Franz gut leben konnte. Sie erzeugten neun Kinder, von denen sieben bald nach der Geburt starben; und nur zwei Töchter am Leben blieben. Franz fühlte späterhin Reue über seine Verbindung mit ihr, und nach manchen ehelichen Zwistigkeiten und heftigen Auftritten kaufte sie ihm den Abschied zu Halberstadt im Jahr 1787, entließ ihn, und begab sich mit ihrer Tochter (die Jüngere starb während der Reise) in das Kloster St. Blasius im Schwarzwalde, von wo aus sie an Landolt empfohlen, und von diesem in Dienst genommen wurde, wegen ihres originellen Wesens. —

Er hatte alle Ursach, mit ihr zufrieden zu sein, wenn gleich ein anderer Mann, vielleicht nicht lange mit ihr hätte auskommen können. Sie kochte vortrefflich, hielt kräftig Regiment in Haus, Hof und Stall, wußte durch ihre lange Erfahrung Rath in allen Verlegenheiten, und führte späterhin sogar die Casse und Berechnung über Einnahme und Ausgabe. So wurde sie Landolten unentbehrlich. Ihre Heftigkeit, ihre Husarenmanieren, ihre schmetternde Stimme setzte das Hausgesinde in Furcht und Schrecken, und immer kühn stand die Handfeste furchtlos ihren Mann. Dazu kam, daß ihre durch Feldzüge, Verdruß und Abentheuer mancherlei Art, längst verblühten Reize die Stimme der Welt zum Schweigen brachten, und keinen Zweifel über Landolts Verhältniß zu ihr ließen. Er konnte wochenlang vom Haus entfernt sein; die Verwaltung der innern Angelegenheiten gerieth nie in's Stocken, und nie fehlte irgend Etwas, wenn, wie es oft der Fall war, sich unerwartet Gäste einstellten. —

Digitized by Google

Landolt's nächste Sorge als Landvogt war, im Bereiche seiner Wirksamkeit, auf die Aufrechthaltung der Sittlichkeit seiner neuen Unterthanen, und auf die Verbesserung des Landbaues sein Augenmerk zu richten. Er hatte viel Gefühl und Sinn für erstere, und erlaubte sich nie etwas Anstand und Sitte Beleidigendes, und wie sehr er für letztern eingenommen war ist bereits angedeutet. Als er hörte, daß das junge Volk zu Greifensee dem Spiel ergeben sei, und trotz aller Warnungen, besonders jeden Sonntag es heimlich und öffentlich treibe, ließ er bekannt machen, daß von jetzt an jeden Sonntag im Schlosse Gesangübungen stattfinden würden, und lud die Jugend dazu ein. Man kam; die Neuheit der Sache gefiel. Er ließ einen geschickten Gesanglehrer kommen, theilte Preise unter die Vorzüglichern aus, stellte frohe, ländliche Feste an, und erreichte so wirklich seine Absicht: das Spiel unterblieb. Dessenungeachtet waren einige unverbesserliche Spieler, welche die Andern aufs Neue zu verlocken suchten. Landolt erfuhr dies. Er erspähte ihren Schlupfwinkel, eine Kneipe zu Gfenn. Hier saßen sie eines Abends spielend. Da trat, in kurzer Jacke, mit tief über die Ohren gezogener Mütze, einen Reisesack über der Schulter, ein Tyrolerkrämer in die Stube, begehrte Nachtquartier, und setzte sich in eine dunkle Ecke. Die Spieler, nachdem sie sich Zeichen gegeben, forderten den stillen Wandersmann zum Spielen auf. Dieser weigerte sich, schützte seine geringe Baarschaft, und die Strenge eines in hiesiger Gegend regierenden Landvogts war. Die Gesellen lachten darüber und des Landvogts, der, wie sie meinten, sie doch nicht erwischen werde, und erklärten unter gräßlichen Flüchen, er müsse mitspielen, oder sich zum Teufel packen. Als auch dies nicht wirkte, höhnten und stießen sie ihn. Der Bedrängte wollte fortgehn, und nur erst schauen, ob er in der Dunkelheit den Weg noch finden könnte. Er öffnete das Fenster, und pfiff durch den Finger. Die Buben stutzten. Plötzlich aber ging die Thür auf; herein stürmten sechs Bewaffnete, der Tyroler riß die Kappe vom Kopf und gab sich als den so eben verspotteten Landvogt zu erkennen. Im Gefängnisse wurden die Uebelthäter hart gezüchtigt. —

Das Tabakrauchen an feuerfangenden Orten ließ er bei Strafe eines halben Thalers verbieten. Als er, selbst ein starker Raucher, einst mit der brennenden Pfeife in

den Stall kam, nahm sich einer seiner Knechte die Erlaubniß, ihm zu sagen: „Der Herr Landvogt sei ja selbst mit der brennenden Pfeife im Stalle.“ Landolt seine Zerstreutheit gewahr werdend, nannte ihn einen braven Kerl, und gab ihm auf der Stelle den halben Thaler. —

Höchst verhaßt war ihm die Trunkenheit, und wer von ihm in einem Rausche angetroffen wurde, konnte sicher auf derbe Züchtigung rechnen. Ein Rattenfänger taumelte einst halb sinnlos vor dem Schlosse vorbei. Da der Amtsbote nicht da war, eilte der Landvogt selbst hinab, und sperrte den Betrunkenen ein, bis er wieder nüchtern war. — Sein eigner Amtsbote Trachsler war dem Trunke ergeben, und als er ihn eines Tages, trotz aller Warnungen wieder benebelt sah, ließ er dessen baumstarke Frau kommen, und befahl ihr, ihren Mann tüchtig mit der Ruthe zu züchtigen. Sie entledigte sich ihres Auftrags zur Zufriedenheit des lachenden Landolt, der ihr für diesen, ihrem Manne gethanen Liebesdienst, einen blanken Thaler schenkte! —

Was die Verbesserung der Landwirthschaft anbetrifft, so lag sie ihm nicht blos als Lieblingsbeschäftigung am Herzen, sondern er hielt sie auch für das zweckmäßigste Mittel, die Bauern von schlechten Streichen abzuhalten. Diese, welche den Landvogt nach ganz andern Grundsätzen die Schloßgüter verwalten und den Acker bauen sahen, hatten keinen rechten Glauben an seine Neuerungen. Der Landmann ist gewöhnlich mit Vorurtheilen erfüllt, wenn er sieht, daß es Andre nicht so machen, wie er und sein Vater und Großvater es gemacht haben. Landolt belehrte und überzeugte sie durch dem günstigen Erfolg seines Verfahrens. Dies wirkte. Es folgten anfänglich Einige seinem Beispiele; nach und nach machten es Alle, wie er, und jetzt wird die Landwirthschaft in dortiger Gegend ganz nach seinen Grundsätzen betrieben. Um ihnen einen Fingerzeig zu geben, wo es bei ihnen früher gefehlt habe, ließ er mit großen Buchstaben über sein Stallthor schreiben: Mist geht über List. — Er kaufte schlechte, von liederlichen Besitzern vernachlässigte Grundstücke, brachte diese in kurzer Zeit in Stand, und überließ sie dann wohlwollend, um mäßige Preise an solche Bauern, die als arbeitsame, gute Wirthe in seine Ansichten eingegangen waren. Kleesamen verschenkte er Pfundweise unter der Bedingung, ihn nach seiner Weisung zu bauen, und ihn nicht länger, als zwei

Jahre stehn zu lassen. Seine Uneigennützigkeit, sein Wohlwollen erweckte ihm Liebe, seine Kenntnisse Vertrauen; beides aber erleichterte die Ausführung seiner Pläne und erhöhte seinen Einfluß in allen Gemeinen des Bezirks. Er wurde der Wohlthäter der ganzen Gegend. Er trocknete Sümpfe aus, legte Pflanzungen von Wald- und Fruchtbäumen an, verbesserte den Straßen- und Brückenbau, wodurch die Ortschaften, was in einem Berglande so wesentlich ist, in nähere Verbindung kamen, und suchte alte, für die Zeit nicht mehr passende Gemeineverordnungen in Vergessenheit zu bringen. Er empfahl ferner den Geistlichen die strengste Aufsicht über die Schulen, und den Eltern gute Kinderzucht; die Nachlässigen in dieser Hinsicht bestrafte er, und hielt auch auf Kirchenbesuch, worin er selbst mit gutem Beispiel voranging. Alle Polizeibefehle, welche der Amtsbote öffentlich verkünden mußte, ließ er sich erst von diesem so lange laut vorlesen, bis dieser gut betonte und er überzeugt war, er lese so, daß sich Niemand entschuldigen könne, er habe die Verordnung nicht recht verstanden. Den Aberglauben suchte er unter dem Volke auszurotten, oder benutzte ihn auch wohl auf seine Weise zu guten Zwecken. Da z. B. aus einem Walde bei Maur unaufhörlich Holz gestohlen wurde, ließ er in demselben einen Tagelöhner beerdigen, der sich selbst entleibt hatte. Von der Zeit an getraute sich Niemand mehr, in diesem Holze Forstfrevel zu begehen.

Was die Ausübung seines richterlichen Amts anbetrifft, so war sein Verfahren höchst originell; wir können jedoch dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß in kleinen Freistaaten der Beamten Willkühr weit größer ist, als in Monarchien, und daß jeder, der einigermaßen Hang zur Willkühr und zur Herrschsucht hat, sich da leicht zu einem kleinen Despoten methodisch bildet. Unsern Landvogt bewahrte glücklicherweise Rechtlichkeit und angeborne Milde davor; aber er, der sich nie ins Hergebrachte und Uebliche zu finden vermochte, und Alles auf seine Weise that, konnte sich auch nicht in die üblichen Formen der Rechtspflege fügen. Es ist nicht zu leugnen, daß er Menschenkenner war und einen Scharfblick hatte, welcher die Schuld oder Unschuld des Beklagten und den wahren Hergang der Sache gewöhnlich sicher und rasch entdeckte; aber vielleicht führte ihn ein zu großes Vertrauen auf jenes Talent zu weit; er sprach

zu rasch das Urtheil, ließ die Execution eben so rasch folgen und es erregt Verwunderung, daß sein Verfahren ihm nur ein oder zwei Mal Verdrießlichkeiten und Rügen von Seiten der höhern Behörde zuzog. — Sein Haupt-Strafwerkzeug war der Stock. Er hielt gewöhnlich sogleich Standrecht und züchtigte ohne Ansehn der Person. Der Sträfling, meinte er, dem das Gesetz Strafe zuerkennt, muß diese sogleich fühlen, auch schon deshalb sei es gut, damit dem bemittelten Schuldigen keine Gelegenheit übrig bleibe, sich von der Strafe loszukaufen; und wer einmal seine Prügel weg habe, könne sie ja nicht wieder abschütteln. Bei solcher öffentlichen Execution wurde gewöhnlich mit einer Glocke geläutet, um Zuschauer herbeizuziehen, und so die Strafe empfindlicher zu machen. Ließ er Sträflinge an die Stud (Schandsäule) stellen, so heftete er ihnen einen Zettel, der in Landoltscher Sprache ihr Vergehen bezeichnete, vor die Brust, oder ließ auch wohl den Schuldigen mit solchem Schandzettel von Gemeine zu Gemeine führen.

Bei dieser Strenge war er geachtet von Volk und Regierung, und man nannte seine Sentenzen in doppelter Beziehung „salomonische Urtheilsprüche.“ Schon seine in der Form abweichenden Verhöre hatten ihre Eigenthümlichkeiten. Im Audienzzimmer hing ein großer Spiegel, gegen den er sich gewöhnlich wendete, und in welchem er den Beschuldigten scharf beobachtete. Diese Sonderbarkeit veranlaßte unter dem Volke die Sage, daß der strenge und gerechte Landvogt im reinen Glase des Spiegels jedes Vergehen der Menschen entdecke, und ihr Inneres offen vor ihm da liege. Wer kein gutes Gewissen hatte, erschrak daher, wenn sich Landolt zum geheimnißvollen Spiegel kehrte und gestand oft mehr, als gefragt war. Eines Tages verhörte der Landvogt einen mit dem Spottnamen Blutzger behafteten Menschen nebst dessen Spießgesellen, wegen eines betrügerischen Baumwollenhandels. Sie hatten ihre Aussagen verabredet und leugneten hartnäckig. Da bemerkte der Richter im Spiegel, daß Blutzger den Andern einen Wink gab. Augenblicklich stellte er ihn wegen dieses Zeichens zur Rede. Der Bestürzte verwickelte und widersprach sich und gestand endlich stotternd und angstvoll das ganze Bubenstück.

Seine Menschenkenntniß, seine Erfahrung und vielleicht auch sein physiognomischer Scharfblick führte ihn oft auch auf andre Weise zu dem, was er wissen wollte. So wohnte einst ein artiges, junges Mädchen zufällig dem Verhöre bei. Landolt raunte einem Freunde in's Ohr: „die Dirne ist schwanger." — Der Freund zweifelte. Er führte sie in ein Nebenzimmer, und fragte sie zutraulich, doch ohne alle Einleitung, wer der Vater ihres Kindes sei? Das Mädchen erglühte, erholte sich aber bald und sprach, ob er denn gar meine, sie sei in andern Umständen? — „Das geht mich nichts an, erwiederte er; „ich frage auch nicht darnach; aber den Verführer will ich wissen, damit du ihn als Vater vor Gericht angeben kannst." — Schluchzend und beschämt bekannte sie ihre Schande. Landolt sorgte nun in der Stille, daß das arme verführte Mädchen mit Ehren unter die Haube kam. — Ein ander Mal stand ein Bauer in Verdacht, ein Schnupftuch entwendet zu haben, und ward deshalb von Landolt verhört. Er stellte sich, als messe er dem Vorgeben des Bauers Glauben bei. Plötzlich aber sprach er wie verlegen: „das verdammte Tuch! Wüßte ich nur, wie es aussieht; ist es denn etwa von der Farbe und Beschaffenheit des meinigen" und damit zog er das seinige aus der Tasche. — „Nein, gewiß nicht, Herr Landvogt" erwiederte treuherzig der Dieb „es ist viel schlechter; auch nicht roth, sondern blau. —"

Dem Bettelvogte zu Greifensee hatte Landolt oft vergebens eingeschärft, kein liederliches Gesindel im Flecken zu dulden. Einst schellte wieder ein Bettler an der Schloßpforte. Landolt ließ ihn ins Wirthshaus führen und dort mit Wein und guten Speisen bewirthen. Nach einer Stunde ließ er den Bettelvogt rufen, und sprach zu ihm: Es sitzt einer im Wirthshause, und läßt sich's auf deine Kosten wohl schmecken; jetzt wird er satt sein; du magst für ihn bezahlen, und ihn denn weiter führen. Von jetzt an sah man keine Vagabunden mehr in Greifensee.

In eben dem Orte war ein im Rufe der Schwarzkunst stehender Schneider, welcher ausstreute, er könne bannen, wann und wen er wolle. Landolt, der den Aberglauben auszurotten wünschte, und den Unfug immer ärger werden sah, indem der Schneider den Wahn des

Volks zu schlechten Streichen mißbrauchte, ließ diesen an die Stud stellen, und verhieß ihm große Belohnung, wenn er den Arm des Amtsboten lähmen könnte, der ihn prügeln sollte. Bei den ersten Hieben schrie der Schneider, der Landvogt sei ein besserer Hexenmeister, als er, und treibe ihm die Teufelskünste mit der Seele aus! —

Ein Bauer von Maur, Namens Gretler, klagte beim Landvogt seine Frau wegen Zanksucht an, so wie, daß sie ihn oft mishandle und ihm neulich in der Wuth, siedenden Kaffee in die Brust gegossen habe. Landolt forschte lange in der Unterhaltung mit diesem Manne, wer wohl der schuldige Theil sein mögte. Endlich sprach er: „ich sehe wohl, daß du ein geplagter Hiob bist, und will dir Recht schaffen. Künftigen Sonntag laß ich dein Weib in die Drille *) sperren, und dann kannst du den giftigen Satan vor der ganzen versammelten Gemeinde drillen, so lang es dir gefällt!" — Der Bauer erschrak und betheuerte dem Landvogt, dazu könne er sich unmöglich verstehen. Sie bleibe doch immer seine Frau, und er könne es nicht über sich gewinnen, sie vor den Augen der Gemeinde der Schande Preis zu geben. Sein Wunsch wäre blos, der Herr Landvogt möge sie ermahnen und durch vernünftige Vorstellungen bessern. — Landolt ließ nun die Frau vor sich kommen. „Ich höre, sagte er, du lebst unglücklich mit deinem Manne; er muß wohl ein nichtsnutziger Kerl sein." — „Ja wohl ist er das," erwiederte die Xantippe, und mit geläufiger, scharfer Zunge ergoß sie sich in Schmähreden über ihn. — „Wenn dem also ist, sagte hierauf Landolt, so sollst du Genugthuung erhalten. Weißt du was? Wir lassen den Schwerenöther nächsten Sonntag in die Drille setzen, und dann kannst du ihn nach Herzenslust kuranzen." Jetzt funkelten die Augen des Weibes, und freudig rief sie aus; „Ja, ja, Herr; das will ich mit tausend Freuden thun; ich will ihn drillen, daß er an mich denken soll." — Nun

*) Ein großer hölzerner Käfig, in welchem man Sträflinge einsperrte, und so lange im Kreise herumdrehte, bis ihnen übel wurde. Man sah dieses aus alter Zeit herstammende Strafwerkzeug bei dem Hauptbrunnen der Dörfer. Jetzt werden die Drillen gar nicht mehr gebraucht. Seit 1798 sind sie gänzlich abgeschaft. Landolt aber bediente sich ihrer zuweilen.

wußte Landolt, wen er vor sich hatte, und ließ die Zänkerin, zwar nicht drillen, aber doch einige Tage bei Wasser und Brod einsperren, bis sie mürbe geworden war.

Eine Schaar muthwilliger Buben hatte zu Maur ausgespäht, daß eine arme Bäuerin in Kindesnöthen liege. Sie kletterten Nachts auf einen Holzstoß, beobachteten die Kreisende und trieben ihr Gespött mit ihr. Der Gatte klagte. Landolt verurtheilte die schamlosen Gaffer, der Wöchnerin eine tüchtige Portion Wein, Brod, Fleisch, Zucker, Kaffee ꝛc. selbst zu überbringen, und sich ihre Verzeihung erbitten. — Doch wollte Landolt nicht blos strafen, sondern auch bessern. Ein Schneider von Eglisau führte ein liederliches Leben, arbeitete nicht, ließ seine arme Familie darben und gerieth in Schulden. Auf des Landvogts Befehl ward er eines Abends abgeholt, und über Nacht in den Thurm gesetzt. Der Taugenichts machte sich statt des Frühstücks auf eine tüchtige Tracht Prügel gefaßt; wie verwundert war er aber, als er in ein heiteres Zimmer geführt wurde, wo er Handwerksgeräth und bestellte Arbeit vorfand. Viele Wochen lang mußte er hier arbeiten, er mochte wollen oder nicht, Nachts aber im Thurme zubringen. Alles, was er an Arbeit fertig gemacht hatte, wurde ihm pünktlich bezahlt. Als er endlich ein Sümmchen sich erarbeitet hatte, lernte er den Werth treuer, redlicher Arbeit einsehen, und kehrte gebessert in den Schooß seiner Familie zurück.

Durch Vernachlässigung und Geringschätzung aller rechtlicher Formen zog sich Landolt manche Unannehmlichkeiten zu. — Ein als Tröhler *) bekannter Mann, der Förster Jacob Jud zu Maur hatte seinen Grenznachbar überackert, wurde verklagt, überwiesen und bestraft. Im folgenden Jahre kam dieser mit der Klage ein, er seiner Seits sei nun überackert worden; er verlange Gerechtigkeit. Landolt warnte vor der Tröhlerei und ungegründeten Beschuldigungen, und fand zwar, daß des Nachbars Pflugschaar an einigen Stellen des Försters Acker leicht berührt habe; daß aber an andern Stellen, der Richtung nach, eher zum Nutzen, als zum Schaden des Försters gepflügt sei, wie solches oft ganz unvorsätzlich geschе-

*) Tröhlen, prozeßsüchtig sein; Rechtssachen durch Ränke verlängern.

hen kann. Daraus ergab sich, Jud habe muthwillige Klage geführt. Er wurde demnach verurtheilt, die Untersuchungskosten zu bezahlen, und zur Strafe der Tröhlerei mit zwölf Stockschlägen gezüchtigt zu werden. Der Förster gerieth außer sich, protestirte gegen das Urtheil und verlangte Appellation an die Regierung. „Das steht dir frei, sagte Landolt; vorher aber bekömmst du deine Prügel.“ Das geschah. Der geprügelte Förster rannte nach der Stadt, jammerte, klagte über himmelschreiendes Unrecht und nöthigte die Regierung, neben ihm Landolt vor die Schranken zu stellen. Die Untersuchung begann nun von Neuem; aber das Gutachten von allen Seiten bestätigte des Försters Unrecht. Dieser behielt seine Prügel; aber Landolt bekam einen Verweis, daß er ohngeachtet der eingewandten Appellation sein Urtheil an dem Förster habe vollziehen lassen. Er fühlte sich tief gekränkt, als öffentlicher Beamter neben den ränkevollen Mann gestellt worden zu sein, ohne daß er sich eines Unrechts bewußt war, außer daß er in der Form gefehlt habe, und begehrte auf den Satz gestützt „er dürfe sich, für die Folge verschüchtert, unter solchen Umständen, vielleicht bald den Vorwurf der Schwäche und Nachlässigkeit in Verwaltung seines Amts von der Regierung zuziehn,“ in ehrerbietigen Ausdrücken seine Entlassung. Dieses Ansuchen mußte abgewiesen werden, und erregte für den Augenblick neue Mißstimmung gegen ihn. Die Commission, vor welche er berufen wurde, lobte zwar im Allgemeinen seine Amtsführung, empfahl ihm aber für die Zukunft eine genauere Beobachtung der Formen, mit dem Ausdruck; „man dürfe den modus procedendi nie aus den Augen verlieren.“ Als Landolt's Hitze verraucht war, ließ er zwei junge Jagdhunde schulgerecht und strenge abrichten, und nannte den Einen modus, den andern procedendi. — Aber weder modus noch procedendi konnten ihn im folgenden Jahre abhalten, einem andern Kerl die Jacke etwas zu vorschnell ausklopfen zu lassen, was ihm eine neue Lection von Seiten der Regierung zuzog.

Zu bewundern ist, wie ihm folgendes gewagte Verfahren so gut durchging. Der Landolten als muthwilliger Tröhler schon aus Protocollen bekannte Fischer Hämig von Ober-Uster wollte neue Händel anfangen. Der Landvogt schlug ihm kurz weg alles Rechtsgehör ab.

Hämig wollte sich nicht abweisen lassen, und lief, als Landolt unerbittlich blieb, zum regierenden Bürgermeister nach der Stadt, und kam triumphirend mit einem versiegelten Briefe an den Landvogt zurück, welcher den Befehl enthielt, dem Petenten das Recht zu öffnen. Landolt legte den Brief unerbrochen bei Seite, ließ den Hämig hinabführen, demselben ein halbes Dutzend Streiche zuzählen, und bedeutete ihn, jetzt habe er sein Recht erhalten, weiter werde er ihn nicht anhören, und wenn er noch zehn Briefe brächte!!! —

Weil Landolt leichten Sinn hatte und das Glück in sich trug, so waren ihm manche, zum Theil selbst veranlaßte Unannehmlichkeiten in der Amtsführung wie leichte Wetten mit Hagelschauer, die der Wind vorüberführt, und er lebte in Greifensee sehr glücklich. Die Mußezeit verwandte er nach seiner Weise; er mahlte, jagte, hielt Schießübungen mit den Schützen, und hatte dabei die Augen überall im Bezirk seiner amtlichen Wirksamkeit. Freunde und Bekannte besuchten ihn häufig, und ergötzten sich an seinem Thun und Treiben. Conrad, der älteste Sohn seines Freundes Salomon Geßner, hielt sich ein ganzes Jahr bei ihm in Greifensee auf, um Pferd- und Schlachtmahlerei unter seiner Leitung zu studiren. Daneben unterrichtete er dessen Bruder Heinrich in der Reitkunst, und da es ihm immer Freude machte, aufkeimende Talente zu ermuntern und zur Blüthe zu bringen, so wurde er durch Unterricht auch einem jungen Zürcher, Caspar Körner, nützlich, den er für das Militair theoretisch und praktisch zu bilden gedachte, der aber als Jüngling starb. — Rasch verflogen ihm so die sechs Jahre seiner Amtsführung, und wie man über ihn urtheilte, als er abziehn sollte, ergiebt sich aus Folgendem. In der Schenke sammelten die Bauern zum Scherz die Stimmen, ob sie, wenn ihnen die Wahl gelassen würde, einen neuen Landvogt erwählen, oder ob sie den alten lieber behalten würden. Da trat einer auf und sprach: „Ihr wißt es Alle, wie mich Landolt einst wohlverdienterweise an die Stud stellen ließ; aber ich bin der Erste, der dem strengen, unpartheiischen Landvogt die Stimme giebt; er ist ein gerechter Mann, und straft keinen, der es nicht verdient hat.“ Einmüthig stimmten ihm Alle bei. —

Für das Stadtleben war Landolt nicht; wenn auch seine Mutter nicht im Jahre 1784 zu Zürich gestorben wäre, so würde er doch wahrscheinlich den Aufenthalt auf dem Lande vorgezogen haben, da er dessen Annehmlichkeiten früher schon bei seinem Oheim und späterhin in Greifensee kennen gelernt hatte. Er kaufte sich daher von der Wittwe seines Bruders Heinrich ein kleines Gut in der Enge, (zwischen Wollishofen und der Sihl) für seine Junggesellenwirthschaft groß genug, welches durch Reize der Umgebung seinen Kunstsinn nährte und beschäftigte. In dieser schönen Einsamkeit hauste der biedere, heitre Landolt mit Frau Marianne, der raufluftigen Tyrolerin, und lebte fast ganz der Kunst. Hier begründete er eine Künstlergesellschaft, welche sich in mancher trauten Sommerabendstunde um ihn sammelte, und der er bis an's Ende seines Lebens treu blieb. Sie bestand aus dem liebenswerthen und geistreichen Martin Usteri, dessen gemüthliches, allbekanntes Volkslied: „Freut euch des Lebens" ꝛc. er nie genug und immer wieder mit neuem Entzücken hörte; aus dessen frühverstorbenem Bruder Paulus; Ludwig Heß, dem helvetischen Claude-Lorrain, welchem Landolt viel verdankte; Heinrich Freudweiler; Conrad Geßner, seinem Zögling und Heinrich Meyer, dem Kupferätzer. Es war unter ihnen die Uebereinkunft getroffen, daß jedes Mitglied der Reihe nach in ein Mahlerbuch seinen Beitrag liefern sollte. Landolt gab den seinigen nicht regelmäßig; das einzige Bild, welches er jener Sammlung einverleibte, hat auch um so größern Werth. Es stellt uralische Kosacken vor, welche in einer Winterlandschaft französische Jäger verfolgen, und ist trefflich in der Idee und in der Ausführung. —

Er sah gern Künstler an seiner Staffelei, vor der er gewöhnlich im Stehen arbeitete, theils um sich von ihnen belehren zu lassen, theils um eigne Bemerkungen über Kunst und Natur mitzutheilen und seine Ideen über diese Gegenstände im Gespräch zu entwickeln. Wüest, Heinrich Lips, Huber, Maurer, Heinrich Füßli, Heinrich Meyer, und Pfenninger von Stäfa achtete er ungemein als Theoretiker, als wie Praktiker; er dagegen war ihnen theuer, indem er die Geübtesten oft auf eine neue, unbeachtete Seite der Kunst und Natur aufmerksam zu machen wußte. Salomon Geß-

uer begeisterte ihn wieder, wenn er, von andern Lieblingsbeschäftigungen verlockt, den Pinsel wegwarf und ihn ganz zu vergessen schien. Doch dies war selten der Fall; denn er war zu weit vorgeschritten, und hatte zu viele der Freuden gekostet, welche Darstellungen irgend einer Art dem Bildner gewähren, als daß er der Kunst untreu geworden wäre. Bei den Entwürfen zu seinen Bildern, und besonders wenn sie ihm noch nicht klar und lebendig vorschwebten, oder er sich der Mittel, sie mit Effect darzustellen, noch nicht recht bewußt war, ging er sinnend und pfeifend im Zimmer auf und nieder. War ihm alles klar und das Bild in der Phantasie fixirt, dann gings rasch an die Arbeit; gelang sie nach seiner Einsicht und seinem Gutdünken, dann fluchte und lachte er wechselsweise durcheinander, und gerieth in die heiterste Stimmung. Dabei hatte er es gern, sich durch Musik in die zum Mahlen günstige Stimmung setzen zu lassen. Als der Tonkünstler Hirzel einen ganzen Sommer bei ihm zubrachte, ließ er, während er an der Staffelei arbeitete, diesen auf der Flöte phantasieren, oder Landolt selbst pfiff auf dem Blatte, wobei ihn jener mit der Octav-Clarinette secundirte. Vorzüglich gern hörte er ein kleines Stück, welches Hirzel zum Theil aus einem Flötenconcert von Graf, zum Theil aus einem andern von Borghi zusammengesetzt hatte, welches in so fern Interesse haben mogte, weil Usteri der Melodie dieses Stücks die Worte seines Liedes: freut euch des Lebens ꝛc. unterlegte, welches Lied er für einen frohen Abend der schon obenerwähnten Züricher Künstlergesellschaft gedichtet hatte. Landolt spielte auch die Maultrommel und meinte in den Tonschwingungen dieses einfachen Instruments eine Verwandtschaft mit den Farbenabstufungen zu finden.

Obgleich die Bilder, welche er in der Enge mahlte, nicht so vollendet, als die spätern sind, so ist doch Eines derselben, welches jetzt im Besitz eines Beamten in der Schweiz ist, nennenswerth. Es ist eine Scene aus der Schlacht bei Roßbach. Im wilden Gewühl stürzen siegende Preußen über einen Haufen um Gnade flehender Franzosen. Ein Marschall, der Huth und Bügel verloren, hält den Hals seines Pferdes umklammert, und wird von einem Husaren gejagt, der mit — der Tabakspfeife nach ihm zielt. Ueberhaupt schlug sein Pinsel die Franzosen beständig, und sie erhielten selbst da keinen Pardon,

als sie schon halb Europa unterjocht und die Roßbacher Schandsäule längst umgestürzt hatten. In seinen Darstellungen blieb er in so fern immer derselbe, daß der Kenner seine Manier auf den ersten Blick erkennt; dennoch enthält fast jedes seiner Gemählde irgend einen neuen und ansprechenden Gedanken. Alles lebt in seinen Kriegsscenen; seine Patrouillen gerathen gewöhnlich in des Morgens Zwielicht oder im letzten Schimmer der Abendröthe aneinander. Da gehts an ein wildes Hauen, Schießen und Stechen. Flüchtlinge jagen von dannen; Roß und Mann wühlen im Pulverdampf oder stürzen über einander hin. Im Schatten des Vordergrundes hauchen mit dem Tode Ringende, im Ausdruck des Schmerzes, die Seele aus. Da eine gewöhnliche Beleuchtung ihm selten genügte, und er es durch lange Naturbeobachtung meisterlich verstand, seine Gestalten durch einen außergewöhnlichen Lichteffect zu heben, so thürmt er während des Gefechts oft Gewitterwolken auf, der Blitz zerschmettert eine alte Eiche, oder ein Platzregen und Hagelschauer trennt die Kämpfenden; oder eine Reitergruppe, im wüthenden Kampfe begriffen, wird von den hochauflodernden Flammen eines angezündeten Dorfs so erleuchtet, daß Waffen, Gestalten und andre Gegenstände düster blutroth im Wiederscheine flimmern. Er ließ oft, wenn er mit solchem Stück sich beschäftigte, seine Knechte sich über einander werfen, zuweilen bei Tage, zuweilen bei Fackelschein, um recht treu zu sein. Besondern Werth erhalten diese Schlachtstücke auch dadurch, daß er die characteristischen Züge und Eigenthümlichkeiten der verschiedenen Nationen nach dem Leben aufgefaßt hatte, und sie unverkennbar darstellte. Nicht blos Uniformen und andere äußere Abzeichen unterscheiden Oesterreicher von Preußen, Franzosen von Holländern, Ungarn von Tyrolern, Kosacken von Kirgisen ꝛc. und selbst ihre Pferde, sondern auch Nationał-Physiognomien, Haltung und Bewegungen. In seinen Jagdstücken erkennt jeder Liebhaber dieses Vergnügens und selbst der Nichtkenner, den geübten, kundigen Weidmann im Künstler. Jeder Schütze hat da die kunstgerechte Stellung und den angemessenen Posten; das Wild nimmt nur den Lauf oder Flug, den es nach der dargestellten Gegend und der Zusammenstellung der Baumgruppen, Hügel, Schluchten und Wiesen nehmen muß, und alle seine Thiergestaltungen athmen Leben. Doch ist es

höchst auffallend, daß er mehr friedliche, idyllische Gegenden, liebliche Wiesen und Thalgründe darzustellen liebte, und eigentliche wilde Schweizernatur mit Gemsjägerscenen, oder himmelhohe Felsbilder im höhern Styl nie gemahlt hat; seine Landschaften sind größtentheils Reminiscenzen jener sanften Gegenden am Rhein, an der Thur, Töß und Sihl, wo er am meisten lebte. Anziehend werden seine Darstellungen noch dadurch, daß im Künstler immer der Mensch zum Vorschein kommt; denn es schimmert durch die meisten derselben jene frohe Laune, die mitunter wie ein Satyr hinter einem Baume lauschend hervorguckt, ein Zug, der seine Wirkung für die, welche ihn kannten, gar nicht verfehlen kann. Der Kunstrichter tadelt übrigens an seinen Gestalten, besonders bei gewagten Stellungen, daß hin und wieder ein Arm zu kurz oder ein Bein zu lang ist, worin sich freilich der Mangel an anhaltenden Studien entdeckt.

Aus diesem friedlichen, freundlichen Stillleben in der Enge riß ihn aber bald die Woge der bewegten Zeit, und den Männern von der Seine, die er früher auf Paraden und bei Musterungen beobachtet hatte, sollte er sich bald kampffertig entgegenstellen. Die neue französische Republik hatte dem Könige von Sardinien den Krieg erklärt. Der General Montesquiou näherte sich mit seinen siegreichen Schaaren der westlichen Schweiz. Die Fahnen Frankreichs wehten bald, trotz der Neutralitätserklärung Genfs, vor den Thoren dieser Stadt. Der jacobinische Minister Clavière, ein geborner Genfer, hatte, aus Rache, sich aus ihr verbannt zu sehen, ihren Untergang beschlossen, und Montesquiou erhielt Auftrag, sie zu jacobinisiren. In ihrem Innern spukte wirklich schon der Revolutionsgeist. Zufolge des 1584 mit Bern und Zürich abgeschlossenen Vertrags verlangte sie von diesen Cantonen eine Besatzung von 600 Mann. Landolt erhielt den ehrenvollen Auftrag, an der Spitze der von Seiten des letztern Cantons abgesandten 640 Mann dahin abzugehen, und kam in Eilmärschen. Er fand die Lage der Dinge mißlich. Es gab da eine französische Partei, die seine schon unzufriedenen Soldaten zu gewinnen suchte, das französische Exercitium, von den Bernern schon angenommen, sollte er seinen Zürchern einüben. Er hätte lieber wacker zugeschlagen, als im Zimmer innerhalb der Wälle einer belagerten Stadt, Kriegsrath ge-

halten. In diesen für ihn so unruhigen Tagen hätte er fast das Leben in den Wellen des Genfersees verloren. Er erwartete nemlich im October den zürcherischen Repräsentanten, Hrn. Rathsherrn Pestaluz, der über den See in Genf eintreffen sollte. Landolt freute sich auf die Gegenwart des wackern Mannes, und eilte zum See, um ihn da zu erwarten. Seine Ankunft verzögerte sich. Die Nacht brach ein, der Sturm heulte, und der Regen ergoß sich in Strömen. So war es Mitternacht geworden. Ein Bedienter leuchtete zwar; aber Landolt, in seinen Mantel gehüllt, eilte ihm vor, und, das Ufer überschreitend, stürzte er in die Wellen des brausenden Sees. Sein Adjutant, Graf Wipf von Marthalen faßte mit Besonnenheit und Kraft des Sinkenden Mantelkragen und zog ihn triefend heraus. Er dankte seinem Retter, eilte nach seiner Wohnung, kleidete sich um, nahm einen Schnaps zu sich, und wollte aufs Neue hinaus, welcher Vorsatz einen komischen Kampf zwischen ihm und dem Adjutanten veranlaßte; der ihm endlich die Stiefeln entwand und sie wegtrug, so sehr auch Landolt befahl, drohte und fluchte. Endlich befahl er nachgebend dem Adjutanten zur Strafe für seine Insubordination mit ihm noch eine Pfeife am Kamin zu rauchen. Allein dies geschah nicht. Er bekam einen heftigen Fieberanfall, mußte zu Bett gebracht werden; mit ärztlicher Hülfe siegte indeß seine kräftige Natur bald wieder und er genas. —

Geschätzt von seinen Obern, geliebt von den wieder besänftigten Soldaten und den bessern Bürgern, aber gehaßt von den französischen Parteigängern, lebte nachher Landolt in Genf, bis Montesquiou, der mit gemäßigter Gesinnung die Streitigkeiten beilegen wollte, in Paris der Schlaffheit in Vollziehung seiner Aufträge angeklagt, in Ungnade fiel, das Heer verließ, und auf helvetischem Gebiet Rettung von der Guillotine suchte. So gestalteten sich denn die Dinge anders. Landolt verließ Genf mit den Truppen, und erhielt vom Oberbefehlshaber H. von Muralt in dieser Stadt ein Dankschreiben, welches nicht blos Höflichkeitsformeln, sondern die Ausdrücke unzweideutiger Hochachtung enthielt. Zu Haus fand er, daß Marianne sein Gütchen wohl bewirthschaftet hatte. Doch kam er in so fern zu guter Stunde, weil sie, die immer geladenes Gewehr neben ihrem Bette stehen hatte, dasselbe so eben gegen einige Nachbaren ge-

Digitized by Google

brauchen wollte, die es in Landolts Abwesenheit gewagt hatten, einen beständigen Fahrweg über sein Gebiet zu bahnen. Er beruhigte die Heldin, und stellte den Frieden her. Zwei Jahre, nach jenem Zuge gen Genf, wurde die Landvogtei Eglisau erledigt, deren Verwaltung ihm auf sein Ansuchen von der Regierung übertragen wurde. —

Den 5. Mai 1795 verließ er die Enge und bezog das Schloß Eglisau, weniger anmuthig, als Greifensee gelegen. Schon hatte die Zeit Vieles umgestaltet. Zwar blieb er seinen Grundsätzen, bei der polizeilichen und richterlichen Verwaltung getreu; aber theils wehte das Leben ihn schon herbstlich an, und sein Blut rollte gemäßigter, theils waren Ansichten und Vorstellungen aus der neuen Republik herübergekommen, die ihn nöthigten, behutsamer aufzutreten, und welche seine Geschäftsführung als öffentlicher Beamter erschwerten. Seine Wirksamkeit fürs Ganze und seine Haushaltung waren weit ausgedehnter, als in Greifensee, sein Bezirk größer, und der Streitigkeiten gab's mehr zu schlichten, so daß er selten an der Staffelei oder auf der Jagd sich erholen konnte. Zuweilen nach Unterhaltung und Stille sich sehnend, besuchte er den Zöllner Keller, in welchem er einen gebildeten Mann, einen treuen Freund, einen warmen Vertheidiger des alten Geistes fand, und in dessen Familie jene altschweizerische Einfalt wohnte, die im Laufe der stürmischen neunziger Jahre fast ganz aus dem oft gepriesenen Freiheitslande entwich. Böse Vorzeichen ließen für die Zukunft nichts Gutes ahnen, und erfüllten Landolten, der ein Freund der strengsten Ordnung war, oft mit stiller Bekümmerniß; manche Auftritte dienten ihm zur ernsten Mahnung größerer Wachsamkeit und Behutsamkeit. Schon am Tage seiner Huldigung zu Eglisau, wollte ein verdächtiger Kerl, der in Frankreich als Soldat gedient hatte, die Gemeinen bewegen, dem neuen Landvogt den Eid der Treue zu versagen. Landolt ließ ihn in den Thurm setzen. Bei einer bald darauf stattfindenden Rekrutirung gab es nicht allein viele mißmuthige Gesichter, sondern auch hin und wieder leises Murren. Landolt, dies wohl bemerkend, ermahnte zur Ordnung und zum Gehorsam gegen die Obrigkeit, und schloß seine Anrede mit den Worten: „Ist Jemand unter euch, der es wagen mögte, gegen die Befehle der Regierung etwas zu sagen,

der trete vor!" Niemand regte sich; aber es war eine Stille, der Gewitterschwüle ähnlich. Da wandte sich der vor der Fronte auf- und abgehende Landolt zum Amtsboten, und flüsterte ihm etwas in's Ohr. Bald darauf brachte dieser aus dem Thurme jenen Aufwiegler, der lumpig, verstört, mit langem Barte, und zitternd sein Urtheil erwartend, da stand. „Schaut," sprach Landolt mit Ernst und Würde, „so sehen die Verführer aus! Wollt ihr solchem Hunde mehr Glauben beimessen, als eurer Obrigkeit? Nehmt ein Beispiel an ihm, und hütet euch, daß Niemand, wie er, dem Arm der strafenden Gerechtigkeit anheimfalle." Dies wirkte. — Die Ruhe war für den Augenblick hergestellt, und die Truppen zogen zu ihrer Bestimmung.

Solche Auftritte waren jedoch nur Vorspiele und Kleinigkeiten, in Vergleich mit den großen Ereignissen des Jahres 1796, die Landolten in einem ganz andern Wirkungskreise beschäftigten. Denn von da an sehen wir ihn mit dem Degen in der Hand, und im Kampfe gegen die, welch früherhin sein Pinsel so oft geschlagen hatte. Der rechte Flügel der großen französischen Armee unter Moreau, mit dem Erzherzoge Karl im Kampfe, achtete die an den Grenzen aufgestellten Neutralitätssäulen der friedliebenden Cantone nicht. Schon im Julius zeigten sich französische Marodeurs und schwäbische, auf helvetischem Gebiet Sicherheit suchende Flüchtlinge. Landolt, obwohl immer mit rastloser Thätigkeit die dadurch entstandene Unordnung wieder herstellend, sahe ein, daß er isolirt zu schwach sei, dies länger zu vermögen, und verlangte von der Regierung bewaffnete Hülfe. Im September brachte ihm ein Eilbote aus Schafhausen die längst gefürchtete Nachricht, daß in jene Gegend ein von Oesterreichern geschlagener Haufe Franzosen eingebrochen sei. Er flog an die Grenze, verdoppelte die Wachen, schrieb Befehle, entbot die Mannschaften aus den benachbarten Quartieren, und setzte sich mit den Offizieren zu Schafhausen in Verbindung. Die Franzosen unter Delmas und Oudinot, (letzterer verwundet) kamen nun wirklich in abentheuerlichen Aufzügen und Trachten an. Verwundete, österreichische Ausreißer und Emigranten bildeten den Nachtrab. Alle wurden an den Grenzen entwaffnet, und erhielten zwar

Verpflegung, wurden aber gegen das Aargau gewiesen, und von da aus dem Lande geschafft. Die Franzosen schimpften deshalb, die Oesterreicher klagten über Neutralitätsbruch, die Verwundeten jammerten — es war ein verhängnißvoller, mühseliger Tag für Landolt, der jedoch keinen Augenblick die Fähigkeit zum Handeln verlor. Die kämpfenden Heere rückten der Schweiz mit jedem Tage näher. Zürich, Bern und Schafhausen besetzten ihre Grenzen, und Landolt, zum Befehlshaber des linken Flügels der von Zürich gestellten 4000 Mann ernannt, war nun ganz Soldat und bereit, sein Blut für das theure Vaterland zu vergießen; ja es war in Momenten der Begeisterung sein sehnlichster Wunsch, auf dem Bette der Ehre zu sterben. Dabei vergaß er seinen Civilposten nicht ganz, und wenn er exerciren ließ, Couriere abfertigte, und militairische Anordnungen traf, entschied er oft in der nächsten Stunde als polizeiliche und richterliche Behörde die Streitigkeiten der Bauern. In seinem Schlosse nahm er zu Mariannens Verdruß das Doppelte der Einquartierung, und that mehr, als man von ihm forderte. Im October drängte der Erzherzog Karl den General Moreau durch die Schlüchte des Höllthals hinab; die größere Gefahr schien vorüber, weshalb die Truppen entlassen wurden; Landolt legte den Degen nieder, trat in den Kreis seiner frühern Wirksamkeit zurück, und erhielt den lebhaftesten Dank und Beifall für seine Dienste von der Regierung. —

Inzwischen kam das für Helvetien so verhängnißvolle Jahr 1798. Schon gegen Ende des Jahres 1797 ward Erguel mit der französischen Republik vereinigt, und an Bern und Freiburg von ihr erklärt, „das Waadtland verlange seine frühern Rechte, und sie werde dasselbe in seinen gerechten Anforderungen unterstützen.“ Zugleich besetzten die Franzosen das Waadtland. Bern sich dem Willen des Directoriums nicht unterwerfend, griff zuerst zu den Waffen, und am 1. Februar rief man einstimmig die Hülfe der Eidgenossen auf. Kräftiger Widerstand würde geleistet sein, wäre der alte Schweizergeist nicht entwichen. Es fand sich eine Partei, die, wenn sie auch nicht ganz von Jacobinismus beseelt war, doch neugallische Grundsätze hegte, und die Bessern durch heimliche, nicht erfolglose Einflüsterungen

zu vergiften ſuchte. Innere Gährungen, hie und da laut geäußerte Unzufriedenheit mit der Lage der Dinge ließen nichts Gutes erwarten. Schon dem Privatmanne fällt es ſchwer, unter ſolchen Umſtänden durch das Labyrinth des Widerſtreites ohne Anſtoß und Verirrung ſich hindurch zu winden; wie vielmehr dem Beamten, auf den Aller Augen gerichtet ſind, und von welchem man nicht blos vorſichtiges, leidentliches Verhalten, ſondern kräftiges offenes Handeln erwartet. Vollſtändig hier zu zeigen, wie Landolt dieſe Aufgabe löste, würde eine chronologiſche Folgereihe der Geſchichtsereigniſſe ſeines Vaterlandes heiſchen; hier jedoch genügt es, in einzelnen Zügen anzudeuten, wie er, als warmer Vaterlandsfreund, auf der Seite der ſogenannten Oligarchen, dachte, handelte und ſich durchwand.

Dem bedrängten Bern ſollte auch Zürich ſein Contingent geben; und wenn es Landolten vorher ſchon ſchwer ward, die Freunde der neuen Ordnung in ſeinem Bezirk bald durch freundliche Ermahnungen, bald durch Drohungen im Zaume zu halten, und ſo das wankende Gebäude der Ordnung und Sicherheit zu ſtützen, ſo wurde es ihm bei Weitem ſchwerer, ein Bataillon zu bilden, welches der Revolutionsgeiſt immer wieder auseinander trieb, wenn er es glaubte geſammelt zu haben. Endlich brachte er es dennoch dahin, die Freicompagnie ſeines Quartiers, mit Hülfe ſeines Schwagers Meiß zu vervollſtändigen, ſo daß ſie zu ihrer Beſtimmung abgehn konnte. Wichtiger, gefahrvoller war für ihn der Auftrag die Gemeinen an beiden Ufern des Zürcherſee's zu bereiſen, ihren Geiſt zu erforſchen, manches Scharfe zu mildern, und einen Verſuch zu machen, den wohlthätigen Einfluß, den er einſt als Mann des Volks hatte, geltend zu machen. Er that's; ſein Bruder Johannes verwaltete indeſſen ſeine Stelle als Landvogt. Alles fand er bewaffnet, mißgeſtimmt, im Aufruhr begriffen. Dennoch ritt er ohne Bedeckung von Ort zu Ort, kehrte bei allen Bekannten ein, die Einfluß haben konnten, hörte die Beſchwerden der Unzufriednen, beſänftigte die entlaßnen Gefangenen, rieth, bat, ermahnte zur bürgerlichen Eintracht, und fand oft den beſten Willen, aber oft auch die Ohnmacht zu helfen, und überzeugte ſich, es ſei zu ſpät, um des Vaterlandes Ruhe zu erhalten. Als er an einem Orte gefragt wurde, ob er als Freund oder

Feind käme? erwiederte er: „ihr Narren, wo hab' ich denn Volk?“ Aber doch großen Anhang, hieß es. — „Der wird euch nicht freſſen; ich bin blos gekommen, um euch vor dem Verderben zu warnen.“ Er fand unter ſeinen ehemaligen Jägern viele Freunde, die ſich erboten, ihn im Nothfalle zu ſchützen; aber er wurde nirgends angefochten, und kehrte, freilich unverrichteter Sache, nach Zürich zurück, wo er ſeinen traurigen Bericht abſtattete. Als er unerwartet nach Egliſau zurückkehrte, ward er von denen, welche als Freunde der neuen Formen ihn ſchon los zu ſein hofften, nicht gern geſehen, und ſeine Rückkehr erbitterte Einige ſo ſehr, daß ſie es wagten, ihm Drohbriefe ohne Namen zuzuſenden. Jetzt ſammelte er ſeine Getreuen um ſich, bewaffnete ſie, ſtellte Kanonen auf, und ſetzte ſich völlig in Vertheidigungszuſtand, trieb aber dabei, friedlich, wie ſonſt, ſeine Geſchäfte. Als die Gemeinen des Cantons eingeladen wurden, Wahlmänner, die die Beſchwerden des Landes unterſuchen ſollten, zu ſtellen, erklärte Landolt, das mögten ſie ohne ihn thun; er ſei bereit, abzutreten, da es ohnehin ſchien, daß er das Zutrauen des Volks nicht mehr beſitze. Aber einſtimmig ward er gebeten, nicht allein jenes Geſchäft zu übernehmen, ſondern auch ſeine Verwaltung fortzuſetzen — eine glänzende Genugthuung für jene Drohbriefe! Ja, als im März die ganze Schweiz in Aufruhr war, bewaffnete Haufen beider Partheien das Land durchzogen, und Mißtrauen, Zügelloſigkeit und Verwirrung herrſchte, erhielt er noch von ganzen Gemeinen die Zuſicherung unverbrüchlicher Treue; freilich machte er da zugleich die niederſchlagende Erfahrung, daß Einige von denen, auf die er ſein ganzes Vertrauen geſetzt hatte, von ihm abfielen. Er war keinen Tag vor einem Ueberfalle erhitzter Bauern ſicher, und hatte noch ſeine Noth mit der Amazone Marianne, die einen Landſturm gegen die verhaßten Franzoſen aufbieten, und ihren lieben Herrn vertheidigen wollte.

Der Mittag des 8. März wäre für Landolt beinah der letzte ſeines Lebens geworden. Er ſaß an eben dieſem Tage bei Tafel, als man plötzlich Sturmläuten und fernes Schießen hörte. Einige glaubten, es ſei Feuer in einem nahen Orte, und der Meßner von Egliſau zog deshalb unaufgefordert die Sturmglocke. Landolt ließ die Thore verrammeln, ſetzte ſich in Vertheidi-

gutmüthigkeit, und erwuchsen gerade den Letztern. Da verlor Marianne auf dem ungeheizten Gutshofe, eine Nacht, unbekümmert Thüren und Fenstern abgewarten des Bett in Gischeberg trocknen zu helfen. Ein hart erzwungenes Nachtlager, das sich leicht aus der Erinnerung kann Letten lassen dürfte. Weniger Begreiflich scheint mir der Trieb des Unternehmens Landolt mit diesem Gesindlein, um Geld zu spielen, besonders Abgangenen, den Tuchs und Tuchs nahm. Der junge Landolt hielt auf einen bewaffneten Zaufen beherzmender Bauern. Sie hielten ihn an und wollten ihn nach gethan lassen. Da spielte Jeder seinen zum Tuchs, und dann bestehe Gesellschaft, den jungen Landolt aufgefordert schlagen, und Landolt setzte noch Geschütze erwachten ihre Lachlust, und strengte sich an, Landolt, um Landvogt und Gesellschaft vor Verlust, aber zur unverständigen. Dieser mannigfach Beschäftigung Landolt's Augenblicke Beobachtern — ein Mann hatte darauf — Das Landvogt hat und an die Fenster gehen verboten, Landolt hat Geld[1] und „Ja!" — Wenn Hat über Hals hat, entrann schon bei Geld, und jetzt ist Geld, Landolt Fingern hat Landolt über Gesellschaftsgeld. Dieser war sich nicht Fehl schon und mit einer Geschicklichkeit, und Landolt Gesellschaft, und Landolt Geschicklichkeit, als sie sich von gewinnenden, aber halb tod ist, „Geld ist Geld!" Landolt ist ein Geschicklichkeit, nachher es dann Geld mitbringen hat. Hatte ihn sich! Schon wurden Landolt Gesellschaft und Gewinn und Geschicklichkeit. „Um den Geld sind jüngsten Tages wieder, dem spielen Landolt Geschicklichkeit, da er nun noch ist, und sich einfinden, in Ernst, und sich zu erklären, — dem Mensch Geschicklichkeit, daß sie nun schwang von der Geschicklichkeit und Geld. Da Landolt hat Mensch und Geschicklichkeit, Geld, und Geschicklichkeit, Geld, Geschicklichkeit, Geld, und Geschicklichkeit, Geld, Geschicklichkeit, Geld, Geschicklichkeit, Geld,

reißen, sprach er: „Er soll verwahrt werden; ich will ihn verhören.“ Er mußte absitzen; als Gefangenen führte man ihn in ein in der Nähe stehendes, verlassenes Gebäude, das Bettlershäusli genannt. Hier erfuhr er erst von seinen Anklägern den Zusammenhang der Sache. Er klärte Alles auf, rechtfertigte sich, und man gestattete ihm, unter Bedeckung der Dragoner, wieder aufzusitzen und nach Eglisau zurückzukehren. Die gutgesinnten Eglisauer, welche, nachdem sie von seiner Gefahr gehört, sich aufgemacht hatten, um ihn zu retten, wurden von Andersdenkenden aufgehalten, und von ihnen in Händel verwickelt; so dauerte es lange, ehe der Sturm sich legte, der lärmende Haufe sich zerstreute, und die Ruhe wieder hergestellt war.

Noch in derselben Nacht unterrichtete ihn der Feldmarschall-Lieutenant Hotze, der Landolts Freund war, persönlich von den in der westlichen Schweiz vorgefallenen Ereignissen, und daß das geliebte Vaterland, fremder Willkühr Preis gegeben, für verloren zu achten sei. Das brach Landolten das treue Schweizerherz. Am folgenden Morgen entließ er mit Thränen in den Augen, alle noch unter den Waffen stehende Mannschaft. „Uebe sich nun, sprach er, das Bauernregiment, und lerne Jeder aus eigener Erfahrung das herrliche Leben der Regenten kennen.“ Doch erhielt er bald einen neuen Beweis von Volksliebe und Zutrauen, indem ihn sämmtliche Gemeinen seines Bezirks, nachdem schon die alte Verfassung aufgehoben war, zu ihrem interimistischen Präsidenten wählten, welches Amt ihn von Neuem verpflichtete, Urtheil und Recht zu sprechen. Ehe er Eglisau, wo er unter so stürmischen Zeiten sein Amt verwaltete, verließ, hatte er einen unangenehmen Auftritt, der noch besser endete, als es Anfangs schien. Er wurde vor das neue Bezirksgericht zu Bülach gefordert, um sich wegen leichtfertiger Reden, den neu errichteten Freiheitsbaum betreffend, zu verantworten. Der Präsident und seine Dorfrichter hatten solchen Respekt vor dem ehemaligen Landvogte, daß sie ihm, dem Beklagten, die Ehre der Sitzung zu Theil werden ließen, und ihn so verhörten. Aus Landolt war nichts herauszubringen, als daß er, neulich durch Bülach reitend, dicht neben dem Freiheitsbaum einen Pranger errichtet gesehn, und dabei die Meinung ausgesprochen habe, das sei eine überflüssige Ausgabe gewesen; man

habe ja gleich die Ketten an den Freiheitsbaum befestigen können, der dann zugleich ganz vortrefflich zur Stud sich geeignet hätte. Dies erklärte man für Spott gegen die Freiheit und ihr Symbol, und der Präsident fragte den Bürger Landolt, was er wohl gethan haben würde, wenn ihm als Landvogt dieser Fall zur Entscheidung vorgekommen wäre? „Ich hätte dem Spötter ein halbes Dutzend aufzählen lassen" erwiederte trocken der ehemalige Landvogt. — „Wir haben jetzt das gleiche Recht, sagte der Präsident, ihr erlegt deshalb fünf Thaler Buße." Diese zahlte er, wußte aber dem ganzen Auftritte solchen Anstrich von Lächerlichkeit und feiner Ironie zu geben, daß die Lacher alle auf seiner Seite, und die verlegenen Bauernrichter froh waren, als ihnen der Schalk aus den Augen kam. —

Nun bereitete er seinen Abzug aus Eglisau. Man äußerte den Wunsch, ihm Schloß und Güter zu verpachten; allein er konnte sich dazu nicht verstehen, ohnerachtet ihm die Regierung 1800 Gulden schuldig geblieben war. Frau Marianne, welche Alles, was Franzose hieß und französisch gesinnt war, tödtlich haßte, wollte, ehe sie Eglisau verließ, den Parteimännern dieses Orts noch einen tüchtigen Possen spielen. Landolt aber, dieses merkend, ließ sie, ohne daß sie es vermuthete, auf den Postwagen packen und nach Zürich vorausschicken. Am 17. November setzte er sich zu Pferde, verbat sich alles Geleit von den ihn umringenden weinenden Getreuen, und sprengte mit nassen Augen davon.

In seiner Einsamkeit in der Enge, wohin er heimkehrte, hätte er gern in ruhiger Verborgenheit gelebt, hätte ihn nicht des Vaterlands Schicksal mit Sorge erfüllt und hätte er nicht Marianne beständig im Zaum zu halten gehabt, welche täglich Händel und Scharmützel mit der französischen Einquartierung anfing. Ihre Fäuste fesselte er zwar nach vieler Mühe; aber die in tausend Schimpf- und Schmähreden sich ergießende Zunge zu bändigen, war ihm unmöglich. Zuweilen ergötzten ihn die hieraus entstehenden unbeschreiblich komischen Auftritte; man durfte nur ihre Gestalt und Physiognomie sehen, und ihr Tyrolerdeutsch hören, so erregte sie schon Lachen. Die Franzosen selbst, die sie nicht verstanden, trieben bisweilen ihren Spaß mit ihr.

Das Jahr 1799 sah unsern Landolt abermals in militairischer Thätigkeit. Der Krieg zwischen Frankreich und Oesterreich begann aufs Neue. Mit gespannter Aufmerksamkeit und Ungeduld richtete er sein Augenmerk auf die Unternehmungen des siegreichen Erzherzogs Karl. In den ersten Tagen des Junius waren die Oesterreicher in der Nähe Zürichs. Massena zog sich zurück; die Oesterreicher besetzten Zürich und stellten ihre Vorposten im Sihlfelde, in Wollishofen und in der Enge auf. Ihre Hauptmacht setzte sich in der Nähe von Kloten fest, wo Karl sein Hauptquartier aufschlug. Landolt, den Beruf fühlend, den Befreiern des Vaterlandes nützlich zu werden, sorgte für die Verpflegung der Truppen, erleichterte den Gemeinen die Kriegslasten, und zeigte den Oesterreichern alle günstige Positionen, ihm so wohl bekannt aus jener Zeit, wo er seine Jäger exercirte. Seine Localkenntniß, seine mannigfachen Verbindungen, seine militairische Haltung, seine Biederkeit und rastlose, uneigennützige Thätigkeit erweckten ihm Zutrauen, welches noch durch die Achtung, die ihm der anwesende General Hotze bewies, erhöht wurde. Er fühlte sich unbeschreiblich wohl unter diesen Truppen, speiste fast täglich Abtheilungen derselben an seiner Tafel wo dann Marianne für ihre Freunde verschwenderisch sorgte. — Er machte den ganzen kleinen Krieg als Freiwilliger mit, und zeichnete sich besonders in dem hitzigen Gefecht am 14. August aus, wo die Oesterreicher bei Wiedikon stark in's Gedränge gekommen waren. Nach dem Gefechte sorgte er für die Verwundeten von beiden Theilen, und ließ Viele in seinem Hause verpflegen. Unter andern schickte er an diesem Tage einen Oesterreicher und Franzosen, beide verwundet, an Marianne. Ersterer stöhnte und jammerte: „O, mein Gott, mein Gott!" Der Franzose dagegen sagte: „Nix Gott; für mit schön Jungfer mein Gott." Marianne eiferte gewaltig über diese Worte. Allein es dauerte nicht lange, als auch er, von Schmerzen gefoltert, ausrief: Oh, mon Dieu, mon Dieu! — Da filzte ihn erst die fromme Tyrolerin brav aus, und fügte noch hinzu. „Du verfluchter Prahlhanns, hast erst dieses guten Menschen gespottet, als er seinen Gott um Hülfe anrief; jetzt da du auch leidest, meinst du der himmlische Vater solle dir helfen; aber du verdienst es nicht; ruf du nur eine Franzosenjungfer."

Dieselben wichtigen Dienste leistete Landolt den Russen, als sie unter ihrem General Rimskoi Korsakow die Oesterreicher ablösten. Er gab ihnen sogar sein ganzes Haus Preis, und blieb Nachts über in der Stadt, während er am Tage überall rieth und half. Mit diesen Truppen wußte Marianne nicht so gut fertig zu werden, als mit den Oesterreichern, ihren halben Landsleuten. Sie hätten sie fast unterjocht; doch riß sie oft genug, wenn das Gedräng in ihrer Küche zu groß und die Räuberei darin zu arg ward, die brennenden Holzstücke unter den schäumenden Kesseln hervor, und jagte fluchend das bärtige, braune Gesindel von dannen. Während sie so ihr Wesen trieb, hatten die verschiedenen Völkergestalten, Trachten und Physiognomieen, für Landolts Kunstsinn unendlichen Reiz; und es ist zu bewundern, wie ihm die Spannung, in die ihn die Erwartung des Ausgangs der Dinge setzte, gestattete, künstlerischen Bestrebungen obzuliegen, und seine Aufmerksamkeit auf solche Gegenstände zu richten.

Die Schlacht bei Zürich, wo Landolt sehr thätig und oft in Lebensgefahr war, entschied das Schicksal der Schweiz. Als er aus bedenklichen schriftlichen und mündlichen Berichten erfuhr, und sich bald nachher mit eigenen Augen überzeugte, daß es ein übles Ende für die Russen nehme, ließ er sich von Marianne zehn Louisd'or reichen, und sprengte, von den pariser rothen Husaren fast eingeholt auf Bassersdorf zu. Flüchtlinge und zusammengelaufene Landleute standen hier an der Straße; überall Lärm, Gedräng, Wehklagen und Trostlosigkeit. Da gewahrte er seinen Freund Escher von Berg. Dieser wollte ein Regiment in englischen Diensten aufrichten, sah sich aber nun zur Flucht genöthigt, und war im Begriff, mit seiner ganzen Familie die Schweiz zu verlassen, um sich nach Schwaben zu begeben, wo ihm die Maltheser-Comthurei Hemmendorf einen Zufluchtsort gewährte. Landolten blieb nichts übrig, als sich an ihn anzuschließen. In Feurthalen wurden die Reisenden, deren Vorhaben ruchtbar geworden war, von den Ortsvorstehern angehalten, und ihnen eröffnet, wie von Uhwiesen her die Aufforderung an die Gemeine Feurthalen ergangen sei, nicht zu gestatten, daß Männer von ihrem Stande und Einfluße das Vaterland im Augenblicke der Gefahr verließen. Allein Landolt

und Escher ließen sich nicht aufhalten, bis sie Schafhausen erreichten, wo Korsakow mit einem kleinen Theile seiner gänzlich zersprengten Armee angekommen war. Dieser General, durch welchen sie Hotze's Tod bei Schännis erfuhren, hatte den Kopf gänzlich verloren, erklärte, er sei in diesem Augenblick völlig unfähig zum Handeln, und gab Landolten und Eschern unumschränkte Vollmacht, mit seinen Generalen Alles zu verabreden und zu unternehmen, was sie für zweckdienlich erachteten. Beide zeigten zwar den Generalen die Punkte, welche von Schafhausen bis Eglisau mit Vortheil besetzt werden könnten, halfen die Truppen eintheilen, und wohnten dem Kriegsrathe bei, allein Korsakow's Unentschlossenheit und Muthlosigkeit, der Mangel an Truppen, für die man vergebens auf Verstärkung hoffte, ließ keinen guten Ausgang ahnen, weshalb die beiden Freunde bald nach Hemmendorf abreisten, wo sie ohne Abentheuer angelangten.

Die reizende Gegend, in der das geräumige Schloß lag, die Menschen, die er hier fand, selbst die Ausgeberin des Schlosses, in der er einige Aehnlichkeit mit Frau Marianne zu finden meinte, würden Landolten erheitert haben, hätte ihm nicht das Schicksal seines unglücklichen Vaterlandes zu sehr am Herzen gelegen, und hätte er nur einmal Nachrichten aus der Heimath bekommen. Dies machte ihn mißgestimmt, und erzeugte bei ihm ordentlich eine Art von Heimweh. Der Tod eines von den drei Kindern der Escherschen Familie, welches sein Liebling war, erschütterte ihn überdies sehr tief. Er entwarf als Denkmal für dasselbe die Skizze zu einem Bilde, das späterhin ausgeführt, zu seinen besten Arbeiten gezählt wird. Auch die Skizzen zu den Bildern der vier Tageszeiten legte er hier an und wiegte durch solche Beschäftigungen seinen Schmerz ein. Gegen den Winter begab sich die Familie nach Tübingen, wohin ihr Landolt folgte. Er machte hier anziehende Bekanntschaften mit Cotta, Gmelin und Uhland, und brachte den Winter ganz erträglich hin; doch seine Briefe nach der Heimath blieben, zu seinem großen Leidwesen, ohne Antwort. —

In dieser Stadt machte das Schicksal unsern Landvogt gar zum Erzieher. Sein Freund Escher erkrankte und besuchte das Bad, und bat ihn, seine Kinder in seiner Abwesenheit zu unterrichten. Diese erinnerten sich in spätern

Jahren mit Landwirthen seines Gleichen und seinen adeligen Herrn Umgang, und mit Ersterern bei den landwirthschaftlichen Geschäften Theil, wo er gewöhnlich über sie befehligte.

Endlich kam Landolt mit Gleichgesinnten auf den Gedanken, die Schwaben aus der gemeinen Noth, die nicht mehr weiter denken konnten, machte er sich auf, und in seinem Vaterlande sein Glück in der Landwirthschaft zu suchen. Er kam den Winter durch Frankfurt. „Wo ist's, fragte er in seinem Sinn, als er da weiter laufen sollte, denn Kutschen hielt er nicht, wo ist's, wo ist's, wo ist's?“ Er kam durch Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Basel, Zürich, wo er überall sah, seine Kenntnisse vermehrte sie ihn. Dieser alte Mann kannte alle Gewächse, Bäume, Sträuche, Gesträuche und Kräuter, Gemüsen und Wurzeln, Getreidearten und ganze Felder, alle Arten Vieh, Schweine, Rindvieh, jedem Stamm Mannsen alles in seiner Eigenthümlichkeit, alle Arten Pferde zu benennen, zu verkaufen, verstand Gewässer zu leiten, Land zu bauen, Obst zu ziehen, alles zu pflanzen, zu behandeln, seine Art Obst zu verwenden, zu bereiten, zu verkaufen, zu versenden, zu versilbern, zu versenden, zu versilbern, zu versenden, zu versilbern

ßiger, rettete, was zu retten war und fand seine schönste Erheiterung in der Kunst. Der damalige Zustand seines Wesens, die Milde, mit welcher die Zeit das einst Rauhe und Schroffe ebnete, die mindere Beweglichkeit der Phantasie der späteren Lebenstage gaben ihm eine gewisse Gediegenheit und hoben seine Kunsterzeugnisse dergestalt, daß nach dem Urtheile aller Kenner in diese Zeit seine beste Kunstepoche fällt. Im folgenden Jahre vollendete er eine kaum begreifliche Anzahl von Gemählden, die er nun nicht mehr, wie sonst, an Freunde verschenkte, sondern verkaufte, auch wohl gegen Naturalien oder — Hafer umtauschte. Seine ökonomische Lage nöthigte ihn sogar der Regierung ein Memorial einzureichen, und in demselben um Entschädigung für die bei seinem Abzuge aus Eglisau erlittene Einbuße zu bitten. Der kleine Rath wieß ihn mit seiner Forderung an den ehemaligen Landvogt von Regensberg, Namens Steiner, welcher der Regierung noch eine Summe Geldes schuldig geblieben war. Dieser Mann war insolvent. Landolt lachte und pfiff daher, als er die Weisung erhielt, und schrieb mit Bleistift darauf: Hundfüdische Erkanntnuß wegen meiner Entschädigung, und — mahlte lustig weiter, nachdem er sie in einen Winkel geworfen.

Noch einmal sollte er auf den Kriegsschauplatz treten. Wenn die Zeit das Rad des Aufruhrs einmal geschwungen hat, hält es schwer, es wieder in Ruhe zu bringen. Zürich, unzufrieden mit dem Einheits-Systeme der helvetischen Regierung, wollte sich davon los sagen, und trat mit den bereits im Aufstand begriffenen Urcantonen und mit Aargau in Unterhandlung. Die helvetische Regierung glaubte durch schleunige Besetzung der Stadt der Gefahr zuvorkommen zu müssen, und sandte den 8. September 1802 den General Andermatt mit zwei Compagnien nach Zürich; hier aber ließ man die Fallbrücke aufziehen, schloß die Thore, und verweigerte den Truppen den Eingang. Landolt, mit ganzer Seele Zürich zugethan, erfuhr den Vorfall sogleich, und erhielt die sichere Nachricht, daß Andermatt nun ein beträchtliches Corps herbeiführe. Er wollte sich selbst von der Wahrheit überzeugen, und begab sich in der Nacht, nur von einem Knechte begleitet, der seine Büchse trug, auf einen, seinem Gütchen nahe liegenden Rebhügel. Hell schien der Mond und tiefe Stille war ringsumher. Schon glaubte er, er

des Gefühls herrschet, als er Wagenvorräthe und Pferdchen verkaufen. Doch erkennet in der Hundin, die in eng zusammengezogenen Kreisen um ihn herumspringt, Diejenigen Thiere auf ihre vorübergehen. Ohne Zweifel kommt in ihm auch ein dunkles Gefühl der Thiere. Er ist kein Knecht der Gesellschaft und der Stadt, sondern ein Knecht und Jagter auf seinem Landgute, auf den Höfen um. Ehedessen hatten hier zweier Schuhe ein Paar Stiefeln; allein die Zeit hat ihm auch diesen Bund zu — und lösen, wenn ein Einziger sich nur will, da, als ein Dankschuppe, seinen Wagen voran sich schleppt, und so verkehrt dadurch den ganzen Schuh-Bund. — Er besitzt den Hofen in Ruhe und Stolz für sich. Mit dem Gewinne [illegible] er auf einige vorgeschriebene [illegible] Dinge, die er mit den, was er gesehen, hörte, machte, und wovon, [illegible] Stadt wurde seiner [illegible] Wortarm mit Worten und Sinn [illegible] Gedanken, welche Beobachtungen er auf seinem Hofen [illegible] Erfahrung bestätigte von beiden Ständen. Hingegen [illegible] vor unvermeidlich; denn wenn [illegible] Menschen und Menschen [illegible] Gesellschaft, und [illegible] Stadt, und Kreise [illegible] Gesellschaft, und [illegible] mit besondern [illegible] Kreise [illegible] Gesellschaft, machen, so ist [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft, wo [illegible] Stadt [illegible] Gesellschaft [illegible] Kreise [illegible] Gesellschaft, und [illegible] Kreise [illegible] Gesellschaft, und [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft [illegible] Gesellschaft

ihn auf eine andre Seite zu befehligen. Es war Abends zehn Uhr und dunkel. Plötzlich sah er sich von feindlichen Husaren umringt; aber auch hier verlor er die Besonnenheit nicht, die schon einige Male ihn gerettet hatte. Sein weißer Mantel, das wußte er, würde ihm durchhelfen. Auf ihr; Wer da? erwiederte er, als sei er einer der Ihrigen, er habe da unten im Gehölz recognoscirt; es sei da nicht richtig; sie mögten ja auf ihrer Huth sein. Damit gab er dem Pferde die Sporen und entging den Husaren die ebenfalls weiße Mäntel trugen. Andermatt zog unverrichteter Sache ab; die Unruhen wurden gestillt, und Landolt kehrte an seine Staffelei zurück. —

Das Föderativsystem beruhigte endlich die Schweiz. Im Jahre 1803 wurde eine gemäßigte Cantons-Regierung gebildet, und Landolt den 15. April durchs Loos zum Mitgliede des großen Raths ernannt. Sobald nach manchen stürmischen Sitzungen, denen er beiwohnte, und über die sich oft sein Witz in treffenden Einfällen ergoß, die neue Verfassung in Kraft trat, wurde er zum Präsidenten des Zunftgerichts Wiedikon erwählt. Diese Stelle, die freilich nicht so bedeutend, als seine frühere war und bei deren Verwaltung es ihm mitunter wurmte, daß ihm die Zeit nicht mehr gestattete, mit den „Donners-Tröhlern" wie sonst, umzuspringen, gab ihm jedoch eine sichere, sorgenfreiere Existenz, und sagte ihm um so mehr zu, da er allgemach die Ruhe zu lieben begann. Auch empfing er häufige Beweise vor Liebe und Achtung. Seine Gemeinegenossen in der Enge ertheilten ihm aus Dankbarkeit unentgeldlich das Bürgerrecht, und wenige Tage nachher, (im Januar 1805) ernannte ihn die Regierung zum Obristen der Scharfschützenreserve.

Bald traf ihn aber ein Schlag, den er nicht vermuthete, und der eine große Veränderung in seinen häuslichen Verhältnissen zur Folge hatte. Marianne starb an der galloppirenden Schwindsucht. Alle ärztliche Hülfe hatte sie standhaft von sich gewiesen, und stets gebeten, sie mit Quacksalbereien zu verschonen. Die sonderbare Frau bereitete sich eben so gelassen und sanft zum Tode, als sie heftig und bis zum Krampfe reizbar in ihrem Leben gewesen war. Als Landolt ihr Ende nahe sah, fragte er, ob sie den tröstenden Zuspruch eines Geistlichen ihrer Confession verlange? — „Was soll mir ein Geistlicher," erwiederte sie, „hätte ich schlecht gelebt, so könnte er ge-

ſchehenes nicht ungeſchehen machen; habe ich aber mein Tagewerk redlich vollbracht, ſo wird er mir auch nicht zu höherer Seligkeit verhelfen. — Meine Abrechnung gegen Gott iſt längſt berichtigt.“ Mit dieſer Faſſung und in vollem Bewußtſein endete ſie am Charfreitage des Jahres 1808 ihre irdiſche Laufbahn, und wurde feierlich auf dem Friedhofe in der Enge beerdigt. Landolt war untröſtlich, und er, der ſelten weinte, vergoß bitere Thränen an ihrem Grabe. Jedes Mal, wenn ihn in ſpäterer Zeit ſein Weg an ihrer Schlummerſtätte vorüberführte, ſagte er wehmüthig: Gute Nacht Frau Marianne!

Er entſchloß ſich nun, da eine zweite treue Magd kurz darauf ſtarb, ſein Gut in der Enge zu verkaufen, und zu ſeinem Schwager Meiß nach Teuffen zu ziehen, obwohl ihn Freunde und Verwandte gern in Zürich behalten hätten. Vorher aber brachte er noch fünf Monate bei dem Obriſt Ziegler zu, der eine Meiß aus Teuffen geheirathet hatte, und dadurch ſein Neffe geworden war. Mehr, als durch Bande des Bluts wurden beide Männer durch gleichen Biederſinn und gleiche Liebe zur Kunſt an einander geknüpft; auch Zieglers Gemahlinn war nicht ohne Talent für die Mahlerei, und ſo wurde ſein Haus eine wahre Academie, aus welcher manches trefliche Product hervorging. Noch ehe Landolt dieſes Haus verließ, hatte er den Schmerz, am Sarge ſeines jüngern Bruders Johannes zu ſtehen, und begab ſich dann den 1. April 1810 nach dem höchſt romantiſchgelegenen Schloß Teuffen. In ſeinen alten gewohnten Beſchäftigungen fühlte ſich der Greis hier ſo heiter, daß er nur ſelten in die Stadt kam. Da ihm anhaltendes Reiten beſchwerlich wurde, ſo begehrte er im November 1812 ſeine Entlaſſung aus dem Militairdienſte, und erhielt dieſelbe durch ein Schreiben, in welchem ihm die Regierung für ſeine vierzigjährigen Dienſte, als erſtem Stifter und Begründer des Scharfſchützencorps in ehrenden Ausdrücken dankte.

Der Obriſt Ziegler, der ſeiner ausgebreiteten Geſchäfte wegen in der Stadt zu wohnen genöthigt wurde, bat ſeinen Oheim, ſein Familiengut Neftenbach in Oberaufſicht zu nehmen und zu verwalten. Freudig nahm Landolt dieſes Anerbieten an, und fand auf dem Gute in Frau Amtmann Tauenſtein, die dem Hausweſen

vorstand, bald eine treue Freundin. Er nahm den innigsten Antheil an den großen Weltbegebenheiten dieser Zeit und besonders an dem Ungewitter, das über Napoleons Haupt sich in Rußland zusammengezogen hatte. Der Durchzug der verbündeten Truppen war ihm, der sonst das Militair so sehr geliebt hatte, und selbst mit Leib und Seele Soldat gewesen war, höchst lästig und unangenehm. So ändert die Zeit Ansicht und Geschmack. Als die Verbündeten in Paris einzogen, jubelte er laut; aber diese allgemein Wandlung der Dinge führte auch für ihn eine Veränderung seiner Lage herbei, die er nicht ahnte, und die ihn mit Schmerz erfüllte. Ziegler errichtete ein Schweizerregiment für den König der Niederlande, und sah sich daher genöthigt, Neftenbach zu verkaufen. Im September 1814 ging der Greis mit einer Thräne im Auge wieder nach Teuffen. Zwar ward er hier mit offenen Armen aufgenommen; aber es war ihm doch schmerzlich, daß er am Abend seines Lebens, der für die Mehrzahl der Menschen äußere Ruhe bringt, keine bleibende Stätte fand. Vierzehn Tage nachher schrieb er, was sonst seine Sache nicht war, einen vier Seiten langen Brief an seine obengenannte Freundin, dessen Schluß wir als Probe seines Styls und seiner Stimmung hier mittheilen:

„Meine Besitzung in meinem alten Nest ist wiederum rangirt, so wie ehemalen, und alle die zusammengezogenen Mahlereien und Zeichnungen formiren eine Capell, trotz der Mutter Gottes zu Loretto oder Einsiedlen, welches mir, nebst der schönen mahlerischen Aussicht, ohnendlich viel Vergnügen macht; — aber ohngeachtet ich mit meinem gegenwärtigen Aufenthalte sehr zufrieden bin, so muß ich doch freimüthig gestehen, daß mich das Heimweh nach Neftenbach von Zeit zu Zeit bei den Ohren zupft. — — — Jetzt muß geendet sein. Mein Gaul steht schon eine halbe Stunde vor der Hausthür, um mich auf die Jagd zu tragen, woran ich wieder neuerdings Vergnügen finde, und welches mir aus Mangel anderer Geschäften sehr wohl behagt ꝛc."

Gegen Ende dieses Jahres legte er auch seine Stelle beim großen Rathe nieder. Sein Abend senkte sich tiefer. Engbrüstigkeit und Krampfhusten quälten ihn. Das Mahlen selbst ward ihm sauer. In einem gesündern Zustande brachte er das Jahr 1816 hin. Er kämpfte gegen die

Altersschwäche, und raffte alle Kraft seines Geistes zusammen, um munter zu bleiben; mahlte, las, ritt in die Nachbarschaft und man schätzte ihn immer noch als heitern Gesellschafter. 1817 fühlte er sich in seinem Innern tiefer verstimmt, als seine Umgebung es merken mogte; doch tragen seine Klagen selbst noch ein humoristisches Gepräge. So schrieb er den 20. November an seine Freundin: „Werden Sie nicht böse auf mein langes, langes Stillschweigen. Seit dem Frühjahr hatte ich weder Feder, Pinsel noch Bleistift in die Hand genommen; in meinem Leben hatte ich keinen so verdrießlichen Sommer passirt, es war mir weder wohl noch recht wehe, selten kam ich aus dem Haus, Gesellschaft und alles, ja sogar das Reiten war mir widerlich, kurz ich war ein vollkommen unnützlicher, Müßiger zwar kranker Tagedieb. Den Huft zwar verloren, aber hingegen litte ich von der Engbrüstigkeit viele und große Beschwerden. Kurz der Herr Salomon Landolt ist wie ein altes verlöchertes Schneckenhäuslein bald leer."

Noch mißmuthiger machte es ihn, als die Umstände es fügten, daß er auch in Teuffen seine letzten Tage nicht hinbringen konnte. Der Sohn seines Schwagers, aus französischen Diensten zurückgekehrt, hatte sich vermählt, das Gut übernommen, die Haushaltung um ein Bedeutendes vergrößert und allen Raum so besetzt, daß für den krankenden Greis kein Plätzchen mehr übrig war. Im April 1818 ritt er nach Zürich, blieb daselbst bei einem seiner Neffen drei Monate, und zog im Junius desselben Jahres nach Andelfingen wo ihn der Oberamtmann Schweizer freundlich und liebevoll aufnahm. Wie wohl er sich hier fühlte, wenn ihm sein Krampfhusten Ruhe ließ, geht aus den oft geäußerten Worten gegen seinen gütigen Wirth hervor: „Landvogt, es ist mir donnerswohl bei euch!" Er beschäftigte sich hier besonders mit dem Lesen ascetischer und historischer Schriften, und theilte darüber seine treffenden Bemerkungen in den Abendgesellschaften mit. Auch entwarf er, nachdem ihn die drei Nichten seines Gastfreundes, Henriette, Cäcilie und Emilie Meiß gebeten hatten, etwas für sie zu mahlen, eine Federskizze, wo die Aussicht auf die Thur angedeutet war, in welcher die Mädchen in der Ferne baden, indeß Landolt selbst, aus dem Gebüsch hervortretend, einen

Vogelschlag richtet, um die jungen Meisen darin zu fangen; ein Beweis, wie gern er immer noch scherzte. Auge und Hand versagten ihm nun immer mehr den Dienst, und die Abnahme seiner körperlichen Kräfte fühlend, deutete er in Rede und Gebehrde oft auf die stille Wohnung hin, in welcher die Pfade aller Wesen sich verlieren; häufig verglich er das Sterben mit einem Gange um die Ecke, wo sich eine neue Aussicht auf eine unbekannte herrliche Gegend eröffne. Mit den Blättern fiel auch er. Im November nahmen Engbrüstigkeit und Husten zu. Am 26. dieses Monats kam die Haushälterin früh um 5 Uhr in sein Zimmer. Halb sitzend, das vorgebogene Haupt an's Küssen gelehnt, schlummerte er — den eisernen Schlaf. Bei der Zergliederung fand man, neben der Verknöcherung einiger Schlagadern, die Brusthöle mit Wasser angefüllt, und die Lunge vereitert; aber das Herz war kerngesund, wie es sein muß, bei einem Biedermanne, im Leben, wie im Tode. —

Gottfr. Aug. Ludw. Hanstein.

Digitized by Google

Gottfr. Aug. Ludw. Hanstein.

Ein, diesem durch Charakterwerth und Geistesbildung ausgezeichneten Lehrer der protestantischen Kirche, von Freunden und Verehrern geweihtes Liebesdenkmal *): giebt Hanstein's biographisches Gemählde mit dem Denkspruche: Selig sind die Todten; denn ihre Werke folgen ihnen nach. — Mit diesen Worten sei hier dem eben so verdienstvollen, als anspruchslosen Manne, in der Reihefolge der Zeitgenossen eine Stelle gewidmet. —

Er ward zu Magdeburg den 7ten September 1761 geboren, von Aeltern deren Berufstreue und Frömmigkeit des Sohnes sorgsame Erziehung leitete und ihm von früher Jugend auf ein treffliches belebendes Beispiel vor Augen stellten. Sein Vater war Kriminalrath und Justizkommissar, der überall bis ins höchste Alter (er starb 1802) das Recht unerschütterlich vertrat, aber alle Fechterkünste juridischer Gewandtheit verabscheuete; in einem Briefe vom Jahre 1797 sagt von ihm der Sohn. „Wohl hat der Gute, Redliche unter Schweiß und Thränen gesäet. Seiner Arbeit war viel, und ward ihm oft schwer, aber seiner Leiden waren mehr, und sein Glaube machte sie ihm über Erwarten leicht. Er soll mein Lebenlang mir Muster und Vorbild sein, ihm nachzuwirken und nachzudulden;" —

*) „Denkmal der Liebe, geweihet dem verewigten G. A. Ludw. Hanstein von Freunden und Verehrern. Berlin bei Dieterici und Mitler, 1821." — Diese Schrift ist sorgfältig benutzt bei der hier gegebenen Biographie, bei deren Ausarbeitung sich der Verf. mehrerer schätzbarer, handschriftlicher Mittheilungen erfreute. —

seine Mutter, geborne Condere, eine fromme, heitere, einfache Frau, die so ganz den häuslichen Pflichten lebte und durch ihre Wünsche schon früh dieses ältesten Sohnes Neigung auf die Wahl des geistlichen Standes lenkte. Gottesfurcht und strenge Ordnung des Häuslichen, wie des Geschäfts-Lebens waren die Grundzüge dieses Familienkreises, über welchen der Geist ächtchristlicher Mildthätigkeit ein freundliches Licht verbreitete.

Der zweckmäßig geordnete Unterricht, welchen der junge Hanstein im väterlichen Hause, in öffentlichen Schulen, wie in der Kirche erhielt, fand einen empfänglichen, mit schönen Talenten begabten Geist vor und ward daher ein gesegnetes Fruchtkorn in gutem Boden. Vom Vater ererbte besondere Neigung für die Mathematik gab dem jugendlichen Charakter früh einen Genauigkeitssinn, der bei vielseitigem Fleiße, Unverdrossenheit und Rastlosigkeit im Lernen und Wirken von allem Pedantismus frei blieb. So gewann mit fortschreitenden Jahren der Verstand Gediegenheit, indeß das herrliche Gemüth die mit ausgebreiteterer Wirksamkeit sich immer steigernden Anforderungen vielfacher Pflichten hülfreich und willfährig löste und in sittlicher Kraft sich verklärte.

Seiner Anlagen Pflege und Gedeihen ward hiernächst gefördert durch treue Lehrer und innige Freunde. — Unter den Ersteren verdient genannt zu werden Gottfried Benedikt Funk, Rektor der Domschule zu Magdeburg, ein ausgezeichneter Schulmann, empfänglich für alles Große und Schöne, ein reichbegabter Geist durch Kenntnisse und Erfahrungen. — Im Kreise seiner Kommilitonen fand sich H. als vierzehnjähriger Knabe angezogen von dem sechzehnjährigen Petri, der damals fast niedergedrückt ward durch innige, tiefe Trauer über den Tod einer geliebten Mutter. Herzliche Theilnahme knüpfte so ein Band der Freundschaft, welches fünf und vierzig Jahre mit gleicher Innigkeit fortdauernd, der Tod des Einen Freundes äußerlich trennen, nicht auflösen konnte. —

Da H. den hohen Beruf, welchen er sich für sein künftiges Leben gewählt, ununterbrochen von Jugend auf im Auge hatte, so mußte es vortheilhaft auf ihn wirken, daß damals Magdeburg mehrere ausgezeichnete Geistliche besaß, welche besonders in Hinsicht der Kanzelberedsamkeit, Ruhm erwarben, wie Pazke, Sturm

und Sucro durch den Besuch ihrer Vorträge bildete sich in H. nach und nach das Ideal eines christlichen Religionslehrers und Kanzelredners, welches zu erreichen er späterhin sich so treu angelegen sein ließ. — Sein regsames Gefühl fand reiche Nahrung in den unsterblichen Oden und Liedern des Messiassängers und weckte des Jünglings Dichtertalent, welches sich späterhin in manchem gehaltvollen Gedichte aussprach und ihm die schöne Gabe zutheilte, herzliche Worte des Glaubens, der Freude, wie der Trauer bei wechselnden Schicksalen den Vertrauten seines Herzens, in ungekünstelter Gesangesweise, darbieten zu können.

Jener Biograph sagt mit Recht von ihm: „Die bewundernswürdigen Fortschritte, welche er in den mathematischen Wissenschaften machte, vereint mit einer so zarten Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute, und mit einem sorgsam genährten religiösen Gefühle, erhoben ihn früh zu einer Ausbildung, welche mit seinem Alter in keinem Verhältnisse zu stehen schien. Er arbeitete mit einer bewundernswürdigen Leichtigkeit und Sicherheit, und ragte unter seinen Mitschülern durch die Schnelligkeit seines Auffassungsvermögens und die Schärfe seines Urtheils hervor, doch ohne dadurch zur Nachlässigkeit in seinen Arbeiten oder zur Erschlaffung in seiner Aufmerksamkeit verleitet zu werden, oder durch Dünkel diesen Segen zu verscherzen; vielmehr zeigte sich überall Ausdauer, hohe Willenskraft, und eine unerschütterliche Festigkeit in seinen Grundsätzen und Bestrebungen, so daß ihm gewiß der Muth nicht gefehlt haben würde, ein Märtyrer seines Glaubens und seiner Ueberzeugungen zu werden, wenn sein Leben in eine Zeit der Verfolgungen gefallen wäre. Und alle diese herrlichen Anlagen des Geistes wurden von dem glücklichsten Temperamente, und von einem überaus heiteren, reichen Gemüthe so kräftig unterstützt, daß es ihm fast in jeder Periode seines Lebens möglich war, die apostolische Forderung zu erfüllen: „Seid alle Zeit fröhlich!“ — und seine Heiterkeit in der That unverwüstlich, seine Zufriedenheit unwandelbar, und ihm der hohe Gewinn zu Theil geworden war, dessen sich jeder freuet, der gottselig ist, und lässet sich genügen.“ *)

*) Siehe Wilmsen, im „Denkmale der Liebe“ Seite 13 und 14.

Nach zurückgelegtem achtzehnten Jahre bezog H. 1779 wohl vorbereitet die Universität Halle, wo sein lieber Freund Petri zwei Jahre hindurch sein Stubengenosse war, und wo sich ein engerer, schon auf Schulen gebildeter Freundeskreis wieder zusammen fand. *) Seine Lehrer waren hier Knapp in der biblischen Exegese, Nösselt in der Dogmatik und Moral, Niemeyer in der praktischen Theologie, Karsten in der Mathematik und Physik und Eberhard in der Philosophie; ausser dem Unterrichte dieser berühmten Männer wurde dem fleißigen Hanstein der Umgang sehr ersprießlich mit dem würdigen Wagnitz, welcher gern wohlgesittete, fleißige, junge Theologen um sich versammelte, mit ihnen bald klassische Dichter las, bald theologische Gegenstände in Disputationen erläuterte, und mit H. besonders das schwierige Studium des Pentateuches unternahm. — Auch der verdienstvolle Prediger David Niemeyer, der so früh durch den Tod aus segensreicher Wirksamkeit abgerufen wurde, war dem Jünglinge näher befreundet. Bald ward er selbst Mitarbeiter des von jenen beiden Männern begonnenen, noch gegenwärtig fortdauernden Journales für Prediger.

Mit dem Eintritte des Sommerhalbenjahres 1782 kehrte H. nach Magdeburg in das väterliche Haus zurück, mit dem Vorsatze bei günstiger Gelegenheit eine Hauslehrerstelle anzunehmen; aber der gute Ruf von der Schule her, der während seines Aufenthaltes auf der Hochschule vielseitige Bestätigung erhielt, bestimmte den geliebten Lehrer Funk seine Anstellung bei der Domschule, als ausserordentlicher Lehrer, zu bewirken. Bald erwarb er sich auch in diesem Verhältnisse die Zufriedenheit des väterlichen Freundes, wie die Hochachtung und Liebe seiner Schüler. Leichtigkeit der Mittheilung, Ordnung und Deutlichkeit

*) Seite 15 des „Denkmales" werden mehrere Mitglieder desselben genannt und von Einem heißt es: „der Staatsminister blieb seinem alten Jugendfreunde herzlich ergeben und ließ das vertrauliche Du nie aufhören." — Ist solche natürliche Beibehaltung einer traulichen Redeform, bei später eingetretener Standesverschiedenheit, nicht besser mit Stillschweigen zu übergehen, um nicht an die Möglichkeit zu erinneren, daß der Staatsminister auf andere Weise hätte handeln können. —

Digitized by Google

des Vortrages und freundliches, mit Würde verbundenes Betragen gegen seine Schüler waren die empfehlenden Eigenschaften des neuen Lehrers, der beim Unterrichte in der Mathematik, mit dem glücklichsten Erfolge, versuchte, Flüchtige in der abstrakten Wissenschaft festzuhalten und Schwerfassenden deutlich zu werden. Zu den nützlichsten Plänen, die H. in diesem Zeitraume auffaßte und durch Funk auch wirklich ins Werk richtete, gehörte die Bildung eines Seminar's für Elementarschullehrer aus den Schülern des Domchors, durch welche Anstalt die Provinz Magdeburg viele brauchbare, ja einige ausgezeichnete Landschullehrer erhielt.

Schon zu Halle hatte H. Versuche in Kanzelvorträgen gemacht; auch als fleißiger Schulmann wußte er fortwährend Zeit zu erübrigen, um wohl vorbereitet oft die Kanzel zu besteigen. Seine Predigten fanden nach Inhalt und Vortrag Beifall, durch dessen Verbreitung 1787 an ihn der Ruf erging, in Tangermünde für die vakante dritte Predigerstelle, welche durch die Wahl des Magistrates besetzt wurde, eine Gastpredigt zu halten. Er ward gewählt und folgte dem Rufe, im Bewußtsein, dem Winke der Vorsehung Folge leisten zu müssen, obgleich das neue Amt, wozu ein dreiviertel Meilen entferntes Filial gehörte, mit vielen Beschwerlichkeiten verknüpft war, und dessen beschränkte Einnahme nicht hinreichte, die nothwendigsten Bedürfnisse eines Haushaltes zu bestreiten. „—Nie geneigt sich leichte Aufgaben zu machen, und immer erfüllt mit freudiger Zuversicht zu dem, der Lasten auflegt und Kraft aus seiner Höhe giebt, fühlte er sich dann gerade recht glücklich, wenn sein Eifer schwere Proben zu bestehen hatte; Unmuth über die Lasten des Berufes war seiner Seele so fremd, daß er vielmehr sich selbst auch an den heißesten Arbeitstagen nie genug thun konnte und durch seine Leistungen selten befriedigt war.“ *) — In einem freundlichen, aber sehr beschränkten Pfarrhause, in der Nähe seines geliebten jüngeren Bruders, der Conrektor zu Stendal war, in der Nachbarschaft seines zu Schönhausen, eine halbe Meile von Tangermünde, lebenden Jugendfreundes Petri und mehrerer anderer, seinem Herzen theurer Männer lebte Hanstein, der sich unmittelbar

*) Siehe „Denkmal,“ Seite 20 und 21.

nach seiner Ernennung zum Prediger mit Henriette Sucro verheurathet hatte, in dieser Lage siebzehn verhängnißvolle Jahre; unter diesen aber nur wenige, die ihm ein ungestörtes häusliches Glück darboten; die meisten unter schweren Sorgen und Arbeiten, von manchen schmerzlichen, kränkenden Störungen seines liebevollen, eifrigen Wirkens beengt, im Kampfe mit schweren Hindernissen, welche ihm gerade da feindselig begegneten, wo er theilnehmende Unterstützung erwarten durfte, doch ward er auch erhoben und gestärkt durch erfreuliche Erfahrungen, von dem Segen, welchen seine Amtsführung stiftete, durch das oft rührende Vertrauen seiner Kirchkinder und durch seine Empfänglichkeit für jede Freude des häuslichen Stillebens. Zwar ward ihm in Beziehung seines Familienkreises besonders kummervoll das Jahr 1800, wo er, nach einer vieljährigen unheilbaren Brustkrankheit, seine sanfte, gefühlvolle, verständige Lebensgefährtin verlohr und gleichzeitig zwei hoffnungsvolle Kinder; für das noch lebende hatte nun der Vater zwiefache Pflichten zu erfüllen. — Die Kraft des religiösen Glaubens zeigte sich bald in unzerstörbarer Heiterkeit seines Gemüthes und in dem Drange zu einer redlich geordneten Thätigkeit. Wo Gutes, Nützliches, und Löbliches zu fördern war, fehlte es H. nie an Zeit, Mittel und Kraft. Er errichtete zu Tangermünde eine Töchterschule für Kinder gebildeter Aeltern; er stiftete einen Kanditaten-Konvent zu homiletischen, hermeneutischen und katechetischen Uebungen für junge, Bildungsbeflissene Männer, die sich dem Predigerstande gewidmet hatten; er begann nach gleichem Gesichtspunkte die Herausgabe der homiletisch kritischen Blätter *) für Kandidaten des Predigtamtes und angehende Prediger, bei welcher er von Schuderoff, Klefeker, Pischon, Nebe, Westphal und vielen andern bekannten protestantischen Gottesgelehrten unterstützt wurde. Späterhin 1804 ward sein Schwager Pischon, Hof-

*) Anmerkung. Ueber die Verdienste, welche sich H. um die Förderung der Kunst des kirchlichen Vortrages durch eben diese Kr. hom. Blätter, als Herausgeber und fleißiger Mitarbeiter, erwarb, redet ausführlich Schleiermacher, in dem „Ehrengedächtnisse Hansteins, im Namen der Berliner Kreis-Synode. Berlin, bei Reimer 1821." —

und Garnisonprediger zu Potsdam, Mitherausgeber; an dessen Stelle dann der gleichfalls mit H. verschwägerte, verdienstvolle Prediger F. P. Wilmsen trat, der späterhin die hier oft angeführte Biographie Hanstein's, mit treuer Freundesliebe an seinem Grabmale niederlegte.

Zu manchen Leiden die den würdigen Hanstein drückten, gehörten auf der Schriftstellerbahn, auch die Censurleiden; so schreibt er am 31. August 1797 einem Freunde: „Oft habe ich Ihrer gedacht, aber einige Tage lang sehr lebhaft, weil sich das Gerücht verbreitete: Hilmer wäre gestorben. —' Nach meiner Zuhausekunft aber hörte und las ich nicht nur keine Bestätigung, sondern empfing auch etliche unangenehme Zeichen seines Lebens und Wirkens. Das Manuskript zu dem achten Hefte der homiletisch-kritischen Blätter war nehmlich endlich zurückgekommen, und da waren denn, was unerhört ist, ganze Recensionen und Abhandlungen gestrichen. Er muß gewiß krank gewesen und dadurch übellaunisch geworden sein, denn so arg hat er's noch nie gemacht." —

An seinem Geburtstage, den 7. Sept. eben des Jahres sagte H. demselben Freunde:

—„Es kommt bei weitem nicht so, als man fürchtet" — sagen Sie bei der Erinnerung an meine Besorgnisse wegen des Vaters Heimgang in die Ruhe. Oft ist's so; oft kommts auch bei weitem schrecklicher, als man fürchtet. Die Erfahrungen meiner letzten Lebensjahre besiegeln dies. Was mich seit Ostern 1796 getroffen hat und noch trifft, ist ungleich trauriger und niederbeugender, als ich es je ahnen und fürchten konnte. Aber gut ist es darum doch. Tragen kann ich's und werde ich's darum doch; denn der, der es schickt und auflegt, muß tragen helfen weil er die Liebe ist. Das gehört zu dem, was wir nachher erst erfahren. Aber darum sind mir „solche Erfahrungen, wobei wir nichts thun können, als stillstehn und stillschweigen — überaus kräftige Demonstrationen unsers unsterblichen Lebens." —

—„Schade, daß ich Ihren Brief nicht vierzehn Tage früher gehabt und gelesen habe. Gewiß hätte ich meine eiden letzten Predigten über das achte Gebot dann nicht, wenigstens nicht so gehalten. Ich habe den Lästerern und Verleumdern harte Wahrheiten predigen müssen, und —

wüßte nicht, daß man auch mich herum trägt, und sogar meilenweit meinem Namen mit schlimmer Rede wehe thut. Nun mag der und jener meinen, ich habe das mir gepredigt. Gott weiß, daß ich an mich nicht dachte. — Es war, als ob mein Herz weich, mein Auge naß werden wollte von Kummer; aber das muß heute nicht sein, ich muß in Dank und Freude meinen Tag beschließen." —

Dem von so manchen Verfolgungen des Schicksals gedrückten Manne waren kleine Reisen zu geliebten und befreundeten Bekannten, erst in die Vaterstadt, dann, auf vielseitige Aufforderungen, denen des ehrwürdigen Tellers dringende Bitten Gewicht gaben, nach Berlin, seelen- und körperstärkende Erholungen. Hier in der Königsstadt lernte er auch in Emilien Wilmsen, der Tochter einer ehrwürdigen Mutter, das Mitglied einer liebenswürdigen Familie, die kennen, welche er am 9. Junius 1801, als zweite Gattin, in erneuerter Lebensfreude, daheim führte. Durch diese glückliche Verbindung war nun auch vermittelst Freundschafts- und Familienbanden H. näher an Berlin geknüpft, aber er ahnete damals gewiß nicht, daß diese Stadt einst sein Wohnsitz, der Punkt seiner ausgebreiteten Wirksamkeit, wie seines Ruhmes, und — dann die Bewahrerin seiner Asche und seines Andenkens werden würde, als er am 1. August 1803 in einem Briefe sagte:

„Man kommt in dem weitschichtigen, steinklumpenreichen, staubdampfenden, durchaus nicht wohlriechenden und daneben höchstverwilderten Berlin, wo das Gute, das viele Gute in dem Bösen, wie verscharrt und vergraben daliegt, kaum zum Besinnen; allein den Genuß des Wiedersehens getrennter Freunde kann man gerade hier am Besten feiern. — — Es ist hier nichts! Ich möchte um keinen Preis in Berlin leben; das ist das abermalige Resultat meines Hierseins und Beobachtens. Ich fühle fast täglich mehr, daß unser Sinn zu dem Sinne dieser Welt nicht stimmt. Wehe thut es mir und Ihnen, und Allen, die, wie wir denken und empfinden, daß wir nur mit Achselzucken die Frage: wo will das hinaus? beantworten können. — — Mir ist es doch lieb, daß ich einmal wieder hier gewesen bin. Nun wird mir Alles wieder aufs Neue heilig und ehrwürdig und wichtig, was der großen Welt nicht so ist. Es ist in Emmahus besser, als in Jerusalem. Dort erkannte man sich am Brodbrechen und Beten; hier

erkann..

wird der Heilige gekreuziget, und das Heilige verwüstet." *)

Auch in weiteren Kreisen wurde Hansteins Name schon mit Auszeichnung genannt; seine schriftstellerischen Arbeiten fanden überall Anerkennung ihres Werthes; so konnte es nicht fehlen, daß er bald in eine glücklichere Amtslage versetzt werden mußte. Von dem würdigen Teller, wie durch den ausgezeichneten Ruf einer trefflichen Amtsführung empfohlen, ward er daher von dem Domkapitel zu Brandenburg an der Havel zum Oberdomprediger (1803) erwählt, mit welcher Stelle ihm das geistliche Ministerium zugleich die Superintendentur der unter dem Patronate jener geistlichen Stiftung stehenden Diöces übertrug. So trat er in eine sorgenfreiere Lage, in einen angenehmeren Wirkungskreis, in nahe Verbindung mit mehreren seiner Aufsicht untergeordneten Schul- und Erziehungsanstalten und in gesellschaftliche Verhältnisse, die Geist und Herzen Befriedigung darboten. Unter glücklichen Umgebungen begann er hier, mit frischer Kraft und Lust, zu wirken für Kirche und Schule. Manche Frucht, deren Segens sich die Nachwelt erfreut, wächst aus dem Saamenkorn, welchen der thätige Arbeiter im Weinberge des Herren pflanzte und pflegte; so begründete Hanstein dort eine Töchterschule, die noch fortdauert, ein Denkmal seines Eifers für das Gute, so suchte er fortwährend durch freundschaftlichen Umgang auf junge sich für den Predigerstand bestimmende Männer zu wirken, um sie in ihrem künftigen Berufe ganz zu orientiren; so gab er selbst Lehrstunden in den Schulen, zum Unterricht für die Jugend, aber auch als Vorbild für den angehenden Lehrer; so stiftete er eine literarische Gesellschaft, deren Hauptzweck auf Erforschung der wirksamsten Mittel zur Beförderung der Religiosität und Sittlichkeit gerichtet war, indeß der Verein zugleich zu gesellschaftlicher Erholung diente.

Während in den weitverbreiteten Familienverbindungen und in der zahlreichen Schwägerschaft Hansteins manches erfreuliche Ereigniß seine Tage erheiterte, rief ihn eine unerwartetete Begebenheit aus seinem ihm so liebgewordenen Amte, und versetzte ihn dorthin, wo er

*) Siehe: „Denkmal", Seite 163.

noch kurz zuvor um keinen Preis zu leben wünschte; aber er folgte dem Rufe und brachte ihm seine Neigung zum Opfer wiederum, im Bewußtsein der Pflichterfüllung. —

Teller, der als Herausgeber des bekannten Magazins für Prediger auf Hansteins, als eines fleißigen Mitarbeiters, Verdienste aufmerksam gemacht worden war, wünschte im hohen Alter, seiner Berufsarbeiten durch einen Adjunktus und dereinstigen Nachfolger sich entledigt. Seine dieserhalb dem Könige vorgetragenen Bitten veranlaßten den damaligen geheimen Kabinetsrath Beyme, über diesen Gegenstand Rücksprache zu nehmen mit dem Hofprediger Pischon zu Potsdam; letzterer nannte den Superintendenten Hanstein zu Brandenburg, jedoch mit der aufrichtigen Bemerkung, daß solcher Vorschlag leicht den Schein der Partheilichkeit auf sich ziehen könne, da der Empfohlene sein Schwager sei. — Bald ward H. nach Potsdam berufen, um dort eine Probepredigt zu halten vor dem Könige, der unmittelbar nachher den Vorschlag billigte, indem er Hanstein zu Tellers Gehülfen und einstigem Nachfolger in allen seinen Aemtern ernannte. Diese Amtsbesetzung, welche dem berühmten Greise völlige Ruhe sicherte und ganz seinen Wünschen entsprach, überlebte er nur wenige Tage; am 4. Dezember 1804 bezeugte er jenes in einer herzlichen Zuschrift an H. den er dringend bat, seine Ueberkunft nach Berlin zu beschleunigen, und schon am 9. Dezember, vier Tage nachher, schloß Teller für immer die müden Augen.

Hanstein schied nun aus einer gesegneten und erfreulichen Amtsführung, um in weiterm und höherem Wirkungskreise als Probst und erster Prediger der Petri-Kirche, wie auch als Oberkonsistorialrath, eine neue Laufbahn zu beginnen, die an und für sich mit großen Schwierigkeiten verknüpft, um so größere Anforderungen machte, da ein Mann von dem ausgebreitetsten Ruhme sein Vorgänger war, ein Mann, den H. in seiner Antrittspredigt am 31. März 1805 mit Recht, als den Unvergeßlichen, den Unersetzlichen, bezeichnet, dessen Namen die protestantische Kirche mit ungetheilter Erfurcht nennt, in dem Berlin so viel hatte und so viel verlor, um den die Freunde trauern, als um den ersten Freund

und die Armen klagen, als um den freundlichsten Wohlthäter. —

Zunächst gewann Hanstein Anerkennung seiner Verdienste als Prediger, seinem Hauptberufe. — Lange Zeit hatte die schöne, hochgewölbte und raumvolle Petrikirche keinen Prediger gehabt, der sie auszufüllen im Stande war, und der durch ein stark und angenehm tönendes Organ und einen rednerischen Vortrag seine Zuhörer so zu fesseln vermochte, wie Hanstein sie fesselte. Teller hatte eine dünne und schwache Tenorstimme, fast gar keine Deklamation und Aktion, und wie originell und scharfsinnig, ja oft selbst witzig, er predigte, er fand doch keinen Beifall, (obgleich seine Zeit gerade solche Vorträge begehrte) weil seine sächsische Aussprache, und die Verschmähung alles rednerischen Schmuckes, die er sich zum Gesetze gemacht zu haben schien, den Meisten nicht zusagte, und seine Stimme auch einem so großen Gebäude ganz unangemessen war. So war es denn nicht zu verwundern, daß H., der vieles in sich vereinigte, was sonst gewöhnlich nur einzeln gefunden wird, sich eines außerordentlichen Beifalls bei seiner neuen Gemeinde erfreute, und durch den Zulauf der Neugierigen seine Kirche ungewöhnlich angefüllt sah. Er mußte es sich gefallen lassen, eine Zeitlang der Modeprediger zu sein, denn diesem Schicksale kann in einer großen Stadt niemand entgehen, der etwas Außerordentliches leistet, und eben dadurch von sich reden macht. Zu beträchtlich ist in großem und volkreichen Städten die Anzahl derer, welche dem Neuen nachfragen, und nachlaufen, und dem Zuge des großen Haufens mechanisch folgen, und es ist kein geringes Leiden, welches aus diesem Zulaufe für den Prediger entsteht, vor allem, wenn er von der Eitelkeit frei ist, welche darin, daß sie Aufsehen macht, ihre Befriedigung findet. Unser H. vermißte daher in den ersten Monaten seiner Amtführung recht schmerzlich die feierliche Stille und die theilnehmende Aufmerksamkeit, deren er sich in Tangermünde und Brandenburg zu erfreuen gehabt hatte. Einigermaßen entschädigten ihn dafür die stilleren Montags-Versammlungen, und daher liebte er diesen Wochen-Gottesdienst, und ließ nur in der dringendsten Noth am Montage für sich predigen. (Würdevolle Ruhe bei kirchlichen Versammlungen, welche man in Berlin oft ver-

mißt, ist indeß mit einem zahlreichen Auditorio durchaus nicht unverträglich, wovon man in den Kirchen zu Breslau, Dresden, Hamburg, Bremen u. s. f. lobenswerthe Beispiele findet. —) Seine Amtsverhältnisse waren fast in jeder Rücksicht sehr angenehm — doch hatte seine Lage auch ihre dunkelen Seiten, und die dunkelste war wohl die gänzliche Entbehrung erheiternder Muße, und die Nothwendigkeit, sich häufig einer Lebensweise unterwerfen zu müssen, welche Lebenskraft und Lebensmuth zerstört, weil sie zu sehr von der naturgemäßen abweicht, und selbst das gesellige Vergnügen in Beschwerde und Anstrengung verwandelt. Wie unverträglich dieses, besonders mit der Nacht erst anfangende Abendmalzeiten, mit einem Berufe ist, der eine rastlose, angestrengte Thätigkeit erfordert, und wie kärglich der Genuß, welcher sich darbietet, wie hoch der Preis um welchen er erkauft wird, das mußte unserm H. nur zu bald fühlbar werden, und ihm vorzüglich, da er so viele Jahre hindurch an eine höchst einfache und natürliche Lebensart gewöhnt war, und diese, bei seiner Schwächlichkeit und dem zarten Baue seines Körpers, die Bedingung war, unter welcher er allein sich der Gesundheit und eines langen Lebens erfreuen konnte. Doch gerade ihm war es am wenigsten möglich, sich dieser verderblichen Lebensweise zu entziehen, da seine Gemüthlichkeit, seine Theilnahme, und sein Wohlwollen es ihm so schwer machten, abzuschlagen und zu verschmähen, was ihm aus inniger Anhänglichkeit dargeboten wurde. Er wußte sich zwar durch die strengste Enthaltsamkeit im Genusse größtentheils gegen die verderblichen Wirkungen einer solchen Abweichung von der Natur und Lebensordnung sicher zu stellen. Wäre ihm dieses nur auch in Ansehung manches andern verderblichen Einflusses auf seine Gesundheit möglich gewesen, besonders in Ansehung seines Wohnhauses, und der erschöpfenden Sitzungen und Konferenzen, welchen er an drei, oft an vier Tagen in der Woche, als Rath im Ministerio, im Armendirektorio, als Mitglied der Bibel-Gesellschaft, der Direktion der Erwerbschulen, oder als Mitglied einer niedergesetzten Königlichen Kommission, und in den letzten Jahren seines Lebens als Skriba in dem Moderamen der Kreis-Synode, und als Mitglied der von der Synode niedergesetzten Kommission zur Sammlung des neuen Gesangbuches,

beiwohnen, und wobei er oft vier bis fünf Stunden in einer beengten Stubenluft zubringen mußte.“ —

Bei dieser Darstellung der Unannehmlichkeiten, welche mit der vielleicht von Vielen beneideten Lage H's. verknüpft waren, sind auch die vorzüglichsten Amtsbeziehungen namhaft gemacht, in welchen er stand. —

Zu den Zügen seines häuslichen Lebens, in welchem ihm die Freude wurde, für den Verlust der Kinder erster Ehe, von seiner zweiten Gattin mit fünf hoffnungsvollen Kindern beschenkt zu werden, gehörte eine patriarchalische Gastfreundschaft, mit der er begünstigt von einer geräumigen Dienstwohnung, mehrere seiner Verwandten, seine geliebte alte Mutter, die Familie seines ihm schon am 18. Dezember 1805 durch den Tod entrissenen Schwagers Pischon, mehrere Neffen und Kinder seiner Freunde als Hausgenossen aufnahm.

So schritt er der verhängnißvollen Zeit entgegen, wo der unglückliche Krieg dem Lehrer der Religion, dem Patrioten, dem Haus- und Familienvater neue Prüfungen auferlegte, die niemand mit größerer Treue und festerer Ueberzeugung von der Weisheit der Vorsehung bestand, als er. Freimüthiger, unerschrockener Wahrheitseifer, innige Liebe für König und Vaterland waren die Charaktergrundlagen, auf welchen gestützt, er, unter aller Bedrängniß, empfänglichen Gemüthern die Verheißungen und Tröstungen der Religion zutrug. Die fromme Begeisterung seines Wirkens ging nicht in dem Strome wilder Ereignisse verloren; manche schöne That, mancher glückliche Erfolg zur Verminderung des allgemeinen Drangsals belohnte ihn. — Hanstein war im Jahr 1807 einer der Ersten der edlen Männer, welche zur Gründung des Luisenstiftes, einer wohlthätigen Erziehungs-Anstalt für solche Knaben, welche, ohne verwaiset zu sein, in Gefahr sind, zu verwildern, zusammentraten. Die herrliche Königin Preußens, deren Andenken! wie ein wohlthätiges Gestirn die dunkelen Tage jenes Reiches erhellt, war gebeten, die unmittelbare Beschützerin einer Stiftung zu werden, welche ihren Namen führte. Sie antwortete in einem Schreiben an Hanstein, von Memel aus, unterm 31. August 1807, bejahend, fügte eine Beisteuer bei und schloß mit den Worten:

Digitized by Google

„Der Krieg, der soviel unvermeidliches Uebel über die Nation brachte, deren Landesmutter zu sein, mein Stolz ist, hat auch manche schöne Frucht zur Reife gebracht und für so vieles Gute den Saamen ausgestreuet. Vereinigen wir uns, ihn mit Sorgfalt zu pflegen, so dürfen wir hoffen, den Verlust an Macht durch Gewinn an Tugend reichlich zu ersetzen. Sie, Herr Probst! haben redlich das Ihrige gethan, nach diesem Ziele hinzuleiten. Mehrere Ihrer würdigen Amtsbrüder haben mit Ihnen gewetteifert. Sie haben dadurch in den Berlinern den Geist geweckt und erhalten, in welchem allein man sich im Unglücke mit Würde betragen kann. Dadurch ist das Band der Liebe, welches die Nation mit ihrem Herrscher verband, nur um so fester geknüpft worden, so wie die Freude des Wiedersehens, wonach die Sehnsucht wechselseitig gleich groß ist, desto reiner sein wird." —

Dieses ist mit wenigen Worten die genaueste Bezeichnung des Standpunktes, welchen Hanstein, während der Unterjochungszeit, mit unerschütterlichem Eifer festhielt. —

Dem guten Zwecke des Luisenstiftes entsprach ein glückliches Gedeihen. Hier ärndtete H. viele Lebensfreude, denn fortgesetzt, selbst unter den größten Zeitbeschränkungen führte er nicht nur die Leitung desselben mit, sondern feierte hier manche Erholungsstunde, indem er sich mit freundlichen Gesprächen unter die im Arbeitssaale beschäftigten Kinder mischte. Je mehr H's ganzes Leben in Handlungen der Mildthätigkeit, des Wohlthuns, der Menschenliebe sich aussprach, je mehr es ihn immer trieb, unaufgefordert diesen Tugenden sich zu weihen, um so härter traf ihn oft die Sorge, nicht überall so helfen zu können, wie er gern gewollt hätte. So gelang es ihm z. B. seinen Bruder, den Vater einer zahlreichen Familie, aus der gedrückten, sorgenvollen Lage seines Schulamtes zu Stendal zu befreien, indem er ihm die einträgliche Predigerstelle zu Löwenberg verschaffte; doch kaum hier angezogen vernichtete eine Feuersbrunst, das Dorf, die Predigerwohnung und die dem Bruderherzen so heitere Aussicht, die Herstellung des Wohlstandes einer so nahe befreundeten Familie gesichert zu haben. —

Selbst in der Zeit, wo der Friede schon durch den Friedensschluß von Tilsit wieder hergestellt sein sollte,

konnte H. traurigen Erfahrungen, die in seiner Vaterlandsliebe ihren Grund hatten, nicht entgehen.— Sein Amt rief ihn zur Einführung des Superintendenten Sadewasser nach Havelberg, wo der übermüthige, nie befriedigte Feind noch hauste. Der Kommandant der Stadt hatte H's Einführungspredigt behorcht und — was den Auflauerern und Horchern leicht glückt — darin verdächtige, den Franzosen nicht gefallende Aeusserungen vernommen. Am folgenden Tage ward H. vor dem eben von Berlin angekommenen General Lagisse gefordert und mit Fragen und Vorwürfen überhäuft, dann aber, bei dem festen, ruhigen Benehmen des sich schuldlos Wissenden, unter Androhung augenblicklicher Haft befehligt, binnen einer Stunde die Stadt verlassen; auch gleich eine Estaffette vorangeschickt, welche den Kommandanten Berlins, den Obergeneral Viktor auf den verdächtigen Mann aufmerksam machte.

Hanstein ward hierdurch in seiner Berufspflicht nicht gestört, sondern fuhr fort, in seinen bei voller Kirche gehaltenen Predigten für patriotische Begeisterung zu wirken, zur Treue an König und Vaterland zu ermuntern, und die Rettung des letzteren vorauszusagen. Nachmals ward H. späterhin entboten vor dem Gouverneur der Hauptstadt, dem berüchtigten Davoust zu erscheinen, gemeinschaftlich mit dem Justizrath Buchholz (den man in der Eile anstatt des eigentlich gemeinten Schriftstellers Friedrich Buchholz herbeigeholt hatte) und mit Schleiermacher, wegen offenkundiger Franzosenfeindschaft mit Vorwürfen und Drohungen geschmäht; doch Schleiermacher, der französischen Sprache vollkommen mächtig, führte das Wort der Vertheidigung mit männlichem Muthe; so wurden alle drei entlassen mit bündigen Zurechtweisungen: was und wie sie künftig predigen und schreiben sollten. — In so gefahrvoller Zeit bewährten edle Männer, was so schnell vergessen wird, die Lauterkeit und Festigkeit ihrer Pflichttreue. —

Am 20. Septemb. 1809 brannte die schöne Petri-Kirche ab, wodurch H. für sich und seine zahlreiche Gemeinde den ihm so liebgewordenen Vereinigungspunkt religiöser Zusammenkünfte verlohr. Zwar ward den durch diesen Unglücksfall Beraubten, erst die Kloster-, dann die Domkirche zum Gottesdienste eingeräumt; doch entschädigte schwesterliche Willfährigkeit anderer Gemeinden nicht ganz, da Beschränktheit des Raums die große Petri-Gemeinde

fortwährend an den Verlust der eigenen Kirche erinnerte. Den Wiederaufbau des zerstörten heiligen Hauses erlebte Hanstein nicht; wohl aber war er nicht müssig, bei Herbeischaffung milder Beiträge, zu diesem Zwecke.

Unter manchen Beweisen des Wohlwollens des Königes und der Königin, traf ihn und Allen, denen der Preußenname im tiefsten Unglücke erst recht heilig geworden war, Allen, welche mit ehrfurchtvoller Huldigung in der gekrönten Frau das Ideal weiblicher Hoheit feierten, Allen, die den Schutzgeist des Vaterlandes in ihr verehrten, unersetzlicher Verlust, als die Königin Luise plötzlich, in der Blüte ihrer Jahre dahin schied. — Wie natürlich hierdurch die am schmerzlichsten betroffen wurden, die dem Lebenskreise der Vollendeten näher standen, unmittelbar sich erfreuten der Milde ihrer Gesinnung, der Hoheit ihres Geistes, der Reinheit ihres frommen Gemüthes, so mußte auch der tiefempfindende Hanstein in vielen Beziehungen seines Daseins nach verdoppeltem Gewicht von der allgemeinen Trauer ergriffen werden, indeß sein Beruf erheischte, durch die Tröstungen der Religion den Schmerz über das Unersetzliche zu beschwichtigen. Wie er dieses that, davon bieten seine in dieser Zeit gehaltenen Kirchenvorträge preiswürdige Zeugnisse dar.

Schon im Laufe des Jahres 1809 trat bei der neuen Gestaltung des geistlichen Departements, zu dessen Chef nach dem Abgange des Ministers von Massow, der Graf Dohna ernannt war, Hanstein, auch hier durch den Tod geliebter Kollegen beraubt, in die Sektion des Kultus, als vortragender Rath. Dem geschäftsliebenden Manne eröffnete sich ein neuer Wirkungskreis, wo er viel Gutes förderte, dessen Pflege ihm anvertraut blieb, als andere Chefs, von Altenstein und von Schuckmann den kirchlichen Angelegenheiten vorgesetzt wurden. Seine Verdienste erhielten öffentliche Anerkennung, indem ihm der König den rothen Adlerorden dritter Klasse verlieh, welchem sechs Jahre später der der zweiten Klasse zugesellt wurde, eine Auszeichnung, welche H. immer sehr hochschätzte, nicht als persönliche Belohnung, sondern als Würdigung der Wichtigkeit seines Standes. —

Mangel an Erholung und an körperlicher Bewegung unter Anstrengungen mancher Art forderten, daß zur Herstellung seiner geschwächten Gesundheit durchgreifende Mittel angewandt würden. Der Arzt schlug eine Reise ins

Bad nach Landeck vor, und ſie ward mit glücklichem Erfolge, unter manchem aufheiternden Zuſammentreffen und Wiederſehn, gemacht. —

Kurz nach der Heimkehr trat mit dem Jahre 1813 der ſehnſuchtsvoll erſehnte Wendepunkt der politiſchen Exiſtenz des Vaterlandes ein. Nun galt es Allen! — Hanſtein wurde der thätigſten Einer. — Die Vorträge, welche in dieſe Zeit fallen, gehören zu den Beſten, welche wir ihm verdanken, und ſeine Zuhörer und Leſer erblicken ihn darin auf einer nur Wenigen erreichbaren Stufe der Beredſamkeit, weil die Vereinigung eines reichen Geiſtes und Gemüthes mit ausgezeichnetem körperlichen Talent für Beredſamkeit eine ſeltene Erſcheinung iſt. — *) Sein Thun und Trachten, ſeine Arbeits- und Ruheſtunden waren gerichtet auf die große Kriſis des Augenblicks, und zur Aufbietung aller Mittel, eine glückliche Entſcheidung herbeizuführen. Solche Begeiſterung machte ihn zum Dichter, indeß er das ſchöne Talent für Poeſie nur ſelten übte, um ſeinem Herzen zu genügen in Anbetung des Ewigen, oder um in traulichen Kreiſen, in der Weiſe eines Liedes oder eines fröhlichen Trinkſpruches feſtliche Stunden zu erheitern. — Jetzt ſang er in Kraft und Geiſt:

Herrlich waltet der Geiſt, welcher das Volk erhebt!
Bis zum Kinde herab wehet von Mann und Greis
Ein lebendiger Odem
Durch das heilige Vaterland.
Greiſe beten und weihen Enkel dem Heldenkampf
Männer führen das Schwerd, welches ſie nie geführt.
Hochauflodert des Jünglings
Bruſt, zu retten das Vaterland.
Und es ſtrömet daher freudig die Jugendkraft,
Scheut Gefahren und Müh', Wunden und Blutkampf nicht,
Nicht das Dräuen des Todes;
Denn ein heiliger Ruf ertönt:
„Rette, biederes Volk! rette das Vaterland!
Sieh! es laſtet die Schmach über dem heiligen!
Sieh! es ſchmiedet die Feſſel,
Der uns haſſet, und flucht Dir Fluch!

*) Siehe „Denkmal, Seite 89 ꝛc. und die Predigtſammlung von Hanſtein, unter dem Titel „die ernſte Zeit." —

Rette, biederes Volk! rette das Vaterland!
Wandl' in ehrenden Ruhm diese verhaßte Schmach
Wandl' in Segen den Fluch, in
Siegeskränze die Fesseln um!—"

Wie bedeutungsvoll sind die Worte am Schlusse der Ode Trost und Hoffnung:

„Schön ist's Mutter und Braut! sterben für's Vaterland.
Sänk' auch König und Volk unter im großen Kampf.
Aber schöner: zu sterben
Nicht umsonst für das Vaterland!—"

Hanstein kämpfte tapfer mit dem Schwerdte des Geistes, fachte an den Muth der Verzagten, sprach Trost ein den Beraubten und brachte Pflege den Verwundeten; so erwarb er sich ein heiliges Recht an der Siegerfreude, womit, nach nochmaliger Unterbrechung, endlich 1818 die tapfern Preußenheere zu dem Heerde der Heimath zurückkehrten.

Eine, auf unmittelbaren Befehl des Königes, während dieser Zeit gebildete Kommission zur Reform des Kirchenwesens und der protestantischen Liturgie, deren Mitglied, nebst Sack, Ribbeck, Hecker, Offelsmeyer und Eylert, Hanstein war, verflocht letztern, bei seiner Willfährigkeit, sich den schwierigsten Geschäften zu unterziehen, in ein wahrhaftes Labyrinth von Arbeiten. Männer jedes Standes waren berechtigt, dieser Kommission Ansichten und Vorschläge Behufs der Kirchenreform einzureichen und thaten es im bunten Gemisch, wie H. in einem Briefe sich so treffend ausdrückt, häufig „recht zum Lachen und Weinen zugleich." —

Die Geschichte der Arbeiten dieser Kommission und ihrer Vorschläge, welche eine scharfe Kritik im Publiko zu bestehen hatten, noch ehe sie eigentlich gemacht waren, die Darstellung der bei dem Eintritte des Jubeljahres der protestantischen Kirchen vom Könige selbst ausgehenden Verhandlungen zur Vereinigung der lutherischen und reformirten Kirche, zu deren Bewirkung Sack und Hanstein zuerst Vorschläge machen mußten, und die Geschichte der hiernach ergriffenen Maasregeln, wie deren Folgen, ist eine Aufgabe, deren Lösung ein wichtiges Denkmal zur Charakteristik unseres Zeitalters geben wird. —

Im Allgemeinen sei hier bemerkt, daß nach jenen Vorbereitungen im preußischen Staate, alle protestantische Gemeinden eine Presbyterial-, alle Geistliche eine Synodalverfassung erhielten, wodurch eine neue Anerkennung gegeben wurde, daß für jede Masse unter moralischen Prinzipien verbundener Menschen, ein vernünftiges Repräsentativsystem das einzig zweckmäßige ist. — Was die am zweiten Tage des Reformationsfestes 1817 zu Berlin stattgefundene Vereinigung der beiden protestantischen Konfessionen betrifft, so fand dieses Vorbild, wie bekannt, häufig Nachfolge in den Provinzen und in andern deutschen Landen. In dieser Begebenheit ist auf keine Weise die löbliche Absicht der Urheber und Beförderer zu verkennen und in der Beurtheilung derselben im Widerspruche dagegen, ist häufig Leidenschaft und Vorurtheil sichtbar geworden; aber es bleibt eine unbestreitbare Thatsache, daß die ganze Vereinigung, wo sie geschah, mehr erscheint, als eine Anordnung von obenher, oder als Betrieb einiger dafür gestimmter Geistlichen, als daß sie Wille und Bedürfniß der kirchlichen Gemeinden, welche sie sich schweigend gefallen ließen, gewesen sei, ohne derer zu gedenken, die als Kirchenlehrer, oder als Gemeindeglieder daran wirkliches Aergerniß nahmen. Unbezweifelt machte die Vereinigung der Kirchen, auf diese Weise begonnen, vielen kirchlichen Indifferentismus kund, ja sie beförderte denselben, indem man darauf hinarbeiten wollte, diesem Abwege des Zeitalters entgegen zu wirken. — *)

*) Ein in der theologischen Literatur rühmlichst bekannter Schriftsteller, der die Handschrift dieser Biographie durchzusehen die Gefälligkeit hatte, bemerkt bei dieser Stelle Folgendes:

— „Da von vielen Männern geistlichen und weltlichen Standes, besonders in den neuesten Zeiten, der Kirchenvereinigung günstige Aeusserungen zu Statten kamen, mußte wohl Anordnung von obenher erfolgen, das liegt in der staatsverhältlichen Verfassung unserer evangelischen Kirche. — Der König hat wegen der Union nie etwas verordnet, wohl aber gewünscht und sich für diese Sache erklärt; jedoch ist allen Geistlichen befohlen, völlige Freiheit zu gewähren, und jeden Schein des Zwanges zu vermeiden. Auch in andern Ländern ist meines Wissens hierin nicht von oben herab etwas verordnet worden. —"

Obgleich einem Manne von Hansteins Scharfsinne diese Bemerkungen nicht entgehen konnten, obgleich er Erfahrungen genug machte, wie sein Wirken in diesen Beziehungen hier und dort gemisdeutet, verketzert und gehemmt werde, so blieb er doch mit heitrer Seelenruhe dem einmal vorgezeichneten Plane treu, denn die redliche Ueberzeugung, Gutes zu wirken, kein anderes Motiv, hatte ihn für denselben gewonnen. — Es verdient auch hier seine Festigkeit und Konsequenz wahre Achtung. —

Ehrend für den früher dahingeschiedenen, wie für den ihn betrauernden Freund ist die innige Freundschaft, welche sich, nach literarischen Veranlassungen, die z. B. in dem gemeinschaftlich herausgegebenen neuesten Magazine für Fest- und Gelegenheitspredigten dem Publiko vorliegt, zwischen Hanstein und dem genialen Dräseke bildete; bezeichnend ist es, wie beide

---

„Es mag wahr sein, daß die Gemeinden wohl eigentlich das Bedürfniß dieser Vereinigung nicht fühlten; aber da in den Hauptlehren der Religion durchaus kein Unterschied beider Kirchen stattfindet, warum sollen die äusserlich getrennt bleiben, die es innerlich nicht sind? — Dieses haben alle, die Sache richtig betrachtende Religionslehrer ihren Gemeinden zu Gemüthe geführt, und diese sich die Vereinigung nicht blos gefallen lassen, sondern sich ihrer wirklich erfreuet. —"

„Mögen Einige Aergerniß nehmen! Jede Verbesserung ärgert ja den am Alten hängenden und stößt bald bei Vorurtheilen, bald bei bösem Willen an. Auf Menschen, die sich einmal ärgern wollen, bei Stiftung des Guten Rücksicht zu nehmen, würde dieses oft verhindern."

„Daß endlich die Union den kirchlichen Indifferentismus befördere, ist schwer zu beweisen. Wo völlige Uebereinstimmung in allen wesentlichen Religionslehren ist, kann davon nicht die Rede sein. Verschiedenheit der Meinungen und Vorstellungen ist ja in allen Kirchen unter den Gliedern derselben. —"

— „Glauben Sie überhaupt nur, daß viele Widersprüche gegen die Union, mehr weltliches, recht eigentlich politisches Ursprungs sind, als daß in der Verschiedenheit religiöser Ansichten und Meinungen ihre Quelle zu finden sei." — u. s. f.

liebend an einander hingen und im Briefwechsel alles sich gegenseitig vertrauten, was sie erfüllte mit frohen Erwartungen und mit trüber Besorgniß, ohne sich je von Person gesehen zu haben. Diese Verwandtschaft der Gesinnung führte sie beide in ihren Zuschriften zu dem Gebrauche des brüderlichen Du, dessen herzlicher Tausch besser Erwähnung verdient, als die Herablassung eines vornehmgewordenen Jugendgefährten. Sich als Brüder im Geiste zu umarmen und in persönlicher Vereinigung Herz um Herz zu tauschen, gehörte zu H. liebsten Aussichten, die hienieden zwar nicht erfüllt, aber deshalb nicht vernichtet wurden, denn da droben ist der Vereinigungspunkt alles dessen, was geistige Liebe verband. — Des Trostes war H. erfüllt, als er an Dräseke schrieb: „Ach hätten wir dich doch in Berlin, und unter uns! — Aber du sprichst mir so viel vom Heimgehen und Vollenden. Nein, Bruder meines Herzens, nicht also. Ich, fast dreizehn Jahre älter, ich muß abnehmen, du mußt wachsen. Ich eile der Heimath zu, du mußt bleiben. —— Mann Gottes! stehe und zeuge, kräftig und lebendig und warm, ein Zeuge Gottes, ein Herold Christi, des Christus, der vor Abraham war. —"

Und Dräseke erwiederte:

„Lange, das fühle ich, werde ich auf dieser Erde nicht mehr wallen: ich lebe mich todt. Jede Predigt, jedes Sterbelager, jede Abendmalsfeier, jede Hausnoth, oft jede Stunde, die ich meinen Konfirmanden gebe, reißt Stücke aus meinem Herzen. Hanstein weiß was ich meine. Aber es ist ja gut, es ist auch so gut. Der Mensch lebt nur Einmal, nemlich ewig. Schreibst Du indeß: du könnest mich nicht missen, in diesem deinem letzten, deinem Ausgangsleben — so sage ich Dir's auch: ich kann deiner nicht mehr entbehren, ich kann's weder hier, noch dort. Und an meine Bilder von der Zukunft, ich meine die jenseitigen — knüpft sich alle Zeit das, seit du es gesagt, was du mir einst von deiner herrlichen Petrikanzel schriebest. Du sollst keinen sinnigern, keinen seligeren Zuhörer im Himmel haben, mein Hanstein, als mich. — Jetzt lebe wohl, du Hochgeliebter! Bitte, sei nicht mehr krank. Lebe noch ein Wenig hier auf Erden, daß du fortfahrest zu leuchten, ein brennend und scheinend Licht, und auch auf mich wärmend und erquickend falle deines schönen Lebens Glanz. —" Solche innige Zuneigung

tauschten zwei Männer, die in religiösen, besonders dogmatischen Ansichten nicht übereinstimmten, deren von einander abweichende Meinungen im früheren Zeitalter leicht Zelotenstreit auf Leben und Tod veranlaßt haben könnte. Beide, Hanstein wie Dräseke, verschwiegen sich, vom Beginn näherer Bekanntschaft und traulicher Mittheilung, diese Verschiedenheit nicht; sie achteten und liebten sich deshalb nicht minder. So schrieb H. an D.:

„Mit der Dogmatik — wie, soll ich sagen: Dogmalogie? — ist's eigen in diesem Decennio. Viele — viel herrliche und kräftige Männer hat's ergriffen, das neue paläologische Wort in Ansehn zu bringen. Auch Sie, Theurer! lassen den geboren werden, als Mensch, der das Universum erschaffen hat. Wohl geht es bei Ihnen gewiß, gewiß aus dem Glauben. Das ist mein Trost, aber herausreißen kann' es mich nicht aus meiner — nennen Sie es immer: Befangenheit in meinem Vernunftglauben. — — Preis ihm, Huldigung, Verehrung in Zeit und Ewigkeit; aber Anbetung — nur Einem! seinem und unserm Vater! —"

H. erfuhr fortwährend im häuslichen, wie im öffentlichen Leben die Unbeständigkeit alles Irdischen: dort manche Freude in neuen Verbindungen und manches schöne Gedeihen des Treugepflegten, aber auch manche Stunde der Trauer am Krankenbette und beim Todtenlager, — hier manchen Segen der Amtsführung, manche wohlthuende Anerkennung mühsamerworbener Verdienste, aber auch traurige Erfahrungen und Täuschungen besonders in Hinsicht der Hoffnungen für die Verbesserung des Kirchenwesens und der äusseren Lage der Geistlichen, die er mit Liebe in seinem Herzen genährt hatte. Die immer höher steigende Bedrängniß so vieler Familienväter unter denselben, die ihn mit ihren Klagen und Bitten bestürmten und denen nicht Allen helfen zu können sein eigenes Lebensglück zerstörte, gesellten sich zu Zeichen der Zeit, welche die Freiheit und Selbstständigkeit der Kirche und des Geistes bedrohten. *) Bei sichtbar wankender Gesundheit er-

*) — So berichtet „das Denkmal" (Seite 107 und 108) und bietet Veranlassung dar, aus Hansteins Briefen an einen Freund, einige eigenthümliche Ansichten über wichtige Gegenstände der Zeit hier einzuschalten:

hielt er sich nur mit Anstrengung die ihm natürliche Heiterkeit. 1818 suchte er Erholung und Stärkung auf einer Reise in die Heimath, die er auf einen Besuch des herrlichen Harzgebürges ausdehnte; dann 1819, nach dem Rathe der Aerzte gegen rege Brustbeklemmungen, eine Wall-

---

— — „Die Prediger, die Predigten und das Predigen, diese drei sind es wahrlich nicht allein, die unsere Kirchen entvölkert und die Altäre verwaist haben. Es ist allerdings der Geist der Zeit, den ich aber in dieser Hinsicht noch nie und nirgend so dargestellt, so in seinen Einzelnheiten entwickelt gefunden habe, als Sie es gethan haben. Was Sie über politische Verfassung, Lesesucht, besonders über die ewigen Einwirkungen der chamäleonartigen Philosophie des Tages in die Studien und Amtsvorträge der Geistlichen, namentlich über Naturphilosophie sagen, ist so wahr und so klar, daß es nicht bezweifelt werden kann. — Und dann die Unpolizei in Hinsicht der heiligen Tage, Stunden, Oerter! — diese wirkt gewaltiglich in Vereinbarung mit dem irreligiösen Geiste mancher Behörde, ihrer Männer und Diener! denn diese leider sehen sich an, als die Götter der Erde, die hoch über dem Volke dessen nicht bedürfen, was nur dem Volke fromme. Sie vergessen nur, daß zum Populus jeder edle, wahre Mensch der Nation, zum Plebs aber jeder andere gehöre, wes Standes er auch sei, welche Zeichen und Orden und Titel er auch trage. — Der Geist der Welt ist noch viel gefährlicher, als der Geist der Zeit." —

— „Die Kirche bekommt, nach meiner innigsten Ueberzeugung, ihr neues Heil

nicht von Synoden, Organisationen, Generalsuperintendenten-Buchstaben;

sondern einzig von dem stillen und frommen Wirken, Walten und Treiben, von dem lebendigen Worte der Predigerm von dem Geiste; —"

„Ferner: (aber, lieber Bruder! verketzern Sie mich nicht)

nicht von Zucht und Strenge, denn die Welt verhöhnt das, und das Schisma wird ärger; sondern von der evangelischen Freiheit, die Luther erkämpft hat. —"

---

fahrt nach dem Lande der Heilquellen, welche Kur wenig glücklichen Erfolg äußerte; er befolgte strenge Vorschriften in Anschung der Diät gewissenhaft, nur nicht in Betreff der Arbeit und muthete sich mehr zu, als ihm dienlich war. Von seinem nahen Uebergange zu einem besseren Leben sprach er oft, als von etwas Gewissem und Unvermeidlichem. An Dräseke schrieb er unterm 26. November: „Drüben, drüben wird's klarer und wärmer sein! —

— „Aus alter Zeit sind wir noch im Handel über Zeitgeist und Weltgeist. Ich möchte glauben dieser sei ewig derselbe, der Geist der Sinnlichkeit, des Genusses, der Wucherei, der Inhumanität. Jener ists, den die Zeit, d. h. die Köpfe und Sprecher der Zeit bilden, und zwar aus dem Verstande heraus; der Eine der praktische, der Andere der theoretische διαβολος, aber immer ein διαβολος. Gegen den Einen hat ewig zu kämpfen die pietas und das Gewissen; gegen den Anderen das πνευμα und der λογος. Diese beide — ich mögte sagen: heilige Turner oder Ritter gehören immer nur zu der unsichtbaren εκκλησια; die sichtbare, als Korporation, hat in der Regel mehr Feinde, als Freunde in ihrem Schooße. — Doch in verbis simus faciles, daß Zeit und Welt gar gewöhnlich befreundet sind, ist offenbarlich. Nur ist die Gestaltung des Zeitgeistes viel wunderlicher und vielseitiger, als die des Weltgeistes. Der Letzte bleibt seinem alten Erzvater, Epikur, und seiner alten Säugamme — Unglaube — getreu. Der Erste hat's immer mit Kleidern und Formen zu thun: hat bald diese, bald jene Amme, bald diesen bald jenen Götzen; bald Aberglauben, bald Mystik, bald Pantheisterei und Heidenthum, bald Orthodoxismus, Supernaturalismus, und, was sonst sich dazu hergiebt. Heuer ists — Alles zusammen! — Ach! welch ein Kampf für den kleinen bescheidenen, stillen λογος, der, wie alles πνευμα nur denket und redet, aber weder stürmt, noch schwatzt, noch Worte macht. Das γραμμα theilt sich dann gar sonderlich mit dem πνευμα in die Verwaltung und Organisation der lieben Geister, des Zeitgeistes und des — Himmelsgeistes. Schier mögte man jenen den Erdgeist nennen! —" —

Doch — hier ists auch gut sein, so lange der Berg der Verklärung und der Verklärte vor uns steht.“ —

Die bösen Brustbeklemmungen ließen nach; H. betrat im Oktober 1819 die Kanzel wieder, unter vielen Beweisen herzlicher Theilnahme an diesem frohen Ereigniß; er unterzog sich ferner den neuen Synodalarbeiten, war fleißig als Mitglied der Kommission für die Sammlung eines neuen Gesangbuches, als Mitglied einer andern Kommission zur Verbesserung der Liturgie und zur Abfassung einer neuen Agende, fleißig bei der Stiftung eines Vereines für Erbauungsschriften u. s. f. und dieses alles bei so wichtigen, zeitraubenden und geistige Anstrengung fordernden öffentlichen Aemtern, indeß er immer willfährig war, Aufträge von Auswärtigen und Einheimischen zu übernehmen, der Fürsprecher Hülfsbedürftiger zu sein, Familien in Erziehungsangelegenheiten zu rathen, bedrängte Familien zu unterstützen und jungen Theologen, beim Eintritte in ein Amt nützlich zu werden. — Auch verwaltete er mit größter Gewissenhaftigkeit eine nicht unbedeutende Familienstiftung und führte die Rendantur einer ansehnlichen Witwenkasse; — alles, ohne Amtspflichten zu versäumen, oder dem Familien- und geselligen Leben, in sparsam erübrigten Mußestunden, sich zu entziehen. — Der Organismus des Körpers war einmal gestört; bei jeder Anstrengung erneuerten sich Krankheitszufälle. H. mußte von Berlin, das heißt, von seinem Geschäftskreise entfernt werden, drum wurde eine Reise nach Sachsen unternommen, wo Wittenberg, Halle, Gera, Leipzig, Altenburg und Ronneburg interessante Punkte des Aufenthaltes darboten; besonders wichtig für H. war die letztgenannte Stadt, wo er den, ihm schon längst nahebefreundeten Jonathan Schuderoff wieder sah und mehrere glückliche Tage theils in seinem Hause, theils mit ihm, bei der nun auch schon verstorbenen Herzogin von Kurland, im nahe gelegenen Löbichau verlebte. —

Nach seiner Rückkehr war Hansteins Befinden, ohne bedeutende Veränderung erträglich. Unter dem dritten Adventssonntage schrieb er an Dräseke: Manchmal ist mir, als sollt' ich dich nimmer schauen! das wäre recht schmerzhaft. Doch — ich hoffe immer und bin alle Zeit fröhlich. Auch jetzt, obwohl mir ein Schweres bevorsteht, ja ein recht Schweres. Vor 17 Jahren schon mußte ich eine wundärztliche Operation überstehen. Das

Digitized by Google

soll und muß ich abermals, und zwar gleich nach Neujahr. Damals gelang es herrlich. Auch für dieses Mal sind die Aerzte sehr getrost, und ich bin es auch. Aber — der ältere Mann im 60. Jahre hat doch am Ende nicht die jugendliche Kraft. Doch — wenn Gott will, so bleibe ich den Meinigen noch ein Weilchen. Bete für mich, mein Dräseke. Erst halten wir Juliens Hochzeit *), dann soll dein Lied gesungen werden. Dann die sechs Wochen der Trübsal. Das Hochzeitsfest unseres Hesekiel und seiner Julie soll gerade auf meiner Emma Geburtstag fallen, den Tag Jonathan. — Gieb uns deinen Segen, Geliebtester! —"

Das häusliche Freudenfest erschien, dem bald die tiefste Trauer folgen sollte. Am Vorabend überraschte H. das Brautpaar mit einem höchst launigen Gedichte und am Hochzeitstage begrüßte er jeden der 36 Gäste mit einem poetischen Freundesworte, voll der feinsten Beziehungen; recht eigentlich belebte er hierdurch die Freude des Tages, denn seine heitere Seelenstimmung beschwichtigte für den Augenblick die Sorge der Seinigen. — So auch erfreute er am 30. December eine größere Gesellschaft, durch ein frohsinniges Gedicht und Tafelsprüche, als das Amtsjubelfest des Hofraths Becker begangen wurde. Am Neujahrstage 1821 bestieg er die Kanzel, mit großer Selbstverleugnung, ohne seiner selbst zu erwähnen, und predigte sich selbst zur Erbauung, wie seinen Zuhörern über das große Thema: Vor Gott ist keine Zeit! — Dann ging er der schmerzhaften Operation mit religiöser Ruhe entgegen; der vierte Januar war dazu bestimmt. Als der Wundarzt Dr. Gräfe in diesem Berufe in Hansteins Zimmer trat, legte er am Schreibtische arbeitend seine Feder nieder. Sein Haus hatte der Edle schon ein Jahr zuvor mit christlicher Weisheit bestellt, seine Amtsarbeiten und Geschäfte verließ er in der besten

*) Julie Wilmsen, H's Nichte, und Hausgenossin, ward verheurathet an den Prediger Hesekiel in Halle, welchen sie in Halle kennen gelernt, indem sie ihren Oheim im Herbste zuvor auf der Reise dorthin begleitete. — Das erwähntr Lied von Dräseke, ist ein Lobgesang treuer Liebe, gedichtet bei der Hochzeitsfeier seiner Tochter Julie mit dem Prediger Altzaus in Detmold.

Ordnung. — Um die Mittagsstunde fand die Operation statt, anscheinend mit dem glücklichsten Erfolge. Aller Hoffnungen wurden belebt, als die Wunde, ohne bedeutendes Wundfieber, mit großer Schnelligkeit heilte. Doch nach wenigen Tagen offenbarten sich die Spuren der Entzündung des sogenannten hangenden Gaumens, die um so gefährlicher, da dem Uebel durch Arzeneien nicht beizukommen ist. Mit diesem Entzündungsfieber trat ein ununterbrochenes Erbrechen, Anhäufung des Schleimes und gänzliche Entkräftung ein. Unter vergeblichen Bemühungen der Heilkunst, unter der sorglichsten Pflege seiner Lieben, unter allgemeiner Theilnahme bei seinen Leiden, ertrug Hanstein, nicht selten in erträglichen Augenblicken Beweise von der Heiterkeit des Geistes gebend, seinen qualvollen Zustand mit der frömmesten Resignation, bis der Friedensengel am 25. Februar seinen Leiden ein Ende machte. Kein Laut, kein Röcheln unterbrach die Stille des letzten Augenblickes. Kurz vor Ablauf der achten Morgenstunde rief der Herr des Erdenlebens den treuen Diener ab von seinem mühseligen Tagewerke und führte die fromme, reine Seele zu ihrer ewigen Heimath.

Wie Hansteins Dasein hienieden so reich war, an Bestrebungen, überall in Liebe zu wirken, so ist sein Andenken auch verherrlicht durch viele ihm dargebrachte Liebesbeweise im Leben, wie im Tode; denn das Leben ist ein Spiegel, welcher, mehr oder minder klar, das Bild zurückgiebt, welches sich ihm entgegenstellt. — Gar innig offenbarte sich dieses, an seinem Sarge und bei seinem Grabe; das zahlreiche Gefolge des Leichenbegängnisses begleitete die irdische Hülle des Geliebten zum Jakobskirchhofe, wo sie ruhet, im Schatten von Trauerweiden und Akazien, neben den Gebeinen seiner geliebten Mutter. — Schleiermacher und Pelkmann sprachen bei der Todtenfeier und der rührende Trauergesang der Jugend milderte den Schmerz des schmerzlichen Augenblicks mit Klopstocks unsterblichen Worten: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seeligen! —“ Die Anerkennung der Verdienste des Verstorbenen bethätigte sich in der Sorge für seine Hinterbliebenen; der König setzte der Witwe und den Kindern ein Gnadengehalt aus. Eine zu seinem Gedächtniß in der Domkirche gehaltene Feier und der Ertrag der Herausgabe des hier oft angeführten „Denkmales der Liebe“

boten die Mittel dar, zur Gründung einer milden Stiftung, die Hansteins Namen trägt; ihr Zweck geht dahin, der in Verfall gerathenen Parochial-Schullehrer-Wittwenkasse neue Mittel zu sichern; ein preiswürdiges Beginnen, ganz nach der Sinnesart des Verstorbenen, welcher immer darauf sann, Hülfsbedürftigen, Wittwen und Waisen ein Vater zu sein, und der seinen Beruf darin fand, mehr das Vorhandene zu ordnen, das Verfallene herzustellen, das Vergessene zu neuer Wirksamkeit zu bringen, als daß er danach getrachtet hätte, vermessen die vorhandenen Keime des Guten und Nützlichen zu übersehen, um eitler Selbstsucht zu fröhnen. Die Charakteristik seines Lebens bleibt die biblische Verheißung: „Selig sind die Todten; — denn ihre Werke folgen ihnen nach! —“

Ludwig Philipp Strack,

Landschaftmahler und herzoglich oldenburgischer Hofmahler.

Ludwig Philipp Strack,

Landschaftmahler und Herzogl. Oldenburgscher Hofmahler.

Dieser Künstler *), einer der ausgezeichneten unsers Jahrhunderts, wird nur zu oft mit seinem Bruder, Wilhelm Strack, Professor zu Bückeburg, verwechselt, und ist überhaupt weniger bekannt, als er es zu sein verdient. Selbst Fueßli's Künstlerlexicon enthält von ihm nur unbestimmte, mangelhafte und zum Theil ganz falsche Nachrichten. Wer aber die Gemählde dieses Meisters in Hamburg, in Eutin und vorzüglich in Oldenburg gesehen hat, der wird sich lebhaft für ihn interessiren, dem werden die nachfolgenden Nachrichten von dem Leben desselben nicht gleichgültig sein.

Manche Kenner behaupten, daß Strack, als Mahler über Hackert steht. Allein kein Göthe beschrieb sein Leben, keine Catharina ließ ihm zu Gefallen ein Kriegsschiff in die Luft sprengen, und er blieb nicht in Italien, sondern ging — in eine kleine Stadt des nordwestlichen Deutschlands; drum blieb sein Name unbekannt. Auch die große Bescheidenheit dieses liebenswürdigen Mannes ist mit Ursache der geringen Ausbreitung seines Ruhmes.

Ludwig Strack ist aus der berühmten zahlreichen Künstlerfamilie der Tischbeins hervorgegangen und

*) Auch Friedrich Heinrich Jacobi gedenkt dieses verdienstvollen Mannes, in der Vorrede zum überflüssigen Taschenbuche für das Jahr 1800, Seite 33, in welchem mehrere Landschaften von L. P. Strack in Kupfer gestochen sind. —

im Jahre 1761 zu Hayna im Kurhessischen, unfern der Lahn, drei Meilen von Marburg geboren. Sein Großvater mütterlicher Seits, Joh. Heinr. Tischbein, Bäcker und Tischler zugleich, lebte dort mit seinem Eidam Strack, Vater unsers Ludwig und Klosterbäcker zu Hayna. Ehemals war dort ein Cisterzienser-Kloster, dessen Gebäude zu einer milden Stiftung für Blödsinnige benutzt wurden. Hayna liegt in einer schönen, romantischen Gegend, und hat seinen Namen von einem schönen Eichenhayn. In dieser glücklichen Konstellation sah man den kleinen Ludwig am meisten bei Hirten und Bauern; wo Pferde auf die Weide getrieben wurden, da mußte er aufsitzen; so war es des Knaben größte Wonne; er jagte über Berg und Thal, und büßte die Lust oft durch einen gewaltigen Sturz. Für die Erlaubniß zu reiten, mußte er den Bauern kleine Bilderchen mahlen, wozu er nicht einmahl einen Pinsel hatte, sondern sich getrockneter Birnstengel bediente; das mogten nun wohl arge Sudeleien sein, aber weit und breit beim Landvolke war doch der kleine Mahler sehr wohl gelitten und gern gesehen, und verdankte diese frühe Berühmtheit sich und seinen Birnstengeln. Unterrichts halber ward er auch in die lateinische Schule geschickt; sei es nun aber, daß diese Schule nicht für ihn, oder er überhaupt nicht für die Schule gemacht war, schon im dreizehnten Jahre seines Alters überhob man ihn derselben, und glaubte nicht besser für ihn sorgen zu könen, als ihn nach Cassel zu schicken, zu seinem Schwager, dem verdienstvollen Hofmechanikus Breithaupt, bei dem der wilde Knabe sich in die unabänderlichen Gesetze der Mechanik fügen und sie sich zu eigen machen sollte. — Aber Strack und Mechanik! Freiheit und Knechtschaft! die können keine Gemeinschaft haben. Sechs Monat hatte er den Zwang der ihm feindlichen Wissenschaft ausgehalten, als man diesen Zwiespalt aufhob, und ihn in die Lehre gab zu seinem Vetter, dem Portraitmahler Tischbein, Gallerie-Inspector in Cassel, einem liebenswürdigen, jovialen Manne. —

Hier gings natürlich viel besser. Ludwig mußte viel nach Gips zeichnen, übte sich auch fleißig in der Nachahmung der Natur, zeichnete Bäume und Landschaften, und machte bedeutende Fortschritte. Die große Freiheit, die er bei seinem Vetter genoß, war der Ent-

wicklung seines Genie's sehr günstig; er copirte in der reichen Gallerie alles, was ihm zur Hand kam, hauptsächlich Ruysdaal, Wouwermann, van der Velde, Potter u. s. w. — Diese Sachen geriethen ihm bald so wohl, daß sein Vetter sie schon zu guten Preisen verkaufen konnte; ein Bilderhändler aus Holland, Namens Weubbels, fand so großes Wohlgefallen an diesen Arbeiten, daß er für einen bestimmten, annehmlichen Preis alles in Beschlag nahm, was der Jüngling, kaum 16 Jahre alt, nur immer nach eigenem Gefallen copiren mogte. Der Vetter schenkte ihm eine silberne Uhr, und salarirte ihn mit einem Kronthaler wöchentlich, worüber Ludwig übergroße Freude hatte.

Im Jahre 1783 verweilte der jetzt regierende Herzog von Oldenburg, auf einer Reise begriffen, in Cassel, und forschte nach einem Mahler, den er in seine Dienste nehmen mögte. Der Onkel, Joh. Heinr. Tischbein, der gerade des Herzogs Portrait mahlte, schlug ihm unsern Ludwig Strack vor, dessen Werke Beifall fanden, und der sofort nach Oldenburg kam, wo er hinreichende Arbeit fand. — Von seinen Verdiensten aus jener Zeit sehen wir uns außer Stande Rechenschaft zu geben, da seine zahlreichen Gemählde in den Schlössern zu Rastede und Oldenburg nachmals bei der Invasion der Franzosen gestohlen sind. Doch war wohl Strack's Talent damals noch nicht zur Reife gediehen, da er ohne Unterschied Figuren, Landschaften, Portraits, Architectur u. s. w. mahlte, und mit seinem eigentlichen Berufe noch nicht im Reinen zu sein schien. Auch zeigt sich in der Folge, daß sein größtes Verdienst in Leistungen besteht, denen der alleinige Aufenthalt im nördlichen Deutschlande nicht förderlich ist. In Oldenburg schränkte sich Stracks Umgang nur auf sehr wenig Bekannte ein, unter denen selbst kein Kunstgenosse war, und auch nicht einmal einer von den vielen Halbwissern in der Kunst, Liebhaber, genannt, die denn doch immer noch das Anziehende für den Künstler haben, daß sie sich für sein Streben besonders interessiren und daß er mit ihnen darüber sprechen kann. Dieser Mangel an Mittheilung an einem Orte, wo auch die Natur arm und schmucklos ist, giebt dem Landschaftmahler, selbst bei anderweitigen Vortheilen, immer eine nachtheilige Stellung, und es läßt sich denken, daß Strack, wenn er Oldenburg nie verlassen hätte, auch gewiß nicht

ein so vorzüglicher Künstler geworden wäre. — Den mehrsten Umgang hatte Strack mit dem noch lebenden Goldschmidt Beyderhas; er hörte ihn so viel von fremden Ländern, von der Herrlichkeit südlicher Natur, von Kunstwerken und Künstler-Reisen sprechen, daß auch in ihm das Verlangen danach unwiderstehlich ward. An einem schönen Morgen empfahl er sich der Gnade des Herzogs, schnürte sein Bündel und wanderte einstweilen nach Hamburg, nachdem er ungefähr ein Jahr in Oldenburg zugebracht hatte.

In Hamburg und Lübek, die damals in ihrem höchsten Flor waren, und wo es eine Menge Gemählde-sammlungen von Werth bei Privatpersonen gab, brachte Strack zwei Jahre zu, und lebte fast ausschließlich mit Gliedern seiner Familie; namentlich mit dem Vetter Jacob Tischbein, der jetzt sein eigentlicher Meister war, und mit dem Onkel Jacob T. Dieser letztere hatte eine Tochter, Magdalena T., als sehr geschickte Blumenmahlerin geschätzt, die ihrem Vetter Strack verlobt ward, welcher ihr, nach alter deutscher Künstlerweise, versprach, zu wandern und nach beendigten Reisen heim zu kehren und sie zu heirathen. Dies Versprechen, in Gegenwart der versammelten Familie abgelegt, ward dem jungen Mahler ein bestimmtes Lebensziel, ein Sporn zu eifrigem Streben, nach höherer Ausbildung.

Um sich seinem Ziele zu nähern, mußte er sich einstweilen davon entfernen: er verließ 1786 Lübek, wo seine Braut lebte, und Hamburg, wo er mehr Portraits, als Landschaften gemahlt hatte, und kehrte mit inniger Liebe und verdoppeltem Eifer nach Cassel zurück. Hier studirte er mit angestrengtem Fleiße die großen Meister zu seiner Bildung und mahlte andere bestellte Bilder zu seinem Unterhalte, zum Theil Landschaften, aber doch wieder meistens Portraits, zuweilen mit landschaftlichem Hintergrunde, wie man's damals liebte. Zugleich scheint er als ein guter Copist größerer Meister geschätzt worden zu sein, denn er bekam dazu vielfältig Aufträge. So z. B. arbeitete er für den Engländer Greenwood, der sich die vorzüglichsten Gemählde der Gallerie zu Cassel copiren ließ, und die fünf Claude-Lorains und zwei Berghems mit zwanzig Pistolen für's Stück, und die bekannte Kuh von P. Potter mit dreißig Pistolen bezahlte. Ein anderer beauftragte ihn, das schöne Bild von Schalken,

die sieben thörigten Jungfrauen in der Gallerie zu Düsseldorf, zu copiren; diese Absicht ward aber vereitelt, denn es war dort verboten, ganze Gemählde zu copiren, und die jungen Künstler begnügten sich mit einzelnen Figuren oder Gruppen der großen Gemählde, die sie studierten. Strack war indessen doch einige Monate in Düsseldorf gewesen, und hatte diesen Aufenthalt unter den Meisterwerken so großer Künstler sorgfältig benutzt.

Schon früh, als Zögling der Mahleracademie, die von dem Carolinum in Cassel getrennt worden war, hatte Strack den, nachher so vorzüglichen Pferdemahler Pforr zum Gefährten gehabt, und diese beiden hoffnungsvollen jungen Künstler waren die ersten, die die goldne Preismedaille der Academie empfingen. — Jetzt, etwa zu Ende des Jahres 1788, nach sorgfältiger Prüfung der Verdienste aller Academisten, ward unserm Strack das, von der Akademie ausgesetzte, Stipendium zum Reisen, sechshundert Thaler auf drei Jahre, zugestanden, eine Summe, mit der er damals ganz Europa bereisen zu können meinte.

Mit dem Frühlinge des Jahres 1789 beginnt für unsern Künstler die glücklichste Periode seines Lebens. Mit seinem Reisegefährten, Reinermann, dem Landschaftmahler, der jetzt in Wetzlar lebt, hatte er sich, nach junger Künstlerweise, auf Italien, vorbereitet, und da ragte denn aus der ganzen Fülle dieses gelobten Landes Rom als höchstes Ziel gemeinschaftlicher Sehnsucht hervor. Tag und Nacht gings auf den Folterbänken, die man Postwagen nennt, unaufhaltsam fort; kaum ein Tag Rast in Mantua, Bologna, Florenz; kaum in Rom angelangt, ohne Speis und Trank abzuwarten, ohne einer Erfrischung zu bedürfen, eilten sie in ihres Herzens Jubel ins Pantheon, nach St. Peter, aufs Forum, bis sie, von der Größe und Herrlichkeit erfüllt, still, ergriffen, aber glückselig heimkehrten in die deutsche Locande bei Franz, in Strada-Condotti. —

Strack fand in Rom den Landschaftzeichner Nahl, den Bildhauer Ruhl und mehrere Landsleute und Bekannte, die freundlich Vorschub thaten, ihn in die Werkstätte der Künstler, zu den Trümmern der einzigen Urbs, in die Villen, Paläste, Gallerien und die Kirchen führten; aber in Mitten des entzückenden Taumels dieser Herrlichkeit einer eignen Welt kam ihm der Ruf nach Neapel von

dem Vetter Wilhelm Tischbein, Director der Academie der Künste daselbst, so angelegentlich, daß er schon nach wenig Monden gen Neapel reisete.

Wilhelm Tischbein ist unstreitig von Allen seines Namens der geistreichste und genialeste Künstler, und von der Welt genugsam dafür anerkannt. Homerisch groß, idyllisch sanft und zart, ist er originell, wie das Genie selbst; Menschen, auch die größesten, haben durch ihr Beispiel, ihr Thun und Wollen, ihm nie eine Bahn vorzeichnen können, nur die Natur, die, ewig große, ist sein Element, und in diesem lebt er auf seine ganz eigne Weise; nur sie spricht ihn an, ergreift und leitet ihn. Diesem Manne konnte Rom, mit seinen Riesentrümmern der Menschengröße, nur wenig sein, verglichen mit der überschwenglichen Pracht und Fülle der Natur bei Neapel, die, ein süßer, milder Zauber, zu den Sinnen und der Einbildungskraft jedes gefühlvollen Menschen eine Sprache spricht, welche keinem verständlicher war, als unserm Tischbein. Er wohnte damals noch nicht in dem großen Palaste der Academie, agli Studi genannt, sondern in der schönsten Gegend der heitern Stadt, am Meerstande (riviera di Chiaja) mit dem sanften, eleganten und correcten Landschaftzeichner Christoph Kniep. — Auch diesen, vielleicht nicht mit so großem Genie begabt, müssen wir einen geweihten Priester im Heiligthume der Natur nennen. Wenn Tischbein die Natur immer nur in seinem Sinne ergriff, und sie beschlich, wo es oft am wenigsten zu erwarten stand, so schien sie dagegen den Freund Kniep zu besitzen und zu beherrschen von denjenigen Seiten, die seiner sanften und liebevollen Art besonders angemessen waren. Wie er mit glühender Innigkeit und begeisterter Liebe am Großen hing, das zugleich durch sanfte und zarte Fülle, durch Grazie und festlichen Schmuck den Menschen freudig entzückt, wenn es ihn erhebt, so ahmte er in seinen zarten und eleganten Umrissen und Zeichnungen sie nach mit unübertrefflicher Sorgfalt, Liebe und Gewissenhaftigkeit. Das ehrenvollste Zeugniß davon findet sich in Göthe's Schilderung seiner sicilischen Reise. — Diese Männer waren es, die unsern Strack in ihrer Mitte aufnahmen, seine Lehrer und Führer wurden in diesem schönsten Garten unsers Welttheils; wie Dante konnte er hier sagen: ed io era terzo fra cotanto senno. —

Hier an Parthenope's Gestaden, wo Alles schnell und kräftig reift, ward auch Strack sich seines eigentlichen Berufes schnell bewußt. Er wandte sich ab von der beschränkten Porträtmahlerei, und war fürder nur Landschaftmahler. Ein Entschluß, der übrigens hier auch leichter als an jedem andern Orte ist. Zu Lacava nahm er mit Kniep sein Standquartier, durchstreifte weit und breit die Gegend umher, mit regem Fleiße und treuer Sorgfalt in den Studien der Natur, und welcher Natur! — Hier hatte auch Claude-Lorrain seine großen Muster gefunden, und wer vor seinen Bildern ausruft: welche Welt von Herrlichkeit! welche reiche große Einbildungskraft! welch ein Mensch und Schöpfer! der gehe nach Lacava, und überzeuge sich, wie weit diese Bilder und die reichste Kunstschöpfung hinter der Herrlichkeit der Natur zurückbleiben müssen. Es läßt sich denken, was alles Strack aus diesen Thälern für sein ganzes Leben in der Seele davon trug. —

Auch scheint er schon damals zu den ausgezeichnetsten Landschaftmahlern in Neapel gehört zu haben, denn er hatte vollauf zu thun, und hätte bedeutende Summen sammeln können, wenn nicht der alte Fluch des Schicksals auf den Börsen der Künstler läge, daß sie kein Geld halten. — Pompeji und den Golf von Bajä mahlte er zuerst für die Herzogin von Holstein-Beck, und dann eine Menge Bilder für Fremde aller Nationen.

Es gab damals mehrere vorzügliche Künstler in Neapel, die durch ihren Umgang mehr oder weniger Einfluß auf Strack haben mußten. — Claude-Lorrain's und Philipp Hackert's reiche und große Compositionen verrathen auf den ersten Blick ein tiefes Studium der Natur von mehrern Seiten; die Correctheit der Zeichnung, die Schönheit der Details, besonders der Mittelgründe, entzücken mit Recht die Verehrer des letztgenannten Meisters. Wir können es jedoch unserm Strack nicht verargen, daß eine gewisse Kälte in Hackert's Landschaften, die Eintönigkeit der Farben, Aengstlichkeit und Manier ihm um so mehr zurückstoßend sein mußte, als die Natur ringsum ihn her ihn mit glühender Liebe, Wärme und Freiheit des Sinnes beseelte. Dagegen hatte ein anderer Landschaftmahler, der Engländer Moore, sehr viel Anziehendes für Strack. Seine Gemählde waren glühend warm im Tone, seine Farben lebhaft und wahr, der Cha-

racter seiner Compositionen rein dichterisch, sanft und zart, seine Fernen Sehnsuchterregend, und was ihm an Correctheit abgehen mogte, das ward durch den Eindruck des Ganzen ersetzt, der dem Auge kaum erlaubte, auf Einzelnheiten zu verweilen. Daß Strack von den Werken Moore's und Knieps mehr und lebhafter als von allen Andern angezogen ward, ist allein schon ein Wink zu Beurtheilung seiner Art und Natur und eine Andeutung der Richtung seines reich befruchteten Gemüthes. —

Strack's öfterer Ortswechsel in Italien war ihm von großem Nutzen. Nach einem Aufenthalte von etwa funfzehn Monaten in Neapel, reisete er wieder einmal nach Rom, überließ sich dort von neuem, mit besserer Einsicht, dem Studium der ganz eignen ernsten Landschaft Roms, der mannigfaltigen mahlerischen Ruinen der schönen Villen und all der ernsten Herrlichkeit, die man erst erkennt, wenn man, vertrauter mit ihrem eigenen Wesen, sie ganz in die Seele aufgenommen hat, und kehrte zu Anfang des Jahres 1791 wieder nach Neapel zurück. — Hier fand sich gleich bei seiner Ankunft Gelegenheit zu einer noch weit größern Ortsveränderung, nämlich zu einer Reise nach Sicilien. Ein polnischer Graf, den Strack Pelinsky nennt, dessen Sohn und ein Engländer Namens Steevens, suchten einen geschickten Landschaftsmahler und einen gelehrten Antiquar zu dieser Reise; ihre Wahl fiel auf unsern Strack und auf den, jetzt in Berlin angestellten, verdienstvollen Kenner des Alterthumes, den Hofrath Hirt. Noch im Anfange des Sommers 1791 ward die Reise angetreten, mit großer Sorgfalt im ganzen Umkreise der Insel, dann nach Calabrien und Malta fortgesetzt, und ungefähr nach Jahresfrist in Neapel beendigt. Strack hatte der Abrede gemäß, nur Copien, mehr oder weniger ausgeführt, seinen Reisegefährten zu liefern; die ersten Zeichnungen nach der Natur aber, behielt er selbst; diese sehr reiche Sammlung Sicilischer Zeichnungen zeugt nicht blos für den Fleiß des Reisenden, sondern auch für den Schatz mahlerischer Kenntnisse und Einsichten, die er davon trug. —

Ein Jahr verweilte Strack nun wieder in Neapel, es war das letzte, dann ging er wieder nach Rom. Hier lebte er weniger in der Stadt selbst, als in ihren Umgebungen; mehrere Monate brachte er ununterbrochen in Tivoli zu, — so auch in Frascati, Albano, Arriccia, Gen-

sano und Nemi. Hatte er in der Gegend von Neapel und in Sicilien Herz und Auge geweidet an der höchsten Pracht der Natur, und ihr ihre schönsten Formen im Großen abgewonnen, so studirte er jetzt besonders die Effecte von Licht und Schatten, die Beleuchtung unter diesem magischen Himmel. — Die Luft, in der alle Erscheinungen bedingt sind, ist eine ganz andere in Rom und im südlichern Italien als im nördlichen Deutschlande; und wer sich hier allgemeine Gesetze für die Luftperspective abstrahiren wollte, würde sich, mit selbigen dort, bei der Anwendung, in einem Labyrinthe von Irrthümern befinden. In Italien umgiebt uns die Luft, wie ein überaus klares Meer, in dessen blaue Tiefe sich das Auge verliert, alle Gegenstände schwimmen in demselben mit weichen zarten Umrissen; weil aber die Luft so ausgedehnt und dünn ist, so sind auch eben diese weichen Umrisse dem Auge aufs genaueste erkennbar und bestimmt. In Deutschland, überhaupt im Norden, haben wir über uns eine ferne, meistens graue Wand gewölbt, einen weiten leeren Raum zwischen uns und unserm unerreichbaren Himmel und alle Gegenstände darin erscheinen mit harten und doch unbestimmten Umrissen, weil die Luft dick und farblos ist; letzteres, weil hier weniger Dünste aufsteigen, diese sich nur in der niedern Region halten und daher das Mittel zu Hervorbringung des zauberischen Farbenspiels fehlt, das in Italien die leichten Dünste in der höhern Region veranlassen. Bestimmt und deutlich sind die Umrisse nur in dünner und ausgedehnter Luft, und ihre Weichheit ist eine Wirkung der durch Dünste hervorgebrachten Farben in der Atmosphäre. Erkennen wir das an den Umrissen, so sehen wir denselben Einfluß der Luft noch auffallender an den Localfarben der Gegenstände, wenn wir sie unter einander, mit ihren Lichtern und Schatten vergleichen. Nur in der Luft liegt der Grund zu der außerordentlichen Harmonie des verschiedenartigsten Farbenspieles in Italien, das in Norddeutschland dem Auge höchststörend sein würde.

Die Natur will nicht blos müssig betrachtet, sie will mit Fleiß und Sorgfalt studirt werden. Es giebt freilich Künstler, die meinen, die Kunst käme aus der Natur wie durch Offenbarung auf sie, die in ewig müssigem Entzücken die Natur anschauen, sich etwas träumen, sich träumerisch begeistern, mystisch und unverständlich fromm von der Kunst sprechen und die geduldigen Farben auf die Leinwand brin-

gen, wie es ihnen ungefähr der Geist eingiebt. So leicht machte sichs Strack aber nicht. Er wußte, wie die alten italischen Meister auch die kleinsten Einzelnheiten der Natur mit dem angestrengtesten Fleiße studirten und vor allem die Effecte der Luft und des Himmels, und er that wie sie. Wenn er die Umrisse der Landschaft nach der Natur mit Sorgfalt auf die Leinwand getragen und einen bestimmten Moment der Beleuchtung nach sorgfältiger Prüfung gewählt hatte, ging er mit wohlpräparirter Palette auf seinen Standpunkt, wartete den erwählten Moment der Beleuchtung ab, benutzte ihn schnell und mahlte so genau wie möglich die Farben, wie sie sich eben zeigten, in wenig Minuten, und hielt sogleich inne, wenn die Beleuchtung durch Fortschreiten der Sonne nur im allergeringsten sich änderte; Tags darauf machte ers mit großer Sorgfalt eben so, und fuhr damit so lange fort, bis sein Bild vollendet war, eine Verfahrungsart, die bei der Gleichheit der heitern Tage in Italien wenig Schwierigkeit hat. Auf diese Weise mahlte er das bewegliche Spiel der Wasserfälle, die Cascatelle bei Tivoli u. s. w. Es gehört freilich viel Geduld, Ausdauer und Kenntniß der Farben dazu, aber der Erfolg ist dann auch, wie St's Beispiel bekundet, höchst ertragreich.

Die Künstler in Rom, zu denen sich Strack am meisten hielt, mit denen er täglich umging, waren gerade die vorzüglichsten seines Faches oder doch verdienstvolle Künstler andrer Fächer. Der geistreiche Kupferstecher Gmelin z. B. dem die Welt die schönsten Claude Lorrain's und die interessantesten Gegenden bei Rom und Neapel verdankt, mit dem Grabstichel so kunstreich ausgeführt, wie es vor ihm, noch nie geschah; ein unermüdlicher Beobachter der Natur und Alterthümer und Kenner aller Sehenswürdigkeiten in und bei Rom; — Reinhart, der berühmteste Landschaftmahler seiner Zeit, im großen und kräftigen Style; in seinem Charakter rauh, fast wild, aber mit einem tiefen Blick in die Natur begabt und sie Jahr für Jahr studirend in dem Park des Prinzen Chigi bei Larriccia, wie Gmelin unabläßig bei Tivoli verweilte. — Der Landschaftmahler Voigt, ein Niederländer mit weniger Kraft, Freiheit und Kühnheit, in Character und Werken als Reinhart, schien für die Natur ein ganz anderes Auge zu haben, mahlte sehr sauber, nett und fleißig, am liebsten sonderbare Lichteffecte, wie

ihr Genie durch Übung, durch Studien ausgebildet und begeistert, und sie sind sehr geschätzte Künstler. Die Landschaftsmaler Kolb, welcher besonders Thiere, und Kaiser, welcher alle Gegenstände der Natur, den Menschen ausgenommen, mit Fleiß und Genauigkeit malt, sind noch jung, und werden gewiß noch die reife Stufe der Vollendung erreichen. Der neue Architekturmaler Konrad Graeb, der Kind und Lieben von Wien nach Venedig und Rom begleitet hat, und jetzt seine Studien verarbeitet, der noch in Carlsruhe sich bildet, und der Sohn des Hofmalers ist durch den Fleiß seiner Jugendjahre von den Thieren bald Besitzerin in Berlin, bald Besitzerin in Paris, geht in Landschaften, Thieren und den größten Gemälden der Kunst Geschichte und Allegorie mit glücklicher Erfindung einher, und bey der Genauigkeit gebildeter, und in Kleinen mit großer Kunst und Wahrheit gemalten Kunstwerken, — Endlich der berühmte Architekturmaler Gerl, der schon in Italien und Frankreich, Kassel, Leipzig — Thaten seiner Kunst gesehen zu haben, die Bewunderung Kenner auf seine Werke ziehen.

Ein einziger Kabinetsmaler der Kunst und des Vaterlandes, der Nath Will Gerin, hat seit 1790 in Rom, wo er lang unsern Staat, und bey Churbraunschweig der Welt an sich hatte, — seine Liebhaberey nach Art seiner Neigung vor der Einbildungskraft holder, Gr. machte mich bey Gelegenheit seiner, die Kunst und Natur in den Verschiedenen des Genies Capitol hatte, und die eine nicht weiter gehoben, als sie durch noch aufgeregte Phantasie enthusiastischer Bewunderung sein zu Italien steht. Er ist nun hier, und hat durch die Einbildungskraft, die Empfindung und die Leidenschaft, die sie nicht kennen, entwickelt und gebildet, und seine Kenntniß der Behandlung der Modenschaften so angewendet, wie gleiche die Geschichtsmaler, und sie hat, und Gerl kann sie zeigen, daß sie mit Recht genannt zu können, wo auf die Genie gemalt werden soll, als freyden Dinge, die alle andern Gaben verdienen.

Gerl ist nun seit sechs Jahren in Italien gewesen, hatte an der Kunst der Griechen und Römer, an der Natur, an Rom und Natur was hatten können, genommen, so daß man seinen Kenner nicht mehr zu sehen, er konnte noch lernen wollen, und hatte nur sein Studium, um mehr Früchte

bis an sein Ende gewiß zu sein. Dennoch kehrte er mit hochklopfendem Herzen in die Heimath zurück. Liebe und Treue hielten ihn dort mächtig gefesselt; seine Verlobte, Magdalene Tischbein, war die einzige Ursache seiner Rückkehr nach Deutschland; die Liebe zu ihm, die Sehnsucht langer Entfernung, ihre daraus fließende Krankheit, die bereits ihrem Leben Gefahr drohete — wie hätte er widerstehen können! Er reisete auf die Nachricht ihrer gefährlichen Krankheit ab und wandte dem schönsten Lande der Welt auf ewig den Rücken. Die Briefe, die er aus Italien an seine Braut schrieb, bewahrt seine Frau mit großer Sorgfalt, denn es spiegelt sich in ihnen die innigste Liebe zur Natur und Kunst, und das einfache kindliche Gemüth eines reinen und frommen Mahlers, der in dem Besitze der Einziggeliebten das Ziel seines Daseins erstrebt. — So schreibt er z. B aus Tivoli:

„Heute ist, wie Du weißt, mein Geburtstag. Ich bin so vergnügt für mich und sehe mir die Gegend umher beständig an. Ich habe meinem Schöpfer heute schon, mehr als einmal, im Stillen gedankt, daß ich so glücklich bin, hier zu sein. Ich will heute auch weniger, als sonst, arbeiten, um dieser angenehmen Empfindung nachhängen zu können."

„Der Mahler, der immer nach der schönen Natur arbeitet, muß auch, je weiter er in der Kunst fortschreitet, eine recht erhabene Idee und eine recht große Ehrfurcht vor der Allmacht Gottes bekommen. Wenn ich früh am Morgen ausgehe, fällt mir immer das Gedicht von Haller — der Morgen — ein, und es kommt mir, wie ein Gebet vor. Als Knabe habe ich dies Gedicht gelesen, jetzt mag es wohl viel schönere geben, aber ich kenne sie leider nicht; meine Empfindung geht noch viel weiter, aber mir fehlen die Worte, um sie auszudrücken."

Im Jahre 1794 verließ Strack Italien mit schwerem Herzen, und wenn er auf der Hinreise nicht genug eilen konnte, so wußte er jetzt nicht sorgfältig genug jedes Letzte mitzunehmen und dabei zu verweilen. Er ging über Venedig und Wien nach Cassel, wo er als Hofmahler angestellt ward und reisete endlich 1795 nach Lübeck, wo sich nunmehr die Hochzeit an die Verlobung anschloß, und somit der große neunjährige Kreis der Braut- und Wanderjahre geschlossen ward. Auf der Reise nach Lübek hatte Strack Gelegenheit gehabt, dem Herzog

von Oldenburg aufzuwarten, der mehrere Bestellungen bei ihm machte und in dessen Dienste er auch 1797 trat, Cassel gänzlich verließ und fürder in Eutin lebte.

War Strack in Italien in dem Falle gewesen, mahlen zu lernen, so konnte er jetzt in Eutin denken, oder doch nachdenken lernen, konnte sich durch den Umgang und das Beispiel von der philosophischen Seite ausbilden in dem vertraulichen Kreise jener Denker und ausgezeichneten Männer, der Jacobi, Stolberg, Schlosser, Nicolovius und Anderer, den der Herzog, im Bedürfniß geistiger Mittheilung, wie einen Zauberkreis von Gestirnen um sich gezogen hatte. Fand auch Strack keine hesperischen Fluren, so war doch die Natur in Holstein so heiter und freundlich, daß sie ihn auch hier zum fleißigen Arbeiten einlud. Die vielen Gemählde in dem Schlosse zu Eutin sind Zeugen seines Fleißes der vier Jahre, welche er hier zubrachte.

Seit dem Jahre 1802 lebt Strack denn in Oldenburg, mit Ausnahme der Zeit der französischen Invasion, von 1811 bis 1814, die er in Altona und Holstein zubrachte, nicht aber in Cassel, wie in Füßli's Künstlerlexicon unrichtig angeführt ist. Er bewohnt ein kleines Haus, mit seiner zahlreichen Familie; seine älteste Tochter ist eine geschickte Blumenmahlerin und sein ältester Sohn bildet sich unter des bekannten Staatsrath Hansens Anleitung in Copenhagen zum Architecten. Den Abstand zwischen Oldenburg und Neapel zu fühlen, hat Strack keine Zeit, da ihn der Herzog in ununterbrochner Thätigkeit erhält, ihn auch, wie gerade jetzt der Fall ist, *) zuweilen in die schönen Rheingegenden sendet, um an schönerer Natur die Seele und Einbildungskraft aufzuheitern und den Muth zu stärken.

Strack's vorzüglichste Werke, so viel zu unserer Kenntniß gekommen ist, sind folgende: Vier Landschaften bei Herrn Amsink in Hamburg, deutsche, italienische, griechische und egyptische Gegend, in ihren Contrasten darstellend. — Zwei Landschaften in dem großherzoglichen Schlosse zu Weimar, frühere Arbeiten, die im J. 1802 mit gebührendem Lobe von Göthe angeführt sind, wie in Füßli's Künstlerlexicon unter

*) Geschrieben im September 1819.

dem Artikel Strack zu ersehen ist. — Zwei und dreißig Landschaften bei Hrn. Bauer in Altona. — Eine große Landschaft, zwanzig Fuß lang, beim Senator Koch in Hamburg. — Der See Avernus großes Bild bei von Schilden in Itzehoe. — Vier große Gemählde beim Graf Baudissin, auf seinem Gute Knoop bei Kiel. — Zwei Landschaften, dem schwedischen Generalfeldzeugmeister von Cardell gehörig. — Mehrere Gemählde in Holland bei dem Baron Pabst und in Hamburg bei Rücker und Paulsen. — Vier große Landschaften in Schwerin, die die verstorbene Großfürstin Helena Pawlowna bestellt hatte. — In St. Petersburg eine Aussicht des Thales Lacava, ein Geschenk des Herzogs von Oldenburg an die Kaiserin-Mutter. — In dem herzoglichen Schlosse zu Eutin vierzehn Gemählde, theils italienische, theils holsteinische Gegenden. — In dem herzogl. Schlosse zu Rastede vier Landschaften über Thüren, Gegenden von Rom. Eine davon zeigt im Vorgrunde die schöne Gruppe von Pinien und Cypressen in der Villa Negroni, (ehemals der Wall des Servius Tullius) die jetzt abgehauen ist; in der Ferne die Tiber, bei aqua acetosa, mit dem Einflusse des Anio bei den Ruinen des alten Fidená, via Flaminia, der heilige Berg u. s. w. — In dem herzoglichen Schlosse zu Oldenburg zwölf Landschaften von verschiedener Größe, die, vom Herzoge selbst gewählt und bestellt, Zeugen des feinen geläuterten Geschmackes dieses großen Kunstfreundes sind. Es sind folgende: Ein sehr großes Bild, Neapel mit dem Vesuve und der ganzen herrlichen Meeresküste, gesehen von der Höhe des Pausilipp, der den dunkeln Vorgrund gibt, an welchen unmittelbar die glänzend heitre Ferne, im höchsten Lichte des Mittags, tiefer liegend, grenzt. Zwei nicht viel kleinere eigne Compositionen, eins der Mittag, das andere der Abend des südlich-italienischen Himmels, in seiner vollen eigenthümlichen Pracht. Agrigent zweimal, ein größeres und ein kleineres Gemählde. Pozzuoli bei Neapel, von der Höhe des Weges nach Cuma gesehn; der Serapistempel im Vorgrunde, die Stadt, der Golf, drüber das Meer, die herrliche Küste und das neue Kastell von Bajá. Die sechs übrigen untrennbaren Gemählde sind wie ein Werk anzusehen, denn sie dienen der Architectur des Speisesaales in den Prunkgemächern des Schlosses zum Ornamente.

Dieser Saal ist ungefähr doppelt so lang als breit und hoch, der schöne Fries, die Fenster und Thüren, alles ist zu den Verhältnissen des ganzen Raumes nach den Gesetzen der schönen Baukunst berechnet. Die reichen Ornamente sind aufs sauberste gearbeitet, zugleich aber so kunstgemäß angelegt, daß sie die reine Zeichnung des Ganzen an keinem Orte unterbrechen oder stören, sondern noch mehr hervorheben. Die eine lange Seite des Zimmers hat vier Fenster und jedem steht auf der andern Seite eine Thür gegenüber; jede der kürzern Seiten hat zwei Thüren. Jede Thür für sich, mit ihrem reichen Friese, Corniche und Voluten erinnert unmittelbar an die, wiewohl weit einfachere Thür der maison quarrée in Nismes; deshalb vergegenwärtiget sie auch das außerordentlich schöne Verhältniß dieser Thür zu dem Raume der Wand, in der sie ganz isolirt steht, und für den sie recht eigens gedacht und berechnet zu sein scheint Der ganze Raum zwischen jedem Fenster und jeder Thüre auf beiden langen Seiten ist mit einem Gemählde von Strack ausgefüllt; um diese sechs Landschaften genauer zu betrachten, fangen wir auf der Fensterseite links an und wenden uns rechts im Kreise; wir erblicken hier;

1. Den See Avernus mit seinen Umgebungen. Wer von Neapel nach der Gegend des alten Cumä fährt, und von der Höhe der Straße, sobald er den Avernus zu Gesicht bekommt, zwei bis dreihundert Schritt nach demselben hinabsteigt, der steht auf dem Standpuncte dieses Bildes. Der See ist fast rund, links liegt die schöne Ruine eines Tempels des Pluto, rechts, entfernter der mit Architectur versehene Eingang in die Unterwelt, d. h. in einen Gang unter dem Berge wie die Grotte des Pausilipp. Ueber den See Avernus hinaus zeigt sich an seinem Ufer der kleinere See Lucrino, und dicht über diesem die Küste des Golfes, um den sich rechts die Höhen der Bäder des Nero und des alten Bajä, mit dem neuen Castell von Bajä, die punta de' penali, und das hohe Cap Misene gegen die Mitte des Bildes herumziehen; links schließt der aufsteigende Fuß des monte nuovo das Bild. Die tiefe Stille, diesem See eigen, die mit der gleichfalls stillen Meeresfläche auf merkwürdige Weise contrastirt, ist dem Künstler vorzüglich gelungen. Das Meer verliert sich fast in den Himmel, der ihm seine glühende Farbe mittheilt, so daß der Horizont nur wenig

kenntlich ist. Auf dem ebenen Spiegel des grünlichen Sees gleitet ein Nachen und macht durch den Wiederschein die Klarheit der Fluth noch auffallender. Im Vorgrunde hören weibliche Figuren einem Ziegenhirten zu, der die Laute spielt; eine Gruppe, die ganz hieher gehört, wo die Hirten Verse aus dem Tasso oder Ariost singen, oder, nach der Uebersetzung des Annibal Caro, die merkwürdigen Verse aus dem Virgil, die des Aeneas Besuch in der Unterwelt, nach der abentheuerlichen Beschaffenheit dieser Gegend schildern. Der Duft, in dem die Landschaft, wie in einen Schleier gehüllt liegt, und der mehr als alles Andere die südliche Hitze bezeichnet, ist in diesem Bilde mit großer Wahrheit dargestellt.

2. Ein enges Felsenthal bei Lacava. Die Glut des röthlichen Abendlichtes liegt auf den hohen Bergen, die die Aussicht auf wenige Schritte beschränken; eine Bogenbrücke mit einer Art Thor; unter der Brücke fließt ein breiter Bach, dessen Klarheit das Täuschendste, was gemahlt worden ist. Die Vegetation ist so reich, üppig und voll, wie die Natur sie diesen Thälern vorzugsweise bietet; eine großen Pinie im Vorgrunde breitet ihr grünes Dach fast über das ganze Bild. Die Beschränktheit dieses Felsenthales, in dieser Beleuchtung, hat etwas ganz eigenthümlich anziehendes.

3. Syracus. Durch gethürmte Ruinen von großen Quaderblöcken im Vorgrunde, Reste des alten Syracus, an deren Fuße Hirten und Schafe sich des Schattens erfreuen, sieht man hindurch in eine der reizendsten Gegenden Siciliens. Die tiefere Ebene durchströmen die Flüsse Anapo und Cyane und ergießen sich neben einander in den schönen Golf, den alten Hafen der Stadt, den im Hintergrunde eine hohe Inselstadt schließt, das heutige Syracus, ehemals Ortygia, mit der abentheuerlichen Arethusa. Rechts im Bilde erhebt sich das Vorgebürge Plemirium. Die dunkeln Quadern im Vordergrunde heben die reiche heitere Aussicht, wie ein Bild im Bilde hervor und die Formen der Ufer mit ihrem Wiederscheine im Meere haben eine große Schönheit, die durch die Palmen, die großen Cactus, die südlich fruchtbare Ebene und den warmen heitern Himmel die alte Insel der Cyclopen noch jetzt, wie ein fabelhaftes Paradies bezeichnen.

4. Die Gegend von Locri. Rechts und links im Bilde hohe Bergketten, welche aus dem Vorgrunde

nebeneinander sich nach dem Hintergrunde ins Meer ziehen, wo sich ihr enges Thal erweitert und einer Menge runder Hügel am Meerstrande Platz macht. Mit den Bergketten zugleich fließen in ihrem Thale zwei Ströme, ergießen sich durch jene Hügel ins Meer, und von den Bergen stürzen Bäche in schönen Cascaden zu ihnen herab. Links auf den Bergen sieht man einen Theil der heutigen Stadt Gerace, auf dem alten epizephyrischen Vorgebürge. Die alte Stadt Locri lag in dem erweiterten Thale am Meere, wo noch, hinter den Hügeln, Trümmer ihrer Tempel zu sehen sind. Der unterrichtete Beschauer dieses Gemähldes, dem die Pracht und Herrlichkeit dieser Natur das Gemüth erhebt, freut sich doppelt der Bekanntschaft dieses eng geschlossenen Gebietes jener alten Republik, von der schon Pindaros rühmte, daß hier die Rechtschaffenheit wohne. Der Locrer Zaleukos gilt für den weisesten Gesetzgeber des Alterthums (nach Diodor), der den Glauben an die Götter zur Grundlage aller bürgerlichen Wohlfahrt, die Frömmigkeit zur Quelle der Gesetzmäßigkeit machte. Sein Lehrer Pythagoras, als er aus Crotona hierher flüchtete, ward in diesem schönen Thale, von einer Gesandtschaft der Locrer, sehr ehrenvoll aufgenommen, bekam aber zugleich die Weisung, daß ihm die Stadt nie geöffnet, er nie in sie eingelassen werden würde, weil man nicht leiden könne, daß selbst der größte Weltweise seine hohen Wahrheiten in Beziehung auf die öffentlichen Angelegenheiten des Staates ausspreche und dadurch den bestehenden Gesetzen und Einrichtungen Gefahr drohe. — Auf derselben Straße nach Locri sehn wir auch in dem Vorgrunde unsers Bildes einen langen Zug von Reisenden auf Eseln bei einer blühenden Aloe vorbeiziehn. Es ist aber nichts pythagorisches dabei, es ist unser Strack in eigner Person, mit seiner sicilischen Reisegesellschaft, wie sie täglich im Reisezuge erschienen, nach dem Leben gemahlt. Der Künstler ist hier vollkommen an seinem Platze: er sucht das, was auch Pythagoras und der erste Locrer hier fanden, die schöne unveränderliche ewige Natur. Wenig Reisende lernen diese merkwürdige Gegend kennen, weil der Weg zu Lande äußerst beschwerlich, und die Seereise durch die Fahrt, um das Vorgebürge Spartivento langwierig und gefährlich ist.

5. Salerno. Aus dem Schooße der prachtvollen, ruhig großen Apenninen, von denen ein gewaltiger Arm hier ins Meer langt, geht mit ihren flachen Dächern die Stadt Salerno hervor und legt sich breit an den Busen des Meeres, der von ihr der salernitanische heißt. Auf steilen Höhen sieht man befestigte Schlösser, in dem weiten Dufte der Berge, links die große in den Felsen gehauene Straße nach Vietri und Lacava, das Meer in tiefer Ruh, die Fahrzeuge auf demselben mit ausgespannten Segeln auf der Spiegelfläche widerstrahlend, im Vorgrunde ein Fischmarkt und Fischer mit ihren rothen Mützen, auf dem, vom Eisengesteine schwärzlich gefärbten, Strande. Berge, Thäler, Schlösser, Wolken, Stadt und Segel liegen ruhig und heiter in festlichem Glanze der Sonne und strahlen alle aus dem Meere nieder. Das ganze Bild ist so lebendig, im größern Stile, daß man es ungern verläßt.

6. Girgenti. Im Mittelgrunde auf zwei steilen, ungleich hohen, Hügeln die schönen Ruinen der altdorischen Tempel der Juno und der Concordia in majestätischer Größe und Pracht, Ueberreste des alten Camicos, von den Römern Agrigentum genannt, bei der heutigen Stadt Girgenti. Den steilen Fuß der Hügel umfließt rings der ruhige Strom Drago, der Acragas der Alten, den Pindaros: „den Schaf-Weidenden" nennt. Das andere Ufer desselben bilden himmelhohe senkrechte Granitmassen, die sich rechts am Rahmen des Bildes hinaufziehen; der ruhige Strom liegt so in der Tiefe belebt von einem weißen Segel, das auf seine Fläche hingleitet. Die Ferne zeigt schöne Berge, und der, mit Figuren staffirte, Vorgrund die herrlichsten Pflanzenstudien. Diese Pracht und Fülle der Natur, verbunden mit Zeugen der ausserordentlichsten Menschenwerke, sind eine würdige Grabstätte der alten Cyclopen auf ihrem berühmten Eylande, und es können die Gesänge Homers nicht beredter davon zu den Menschen sprechen, als solch ein Bild. —

Der Saal mit diesen Gemählden ist ein Gegenstand lebhafter Theilnahme und erfreulicher Betrachtung, nicht bloß dem Mahler, dem Architecten, dem Freunde der Kunst, des Alterthums und der Länderkunde, — er ist es jedem Menschen. Die hohen Bilder sind, wie so viel Fen-

ster, durch die man in die vorzüglichsten Gegenden Italiens nach allen Seiten hinausblickt, und so scheint der glühende Himmel wiederum von außen ein heiteres Licht in das Zimmer zu verbreiten. Es giebt keine Gattung kostbarer Prunkgemächer in fürstlichen Schlössern, die wir dem heitern Eindrucke gleich stellen oder gar vorziehen mögten, welcher sich hier darbietet.

Druckfehler.

Seite 9 Zeile 15 von unten lies „Kriegesluſt" ſtatt Kriegeskunſt.

Friedrich Creuzer.

Druckfehler.

Seite 9 Zeile 15 von unten lies „Kriegesluſt" ſtatt Kriegeskunſt.

Friedrich Creuzer.

Digitized by Google

Friedrich Creuzer.

Indem ich der unerwarteten Einladung *) folge, in diesen Zeitgenossen Nachrichten über mein Leben mitzutheilen, stelle ich mir Leser vor, die bei der Biographie eines Gelehrten auf das eigentlich geschichtlich Interessante Verzicht leisten. Möchte ich dem Zutrauen der Redaction, die ihre Aufforderung an mich gegen ihr Publicum zu rechtfertigen hat, nur dadurch einigermaßen entsprechen, daß ich für den jüngeren Gelehrten Einiges hier niederlege, was ihm theils für die Methodik seines Studirens, theils für seine Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft nützlich werden kann.

Georg Friedrich Creuzer ist mein ganzer Name auf den Titeln der früheren Schriften. Später habe ich mich begnügt, Friedrich zu schreiben. Wenn Meusel dadurch verführt wurde, mein Individuum in zwei zu zerlegen, so hatte ich von einem lieben, aber in bibliographischen Sachen sehr strengen Freunde dafür wahre Vorwürfe zu hören. Ich machte ihn dagegen auf den sichtbaren Vortheil für mich aufmerksam, wenn auf diese Weise, ohne Nachtheil eines Dritten, die literarischen Sünden meiner Jugend auf die Rechnung eines Georg Friedrich kämen, dessen ich mich weiter gar

*) Der gegenwärtige Herausgeber der Z. G. fand sich veranlaßt, Herrn Geh. Hofr. Dr. Creuzer zu dieser Selbstbiographie aufzufordern, und knüpfte so eine literarische Verbindung, von welcher er den Lesern noch mehrere Früchte verheißen darf. —

nicht anzunehmen hätte. Da ich jetzt den Lesern mein kleines Geheimniß selbst verrathe, hoffe ich hinwieder von ihnen, daß sie um so williger meiner Versicherung glauben: wie es hier ganz und gar nicht darauf angelegt sei, mir eine Bedeutung unter den Zeitgenossen zu geben, die ich nicht habe. Um aber ganz aufrichtig zu sein, so ist die Sache seit einigen Jahren kein Geheimniß mehr, da mein Freund, der Consist. Rath C. W. Justi, einige kurze biographische Nachrichten von mir mit dem Verzeichniß meiner Schriften bereits hat abdrucken lassen *).

Ich ward am 10. März 1771 zu Marburg im jetzigen Kur-Hessen geboren. Mein Vater Leonhard starb in meinem ersten Lebensjahre. Er hatte, nachdem er sein Buchbinderhandwerk niedergelegt, die Stelle eines Steuereinnehmers verwaltet. Von väterlicher, wie von mütterlicher Seite waren meine Verwandten fast sämmtlich Prediger, unter denen sehr würdige Geistliche sich befanden. Die Vorfahren sind im Iselinischen Wörterbuche unter dem Namen Cruciger bemerkt. — Von früher Jugend besuchte ich mit meinem Bruder, der noch jetzt in unserer Vaterstadt das väterliche Handwerk fortsetzt, die städtische Schule. Wenn an kalten Wintertagen der Chordienst in der lutherischen Marienkirche sehr beschwerlich fiel, so beschäftigten mich der Anblick der Denkmale der alten Landgrafen und die Bilder aus der heiligen Geschichte am schönen Hochaltar; und wenn ein Archidiakon oft weit über die Stunde hinaus predigte, so gewährte das alte Marburger Gesangbuch Unterhaltung, dem die Zerstörung Jerusalems nach Josephus und dergleichen angehängt war. Viel mächtiger fühlte ich mich aber angeregt, wenn ich den Gottesdienst zu St. Elisabeth besuchte. Diese schöne Kirche, in den besten Formen des dreizehnten Jahrhunderts ganz vollendet, gehörte damals noch zur deutschen Ordens-Commende, und ist der Mittelpunct ansehnlicher Gebäude, die, einer kleinen Stadt ähnlich, sich der Ostseite von Marburg anschließen. Der gelehrte und geistreiche

*) In Striebers Grundlage zu einer hessischen Gelehrten- und Schriftsteller-Geschichte. Bd. XVIII. S. 93 ff. (Marburg 1819.)

Architekt Moller hat so eben in seinen Denkmalen deutscher Baukunst den Anfang einer Reihe von Blättern gegeben, die diese Kirche im Einzelnen, wie im Ganzen darstellen werden. Es ließe sich hierbei viel von der Macht der Baukunst sagen, und welche Fülle von geistigem Nahrungsstoff ein einziges solches Gebäude der ganzen Folge von Geschlechtern Jahrhunderte hindurch übergibt, zumal in den engen Umgebungen einer Mittelstadt. Und wenn ich in jenen Jahren vom Größeren den Maßstab noch nicht nehmen konnte, dergleichen man in Köln, Straßburg und Freiburg sieht, und dessen Anblick mir jedesmal jene Jugendeindrücke wieder lebendig macht, so wird man den Ausdruck nicht übertrieben finden, wenn ich sage, daß diese Elisabethkirche damals für mich — eine Welt war: — die mit dem feinsten Laubwerk kunstreich geschmückte Vorhalle, die beiden mächtigen hohen Thürme, sodann im Innern die Gänge unter den schlanken strebenden Säulen, das Chor mit seinen Glasmalereien, die Nebenchöre mit den Denkmalen der Landgrafen, die Bildnisse der Ritter, die Wappenreihe, die Basreliefs mit Heiligengeschichten in den Nischen, deren Flügelthüren in alten Malereien das Leben der canonisirten Fürstin Elisabeth und ihres auf dem Zug ins heilige Land verstorbenen Gemahls Ludwig darstellten. Und wenn dann etlichemal im Jahre die Thüren der Sacristei geöffnet wurden, und die vergoldeten Figuren der Maria mit dem Kinde und der zwölf Apostel in getriebener Arbeit vors Auge traten, und der Küster den herbeiströmenden Landleuten den unschätzbaren Werth und die wunderbare Kraft der daran befindlichen Edelsteine erklärte, und ihnen die steinerne Schwelle zeigte, von den Knieen der Pilger muldenförmig ausgehöhlt — dann hatte ich auf ganze Wochen Stoff zum Nachdenken und Phantasiren. Damals machten mich auch die profanen Gegenstände nicht irre, die auf jenen Gemmen und Cameen zu sehen waren. Ich werde gelegentlich einmal davon sprechen, da ich durch freundschaftliche Mittheilung Siegelabdrücke besitze, die man kurz zuvor davon genommen, als unter der westphälischen Regierung jenes Grabgehäuse nach Cassel wandern mußte.

Auf solchem Boden konnte der mir angeborene mystische Keim nicht anders als fröhlich gedeihen, und wer

weiß, ob nicht jetzt schon das Lutherthum, worin ich geboren, einen kleinen Stoß erlitt. Indem ich es Andern überlasse, aus diesen Notizen die nöthigen psychologisch-historischen Vortheile zu ziehen, frage ich mich selbst, was ich bei meiner natürlichen Lebhaftigkeit in Ermangelung jener Gegenstände wohl hätte anfangen sollen, da das sonst zu Marburg garnisonirende Regiment leider in America war? Erst nach einigen Jahren führte der Pariser Frieden ein, wie ich meinte, noch schöneres in die Vaterstadt zurück, — wo dann freilich keine Wacht- und Kirchenparade, kein Frühlings- und Herbstmanöore — oft zum großen Leidwesen meiner Mutter — von mir versäumt wurde. Die Erzählungen der Soldaten gaben der Wißbegierde erwünschte Befriedigung, und da eben damals ein Verwandter mich mit einem Homannischen Atlas beschenkt hatte, suchte ich mich, so gut es gehen wollte, auf den Schauplätzen des so eben beendigten Krieges einheimisch zu machen. Zeitungen und Geschichtbücher halfen mit, und Washington, Rodney und andere Helden wurden mir ganz bekannte Namen.

Das historisch-geographische Interesse gewann sichtbar die Oberhand. Der kriegerische Geist des hessischen Volks sprach sich auch in vaterländischen Schul-Festen aus, die ein ganz militairisches Gepräge hatten. Doch kamen uns Knaben diese viel zu selten, und wir füllten die Zwischenzeit mit eigenen Uebungen aus, wobei Festungen belagert und vertheidigt und Treffen geliefert wurden. Ein genaues Tagebuch meines Vaters, worin aus dem siebenjährigen Kriege die Unternehmungen der Alliirten in Hessen mit eingeklebten gedruckten Planen, aufgezeichnet waren, trug bei mir nicht wenig bei, an solchen kriegerischen Uebungen Geschmack zu finden. Dies konnte nun ohne Contusionen und leichte Wunden nicht abgehen. Selten ward meine Haut ganz heil, und einmal da ich eben von einem Armbruche noch die Binde trug, mußte mir ein Pflaster am Kopf applicirt werden. Es fehlte nicht an andern Leibesbewegungen. Schwimmübungen waren, wo es irgend möglich, im Sommer an der Tagesordnung, das Schrittschuhlaufen im Winter. Dieses und das häufige Wandern in den herrlichen hessischen Gebirgen, das Reiten auf dem Lande, wo ich die Ferien gewöhnlich bei meinen Verwandten zubrachte — Alles dies entwickelte und stärkte die

physischen Kräfte, und ich durfte mir beim Sitzen und Studiren späterhin schon etwas zumuthen. — Gerade der künftige Gelehrte sollte in jungen Jahren vor vielem Stubensitzen und klösterlichem Zwange möglichst bewahrt bleiben.

Ein anderes Buch meines Vaters enthielt geistliche Lieder in Abschrift, auch eigene, denn er hatte sich in dieser Poesie versucht und war ein sehr religiöser Mann gewesen, nachgeschriebene Predigten u. dgl. Jene abgeschriebenen alten Kernlieder wollten mir damals schon besser gefallen, als die Gellertischen, die bei uns viel gesungen wurden. Sehr zuwider waren mir gewisse geistliche Gespräche, die ich zuweilen mit anhörte, wenn einige fromme Frauen bei meiner Mutter waren. Dann wurden auch wohl das Paradiesgärtlein und ähnliche Bücher im Kreise herum gereicht und mit einer Stecknadel im Schnitte geöffnet, um in Bibelsprüchen und andern Sentenzen ad aperturam, Winke und Weisungen für die individuellen Seelenzustände zu gewähren. Die Barometerscale der dabei gepredigten Bußtheorien kam mir wunderlich, ja widerlich vor, und meine Mutter, die zu viel gesunden praktischen Verstand besaß, machte auch sonst keine Erwähnung davon. Wohl aber mußte ich ihr fleißig aus der Bibel vorlesen, wobei mir natürlich die historischen Bücher die liebsten waren. Diese Lesestunden und der volle Gesang der Gemeinde in unsern schönen alten Kirchen, mitten unter jenen bildlichen Monumenten, gewährten meinen religiösen Bedürfnissen mehr Genüge, als die trockenen Betstunden, die ich im Gymnasium mitmachen mußte.

Hier gewann ein Lehrer sogleich mein ganzes Herz, und mein Dank bleibe ihm nach langen Jahren gewidmet! Er hieß Volmar und ist nachher Hofprediger des Anhalt-Schaumburgischen Fürstenhauses geworden. Mit Strenge und Milde wußte er sich Achtung zu erhalten und verstand in seltenem Grade die Kunst, eine große Anzahl von Knaben zweckmäßig zu beschäftigen. Damals waren neben dem neuen Testamente zuerst griechische Elementarbücher und in den obern Classen Xenophon, Homer und andere passende Schriftsteller eingeführt worden. Bei der Leichtigkeit des bloßen Exponirens hätte ich mir bald etwas einbilden gelernt. Dafür bewahrte mich der Bruder meiner Mutter, ein Landgeist-

licher von seltenem Wissen in den alten classischen Sprachen, Johann Christian Bang. In Halle von Jugend auf gebildet, hatte er unter Baumgarten und Semler die Grundsätze der philologisch-historischen Exegese sich ganz zu eigen gemacht. Er lehrte und studirte ganz nach dem Erfahrungssatze: Ex grammatica fit theologus. Weit höher als jene beiden Männer stand ihm J. A. Ernesti. Durch seinen Freund J. Daniel Wyttenbach war er diesem großen Theologen empfohlen worden. Seine Verehrung gränzte fast an Anbetung, und selbst ein Brief von Joh. Jacob Reiske, der wegen seiner Ausgabe der griechischen Redner mit Bang correspondirte und seinen Klagen über Ernesti freien Lauf gelassen, konnte meinen Oheim in seinem Gefühl der Ehrfurcht gegen jenen nicht wankend machen. Mit Wyttenbach blieb er fortdauernd in brieflichem Verkehr, erhielt von ihm die Fragen der holländischen Societäten, die er etlichemal glücklich beantwortete, und würde nach Wyttenbachs Wunsch eine anständige Stelle in Holland erhalten haben *), wären nicht Familienverhältnisse in den Weg getreten. Diesem Oheim nun mußte ich häufig Rede stehen, wobei die hallesche Grammatik und Fischer zum Weller und dergl. Lehrbücher nachgewiesen wurden; dazwischen schriftliche Aufgaben. So mußte ich z. B. griechische Texte (wie ich nachher bemerkte meist aus dem Demosthenes) accentuiren und ins Latein übersetzen. Die deutsche Uebersetzung, die ich gewöhnlich beifügte, wurde wenig berücksichtigt. Ganz mit Cicero vertraut, hatte der Mann nur die Nachbildung dieses Römers vor Augen und copirte ihn gut. Eine deutsche Uebersetzung war in seiner an Classikern reichen Bibliothek nicht anzutreffen; Garve über Cicero, der Abhandlungen wegen und dergleichen etwa. Und doch las er Gellert und die Zeitverwandten deutscher Schriftsteller, vorzüglich Lessing; auch wußte er sich musterhaft im Deutschen auszudrücken. Als ich

*) In Hessen erhielt er sie nicht. Wyttenbach spielt darauf in der Vita Ruhnkenii an, wenn er Pag. 165 sagt: „I. Christ. Bangius, egregia vir et Antiquarum Literarum scientia, et Latinae orationis facultate, sed exteris magis quam civibus ipse suis cognitus.“

Student geworden, leitete er meine griechiſche und lateiniſche Lectüre. Es mußte Alles ſtufenweis gehen. Zuweilen mußte ich mit meinem Vetter, den ich in der Sprache des Herzens Bruder nenne, dem jetzigen Conſiſtorial-Rath und Profeſſor Leonhard Creuzer in Marburg, in lateiniſcher Sprache über Themata disputiren, die der Oheim uns zuvor eingeſandt hatte. Wyttenbachs bibliotheca critica wurde jetzt auch von mir geleſen und erhielt mich in einer heilſamen Stimmung von Demuth. Keinem meiner früheren Lehrer hatte ich ſo viel zu verdanken als ihm. Er ſtarb, da ich eben Profeſſor geworden und ſeines Rathes oft noch bedurft hätte. Sein älteſter Sohn, ganz von ihm bis zur Univerſität gebildet, Heinrich Chriſtian Bang, einer der würdigſten und gelehrteſten Prediger Heſſens, iſt ſein Nachfolger im Amte geworden.

Ich hatte mittlerweile meine Taxe bezahlt — denn ein Bürgersſohn mußte damals um die Erlaubniß zum Studiren höchſten Orts ſuppliciren, und war zu Oſtern 1789 Student auf der vaterländiſchen Univerſität Marburg geworden. Daß es dazu kommen werde, hatte ich erſt ſpät erfahren; denn meine Mutter, aus einer Predigerfamilie abſtammend, hegte freilich den Wunſch, in mir dereinſt einen Pfarrer zu ſehen und zu hören, ließ ſich dies jedoch nicht merken, ſondern machte jedesmal, wenn ich vom Studiren redete, die Gewährung dieſes Wunſches von den Zeugniſſen meiner Lehrer abhängig. So fing ich dann jetzt an, die zur Gottesgelahrtheit nöthigen Vorbereitungswiſſenſchaften zu hören, die ich mit dem übrigen Detail natürlich übergehe *). Zu denen über praktiſche Theologie iſt es nie gekommen; und aus dem Pfarrerwerden wurde überhaupt nichts. Dies ging ſo zu: Einmal hätte ich als Lutheraner nach den Landesgeſetzen wahrſcheinlich noch nach Rinteln gehen müſſen, wo damals nichts für mich zu lernen war — man hatte noch ſpäter dort ſogar eine erbliche Profeſſur; — ſodann machte mich ein Zufall früh in jenem Entſchluſſe wankend. Als primus unter den Primanern des Gymnaſiums, lernte ich einſt auf dem Lande einen Pietiſten ken-

*) Bei Strieder a. a. O. der heſſiſchen Gelehrtengeſch. S. 95 iſt meiner Lehrer] dankbare Erwähnung geſchehen.

nen, einen braven, bibelfesten und strengen Mann. Diesem mochte ich auf seine Frage, was ich werden wolle, wohl ziemlich leichtsinnig geantwortet haben: ein Pfarrer. Wie erstaunte ich, als mir der Mann mit allem religiösem Ernste das Gewagte eines solchen Entschlusses zu bedenken gab, und was es auf sich habe, dereinst vor Gottes Throne für das Heil so vieler Seelen Rede stehen zu müssen. Damals ging dies so vorüber; als ich aber im Laufe meines Studirens nachgerade eine Beute der Neologie geworden war und meine Schwester oft durch meine freien Meinungen ärgerte, da trat in stillen Stunden jener pietistische Abmahner sehr ernst aus dem Hintergrunde meiner Seele hervor. Es dauerte nicht gar lange, so erschien mir jene Neologie seicht, selbst abgeschmackt. Ich erinnere mich noch, wie ich nachher in die Vorlesungen eines Professors, der die erhabensten Psalmen auf eine erbarmenswerthe Weise in wässerige Prosa verwandelte, den Wolfischen Homer mitnahm, um, mit Rettung meiner körperlichen Gegenwart, ein Antidotum gegen die Langeweile zu haben. In Jena, wohin ich im Herbst 1790 mit meinem obengenannten Vetter gegangen, waren Collegia über die Kantische Philosophie eine Hauptsache. Doch war mein Privatfleiß hauptsächlich auf Exegese und geschichtliche Wissenschaften gerichtet. Ich hörte unter Andern bei Griesbach, Schütz und Schiller. Die Schützeschen Vorlesungen über die Literargeschichte erweiterten meinen Gesichtskreis, und der freundliche Umgang dieses Mannes war mir sehr belehrend. Schillers bloße Erscheinung war schon erhebend. Er ward mit Begeisterung gehört, und keine seiner Vorlesungen wurde von mir versäumt. Auch hatte ich etlichemal das Glück, ihn in Gesellschaft zu sehen, ohne je das Herz zu haben, ihn anzureden. Solche Ehrfurcht hatte ich vor diesem großen Geiste. Griesbach, in dessen Hause wir wohnten, gab uns väterlichen Rath aus dem Herzen und dem Schatze seiner Erfahrung und aus seiner Bibliothek Bücher, namentlich die Semlerischen über die Kirchengeschichte. Ueberhaupt war der Jenaer Aufenthalt fruchtbar für uns und wohlthätig anregend, zumal bei der Bekanntschaft mit tüchtigen Studenten, worunter Hardenberg-Novalis, mit dem etwas sarkastischen, aber sehr gutmüthigen Philosophen C. C. E. Schmid,

der nachher mit uns nach Gießen zog, und mit dem trefflichen Tennemann, der neulich in Marburg seinen allzugroßen Anstrengungen erlegen. Auch wurde das Arabische ein wenig getrieben, was mir später beim Bochart und Salmasius doch einige Dienste leistete. Die Trennung von Jena ward uns schwer, besonders auch wegen der freundlichen Aufnahme, die uns im Griesbachischen Hause geworden. Es war in Jena gewaltig studirt worden — meine Mutter erschrak nicht wenig über mein blasses hektisches Aussehn — aber zu vielerlei, und mir hatte die Kantische Philosophie, in der ich doch nichts leistete, zu viel Zeit gekostet. Nun nahm mein Oheim von der Sache Notiz. Ich excerpirte mir in Gießen die ganze Kritik der reinen Vernunft; doch versäumten wir Tiedemann's Vorlesungen nicht, und wenn er über Plato las, so hatten wir mehr Nuzzen davon, als andere, weil wir aus dem Ruhnkenischen Timäus das philologische Element suppliren konnten. Ich las dieses Buch damals sogar ganz durch; daneben unter andern Michaelis Einleitung ins neue Testament und Ernesti's theologische Bibliothek; letztere excerpirte ich mir ganz. An der Art dieser Auszüge merkte ich mir selbst die überwiegende Neigung zur Philologie ab. Ich hatte fast nur die historischen und philologischen Sachen ausgezogen.

Eine Stelle in diesem Werke gereichte mir zum wahren Trost. Es war die ehrenvolle Aeußerung über Lessing, irre ich nicht, in der Recension von dessen Berengarius. Nun sah ich, wie doch selbst der größte Lateiner vor einem deutschen Schöngeist (wie ich den Lessing in jenen Jahren nahm) Respekt habe, und damit war in meinen Augen gerechtfertigt, was mich im Stillen oft schwer gedrückt. Ich hatte erschrecklich viele deutsche Bücher durch einander gelesen — von der Insel Felsenburg an, die ich in der ganzen Nachbarschaft herumgetragen — bis zu den neuesten Gedichten und Romanen. Damals war die sentimentale Periode bei uns noch nicht vorüber. Kein junger Mensch konnte sich dieser Stimmung ganz entschlagen. Ich muß ihr jetzt das Gute nachrühmen, daß sie mich in meinen Schul- und Universitätsjahren vor Ausschweifungen bewahrt hat. Vom Oheim hatte ich Lessings Laokoon geliehen; dieses Buch wurde gelesen und wieder gelesen und löste

mir viele Räthsel über das classische Alterthum, die mir vorher unauflösbar geschienen. Mitlerweile war ich einigemal in Cassel gewesen, hatte dort gute Antiken gesehen, und war dadurch zu den Winkelmannischen Schriften geleitet worden. Jetzt wurden Virgil und Homer mit ganz andern Augen von mir betrachtet, als ehemals im Gymnasium. Jetzt kamen Pindar und die Tragiker an die Reihe. Vom metrischen Verständniß der Chöre war keine Rede. Zur Musik habe ich von Natur keine Anlage; und so sehr guter Gesang und Kirchenmusik noch jetzt mich ergreifen, so fehlt es doch an aller theoretischen Erkenntniß. In diesem Gefühle habe ich auch die Metrik um so mehr zur Seite liegen lassen, als ich aus Hermanns Schriften, die ich später studirte, ersehen hatte, wie mir die eigentlichen Geheimnisse dieser Wissenschaft doch ewig verborgen bleiben würden. Warum sollte ich Bedenken tragen, dieses Geständniß abzulegen, da Heyne in der Vorrede zum Pindar dasselbe gethan?

Die Historie hatte mich von jeher angezogen, und schon als Jüngling stellte ich meine Betrachtungen über die Naturgeschichte der Sage an. Ich hörte als Kind sehr aufmerksam zu, wenn eine neunzigjährige Großmuhme manchmal aus den Erzählungen ihrer Eltern vom dreißigjährigen Kriege sprach. Die Hauptzüge waren in Strophen aus Volksliedern aufbehalten; und es ist mir seitdem, was man auch gegen Niebuhr sagen mag, die Ueberzeugung geblieben, wie sogar bei schreibenden Völkern der geschichtliche Grundstoff in Liedern von Mund zu Munde übergeht. Chroniken und Reisebeschreibungen hatte ich schon in beträchtlicher Anzahl gelesen. — Ehe ich melde, wie ich zum ernsteren, kritischen Studium der griechischen Geschichtschreiber und besonders des Herodotus gelangte, muß bemerkt werden, daß ich zunächst um der Sprache willen, neben Demosthenes, den ganzen Xenophon, sodann Theophrast, Aelian, Lucian, Antonin, Theokrit, Chariton, hauptsächlich wegen der Commentare des Casaubon, Perizon, Hemsterhuis, Gataker, Valckenaer und Dorville gelesen hatte. Jetzt lieferte mir die Universitäts-Bibliothek den Wesselingischen Herodot, und nun wurden die Historiker der Reihe nach, bis auf Polybius einschließlich, Tag und Nacht studirt. Durch einen unge-

messenen Fleiß hoffte ich den Abgang des Genius zu ersetzen. Ich hatte fast gar kein Vertrauen in meine natürlichen Kräfte. Wie konnte dies auch anders sein, da mir die großen Alten immer vor Augen standen, da ich Schillern selbst gehört, und seine, wie Lessing's, Winckelmann's und Göthe's geniale Werke als ewig unerreichbare Muster mir beständig vor der Seele schwebten? In diesen meinen Fleiß durfte ich aber damals um so mehr einiges Verdienst setzen, je ausschließender die Zeitgeschichte alle Gemüther in Anspruch nahm. Bei den Bewegungen in Frankreich fand ich in meinen Historikern täglich ungesuchte Parallelen, und die Machthaber des Tages begegneten mir unter griechischen Namen im Thucydides, Xenophon und Demosthenes. Endlich näherte sich der Kriegsschauplatz unsern Grenzen; wenn einigemal von der unteren Lahn herauf der Kanonendonner an unsere Fenster schlug, dann mußte ich auch hinaus. Einmal hätte ich diese praktischen Studien der Historie mit meinen Begleitern beinahe schwer büßen müssen, da wir in der Wetterau zwischen die reterirende österreichische und die unter Hoche heranrückende französische Armee geriethen. Einen andern wesentlichen Nuzzen hatten solche Wanderungen für mich, den, daß ich dem Studiren nicht unterlag. Mein Vater war jung gestorben, und ich, sein jüngster Sohn, hatte von seiner Leibesconstitution nur zu viel geerbt. Vermuthlich war auch deswegen meine Mutter nachsichtiger gegen den wilden Knaben gewesen, der im Sommer oft nur zu Essen und zu Schlafen zu Hause kam. Sie ward uns um diese Zeit entrissen, und ihr Tod war mir um so schmerzlicher, weil nicht nur kein Pfarrer, sondern gar nichts zur Zeit aus mir geworden war. Doch hatte sie noch gesehen, daß selbst ältere Studenten bei mir Privatunterricht nahmen.

In einem herrlichen Kreise von Freunden fand ich die nöthige Erheiterung. Außer den genannten Vettern, gewährten mir Engelschall, der Biograph des ältern Tischbein, C. W. Justi, als gefälliger Uebersetzer alttestamentlicher Dichter und geschickter Ausleger derselben rühmlichst bekannt, der Orientalist J. Melchior Hartmann, Ludwig Lindenmeyer, unser Verwandter, der als Emigrant bei uns lebte und im Mathissonischen Sinne dichtete, ein lieber gefühlvoller Mann,

und dabei geschickter Rechtsgelehrter, der Philosoph Reinhard, Bruder des Grafen, später Professor in Moskow und dessen Schwager Hauf, jetzt Professor in Gent (der letzte gab mir noch Privatunterricht in der Mathematik), durch ihren Umgang und freundliche Mittheilungen Erholung und vielfache Belehrung. Leonhard Creuzer, Hauf und ich hatten uns zu einer Privatlehranstalt vereinigt, und eine Zeitlang unterstützte ich auch meinen Freund und jetzigen Collegen, den Kirchenrath Schwarz in seinem Lehrgeschäft auf dem Lande. Außer den alten Sprachen, Geographie und Geschichte, wurde von mir nichts gefordert, weil man bei uns von jenem philanthropinischen Treiben nichts mehr hielt, und ich mir aus Gesner's Isagoge und aus J. A. Ernesti's Initiis eine ganz andere Idee von dem Kreise des Unterrichts gebildet hatte. Gegenwärtig hat die Erfahrung längst entschieden, ich hörte es sehr gern, als noch im vorigen Jahre der Geheime-Rath F. A. Wolf mit großem Lobe eines Schulplans gedachte, den Matth. Gesner einst für das Gymnasium zu Ilefeld selbst entworfen hatte. Solche Männer sollten eigentlich das gesetzgebende Corps der Gymnasien bilden und das Ephorat verwalten. Tüchtige Lehrer mit anständigem Gehalt und ehrenvoller Stellung im Staate unter ihnen — das ists, worauf es ankommt, nicht auf Tabellen und Organisationen. Wir hatten auch mit einigen Lehrern in Giessen freundlichen und wissenschaftlichen Verkehr und kamen im Sommer oft Sonntags mit dem obengenannten Schmid und mit den Professoren Snell, Walther und andern auf der Grenze zusammen, woraus uns einmal beinahe eine gefängliche Haft erwachsen wäre. Ein Officier, der auf der Demarcationslinie cantonnirte, hatte aus den lebhaften Gesprächen, wobei Manuscripte vorgelesen wurden, den Schluß gezogen, daß Jacobinismus dahinter stecke. Die Scripturen bezogen sich aber auf das philosophische Journal, welches Schmid und Snell zu jener Zeit herausgaben, und Jacobinisches hatten wir weiter nichts an uns, als etwa die runden Hüte, die in Kur-Hessen damals verboten waren.

Mich beschäftigte jetzt ein anderer Gedanke: Ich hatte im Lucian Andeutungen gefunden, die, das Verhältniß zwischen Herodot und Thucydides berührend,

mir von Niemand verstanden zu sein schienen. Die Sachen waren mir bald klar; da man mir aber gerathen hatte, mit einem deutschen Büchlein hervorzutreten, so verursachte mir die Form viel Mühe, und es kostete viel Umschreibens und Feilens. Die Kritik war damals in ästhetischer Hinsicht viel strenger als jetzt. Ein junger Autor war verloren, wenn ein Recensent in der Sprache und Diction viele Ausstellungen zu machen, hatte. Ein Buchhändler und alter Freund von mir dem ich in der Literaturkenntniß viel verdanke, hat neulich wegen einer neuen Auflage bei mir angefragt und sogar von Honorar geredet. Ich vermeinte in meiner Antwort dagegen, das Verlangen des Publicums nach jenem Erstlingsfrüchtchen werde wohl so gar heiß nicht sein, und so möge er das Dingelchen in Gottes Namen schlafen lassen. Ich hätte auch gern gesehen, man hätte neulich meine neu-lateinische Chrestomathie mit der zweiten Ausgabe verschont. Es war bestellte Arbeit, die ich in jenen Jahren auf Wenck's und anderer Wunsch zunächst für die Hessen-Darmstädtischen Gymnasien gemacht hatte. Ich habe sie schon lange selbst nicht mehr gebraucht, weil ich ursprünglich in der Auswahl der Stücke nicht frei war, sondern einen Realzweck der griechischen und römischen Alterthümer damit hatte verbinden müssen. Als Gewerbe habe ich die Schriftstellerei nie betrachten können und es mir gefallen lassen, wenn gescheutere Leute mich manchmal mit dem gemeinen Sprichworte strafen wollten: „Wenn es Brei regne, hätte ich keinen Topf." — Aber nun auf jenes erste Schriftchen zurück zu kommen, so war es in meiner damaligen Lage doch ein Ding, ja, Kantisch zu reden, eine Art von Ding an sich. Wie einst Rousseau von dem Wurfe nach einem Baume sich Prognostika für seine Zukunft stellte, so hatte ich mir in den Kopf gesetzt, von der Aufnahme des Büchleins solle mein Entschluß: ob Pfarrer oder Schullehrer — abhängen. Denn ich hatte noch nicht entschieden, sondern vielmehr mitlerweile gepredigt, und das N. T., mit dem Grotius, (die Scholien des älteren Rosenmüller nannte mein Oheim einen verwässerten Grotius; blos mit dem griechischen N. T. und mit diesem Ausleger studirte er auf seine Predigten; — von Magazinen und dergl. war bei ihm nicht die Rede —) war seitdem immer meine Lectüre geblieben.

1798 führte mich eine Hauslehrerstelle nach Leipzig. Auf einer früheren Wanderung von Jena aus, wo ich auch Wolfen zuerst sah, hatte ich Morus, Fischer, Platner, Weiße und Andere kennen gelernt. Nun war mir ein halbjähriger Aufenthalt gegönnt, den ich zu meiner Vervollkommnung in neueren Sprachen benutzte. Auch lernte ich in Gotha Jacobs, Schlichtegroll und manchen würdigen Mann kennen; in Leipzig Beck und Hermann, und konnte während einiger Monate ersteren über die Weltgeschichte und letzteren über den Aeschylus hören. Die Bekanntschaft mit würdigen Buchhändlern erweiterte meine Kenntniß der Literatur. Auf dieser Reise vernahm ich von Böttiger in Weimar das erste freundliche Wort über mein armes Kind. Ein aufmunternder Brief desselben folgte mir bald nach Leipzig. Nun schrieb Heeren ebenso, und Heyne's Zuruf blieb nicht aus. — Um den Leser von der Angst zu befreien, als würde ich eben so umständlich von meinen übrigen Büchern reden, will ich nur gleich kurz bemerken, daß es mit den folgenden lateinischen Schriftchen über Xenophon den Geschichtschreiber, angehängt einige kritische Kleinigkeiten, schon auf eine Professur in Marburg abgesehen war, und wie es mich in Heyne's Recension der dritten Schrift (die historische Kunst der Griechen, Leipzig bei Göschen 1803) nicht wenig verdroß, daß er aus dem philosophischen Kapitel nichts machen wollte. Er hatte ganz recht. Es war ein Kantisch-Fichtescher Lappen.

Im Herbste desselben Jahres war ich wieder zu Hause — aber nicht in Amt und Brot. Das Liebste und Angemessenste wäre eine Stelle am Marburger Gymnasium gewesen; diese war aber dem Lutheraner verschlossen. Mitlerweile war ich mit dem Herrn von Savigny näher bekannt geworden; durch ihn ordnete sich Alles; er ermunterte mich zur akademischen Laufbahn, und hatte ich vorher über griechische und römische Schriftsteller sogenannte privatissima gehalten, so sollte ich nun die alte Geschichte öffentlich vortragen. Die Historiker der Griechen und Römer waren mir bekannt, und die Werke der Engländer, ferner Pirizoneus, Gatterer, Schlözer, Beck und Heeren wurden fleißig benutzt. Es ging; bei der Fortdauer unserer Privatlehranstalt ward sogar an den Ehestand gedacht.

Ich heirathete im folgenden Jahre Sophie Leske, geborne Müller aus Leipzig, Tochter eines dortigen Buchhändlers und Wittwe des in Marburg verstorbenen Nathanael Gottfried Leske, Professors der Naturgeschichte. Neben Savigny lebten wir in einem Kreise von jungen Männern, größtentheils von Adel. Ich bin es der Wahrheit schuldig zu bemerken, daß ich fast lauter erfreuliche Erinnerungen aus jener Zeit aufbehalten habe. Aber wo sollte ich endigen, wenn ich Savigny's Verdienste um mich würdigen wollte? Ein sehr lebhafter Ideenwechsel in schriftlicher und mündlicher Mittheilung füllte damals unsere Mußestunden; dazwischen Wanderungen und Reisen — und die jungen Docenten wanderten gern und viel. Nachher lasen wir desto frischer. Dies spürten die Zuhörer. Pedanterie thut's nicht; und die Welt würde nicht untergehen, wenn der akademische Lehrer wöchentlich einmal das „hodie non legitur" an seine Thür schriebe. Von der Art des Studirens und Lesens war da auch viel die Rede, und wie man sich Adversarien anlegen solle. Ich machte mir drei dicke Bücher: Hellenica, Classica, Miscellanea fürs Grammatische, Kritische, für Sachkenntnisse und ästhetische Bemerkungen u. s. w. Diese Methode habe ich bald aufgeben müssen. Besser sind einzelne Blätter, in Mappen gelegt; sie stehen immer zu Gebote, und man kann sie in Collegienhefte legen, zu Ausarbeitungen brauchen und wie man will; nur auf die Ränder einiger Autoren habe ich fortgeschrieben, so daß Herodot, einige Bücher des Plato und Cicero jetzt ganz angefüllt und schwierig zu lesen sind. — Einem Jeden, der mit Selbstdenken einer Wissenschaft sich hingegeben, wird sich in den Jahren des ernsthaften Studirens, wie von selbst, eine Geschichte seines Faches bilden. Da ich nun die Humanisten seit dem 15. Jahrhundert las, und in den Commentaren mit dem Geiste vieler Andern bekannt wurde, so bildete sich in mir die Vorstellung von vier innerlich verschiedenen Perioden der Philologie aus. Ich habe sie mit wenig Abänderung in dem Büchlein, über das akademische Studium des Alterthums, entworfen, und trage noch jetzt die Geschichte der Philologie danach vor. Gruber in seinem leider nicht fortgesetzten Wörterbuche der Aesthetik und Archäologie und Andere haben dieser Ideen Erwähnung gethan. —

Die Universitätsbibliothek war nicht übel im historischen Fache; die Savignysche hatte schöne Werke in der römischen Literatur; aber was mir wichtiger, war die Bekanntschaft mit den besten Bearbeitern der römischen Rechtsgeschichte und Rechts-Alterthümer. Nun gewöhnte ich mich, die Sigonius, Cujacius, Gothofrede, Everh. Otto, Bynkershök, Trekel, Franz Carl Conradi und Andere, als auch mich angehend, zu betrachten, und bei späterer Fortsetzung dieser Studien haben mich auch immer die Werke von Haubold, Savigny, Thibaut, Dirksen u. A. interessirt. Damals kamen Savigny's mündliche und schriftliche Mittheilungen hinzu, und ich weiß es selbst am besten, was mir das Alles bei meinen Vorlesungen über die römischen Schriftsteller und Antiquitäten bis auf den heutigen Tag genützt hat. — Kein wichtiger Auctionskatalog wurde versäumt und vieles gekauft. Lehrreich war für mich auch die Bekanntschaft mit den Literatoren Wachler, Münscher, Weis, dem Juristen; und der grundgelehrte Arnoldi war mir nützlich durch seine Bibliothek und Unterhaltung. In jenen Jahren lernte ich die Gebrüder Grimm aus Cassel und den gelehrten und erfahrnen Archäologen Völkel kennen. Das Schlegelische Athenäum hatte ich von Leipzig mitgebracht, und es blieb nicht leicht ein erhebliches Werk der schönen Literatur und Kunst unbeachtet. Für mich war dies eine Periode der vielseitigsten geistigen Anregung. Heyne bemühte sich, mir eine feste Anstellung im Auslande zu verschaffen; er schlug mich nach Lüneburg vor, woraus aber nichts wurde. Ich hatte diesen berühmten Mann zweimal gesehen, und einmal hospitirend gehört, bei welcher Gelegenheit ich auch Gatterer, Schlözer, Spittler, Heeren, Eichhorn und Blumenbach hörte. Ich war also kein Schüler von Heyne, und dennoch hat dieser Gelehrte vom Jahre 1798 an, bis zu seinem Tode, nicht nur den größesten und thätigsten Antheil an meinem Schicksale genommen, sondern mich auch mit seinem Rathe aufs freundlichste jederzeit unterstützt. Er äußerte sich dabei oft mit großer Bescheidenheit über seine Arbeiten, z. B. über die agrarischen Gesetze, und später bat er mich, aus Veranlassung meines Dionysus, ich

möchte doch auf seine Commentationen über die Etrusker keinen so großen Werth legen.

Da ich Hoffnung hatte, Professor der Beredtsamkeit in Gießen zu werden, so machte man mich in Marburg zum Professor der griechischen Sprache, eine Professur, die bisher mit der orientalischen vereinigt gewesen. Diese Ernennung versetzte mich, wie man gleich sehen wird, in große Unruhe. Ich erklärte Homer, Xenophon, Cicero, Horaz und corrigirte gewissenhaft die wöchentlichen Stylübungen. Nun aber sollte ich die Geschichte der griechischen Literatur vortragen; das ist leicht und schwer, wie man will. Ersteres, wenn man gemächlich den Fabricius ausschreibt; Letzteres, wenn der Docent, wie billig, denkt, er solle doch wenigstens über die Hauptschriftsteller aus eigener Lectüre urtheilen; gerade damals waren aber Wolf's homerische Prolegomena erschienen. Welch ein Buch! Ich hatte es studirt und wieder studirt und in meine Hellenica ꝛc. ausgezogen. Nachher wurden die Hauptsätze des gelehrten und scharfsinnigen Hug, Heinrich und Anderer beigefügt; imgleichen die mit Wolf's Lehre zusammenhängende Kunsttheorien der Brüder Schlegel excerpirt und durchdacht; auch wurde die Aristotelische Poetik nach Hermann's Ausgabe sorgfältig gelesen und mit jenen Lehrsätzen verglichen. Bentley's Abhandlungen waren von mir früher studirt worden; aber zur Zeit hatte ich den Eustathius nur etwa durchblättert, und den Villoisonischen Homer noch mit keinem Auge gesehen. Das ist erst hier in Heidelberg nachgeholt worden. Ich mußte also thun, was ich konnte, und ließ in zwölf Paragraphen eine chronologische Uebersicht der griechischen Literaturgeschichte zunächst für die Zuhörer drucken. Es wundert mich, daß ziemlich lange nachher noch Mohnike in seiner sehr fleißig gearbeiteten griechischen und römischen Literaturgeschichte jenem unbedeutenden Dinge die Ehre erwiesen, es des Plans wegen zu beloben, der doch gar nichts Eigenthümliches hatte und sich von selber gab. Wolf's großes Werk, so wie seine nachherigen Kritiken über einige Reden des Cicero jetzt noch rühmen zu wollen, wäre mehr als überflüssig. Aber das darf ich doch wohl sagen, daß nicht leicht ein einzelnes Buch mehr Einfluß auf mein Studium gehabt. Eben weil ich fühlte, welche seltene Gaben und Kenntnisse

dazu gehörten, die höhere Kritik auf eine solche Weise zu handhaben, blieb ich von der seitdem ziemlich herrschend gewordenen Stimmung frei, der zufolge ein junger Philologe nicht eher etwas zu gelten glaubte — bis er irgend einen Capitalautor für untergeschoben erklärt hatte. Jetzt hat diese Meinung sich auch vieler Theologen bemeistert. Man verstehe mich nicht unrecht. Habe ich doch selbst einmal etliche sogenannte orphische Hymnen für neuplatonisch erklärt, weil ich plotinische Redensarten darin gefunden. Es ist hier nur von dem Sturm und Drang die Rede, sich durch dergleichen aus der Luft gegriffene Hypothesen in aller Eile berühmt machen zu wollen. Darüber hat der geniale Wolf gewiß oft selber am meisten gelächelt. —

Das Jahr 1799 brachte uns Wyttenbachs Leben des Ruhnkenius, und mir neue Schmerzen; oder sollte ich nicht über ein Gemälde der Philologie und ihrer größten Meister erschrecken, wenn ich in meinen Busen griff? Zur Theologie war ich verdorben, und an philologischem Fleiße hatte ich's auch so wenig fehlen lassen, daß ich gerade damals die körperlichen Folgen sehr verspürte. Freunde und Zuhörer, und Heyne's und Hermanns Wohlwollen ermuthigten mich. Letzterer sendete mir seinen Aristophanes (worüber ich darauf Vorlesungen hielt) und ließ sich seine Zeit nicht dauern, mündlich angeknüpfte Gespräche über epische und lyrische Poesie schriftlich fortzusetzen. Doch ward meine nächste Lage mit meinen Studirplänen immer unverträglicher. Es galt zunächst den Vorlesungen, und zu dem Ende mußten noch große Studien gemacht werden. Man erkannte meinen Fleiß und guten Willen, und obwohl ich nichts von Belang geschrieben, so wurde ich doch im December 1802 zum ordentlichen Professor der Eloquenz ernannt. Ich hatte dieses Amt im Grunde auch schon mehrere Jahre versehen, da mein Vorgänger Curtius, ein gelehrter Mann, sich blos auf historische Vorlesungen beschränkte und bereits alt und schwächlich war. Hierbei kann ich eine Bemerkung nicht unterdrücken, die mir beachtenswerth scheint: Gewöhnlich fordern die Curatoren der Hochschulen von einem angehenden Professor sogleich gelehrte Bücher; es soll geschrieben sein und zwar schnell mehreres hintereinander, damit der Docent Namen bekomme. Nun frage ich aber, um bei meinem

Fache zu bleiben, hat denn der angehende Professor nun auch schon alle Materialien zu seinen Vorlesungen fix und fertig? und erfordert es nicht Zeit, Uebung und Nachdenken, die rechte Methode des Lehrens zu finden? Oder was kann dabei herauskommen, wenn ein blutjunger Mann philologische Bücher aus den Registern, aus den Thesauren und ähnlichen Sammlungen macht? Also gerade das Gegentheil. Die Curatoren sollten einen jungen Professor, wenn er sonst fleißig ist, um so mehr loben, je weniger er schreibt. Wenn ich aber doch selbst schon am Ende 1803 mit einer historischen Kunst der Griechen hervortrat, so hatte ich aus meinem langjährigen Studium der griechischen Geschichtschreiber schon Vieles beisammen. Seit 1798 saß ich auch viel über den griechischen und römischen Kunstlehrern (Rhetoriker genannt) und notirte mir besonders, was sie über die historische Diction und Composition Feines bemerkten. Da ich zu gleicher Zeit Vieles in neueren Sprachen las, so stellten sich von selbst über den historischen Vortrag der Alten, in Vergleich mit Boccaccio, Machiavelli, den englischen Geschichtschreibern und den deutschen Möser und Johannes Müller manche Betrachtungen dar. Ich hätte das Buch auch jetzt noch nicht drucken lassen, hätte ich nicht von Marburg weggewollt, oder vielmehr hätte ich nicht weggehen müssen.

Dies hing so zusammen: Zu Marburg mußte ich, als Professor der Eloquenz, fast in Jahresfrist zwei Programmata schreiben, zwei Reden halten und sechs sogenannte Memorien abfassen. Wie gut war es da für mich, daß ich mit Cicero, mit Muret und andern Humanisten ununterbrochenen Umgang gepflogen; aber das Alles wollte doch geschrieben sein. Wo blieb da das kritische Studium der griechischen und römischen Quellen? Dazu kam, daß jene Memorien oder Biographien verstorbener Professoren ein unfröhliches Detail von Familienpapieren, bibliographischen Notizen und dergleichen mit sich führten, die ich mühsam sammeln mußte; und dann sollten es Lobschriften sein. Die Familien sahen darauf. Bei manchen (wie bei Tiedemann, Baldinger, Stein und Andern) gab es reellen Stoff zum Loben genug; auch den übrigen wurde nachgerühmt, was nur irgend zu rühmen war. Man lief aber Gefahr, bei

Manchem mit dem Lobe anzustoßen. Von einem Mitgliede des hochehrwürdigen Oberappellationsgerichtes in Cassel hatte ich beifällig bemerkt, er sei als Professor der Theologie in Marburg von diesem Fache zur Rechtswissenschaft übergegangen, weil er jenes Lehramt mit seinen Ueberzeugungen unverträglich gefunden. Der verdiente Mann hatte Reisen in Frankreich u. s. w. gemacht, Voltaire's, Bahrdt's und ähnliche Schriften gelesen und ward nun ein geschickter Jurist, vorzüglich im Praktischen. Nun lobte ich jenen Uebertritt, und meine noch jetzt, es sey sehr rechtschaffen gehandelt, wenn heut zu Tage mancher theologische Professor desgleichen thäte. — Das war Vielen nicht recht. — Welcher Mann von Ehrgefühl und Wahrheitsliebe möchte sich dann dazu brauchen lassen, beständig auf dem Paradepferde der Eloquenz zu sitzen, oder das Histrionenmetier eines öffentlichen Schmeichlers zu verrichten? Es ist auch ein Irrthum, wenn man glaubt, dergleichen öffentliche Repräsentationen verliehen den Universitäten einen reellen Glanz. Das haben Ruhnkenius, Valkenaer, Wyttenbach und Wolf besser gewußt; und waren denn Leyden und Halle darum, weil jene Männer gar nicht oder selten paradirten, weniger berühmt? Nun konnte ich aber vollends gar nichts durch meine improvisirten Sächelchen zum Glanze meiner vaterländischen Universität beitragen? Und doch lag dieser ganze Gamaschendienst auf meinen Schultern. Dort war an keine Erlösung zu denken.

Doch wohin? Herr von Savigny hatte mir Aussichten nach Würzburg verschafft — aber aus dem dort projectirten philologischen Seminar wurde damals nichts. Ich hatte mich an Freund Daub nach Heidelberg gewendet, der mehrere Jahre zuvor dort angestellt war. Seine und Mieg's, wie auch Jung-Stilling's (letzteren kannte ich persönlich, er war in der philosophischen Facultät zu Marburg mein College gewesen) gemeinschaftliche Wünsche verschafften mir den Ruf dorthin. Ich erhielt den Lehrstuhl der Philologie und alten Historie (zu Anfang 1804). Der Hessen-Casselsche Minister Weiz von Eschen entließ mich ungern, aber freundlich. Er hatte mich immer mit der ihm eigenen Humanität behandelt und liebte die Gelehrten. Von dem würdigen Völkel vernahm ich brieflich gütige Abschiedsworte. Es hielt mir schwer,

aus dem Kreiſe meiner Verwandten und Freunde zu ſcheiden. Jedoch, dachte ich, ein Profeſſor muß wie ein Officier ſich ans wandernde Leben gewöhnen. Wirklich hatten einige tüchtige Officiers kurz zuvor den heſſiſchen Dienſt mit dem badiſchen vertauſcht. Den nachherigen General von Porbek, der ſpäter bei Talavera fiel, beſuchte ich in Carlsruhe, und mit dem Major von Keßler erneuerte ich vor wenigen Jahren in Baden alte Bekanntſchaft von der Schule her. Der Frühling, der mich hierher führte, war für mich ein wahres Feſt. An einem fremden Orte habe ich die Gewohnheit, mich auf einſamen Gängen möglichſt ſelbſt zu orientiren, und ſo war ich wochenlang in einem großen Entzücken über die hohen Schönheiten der Natur, die hier auf allen Schritten vor mir ausgebreitet lagen. Da ward wenig ſtudirt, nachher deſto mehr, weil der drückende Alp der Eloquenzerei von mir gewichen. Geſchrieben wurde in faſt zwei Jahren nichts; das war ja eben mein Wunſch geweſen. Ich hatte freilich mir erſt ein Auditorium zu bilden. Anfangs las ich Alles publice — ſo konnte ſich Niemand über verlornes Geld beklagen. Im philologiſchen Fache war ſchon damals die hieſige Bibliothek beſſer; und welche Erinnerungen und Anregungen für mich, wenn ich da auf den Rändern der Bücher die Handſchrift der Saumaiſe, Gruter und Gräve vorfand? Man wird ſich vorſtellen, daß ich mich bald nach Friedrich Sylburg's Grab erkundigte. Es iſt zwar nur durch eine einfache Steinſchrift an der Mauer unſerer Peterskirche bezeichnet; aber die Kenner der griechiſchen Literatur wiſſen auch ohne Monument, was ſie dieſem Gelehrten des ſechzehnten Jahrhunderts verdankt. Ich war auf dieſen heſſiſchen Landsmann früh aufmerkſam geworden; einmal durch die Scaligerana, ſodann dadurch, daß ich ſeine Ausgabe des Ariſtoteles, die eben ſo werthvoll, als ſelten vollſtändig zu haben iſt *), in einer Auction gekauft hatte. Ich hatte dieſen Helleniſten kurz vorher zum Gegenſtande einer akademiſchen Rede gemacht, die in Eichſtädt's Nov. Actis Societ. Latin. Jenensis abgedruckt iſt. Nachher hat Juſti, in der

*) S. Brunet I. p. 107 und Ebert's allgemeines bibliographiſches Lexicon I. p. 98.

Fortsetzung von Strieder's hessischer Gelehrtengeschichte, genauer von ihm gehandelt. Ich besitze durch die Güte meines Freundes, des Doctors Batt, einige ungedruckte Briefe Sylburg's und werde, neben andern Stücken zur Geschichte der Philologie, gelegentlich ausführlicher von ihm Nachricht geben; kann aber vorjetzt den Wunsch nicht unterdrücken, daß ein pfälzlicher Gelehrter sich entschließen möchte, eine Geschichte der älteren heidelbergischen Lehrer auszuarbeiten. — Die übrigen Fächer wurden hier allmählig vollständiger besetzt, und wenn jetzt Männer, von großem Ruhm und beträchtlichem Einkommen, sich in ihrem Hauswesen aufs einfachste einrichteten, so gab dies einen Ton in unser akademisches Sein und Leben, der ganz nach meinem Sinne war. — Keine Spur von jener Vornehmthuerei, die den Professor verunziert und am Ende doch kleinstädtisch ist. Nun kamen Böckh, Wilken und andere hierher, und in meinen und verwandten Fächern wurde Manches mehr durchgebildet und besser gelehrt, als ich es konnte. In den Studien, die ich mit Daub herausgab, fanden wir einen literarischen Mittheilungspunct. Wir hatten sie aus vollem Herzen dem ehrwürdigen Karl Friedrich, damals Kurfürst, gewidmet. Dieser edle Regent nahm nicht nur an allem wissenschaftlichen Leben und Wirken den größten Antheil, sondern auch an dem Schicksale derer, die sich den Wissenschaften gewidmet hatten. So hatte auch ich, so wenig auf meinem Leben beruhete, mich dieser gütigen Theilnahme zu erfreuen, da ich um diese Zeit gefährlich danieder lag; und wenn ich also jene Zeit als eine Periode schwerer Seelen- und Körperleiden stets in ernster Erinnerung behalte, so erhielt ich auch gerade damals von mehreren Seiten die unzweideutigsten Beweise echter Freundschaft. Das Institut der Studien gewann mir auch die Bekanntschaft des vortrefflichen Historikers Schlosser, der seitdem durch ein engeres Amtsverhältniß in bewährter männlicher Gesinnung mit mir verbunden ist.

Bei den Vorarbeiten zu meinem Buche über die historische Kunst der Griechen war ich praktisch überzeugt worden, wie die Frage, was die Griechen in der Geschichte geleistet? sich nur genügend beantworten lasse, wenn man eine möglichst vollständige Sammlung der Bruchstücke der vielen verlornen Werke dieses Kreises

vor Augen hätte. Die Heyne'sche Bearbeitung des Apollodor, den ich mit den Anmerkungen mir ganz excerpirt hatte, so wie die Fragmentensammlungen, welche Sturz einigen Logographen so gelehrt gewidmet hatte, zeigten mir den Nutzen einer solchen Arbeit noch deutlicher. Sanguinisch machte ich nun den Plan, die Fragmente sämmtlicher griechischer Historiker zu sammeln und zu ediren. Mein Freund, der hiesige Professor Kayser, gab mir aus seinen Papieren einen Beitrag zu einigen, und Lenz in Gotha, Köhler in Detmold, Matthiä in Frankfurt a. M. und Andere versprachen thätige Theilnahme, ich hatte sogar in Beck's Commentar. Societ. philol. Lips. eine Ankündigung drucken lassen. Allein schon das Excerpiren einzelner Schriftsteller (aus Registern soll doch nicht gearbeitet werden) verursachte großen Zeitaufwand. Ich lernte einsehen, was ein so umfassender Plan erfordere, und war zufrieden mit den Fragmenten von dreien einigermaßen meinen Eifer zu bethätigen. Es war dies eine nützliche Vorarbeit für den Commentar über Herodot. Nachher haben Lenz, und besonders Siebelis, dann Marx und Göller einzelne schätzbare Ausgaben der Geschichtsfragmente geliefert, und ich erwarte noch etliche der Art von einigen meiner jüngern Freunde. An meinem Büchlein hätte ich jetzt verschiedene kritische Sectionen zu machen. Eine davon hat der ehrwürdige ältere Schweighäuser sehr nachsichtsvoll angedeutet.

Auf den Antrag des Ministers von Reizenstein wurde im Frühling 1807, unter andern neuen Instituten, hier ein philologisches Seminar errichtet. Unsere Regierung, die mir die Direction desselben übertragen hatte, genehmigte meinen Plan, und ich ward veranlaßt, ihn in einer einleitenden Schrift: das akademische Studium des Alterthums, öffentlich bekannt zu machen. Ich habe diese Anstalt unter besonderer Vergünstigung der Umstände eröffnet und bisher geleitet. Die freie Stellung, worein mich dabei unsere Regierung versetzte, und das unwandelbare Zutrauen, das sie mir schenkte, mußten diese Unternehmung begünstigen. Gleich zu Anfang traten tüchtige Alumnen ein; zuerst Moser (jetzt Professor am Gymnasium zu Ulm) mit einigen wackern Landsleuten; und so habe ich in jedem Semester mehrere Mitglieder gezählt, welche Muth und Kraft

genug hatten, den Dornenpfad der Philologie mit mir fortzuwandeln. Im In- und Auslande zähle ich noch jetzt unter ihnen einen schönen Kreis von Freunden. Verzeiht man es dem Schulmanne, wenn er in der Schule sein Reich erblickt, so wird man auch mir vielleicht nachsehen, wenn damals mir Moser als der erste Grenadier unter den Commilitonen erschien. Seine hohe Gestalt und eiserne Gesundheit erinnerten ohnedem daran. Nie habe ich in einem jungen Manne, bei großer Kraft, eine größere Vielseitigkeit von Talenten und zugleich eine größere Gutmüthigkeit angetroffen. Ein fester Mannessinn drückte dem Allen das Siegel auf. Dieser Freund hat mir in allen Verhältnissen des Lebens redlich beigestanden. Sehr gefördert wurde das Ganze durch die bald eintretende Mitwirkung von Böckh, der schon damals unter den deutschen Philologen sich seinen Ehrenplatz zu sichern anfing; und noch jetzt erfreue ich mich der thätigen Beihülfe unseres geschickten Herrn Professors Bähr.

Man hegte hier damals den Plan, die Jenaische Literatur-Zeitung mit ihrem jetzigen Redacteur nach Heidelberg zu verpflanzen. Es erhoben sich mehrere Stimmen gegen diesen Gedanken. Ich will Niemand compromittiren, aber auch ich erklärte mich dagegen. Das parteilose Publicum wird hieraus mein Verhältniß zu jenem Institute beurtheilen können. Nun wünschte aber das damalige Curatorium allhier eine literarische Anstalt der Art. Wollten wir also jene Lit.-Zeitung nicht haben, so mußten wir eine neue machen. Mit wissenschaftlichem Eifer und Wahrheitsliebe wurde das Werk unternommen. Jenen Ehrenmännern, die sich dabei thätig erwiesen, Daub, Schwarz, Thibaut, Heise, Ackermann, Langsdorf u. s. w. waren alle anderweiten Motive fremd; und was Wilken, Böckh, Schlosser und Andere auf den mir bekannten Gebieten geleistet, wird sich wohl immer als gründliche Arbeit erweisen. Ein Mehreres von dem Ton und Geist der damaligen Heidelberger Jahrbücher zu sagen, kommt mir als einem Theilnehmer nicht zu. Zwei Umstände darf ich indessen berühren: Erstens, daß das juristische Heft im ersten Jahre zweimal aufgelegt wurde; sodann folgendes Factum: Der Verleger der zahlreichen und geistvollen Schriften eines vornehmen Man-

nes, der damals bei unserer Regierung in einem hohen Posten stand, sendete uns diese Werke sämmtlich zu, vermeinend, nun würde doch wohl ein rechter Panegyricus erfolgen. Wir hatten aber das Gesetz gemacht, daß keines einheimischen Schriftstellers Werke recensirt werden sollten. Anzeigen durfte er sie selbst mit Namensunterschrift. — Mir kostete indeß die Sache zu viel Zeit; und als mehrere Redactoren abtraten, und in der Person von Wilken ein sehr geschickter Stellvertreter gefunden ward, so war ich froh, wieder zu meinen andern Arbeiten zurückzukehren. — In meinen jüngern Jahren habe ich äußerst wenig recensirt. Das Wenige, was ich später in den Heidelberg. Jahrb. gegeben, ist mehrentheils mit meinem Namen unterzeichnet. Irre ich nicht, so habe ich seit dem Jahre 1810 nicht einmal eine Anzeige meiner eigenen Schriften in den Heidelberg. Jahrb. geliefert, was doch die Verleger zuweilen wünschten, und wozu jeder einheimische Autor das Recht hat. Früher hatte ich in andern Literaturzeitungen etliche Recensionen gemacht. In der Leipz. L. Z. hatte ich einmal mit großer Milde einem angehenden philologischen Schriftsteller Sprachfehler nachgewiesen. Ich hatte keine Ruhe; es mußte heraus. Ich nannte mich dem Manne selbst, als seinen Recensenten, und täuschte mich in meinem Zutrauen nicht. Der verdiente Mann hat es mich nie entgelten lassen. —

Es ist oben bemerkt worden, wie ich mit Winkelmann's Werken Bekanntschaft gemacht. Da man jetzt Vorlesungen über Mythologie und über Archäologie von mir wünschte, so nahm ich diese Studien, zu denen mich auch meine Untersuchungen über die Dionysischen Religionen führten, wieder vor, und die Schriften Visconti's, Zoega's, Böttiger's, Millin's und Anderer kamen nun an die Reihe. Mein Freund Welcker (jetzt in Bonn) war eben aus Italien zurückgekehrt und hatte mich dem Freiherrn von Schellersheim bekannt gemacht. Die Gespräche und Briefe dieser Kunstkenner gewährten mir manche Belehrung. Der rheinische Boden lieferte mir römische Medaillen, und die Geschenke griechischer Städtemünzen und anderer Anticaglie, die ich seitdem von H. v. Schellersheim, Fr. Münter, J. David Weber und andern Freunden empfangen, verbunden mit Ankäufen, wo sich Gele-

genheit ergab, haben dieses archäologische Studium immer bei mir im Leben erhalten. Ich fing jetzt an, die antike Numismatik als eine nothwendige Hülfswissenschaft selbst zur Mythologie zu betrachten. Daneben hatte sich meine Bücherſammlung vermehrt; ich konnte nun ganz wieder meinen lieben Todten leben.

Unterdessen waren jedoch manche äußere Umstände bedenklich geworden, und als damals ein zeitiger Prorector (er ist nicht mehr unter uns) mir deswegen, weil ich auf den Wunsch des Curators einmal hier ein Programm geschrieben, sich berechtigt glaubte, mir nun wieder jährlich mehrere Programme und dergleichen aufzubürden, so glaubte ich, die ganze Marburger Eloquenz sey wieder im Anzuge, und dann war es um mein Quellenstudium geschehen, das eben jetzt neue Richtungen nehmen mußte. Ich hatte dem Freiherrn von Zentner meine Wünsche eröffnet; Savigny hatte mich indeß nach Landshut empfohlen — als ich im December 1808 aus dem Haag folgenden Brief erhielt:

„Es wird Ihnen bekannt seyn, daß der Lehrstuhl unseres würdigen Luzac auf der königl. Universität zu Leyden bis jetzo noch unbesetzt geblieben ist. Würden Sie, wenn Ihnen derselbe angetragen wird, ihn annehmen, auf eine jährliche Besoldung von 3000 holl. Fl., außer dem, was Ihnen Ihre Collegien ergeben, welche in dem Fache der alten Literatur jetzt sehr frequentirt sind? Auf diese Frage bitte ich Ihre baldigste und bestimmte Antwort. Ich muß Ihnen aber dabei eben bestimmt erklären, daß in dem Fall, daß Sie, wie ich hoffe, mir eine bejahende Antwort werden zuschicken, ich nur für meinen Vortrag beim Könige, nicht aber für die Vocation selber bürgen kann. Erfolgt diese nicht, so bleibt die ganze Sache unabgethan, aber auch zwischen uns beiden; denn es wissen bis jetzt weder Curatoren der Universität, noch auch Hr. Prof. Wyttenbach etwas von diesem Schreiben an Sie; auch in Heidelberg würde in der Folge Niemand etwas davon erfahren. Ich aber von meiner Seite muß sicher seyn können, daß, wenn ich Sie dem Könige vorschlage, und die Vocation auf obgemeldeter Condition erfolgt, Sie dieselbe annehmen werden, welche Versprechungen man Ihnen nachher auch von der Seite Ihres jetzigen Gouvernements oder akademischer Direction und dergleichen machen würde. Es

würde mir äußerst angenehm sein, wenn ich in Kurzem einen nicht abschlagenden Brief von Ihnen hierüber erhalte, und ich schmeichle mich u. s. w. Ich unterschreibe mich mit aller Hochachtung

Ihr ganz ergebenster

J. v. Meermann *)
Directeur general des Sciences et des Arts du Royaume de Hollande."

Ich hatte von meinen früheren Geistesproducten eine so geringe Meinung und von Wyttenbach eine so hohe, daß ich mich erst im Sommer 1808 entschloß, ihm meinen Dionysus zuzusenden, und dies war auch mein erster Brief an ihn, worin kein Gedanke an eine Professur in Holland vorkam. Ich wußte selbst nicht, daß des in der Pulvererplosion umgekommenen Professors Luzac Stelle noch unbesetzt sey. Erst später erfuhr ich, daß v. Heusde in Utrecht sie ausgeschlagen, und daß Wyttenbach mich vorgeschlagen hatte; wie er dann auch sogleich von jenem Meermannischen Briefe unterrichtet worden war. Schon die ersten Tage des Januar 1809 brachten mir einen Wyttenbachischen Brief und einen zweiten von Meermann, worin ein Wyttenbachisches Urtheil über mich excerpirt war. Nun bestimmten mich die oben bemerkten hiesigen Umstände, der Gedanke an die Leydner Bibliothek, mit ihren gedruckten und geschriebenen Schätzen, und die Hoffnung, in Wyttenbachs Umgang mich weiter auszubilden, sehr bald; als Meermanns Antrag vom Könige genehmigt war, sagte ich zu. Wyttenbach hatte mir geschrieben: „Illud unum per hanc temporis angustiam Tibi declarare et possum et debeo, Te mihi gratissimum facturum oblata statione accipienda, Teque ad nos non ut ad peregrinos, sed ut ad tuos venturum. Et uxori tuae, si quid auguror, nova sedes placebit: certe ut placeat operum dabit neptis mea, multae mulier humanitatis. In modo fortunae tuae consule, easque paciscere conditiones, quarum Te in

*) Anmerkung. Meermann's Leben, siehe Zeitgenossen IV. 4 Seite 27.

posterum ne poeniteat. Hoc ejusmodi est, ut Tibi luculentum salarium constituatur.“ — Aber dieſe Fortuna iſt immer meine letzte Sorge geweſen. Ich hatte, nach einem vergleichenden Ueberſchlag, nur 200 fl. mehr verlangen zu müſſen geglaubt, und erhielt ſie durch Wyttenbachs Fürſprache: „Operam dabo, ſchrieb er, ut Tibi 3200 conficiam, quando plus non licet, quam ipse ad eum Te modum demiseris.“ In der That hatte ich aber doch in ſeinem Sinne gehandelt, denn er ſelbſt bekümmerte ſich mehr um andere Güter, als um die zeitlichen. In einem andern Briefe äußerte er ſich ſo: „Et si haec est virtus, ut Stoici volunt, quorum est ὁ σοφὸς χρηματιεῖται, hac me virtute carere lubens fateor.“ Wäre ich jedoch in Holland geblieben, ſo hätte ich ſeinem erſten Rathe folgen müſſen, der aus beſſerer Sachkenntniß gefloſſen war. Ich hatte zu wenig gefordert. —

Meine Entlaſſung erhielt ich nach einigen Wochen mit freundlichen Worten unſers damaligen Herrn Miniſters. Ich gedachte in den Oſterferien nach Holland abzureiſen. Mein letztes Programm wurde geſchrieben und die Antrittsrede ausgearbeitet. Wyttenbach hatte mir das Thema angegeben: de civitate Athenarum omnis humanitatis parente. — Nun aber blieb das officielle Einberufungsſchreiben der Curatoren aus, welches verfaſſungsmäßig nothwendig war; ſtatt deſſen kamen beſorgliche Briefe. Ich hatte mich nicht angeboten und kein Wort davon gewußt, daß man dort an mich dachte; vielweniger konnte ich wiſſen, daß ein Holländer, der vielleicht würdiger als ich war, jene Stelle in Anſpruch nahm. Auf dieſe Weiſe war ich ruhig. Es mochte kommen, wie es wollte, mein Gehalt mußte mir werden. So kamen Oſtern herbei; ich reiſte ab, und wir verlebten in dem Kreiſe der Verwandten und Freunde in Darmſtadt angenehme Tage. Die dortige reiche Bibliothek, die mir bei der Gefälligkeit des Herrn Bibliothekars Schleiermacher vorher und nachher ſehr wichtig geworden, lieferte Stoff zur Arbeit. Ich excerpirte mir die ſämmtlichen Bände des Pellerin (Recueil des Medailles) — ſo weit Alles gut. — Jetzt aber erfuhr ich, daß meine heidelberger Freunde um ein Zeugniß für mich angegangen worden, und von einer andern Seite wurde mir geſchrieben: „Ich ſei als ein Mann darge-

stellt, qui a mis le feu au milieu de l'Allemagne.“*) — Also nichts Geringeres, als eine Conspiration! Wenn das Sinn haben sollte, so mußte es eine gegen die Franzosen sein, denn eben damals war Napoleon im Begriff, zum zweitenmal in das Herz der österreichischen Staaten einzudringen, und die Sache sollte mir ja bei einem Napoleoniden schaden. Heute hätte ich also nichts zu verschweigen, ja ich könnte mir durch ein solches Geständniß eine Art von Relief geben. Jedoch meine historische Muse muß ganz demüthig berichten, wie der Professor Creuzer damals zwar den Kopf voll von Numismatik, Leydner Bibliothek und holländischer Philologie hatte, aber gegen Napoleon und seine Alliirten eben so wenig conspirirte, wie gegen den Kaiser von China. Ich habe bei dem Lärm über die demagogischen Umtriebe manchmal an diese Geschichte gedacht und setze sie denen zur Nutzanwendung hieher, die dabei so geschäftig waren. Oefter aber habe ich der Freunde gedacht, die damals für mich zeugten. Hierbei muß ich dankbar das Andenken des seligen Kirchenraths Mieg erneuern, der ganz Feuer und Leben war, wo er einem Gelehrten helfen konnte, und seine Verbindungen in Holland auf eine sehr wirksame Weise zu meinem Gunsten geltend machte. Ich habe niemals erfahren, wer jene saubere Erdichtung ausgeheckt; mir aber auch nie Mühe gegeben, einen so guten Freund kennen zu lernen. Im Grunde hatte der edle Meermann mehr Verdruß davon, als die Sache werth war. Er setzte seine Absicht jedoch durch, und in Darmstadt erhielt ich unter großem Siegel, in aller Form, das Schreiben der Curatoren. — Ich aber hatte bereits den Geschmack an Holland verloren, und in Wiesbaden, wo meine Frau einige Wochen die Cur brauchte, mir in dem warmen Wasser den Magen vollends ruinirt. Doch Freund Moser kam, der mich nach Holland begleitete, und wir begrüßten mit frischem Muthe die Ufer des alten Rheins. In Coblenz konnte der Freund und Gevattermann

*) Das Verleumdergeschmeiß hat immer ähnliche Beschuldigungen aus der Luft gegriffen. Heut zu Tage hätte man dem arglosen Gelehrten vielleicht Schuld gegeben, er mache Steuerdefraudationen zu seinem Geschäfte. d. H.

Görres sich noch immer nicht recht in meinen wunderlichen Entschluß finden. Wir mußten mehrere Tage bei ihm und seiner liebenswürdigen Familie bleiben. Dem ehrwürdigen Cöln wurden, wie billig, auch zwei Tage gewidmet und in Walrafs Gesellschaft lehrreich verwendet. Damals lernte ich die Herrn Boisserée und Bertram kennen und sah zum erstenmal ihre Sammlung. Später sind diese gelehrten und würdigen Männer in Heidelberg meine Freunde geworden. — In Holland dann — feine Städte, hübsche Leute — aber ich konnte keinen mythologischen Gedanken fassen in dem flachen Lande. Auch an dem Gestade der sonst so poetischen See waren die französischen Telegraphen keine Obelisken der Sonne, und die englischen Wachtschiffe — keine Delphine. Dazu sagten mir Luft und Lebensart nicht zu. Ich kränkelte immer mehr. So brachte uns der 12. Juli 1809 in unseren künftigen Wohnort, wie Moser meinte. Ich aber saß am andern Morgen, noch ehe ich einen der Curatoren oder künftigen Collegen gesprochen, schon früh am Schreibtisch. Es war ein Brief nach Carlsruhe an den Herrn von Reizenstein, der mittlerweile ins Ministerium zurückgekehrt war: „Sey der Platz in Heidelberg noch offen, so stünde ich zu Dienst, um denselben Gehalt, wie zuvor. Ich müsse ja froh seyn, wenn man mich nur wieder haben wolle." — Nun gings hinaus zu Wyttenbach, der damals auf dem Lande wohnte. Es wurde uns ein sehr freundlicher Empfang; von der Nichte, seiner nachherigen Frau, hatte er in seinen Briefen noch zu wenig gesagt. Sie ist meiner Frau eine wahre Freundin geworden. Ihre gehaltreichen Gespräche zeugten von einer seltenen Bildung. Sie hat späterhin als Verfasserin des Theagène und anderer Dialogen in Frankreichs und Hollands Zirkeln ein Publicum gefunden. — Wir waren Alle wöchentlich einigemal draußen. Belehrung die Fülle in Wyttenbachs Unterhaltung, Erheiterung in seinem schönen Garten. Seine Bibliothek stand mir offen. Ich bereitete mich jetzt, auf den Fall, daß ich bleiben mußte, zu den Vorlesungen über das N. T., die zu meiner Professur gehörten, vor, und ich lernte damals Valkenaer's noch ungedruckte Papiere über einige Bücher dieser heiligen Urkunde kennen, die Wassenbergh vor etlichen Jahren in einer sehr guten Ausgabe geliefert hat. Ich

sah mich im Lande um und machte Bekanntschaften, in Amsterdam mit de Bosch, in Utrecht mit van Heusde, in Leyden mit Te Water, van Voorst, Kemper, Tollius, Hagemann, Borger, Bake, van Kampen, Donckermann und andern theuern Namen, die ich niemals vergessen werde. Noch stehe ich mit mehreren dieser Männer in brieflichem Verkehr; einige habe ich hier bei mir gesehen. Wyttenbach mit seiner Frau besuchten uns noch in den letztern Jahren. Es sprach mich dorten vieles an; vorzüglich die schlichten biederen Männer von tiefem Wissen, mit reinbürgerlich-einfachen Sitten, z. B. der General-Studien-Director und französische Senator Meermann stand Wyttenbach als Herr Meermann gegenüber. Man saß mehrentheils nach holländischer Weise mit bedecktem Kopfe zusammen. Da hieß es: „Herr Wyttenbach;" „Herr Meermann" — nichts weiter von deutscher Alfanzerei. Und das war kein hoffärtiges Auflehnen gegen die Unterschiede in der bürgerlichen Ordnung aus Gelehrtenstolz, sondern alte Gewohnheit. Denn wenn derselbe Wyttenbach demselben Meermann ein Buch widmete, so führte er ihn, wie billig, als Freiherren mit allen seinen Titeln und Würden auf.

Das Ende der Ferien rückte heran, und die Heidelberger Sache war noch völlig unentschieden. Nun sollte ich meine Antrittsrede halten, welches dort eine officielle Besitznahme des Amtes ist. Ich verschob es, und konnte es verschieben, da ich immer unpäßlich war. Endlich kam das ministerielle Zurückrufungsschreiben, als ich eben damit beschäftigt war, meine an demselben Tage angekommenen Bücher und Möbeln in meine Wohnung schaffen zu lassen. — Jetzt hatte ich einen sauern Gang zu machen. Ich mußte Wyttenbach von meiner Rückkehr unterrichten. Man wird sich zwar vorstellen, wie ich ihm meinen Unmuth über jene Cabale niemals verhehlt (und er war selbst indignirt genug) und über meine An- und Absichten zeitig Winke gegeben hatte — gegen ihn konnte ich ja kein Geheimniß haben; — aber mit jenen Heidelberger Aussichten stand alles noch sehr im weiten. Jetzt mußte ich ihm den Ruckruf melden. Er war recht ungehalten über mich; doch blickte allenthalben seine väterliche Gesinnung hindurch. Indessen wendete er sich sogleich an Meermann, um mich zu hal-

ten, und er erhielt Auftrag, mir recht honette Bedingungen zu machen; vergebens. Wie hätte ich nun wieder andern Sinnes werden können? Und dann war ich um des Geldes willen nicht gekommen; so sollten die Holländer, von denen manche alle Fremde gar zu leicht für enfans perdus oder für Glücksritter halten — nun auch gewahr werden, daß ich für Geld nicht bliebe. — Nun ward ich gar bettlägerig. Erhitzt von einem Spaziergange, war ich in die französisch-reformirte Kirche zum Grabmal Joseph Scaligers gewallfahrtet; als Folge der Erkältung, mußte ich mit einem geschwollenen Gesichte wochenlang das Bette hüten. Da hatte ich Zeit, über den Glauben der Alten nachzudenken, wie es den ordinären Menschen gefährlich sey, sich den Heroenmalen zu nähern. An dem Grabe eines Heros hatte ich aber gestanden. In den besseren Stunden excerpirte ich im Bette griechische Handschriften; und Wyttenbach, wieder ganz voll von Liebe gegen mich, brachte mir selbst von seinen Excerpten. Ich geizte mit den Stunden, je weniger ihrer mir noch gegönnt waren. Jedoch hat mir Freund Moser, der ein Jahr länger dort blieb, und, hätte er gewollt, in einer anständigen Lage immer dort hätte bleiben können, (Wyttenbach schrieb mir, wie ungern er ihn entlasse) nachher noch weit Mehreres excerpirt. Ich mußte auf die Abreise denken, weil im Spätherbste ein Fieber mich für den ganzen Winter würde zurückgehalten haben. Hierbei muß ich die thätige Verwendung des königl. holländischen Herrn Secretärs Wenckebach und des großherzogl. badischen Herrn Chargé d'Affaires von Bosset rühmen, um mir die Entlassung auszuwirken. Sie erfolgte endlich. König Louis wußte selbst am besten, wie es einem kränklichen Manne in Holland zu Muthe sei — und so hatte er sich auch geäußert. Nun ließen es die Curatoren ihrer Seits nicht fehlen. Ich erhielt meinen vollen halbjährigen Gehalt — für nichts; denn so hoch konnte ich doch die Dedication meiner Rede nicht anschlagen, die ich in Leyden drucken ließ, und ihnen, wie dem hochverdienten Meermann, der mich auch dort sehr gastfreundlich behandelt hatte, widmete. Ich dankte ihm schriftlich für so viele Güte. Eben so erleichterte ich mir brieflich den Abschied von Wyttenbach und seiner Familie — und so war ich dann noch im October

in Heidelberg zurück, wo mich Freund Abegg mit offenen Armen empfing und bis zur neuen häuslichen Einrichtung gastlich bei sich aufnahm. Dem Kreise der alten Freunde wiedergegeben, und mit gestärkter Gesundheit konnte ich nun sogleich meine Arbeiten wieder beginnen. Erst im Sommer kamen die Keime eines Tertianfiebers zur Reife, die ich aus Holland mitgebracht. Durch gute ärztliche Hülfe ward ich jedoch bald wieder hergestellt. Während der Genesung erschütterte mich die plötzliche Nachricht von Hollands Vereinigung mit dem französischen Reiche bis zur Ohnmacht. Ich hatte an so vielen edlen Männern dort Interesse genommen — und am Könige selbst. Er war im Lande geliebt. Wie dieses Ereigniß in Holland aufgenommen werden, mögen dem Leser folgende Zeilen Wyttenbachs vom 25. Juni 1810 sagen: „Saepe de te cogitans, mi Creuzere, nesciebam utrum faverem tibi, an irascerer. Nam et mutuus noster amor me favere tibi cogebat, et pungebat me quod nos reliquisses. Sed nunc plane tibi gratulor, quod discessu tuo communem hanc Batavia gentis minam effugisti. Ego quid aliud agam non habeo, nisi ut venientem tempestatem fortiter excipiam, et, si naufragium fecerimus, enatem, si possim, in Helvetiam. *Διὸς δ' ἐτελείετο βουλή*, cujus nunc imperium totam Europam, praeterquam vicinos nostros Britannos complectitur.“ — Der theure Mann erlebte noch die Restauration und ward dann im Frieden einer höheren Ordnung der Dinge beigesellt, die er in seinem Commentar über Plato's Phädon so beredt vertheidigt hatte. Die Freundschaft seiner edlen Wittwe hat durch das Geschenk eines Bildes dafür gesorgt, daß mir die freundlichen Züge meines väterlichen Freundes immer in lebendiger Erinnerung bleiben. Der gelehrte Herr Professor Mahne in Gent wird uns nächstens eine Biographie dieses seines berühmten Lehrers liefern.

Ich hatte seit einigen Jahren Vorlesungen über die Mythologie gehalten. Ein Handbuch wurde von mir gewünscht, und ich hatte es versprochen. Auch in Leyden hätte ich, nach H. v. Meermanns Absicht, Mythologie und Archäologie zuweilen vortragen sollen. Jetzt, nach meiner Rückkehr, schritt ich zur Ausarbeitung des Handbuchs, wozu bereits viele Materialien gesammelt

waren. Bevor ich über die Art etwas sage, wie sich mein mythologisches System, wenn man es denn so nennen will, gebildet hat, muß ich auf die Anschuldigungen antworten, die mir meine Vorlesungen und das gedachte Buch neuerlich zugezogen. Man hat nämlich dem Publicum insinuiren wollen, wie meine Lehrvorträge den jungen Leuten schädlich, wie sie und das Buch darauf angelegt seien, auf eine versteckte Art nach und nach dem Katholicismus Jünger zu werben; wie ich endlich selbst mit Kryptokatholiken und mit solchen, die zur katholischen Kirche übergetreten, in Verbindung stehe.

Ich hatte erwartet und war darauf gefaßt, daß meine Symbolik und Mythologie bei derjenigen Partei eine sehr unwillkommene Erscheinung sein werde, welche darauf ausgeht, nur immer zu decomponiren und alles, was beglaubigte Geschichte und religiöses Bewußtsein, als ewig und unwandelbar bestehend festhalten, in eine unsichere Fluction zu versetzen, damit man ihren scharfen Verstand und heroischen Muth bewundern, und sie nun über den allgemeinen Nihilismus den Thron ihres Egoismus aufbauen könnten. — Mein Buch zeigte ja auf allen Blättern, wie alle Civilisation der Völker und der ganze Inbegriff der edelsten Güter, der sich jetzt die fortgeschrittene Menschheit erfreut, nur auf dem Grunde und Boden des religiösen Bewußtseins erwachsen, und nur unter der Obhut der Religion und ihrer Diener gepflegt und gewartet — mit Einem Worte, wie alle ethische und politische Sittigung des Menschengeschlechts nur durch priesterliche Institutionen vererbt und veredelt worden. Also von jener Seite mußte ich einer heftigen Opposition gewärtig sein. Daß man aber von den Vorlesungen und vom Lehrbuch auf die Person übergehen und mich selbst, als ein Werkzeug der Proselytenmacherei bezeichnen werde, das, ich gestehe es, hatte ich nicht erwartet. Auch war früher, als die Einrichtung des philologischen Seminars, wobei ich den Entwurf machen mußte, mir von derselben Seite einen Angriff zuzog, von jenen Dingen noch gar nicht die Rede. Damals sollte ich nur philologische Verdienste in Zweifel gezogen haben. — Ich werfe zuversichtsvoll meinen Blick auf dieses Seminar, auf meine Alumnen aus demselben, deren viele der katholischen Kirche zugehören,

und jetzt von Constanz herauf, bis nach Löwen hinunter, an Gymnasien und Universitäten angestellt sind, und frage sie: ob ich ihnen wohl so große Lust eingepflanzt habe, sich ihren Homer, Plato, Cicero nehmen, und sich dafür Poëticam. Logicam, Rhetoricam und den ganzen jesuitischen Kram wieder aufdringen zu lassen; und ob sie wohl glauben, daß die neueren Obscuranten so erträgliche Surrogate der classischen Quellen werden liefern können, als die alten gelehrten christlichen Väter, seitdem Julian ihren Glaubensgenossen die Blumengärten der griechischen Poesie und Kunst verschlossen? — Also wer thut dem freilich aufs neue sich regenden Jesuitismus größeren Abbruch, der wilde Schreier, der in seinem blinden Eifer sogar die christliche Liebe vergißt, oder der Lehrer, der durch stilles Wirken in einer Schaar classisch gebildeter Schüler dem Jesuitenstrom einen Damm entgegensetzen hilft? Aber das Schreien ist bequemer, einträglicher und macht mehr Lärm.

Die Entstehung der heidelbergischen Jahrbücher, und die dadurch zerstörten Plane einer Partei wurden oben berührt. Damals wurde in den Sitzungen der Redaction über die Wahl der Recensenten berathschlagt. Ich habe keinen Widerspruch vernommen, die Herren A. W. und Friedrich v. Schlegel, Görres und Andere einzuladen; und die Leser der Jahrbücher wissen, welche gelehrte und geistreiche Beiträge wir diesen Männern zu verdanken hatten. Auch hat mein College Wilken mit Recht jene Verbindung mit Schlegel fortgesetzt und unter andern die berühmte Kritik der Niebuhrischen Geschichte Roms aufgenommen. Jene Einladung setzte mich in Briefwechsel mit den Brüdern Schlegel. Görres lebte und lehrte damals hier. Er ward mein Freund, ist es geblieben, und ich verdanke ihm viel. Wenn nachher die Herren Ludwig Tieck und v. Schlegel sich verschiedentlich hier aufhielten, so mußte ich es für einen hohen Gewinn halten, daß mir der Umgang mit so gelehrten, und theils katholischen, theils protestantischen, genialen Männern gegönnt war; um so mehr, da zugleich die Gemäldesammlung meiner Freunde, der Herren Boisserée und Bertram, zu manchen interessanten Gesprächen über die Kunst Veranlassung gab. Von Confession war da überall keine Rede, und es gehört die ganze Rohheit eines Zeloten dazu, so etwas nur zu

vermuthen. Ich rechne die Bekanntschaft mit vielen Trefflichen katholischer Confession zum Glück meines Lebens. Wo ich gründliches Wissen, Männersinn und geniale Kraft vereinigt finde, sei es bei Protestanten oder Katholiken, da gehe ich gerne in die Schule. Ich habe eben so gern die Gelegenheit ergriffen, mit den protestantischen Männern Schelling und Hegel, welcher letztere eine Zeitlang mein innigst verehrter College war, in nähere Verbindung zu kommen. Daß der Name des Oberhofpredigers Stark in meiner Vorrede und im Buche selbst vorkommt, hatte ganz natürlichen Anlaß. Stark hatte in Darmstadt, wo die erste Ausgabe der Symbolik gedruckt ward, die ersten Bogen derselben gesehen. Er schrieb mir und übernahm aus freiem Antriebe zuweilen eine Revision des Drucks, unterstützte mich auch mit Büchern aus seiner Bibliothek. Ich schrieb ihm wieder, besuchte ihn und fand in dem Umgang eines Mannes von großer Welterfahrung nicht wenig Unterhaltung. Was ging mich sein vorgeblicher oder wirklicher Kryptokatholicismus an? Ich darf auf den Ausspruch aller ehrenvollen Männer in Darmstadt provociren, ob irgend einer je gehört, daß zwischen Stark und mir Dinge vorgefallen, die mit religiöser Confession in der entferntesten Verbindung stehen. Und ist es nicht sonderbar, daß gerade recht protestantisch gesinnte Theologen mir schriftlich und mündlich ihre Zustimmung zu meinem Buche vielfältig bezeigt, und daß zwei verehrte Freunde, beide hier Professoren der protestantischen Theologie, mir zum vierten Bande der zweiten Ausgabe mit Namensunterschrift erwünschte Beiträge geliefert? Daß mir ferner die hiesige protestantisch-theologische Facultät nach Erscheinung der Symbolik, wie es im Diplom heißt, zum Theil wegen dieses Buchs, mit Einstimmung aller Mitglieder derselben, der Herren geheimen Kirchenräthe Paulus, Daub und Schwarz, aus eigener Bewegung die theologische Doctorwürde ertheilt hat? — Und endlich, im Betreff meiner religiösen Grundsätze, habe ich, wenn ich gleich jenem Eifer keine Erklärung schuldig bin, doch dem deutschen Publicum nichts zu verbergen. Sie sind im Wesentlichen folgende: Mag es auch dem Humanisten zu wünschen gestattet sein, daß es dem großen Erasmus gelungen sein möchte, eine Reformation auf friedlicherm Wege zu be-

wirken; und fühle ich mich auch zu dem milden und gelehrteren Melanchthon mehr hingezogen als zu dem strengeren Luther (des ersteren Briefe waren früh meine Lectüre, und seine Geburtsstätte zu Bretten in unserer Nähe habe ich mehrmals mit wahrer Verehrung besucht) so erfreue ich mich doch der Ergebnisse dieser Kirchenveränderung im Ganzen und gedenke im evangelisch-protestantischen Glauben ferner zu leben und auch zu sterben. Vollends aber würde ich ein heimliches Untergraben des evangelisch-protestantischen Lehrbegriffs um so mehr für unedel und undankbar halten, je lebhafter ich weiß und fühle, welche große Verdienste dieselbe Kirche um meine Ausbildung als Menschen und Gelehrten hat. — Soll ich nun den Weg andeuten, auf dem ich zu meinen mythologischen Untersuchungen und Ergebnissen gekommen, so wird man sich erinnern, wie ich früher die griechischen Dichter gelesen. Damit verband sich das Studium der alten Mythologen, und besonders des Apollodorus, so wie die Lectüre der Winckelmannischen Schriften. Da ich später im Plato, Plutarch und Athenäus sehr überraschende Aufschlüsse über einen Culturzustand der früheren Vorwelt fand, die einerseits mit dem, was ich in der Bibel gefunden, und andrerseits in den Asiatic Researches und andern orientalischen, quellenmäßigen Berichten entdeckte, im innigsten Zusammenhang erschienen, so mußten mir die Ursachen klarer werden, warum ich immer mit der bisherigen Behandlung der Mythologie unzufrieden war. Es gehörte zu den schönsten Verdiensten Heyne's, daß er die Quellenkunde der griechischen Mythologie eröffnete und förderte. Aber wenn diese Bemühungen auf die Wichtigkeit der Sache aufmerksam machten, so führten sie doch nicht zum inneren Verständniß derselben. Dagegen hatte mich schon in meinen Universitätsjahren die geistlose Art empört, womit Meiners die Religionen der Völker behandelte. Verfuhren auch andere etwas besser, so nahmen sie doch fast alle an der Vorstellung Theil, die sich aus den Reisebeschreibern über die neue Welt und besonders aus Cook's und seinen Gefährten Berichten gebildet hatte — als ob eben die ganze Menschheit von der Brutalität angefangen. Anquetil's große Entdeckungen kamen da sehr unwillkommen; und die Zend- und Pehlvischriften, deren Hauptpartien jetzt die

größten Orientalisten, wie Silvestre de Sacy und von Hammer für alt und echt erklären, mußten verdächtigt werden. Das fühlte Meiners und that es. Kleuker rettete jene Urkunden durch mühsame und gründliche Inductionen. Aber seine, wie Plessing's Stimme im Mennonium und anderwärts, waren Stimmen in der Wüste, und wurden von Niemand gehört. Man war im großen Publicum von der Bibel abgekommen. Es läßt sich nicht einmal denken, daß damals eine Mehrheit von Originalurkunden, wie sie seitdem die Engländer aus dem Morgenlande geliefert, oder ein so gelehrter Bibelcommentar, wie der des Gesenius über den Jesajas ist, eine Umänderung der Denkart hätten bewirken können. Das ist so der Deutschen Art. Jede große erfreuliche Entdeckung müssen sie sich jedesmal erst verkümmern — und darüber gehen oft einige Menschenalter hin. Man erinnere sich nur, als an ein Zeichen jener Zeit, wie entzückt damals manche unter uns über den Einfall waren, die ägyptischen Pyramiden seien nichts anders, als Naturproducte. Jene Verkümmerungslust klebt uns noch an, und es ist ohne Wagniß die Wette einzugehen, daß die Bemerkung, wie viel von Ptolemäern und Römern bis nach Nubien hinauf ist gebaut und angebaut worden, bald irgend einen kritischen Kopf in Deutschland zu dem Satze führen werde: es seien überall keine pharaonischen Denkmale mehr vorhanden.

Mir öffnete das Studium der Bibel und des Herodot über die Seichtigkeit der Menschheitsgeschichte Meiner's die Augen, und Herder's Geist der ebräischen Poesie, den ich Jahre lang in Gedanken mit mir herumtrug, leitete mich auf andere Wege. Ich verglich die Sprüche der Propheten mit den Orakeln im Herodot; da ich fand, daß die Orakel, die dieser Geschichtschreiber im fünften Jahrhundert vor Christi Geburt, als allgemein bekannt, seinen griechischen Zuhörern öffentlich zu erzählen wagen durfte, mit ihrer Bilderspräche zu den Abgeordneten aller Stämme, zum einen, wie zum andern, redeten, und daß die unverwerflichsten Fragmente der älteren griechischen Philosophen, wie die des Heraklit u. A., bildlichen und symbolischen Charakter hatten, so ergab sich das Resultat: Allegorie und Bilderspräche sei ein allgemeines Organ

der uns bekannten orientalischen und griechischen Vorwelt gewesen. Alle Untersuchungen über die Mythen und Sagen der einzelnen griechischen Stämme werden uns auch nie auf einen rückwärts so hoch liegenden Standpunct führen, um jenes universelle Ergebniß umzustoßen. Sie werden nur unwesentliche Varietäten, und so zu sagen, Mundarten einer ursprünglichen allgemeinen Muttersprache, d. i. der morgenländisch-bildlichen, liefern, oder man müßte Herodots Geschichtswerk mit dem A. T. umstoßen. Das ist aber durch die Entdekkungen in Aegypten und Indien, wie durch die Untersuchungen vom Anquetil, Jablonski, Kleuker, Heeren, Beck, von Hammer, Silvestre de Sacy und Anderer unmöglich geworden, und es ist eine lächerliche Ausflucht, wenn man uns neuerdings den Herodot als einen Proselyten schildern will, der an der Priorität der hellenischen Cultur deswegen zum Verräther geworden — weil er bei den Pfaffen in Memphis die Tonsur genommen. Es geschieht ja der griechischen Herrlichkeit nicht der geringste Abbruch, wenn man erkennt, was sie in ihrer Eitelkeit freilich selten selbst gestehen, daß sie bei früher civilisirten Völkern in die Schule gegangen. — Aber, um nicht über Worte zu streiten, mag auch die Allegorie und Sinnbildnerei hergekommen sein, woher sie will, sie war vorhanden, so weit die Geschichte reicht — und es kann sein, daß vormals ganz Europa, bis nach Irland hinüber, asiatisch gewesen. Die asiatischen Palmen und Elephantengerippe im Inneren unserer Gebirge sind ja noch früher da gewesen. —

Auf diesem Wege war ich zu den angedeuteten Ueberzeugungen gelangt. Mittlerweile waren mythologische Sachen erschienen, die auf die einfache Frage nach dem Sinn und Verstand der Mythen eben so Bescheid gaben, als ob man einen Bibelleser, der über das Gleichniß vom Säemann Aufschluß begehrte, eine Vorlesung über die morgenländischen Getreidearten und über die Einrichtung des Pflugs halten wollte; und dem man die Allegorie vom guten Hirten zu erklären glaubte, wenn man über die Race der palästinischen Schafe und über die Holzart ein Langes und Breites spräche, woraus die Hütte des Hirten zusammengebaut gewesen. Andere glaubten in der griechischen Mythologie Alles

gethan zu haben, wenn sie die Schriftsteller nach Zeitaltern geordnet und die Mythen der verschiedenen Volksstämme registrirt hatten. Da wurde gesondert, geschnitten und mancherlei Fachwerk gemacht. Dies war verdienstlich, hätte man nur den Sinn für das Ganze bewahrt; aber nun warf sich nur allzuoft der Mythologie gegenüber der Verstand in die Brust. Die Mythen, unmündige, naseweise Kinder, sollten es sich für ein Glück schätzen, wenn der Schulmeister sich ihrer annehmen und von seinem Lehrstuhl herab sich zu dem Geschäft herablassen wollte, ihre verworrenen Begriffe zu ordnen und zu berichtigen. Wie konnte da jene naive Reproduction gedeihen, die den Mythus in seinem natürlichen, d. h. im poetischen Elemente hervortreten läßt? Die Gelehrten wollten weiser sein als der Gott unter den Philosophen, als Plato, der sehr oft, nachdem er schon viel Kluges dialektisch vorgebracht und erörtert hat, die letzten und schwersten Fragen bescheiden in einem Mythus aufwirft und beantwortet. Es lassen sich der Natur gegenüber verschiedene Standpuncte denken. Ich will Niemand von dem Seinen vertreiben, habe auch selbst ehemals specielle Naturkunde nicht verschmähet, und z. B. unter dem wackern Mönch Botanik studirt und Herbarien gesammelt, bin auch niemals gleichgültig gewesen gegen Schneider's, Sprengel's und Anderer Arbeiten, welche die Naturkunde der Alten aufhellen, und sehr dankbar für die Belehrung und Hülfe, die mir mein verehrter Freund und College von Leonhard für archäologische Untersuchungen aus dem reichen Schatze seiner Wissenschaft und seiner Mineraliensammlung gewährt. — Aber es wird doch nicht leicht Jemand in Abrede stellen, daß es außerdem noch einen andern Standpunct gibt. Es ist der der ältesten Philosophie, die uns das, was wir mit Blumenbach den Bildungstrieb nennen, als handelnde Person darstellt und die Schellingische Weltseele als ein mit Bewußtsein und Willen ausgerüstetes Wesen. Schon früh waren mir, wenn ich in den anmuthigen Umgebungen meiner Vaterstadt einsam wanderte, die wechselnden Erscheinungen der Natur als Lebensmomente eines beseelten, fühlenden Wesens erschienen, und in dem Flügelschlage des ängstlichen Zwiefalters sah ich die Pulse des ewig sich verwandelnden Demiurgen. Hat man es nun dem

Jünglinge verziehen, wenn nach seiner Würdigungsweise sehr oft das Mikroscop des Botanikers und die Retorte des Scheidekünstlers dem Schmetterlingsnetze des Knaben den Rang einräumen mußten, so wird man auch vielleicht den Mann entschuldigen, wenn er über eine glückliche Allegorie, wie er sie z. B. in der trefflichen Personification die Wiese unsers allemannischen Dichters Hebel *) bewundert, in ein größeres Entzücken noch jetzt gerath, als über einen neugefundenen Nebelfleck oder über eine neuentdeckte Luftart. Jederzeit sind mir die Mythen als ewig perennirende Pflanzen erschienen, die jedes Jahr wiederkommen und nur eines Gärtners bedürfen, der sie wartet und zu einem Kranze flicht. In diesem Gefühle habe ich auch meine mythologischen Vorlesungen jedes Jahr, so zu sagen, ganz neu geben müssen. Wenn auch die Hauptgrundsätze und das große Material ihres Inhalts dieselbigen blieben, so gab es doch in der Darstellungsweise nichts Stationäres, sondern der mythologische Körper mußte jedesmal in andern Lagen gezeigt, und auf eine andere Weise wieder beseelt werden. Da hierbei der geistige Blick bald heller, bald trüber, und die Auffassungsweise und Stimmung mehr oder minder günstig waren, so mußte dabei ganz besonders auf Geduld und Mitempfindung der Hörenden gerechnet werden. Das beständige Bewußtsein der Incongruenz der Aufgabe mit seinen Mitteln konnte den Lehrenden hierbei keineswegs befähigen, in Drakeln zu reden. — Ist nun jene poetische Betrachtungsart der Natur des Menschen ein Traum, so haben ihn die edelsten und geistreichsten Völker der Vorwelt geträumt. Allen ihren Gedichten und Gebilden liegt er zu Grunde; auf Vasen, Reliefs, Münzen und geschnittenen Steinen findet sich diese Anschauungsweise verkörpert. Im Allgemeinen sei hier noch bemerkt, daß, wenn man die Mythologie eine historische Wissenschaft neuerlich genannt, und damit die Methode ausgesprochen zu haben glaubt; ich dieses nur in soweit zugebe, als in Betreff der alten Völker ihr Stoff ein gegebener ist, und man sich dessen auf dem Wege historischer Untersuchungen und

*) S. Hebel's allemannische Gedichte, Seite 11 in der fünften Ausgabe.

Beweise bemächtigen muß. Das Hauptgeschäft, welches den Mythologen macht, beruhet auf einer ganz andern geistigen Thätigkeit, als die jener geschichtlichen Operation — auf einer Apperception, die man weder lehren noch ersitzen kann; sondern die von einem geistigen Organismus bedingt ist, nicht unähnlich dem, welcher den Dichter schafft. — So nach sollte jeder Gebildete den materiellen Inhalt der Mythologie kennen; aber nicht jeder sollte über Mythologie mitsprechen wollen.

Ich füge einige Worte über eine ganz entgegengesetzte Beurtheilung meiner Mythologie und Symbolik bei. Wenn ich nämlich jetzt von einer andern Seite hören muß, daß ich in der neuen Ausgabe des Buchs, wo man es doch erwartet hatte, nicht weit genug gegangen, so mag dies die Klage von jungen Männern sein, die entweder eine reichere Ader von Witz oder mehr Muth, als ich, besitzen. Es war bei mir niemals auf Paradoxien abgesehen, und wenn ich von dem Satze eines ursprünglichen reinen Monotheismus, der sich allmählig in Vielgötterei verfinstert habe, ausgehe; so war dies im Grunde ein alter Satz, für den ich nur neue Bestätigungen gesucht und gefunden. Es sind Facta, worauf ich meine Untersuchungen gerne gründe; und wo mich die Beobachtung der Natur und des menschlichen Geistes, wo Bibel und Geschichte mich verlassen, da ziehe ich meine Schritte zurück. Meine historischen und mythologischen Versuche waren von specieller Kritik und philologischer Auslegung der alten Schriftsteller ausgegangen; und sie mußten sich in ihrer Anwendung auf die Schriften der Griechen und Römer für Kritik und Auslegung hinwieder brauchbar zeigen. Auf welche Art und mit welchem Erfolg sich diese Anwendung nun ergeben, werden gelehrte Leser aus meinen neuen Schriften, aus dem Dionysus, dem ersten Hefte der Meletemata, aus den Homerischen Briefen an Hermann, aus den angefangenen Commentationen über Herodot und aus der Ausgabe von Cicero de natura Deorum beurtheilen. Da ich der Abfassung dieser Schriften noch zu nahe stehe, so wird man über sie von mir selbst kein Urtheil erwarten. Aber zu einigen Nachrichten von den Förderungen, die meinen neuern Arbeiten zu gut kommen, und von den Richtungen, die sie genommen, fühle ich mich hier verpflichtet.

Die Fülle guter Ausgaben der Classiker, welche unsere besten deutschen und einige englische Philologen geliefert, verglichen mit der Seltenheit derselben in meiner Jugend; die großen Entdeckungen der Franzosen und Engländer in Aegypten, Indien und Griechenland; die Forschungen eines Zoega, Lanzi, Niebuhr; die Werke von Inghirami und Andern; die bequeme Benutzung der Antikensammlung des Herrn Grafen Franz zu Erbach; die gelehrten Mittheilungen von Münter, J. D. Weber, Schorn und Andern; die Lage des hiesigen Orts, welche mit den angesehensten Gelehrten und Künstlern des In- und Auslandes Bekanntschaften erleichtert, haben mir mannigfaltige Anregung und Belehrung gegeben. Da ferner durch die Verwendung der alliirten Monarchen uns ein Theil der Heidelberger Handschriften*) wiedergegeben wurde, wovon mein Freund Wilken in seiner Geschichte der hiesigen Bibliotheken das Verzeichniß geliefert, und zugleich auswärtige Gelehrte, namentlich Amati, Morelli, Kopitar, del Furia und Andere mir ihre gelehrte Beihülfe widmeten; da mehrere meiner jüngeren Freunde und Schüler **) in verschiedenen Bibliotheken für mich thätig waren, und schätzbare Freunde, wie Gurlitt, van Heusde, Kemper und Andere mir durch ihre Fürsprache selbst den Gebrauch von Handschriften erwirkten, oder mir zum Gebrauch mittheilten, was sie der Art selber besitzen, wie der Herr Baron von Schellersheim, Görres u. s. f., so konnten die von mir in Holland angelegten Sammlungen sich vermehren und mir das Vergnügen gewähren, wieder andern Gelehrten kleine Dienste zu erweisen. — Warum ich, während so oft Codices classischer Schriftsteller mir zugänglich waren, dennoch für

*) Nicht aller, wie in der Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 567 unter dem Artikel Gruterus gesagt wird, sondern 890, nämlich 38 griechische und lateinische und 852 deutsche, wie aus Wilken's Schrift sich ergiebt.

**) Ich fühle mich verpflichtet, hierbei den seeligen Franz Xaver Werfer, ferner die Herren G. H. Moser, Friedrich Wilhelm Rinck, Ludwig Döderlein, Franz Göller, Wilhelm Frommel, J. Kopp, Philipp Carl Heß, Theodor Vömel, G. Joseph Becker, Wilhelm Röther und Chr. Felix Bähr dankbar zu nennen.

meinen Theil auf die Neuplatoniker Geld, Zeit und Kräfte verwende, darüber habe ich mich in der Zuschrift an Wyttenbach vor der Ausgabe des Plotinischen Buchs vom Schönen ausführlich erklärt, und ich könnte davon schweigen, wenn ich nicht bemerkte, daß selbst achtbare Männer diese Richtung meiner Bestrebungen etwas sonderbar fänden; zuvörderst habe ich ja am Herodotus, mit dessen Erläuterung ich mich beschäftigt, einen ungezweifelt classischen Autor. Dann fand ich bei dem Studium des Plato, Aristoteles und Anderer bald, wie zu einer vollständigen Kenntniß der alten Philosophie die Werke der Alexandrinischen Philosophen (welche neulich ein deutscher Lehrer der Philosophie nach Indien verbannt zu sehen wünschte!) höchst nothwendig seien. Auch hatte ich wahrgenommen, daß Caspar Barth, Bentley, Hemsterhuis und seine Schüler die philologische Benutzung dieser noch so sehr vernachlässigten Schriftsteller nicht für überflüssig gehalten. Wyttenbach ermunterte mich noch mehr dazu, und ruhte nicht, bis er mich wegen des Plotinus und Proclus mit seinen gelehrten Freunden Jacob Morelli und Thomas Gaisford bekannt gemacht hatte. Billigdenkende werden mir wohl zutrauen, daß ich auch mit größerem Behagen den Plato, als die späteren Platoniker lese. Es gehört zu meinen wahren Lebensfreuden, wenn ich eben jetzt mich immer mehr überzeuge, welche gelehrten Dienste unser großer Hellenist Immanuel Bekker den Platonischen Schriften geleistet. Aber wer eine quellenmäßige Kenntniß der griechischen Literatur sich erworben, weiß, wie viel Griechisch man aus den Schriftstellern bis zu den Zeiten Justinians hinab noch lernen kann. Es wäre wohl zu wünschen, daß manche unserer Philologen, zumal jüngere, sich mehr um die unangebauten Gebiete der alten Literatur bekümmerten, statt die Anzahl der oft sehr dürftigen Ausgaben classischer Autoren ins Unendliche zu vermehren. Doch jeder muß wissen, was er will und leisten kann. Ich habe, im Gefühl geringerer Kräfte, das Gedräng um die großen Autoren nicht vermehren wollen; und wenn ein Kritiker, wie Jacobs, dem Achilles Tatius seine großen Talente zuwendet, und ein Boissonade dem Nicetas, so darf ich mich wohl nicht für

zu vornehm halten, um mich mit Plotin und seinen Nachfolgern zu beschäftigen *).

Die äußern Begebenheiten der nächstverflossenen Jahre meines Lebens bieten nichts Bemerkenswerthes dar **). Sie beschränken sich auf einige Reisen in Deutschland und auf verschiedene mir geschehene Anträge, deren ich hierbei gedenke, um den Staatsmännern und Gelehrten, die dabei thätig gewesen, für so manche Beweise ihres Zutrauens hiermit öffentlich meinen schuldigen Dank abzustatten. Möge der Gedanke an die göttliche Vorsehung, die mich bisher auf meinem Lebenswege geleitet, mir immer gegenwärtig bleiben! —

---

*) Später gedenke ich, so Gott will, Plato's Gastmahl mit einem Commentar herauszugeben.

**) Das Verzeichniß meiner Schriften findet sich am genauesten in Strieder's Hessischer Gelehrtengeschichte, herausgegeben von D. C. W. Justi, Bd. XVIII. p. 98 — 103. Es kommen hinzu, außer der zweiten Ausgabe der Symbolik und Mythologie Initia philosophiae ac theologiae ex Platonicis fontibus ducta, sive Procli et Olympiodori in Platonis Alcibiadem commentarii. Ex codd. mss. nunc primum graece edidit itemque ejusdem Procli Institutionem theologicam integriorem emendatioremque adjecit Frid. Creuzer. Francfurti ad Moen. ap. Broenner 1820 — 22. 3 Tomi 8vo. major.

Digitized by Google

Theodor Hagemann,

beider Rechte Doctor, Königl. Großbritannisch-Hannöverscher Director und Chef der Justiz-Canzlei zu Zelle, Ritter des Königlich Hannöverschen Guelphen-Ordens, und ordentliches Mitglied des engern Ausschusses der Königlichen Landwirthschafts-Gesellschaft zu Zelle.

Digitized by Google

Theodor Hagemann.

Hagemann wurde zu Stiege im Fürstenthume Blankenburg — einem Harzdorfe — am 14. März 1761 geboren und erhielt in der Taufe, außer zwei andern, den Namen Theodor, dessen er sich allein bedient. Sein Vater, Wilhelm Andreas, war Prediger zu Stiege, wurde aber nachmals, als Inspector der Kirchen des Stifts Walkenried, nach dem letztern Orte versetzt, und starb daselbst, nach einer vieljährigen Blindheit, im Jahre 1805. Sein Großvater, ein sehr gelehrter Theologe *), war Consistorialrath, Generalsuperintendent, Beichtvater und Hofprediger der Herzoge August und Ludwig Rudolph zu Blankenburg und Wolfenbüttel, und verstarb 1765 am ersten Orte. Seine Mutter war die Tochter des Commissionsraths und Justizamtmanns Fischer zu Stiege, die er schon im 7. Jahre seines Alters verlor. Er hatte nur einen älteren Bruder, der nach vollendeten juristischen Studien anfangs, als Referendar bei der Königlich Preußischen Regierung in Halberstadt angestellt war, nachmals aber in Herzoglich Braunschweigische Militairdienste trat, mit den Braunschweigischen Truppen-Corps als Officier nach Amerika ging, wo er als kühner Anführer eines Cavallerie-Trupps in der Schlacht bei Saratoga 1776 blieb.

*) Von ihm und seinen Schriften redet Strodtmann in der Geschichte jetzt lebender Gelehrten Th. 9. S. 36 ff.

Im Knabenalter genoß der Justiz-Canzlei-Director Hagemann den treuen Unterricht seines Vaters, und späterhin eines Hauslehrers, bis er zu seinem Oheim, dem Cammerrath Hagemann in Blankenburg und auf die dortige Stadtschule kam. Im Jahre 1776 bezog er das Gymnasium zu Quedlinburg, welches in besonderm Ansehn stand. Er wohnte bei dem berühmten Rector Stroth im Hause, bis derselbe als Kirchenrath nach Gotha ging, und besuchte nachher die Lehrvorträge des Rectors Meinecke und Prorectors Bremer, welche als gelehrte und kenntnißreiche Männer bekannt sind.

Ostern 1780 trat er seine academischen Studien zu Helmstädt an, indem er anfing, die Jurisprudenz unter Eisenhart, Häberlein, Fricke, Oelze und dú Roi — Männer, welche in der Rechtswissenschaft ihre Celebrität behalten werden, wenn gleich das unerbittliche Geschick, leider! das alte Elmathen, aus den Jahrbüchern ger Academien ausgelöscht hat, — mit Eifer zu betreiben.

Ostern 1783 bezog er darauf die Universität Göttingen, um auf dieser berühmtesten Hochschule sein Studium der Rechtswissenschaften fortzusetzen und zu beschließen. Seine Lehrer waren Ge. Ludw. Böhmer, Pütter, Runde, Meister, Claproth, Waldeck, Spangenberg, Blumenbach, Feder, Gatterer, Schlözer, Spittler, Kästner und Lichtenberg — Namen, die in Göttingens Annalen, wie der gesammten Literatur, unvergeßlich! — Zu seinen genauern und vertrautern academischen Freunden gehörten: Thieß — nachmaliger Professor der Theologie in Kiel, starb zu Itzehoe — Buhle — russischer Collegien-Rath, und zuletzt Professor am Carolino zu Braunschweig — starb daselbst 1821 — Ruhkopf — Director des Gymnasiums der Altstadt Hannover — er verstarb daselbst, ebenfalls im Jahre 1821 — und Görges, — Professor an der Ritteracademie zu Lüneburg — starb 1814. Die beiden erstern Gelehrten gaben ihm noch späterhin einen öffentlichen Beweis ihrer Achtung, Liebe und Anhänglichkeit, indem Thieß den zweiten Theil seiner Moral, Leipzig 1803; Buhle aber sein Lehrbuch des Naturrechts, Göttingen 1798, ihm zueigneten.

Michaelis 1784 beschloß er seine Studien. Zur Advocatur hatte er keine Neigung; und da seine Vermögensumstände augenblicklichen Broterwerb nicht dringend erforderten, wünschte er eine Anstellung als Auditor bei einem der Gerichte seines Vaterlandes. Da sich diesem Plane Hindernisse entgegenstellten, ging er, auf Pütter's Anrathen, Weihnachten 1784 nach Göttingen zurück, um daselbst als juristischer Privatdocent sein Glück zu versuchen. Er arbeitete sogleich seine Inaugural-Dissertation: *de feudo insignium*, vulgo Wappen-Lehn, aus, und vertheidigte sie am 15. April 1785, sine praeside, worauf er, unter Böhmer's Decanat, die juristische Doctorwürde empfing. Von der Juristen-Facultät erhielt er die Erlaubniß, als Privatdocent Vorlesungen zu halten, welche besonders der juristischen Encyclopädie und dem Lehnrechte gewidmet wurden. Neben diesen Beschäftigungen ertheilte er, auf Pütter's Empfehlung, verschiedenen jungen Edelleuten, vorzüglich mehreren Lief- und Estländern, in einzelnen Rechtstheilen repetitorischen Unterricht und schrieb im Jahre 1785 seine Commentation: *de feudo halsbergae*, sive loricae, vulgo Panzerlehn, und ein Programm: über das Personal-Lehn, mit welchem letztern er seine Vorlesungen ankündigte.

Unter diesen Arbeiten war fast ein Jahr verflossen, als sein ehemaliger Lehrer und Freund, der Professor du Roi in Helmstädt — jetzt geheimer Justizrath in Braunschweig — sein juristisches Lehramt niederlegte. Der Curator der Universität, und Herzogl. Braunschweigischer Minister, der jetzige Preußische Staats-Canzler Fürst von Hardenberg, wollte diese Stelle sogleich wieder besetzen und gab Pütter den Auftrag, Jemand dazu in Vorschlag zu bringen. Der letztere empfahl Hagemann dem Minister; er mußte zu demselben auf sein Schloß Hardenberg, unweit Göttingen, kommen, wo er von diesem großen Staatsmanne mit der Ihm eigenthümlichen Humanität und Güte aufgenommen und die Sache beschlossen ward. Am 6. März 1786 erhielt er die förmliche Vocation als außerordentlicher Professor der Rechte zu Helmstädt, und am 30. d. M. u. J. sein vom Herzog Carl Wilhelm Ferdinand eigenhändig vollzogenes Patent. Durch diesen unerwarteten Ruf ward eine Reise, die er auf

Pütter's Anrathen nach Wetzlar, Regensburg und Wien unternehmen wollte, vereitelt.

Ostern 1786 verließ er Göttingen, und trat sein neues Lehramt in Helmstädt mit einem Programme: *de expectativis feudalibus in terris Brunsuico-Lüneburgicis*, an. Seine Vorlesungen waren dem römischen Rechte, den Institutionen und Pandecten; insonderheit aber dem Lehnrechte und der juristischen Encyclopädie und Methodologie — welche vorhin in Helmstädt niemals besonders gelehrt waren — gewidmet. Zum Gebrauch seines Lehrvortrags ließ er einen *Conspectum juris feudalis, sigillatim Brunsuico-Lüneburgici*, drucken, und richtete eine juristische Lesebibliothek ein, um die Rechtsbeflißnen zum Studium der juristischen Literatur und Bücherkunde aufzumuntern, zu welchem Zwecke er einen Plan und Vorschlag zu einer juristischen Lesebibliothek drucken ließ, worin er in der Vorrede zugleich einige Gedanken über den Nutzen juristisch-encyclopädischer und methodologischer Vorlesungen den studirenden Juristen mittheilte, um sie auf dieses, damals in Helmstädt neue Collegium, aufmerksam zu machen.

Kurze Zeit nach seiner Ankunft auf der Universität Helmstädt ward er zum außerordentlichen Beisitzer des Spruchcollegii ernannt, und erhielt eine Gehaltszulage. Er widmete sich mit Vergnügen seinem Berufe, unter dem Beifalle seiner Zuhörer, die seine Lehrvorträge fleißig und, nach der damaligen geringen Anzahl der Studirenden, zahlreich besuchten. Mit seinen Collegen, Oelze, dem ehrwürdigen und berühmten Schnaubert, Häberlin, Günther, — jetzt geheimer Ober-Tribunalrath zu Berlin — Eisenhart d. J., Henke, Bruns, Velthusen, Beireis, Klügel und Wiedeburg, die zum Theil seine Lehrer gewesen waren, lebte er in der glücklichsten Harmonie, und besonders gewährte ihm der freundliche und liebevolle Umgang mit seinen Special-Collegen, Schnaubert und Günther, viele lehrreiche und angenehme Stunden. Mit den letztern vereinigte er sich zur Herausgabe des Archivs für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit.

Am Ende des Jahrs 1786 verlobte sich Hagemann mit Antoinette, geb. Lamprecht, einer

Schwester der Gattin des Professors Bruns, und Ostern 1787 legte sein alter Vater selbst, in Walkenried, beider Hände zusammen.

Im letzten Monate des Jahrs 1787 erhielt er durch Pütter — der stets für sein Glück und Fortkommen mit ausgezeichneter Liebe thätig war — den Antrag zu einer wirklichen Hof- und Canzleirathsstelle in der Justizcanzlei zu Zelle, mit den Bedingungen, unter welchen der förmliche Ruf erfolgen sollte. Er begab sich damit nach Braunschweig zu dem Minister und Curator von Hardenberg, eröffnete demselben den empfangenen Antrag, und erklärte sich nicht abgeneigt, bei der Academie noch eine Zeitlang zu bleiben, wenn ihm für die Zukunft gewisse — nicht unbescheidene — Zusicherungen ertheilt würden. Der Minister antwortete wenige Tage darauf: „Serenissimus wolle dem Professor Hagemann sogleich 200 Rthlr. Zulage geben, und ihn zum professore ordinario ernennen." Und setzte dann freundlich hinzu: „Bleiben Sie nun bei uns, und ungeachtet man ihnen keine Gewißheit wegen der Stelle geben kann, die Sie einmal wünschen, haben Sie doch dazu in vielem Betrachte mehr Wahrscheinlichkeit, als ein Anderer." Und in einem andern, gleich darauf folgenden Briefe äußerte derselbe: „Ich hoffe, es zeigen sich hier in Ihrem Vaterlande noch Aussichten für dieselben, die Ihren Wünschen völlig entsprechen. So viel ich dazu beitragen kann, werde ich allemal mit Vergnügen thun" u. s. w. Indeß trafen doch so mancherlei Umstände und besondere Rücksichten zusammen, welche ihn endlich bestimmen mußten, die Vocation nach Zelle anzunehmen. Er meldete diesen Entschluß nach Hannover, und bat zugleich um seine Entlassung in Braunschweig, auf Ostern 1788. Im Februar 1788 erhielt er darauf eine herzogliche Resolution des Inhalts: „Daß ihm zwar die gebetene Dimission von seiner dermaligen Stelle, um ihm in der Verbesserung seiner Glücksumstände nicht hinderlich zu sein, nicht verweigert werden solle; solche jedoch nicht schon auf bevorstehende Ostern, weil die Academie dadurch in Verlegenheit gesetzt werden würde, gegeben werden könne; auf einstehende Michaelis könne er aber seine Dimission erhalten." Zugleich schrieb der Hofrath — nachmalige Minister — Mahner: „Serenissimus haben Dero Gesuch, schon Ostern abgehn zu

dürfen, der Universität nicht für zuträglich gefunden. Wenn Ew. auch die Lage der Academie recht beherzigen, so werden Dieselben finden, daß solches nicht wohl angehe, und wird man ja wohl in Hannover der Sache so lange Anstand geben, wozu der Herr geheime Justizrath Pütter leicht beförderlich sein, und es dahin einzuleiten wissen wird, daß Ew. dieser Aufschub nicht schadet."

Zu Hannover wünschte man aber fortwährend den Dienstantritt zu Ostern, und auf ein wiederholtes dringendes Entlassungsgesuch erfolgte endlich am 18. März 1788 die förmliche Dimission des Herzogs. Die formelle Berufung zum Hof- und Canzleirath war immittelst schon am 18. Februar 1788 ausgefertigt, und H. zugestellt. Er begab sich nun, gleich nach der erlangten Dimission, nach Hannover, um sich den Ministern persönlich zu zeigen und noch einige Anträge zu machen. Die letztern wurden ohne Schwierigkeiten bewilligt, und das Introductionsrescript an die Justiz-Canzlei zu Zelle unter dem 4. April 1788 ausgefertigt. Mit demselben begab er sich an den Ort seiner neuen Bestimmung, ward beeidigt, introducirt, und reiste nun, mit ertheiltem Urlaub, nach Helmstädt zurück, um die nöthigen Einrichtungen zu seinem Abzuge zu treffen. In der Mitte Juni 1788 kam er mit seiner Familie zur völligen Uebernahme seines neuen Amtes in Zelle an. — Mit dieser Periode begann für ihn das eigentliche praktische Geschäftsleben, und seine bisherige Beschäftigungen konnten dazu nur als eine Vorbereitung angesehen werden. Im Jahre 1797 verstarb einer seiner Collegen, der zugleich ordentlicher Assessor im Zelleschen Hofgerichte gewesen war, die Direction des Zelleschen Waisenhauses und der Backmeisterschen milden Stiftung geführt hatte. Der König ernannte H. an des erstern Stelle, unter Beibehaltung seines Platzes in der Justizcanzlei, zum zweiten ordentlichen Hofgerichts-Assessor und die Direction des Waisenhauses, und der andern Stiftung wurden ihm zugleich mit anvertrauet.

Zehn Jahre verlebte er in diesen beiden höhern Justiz-Collegien der Provinz Lüneburg in nie unterbrochener Zufriedenheit, wenn gleich nicht ohne mancherlei Besorgnisse, wegen der künftigen Versorgung seiner

zahlreichen Familie. Als aber im Jahre 1799 eine Stelle im Oberappellationsgerichte erledigt ward, ernannte ihn der König zum Oberappellationsrathe auf der gelahrten Bank, wodurch seine Glücksumstände ansehnlich verbessert wurden. Seine Nomination geschah am 29. Januar 1799, und nachdem er die Proberelationen abgelegt hatte, und zwei Tage hindurch zum mündlichen Examen gelassen war, erfolgte die Beeidigung und Introduction in dieses, in ganz Deutschland hochgeachte Obertribunal, am 30. April d. J. Hier fand er seinen ehemaligen Collegen in der Justiz-Canzlei, von Bülow — jetzigen Ober-Präsidenten der Provinz Niedersachsen zu Magdeburg — wieder, mit dem er durch freundschaftliche Beziehungen und durch gemeinschaftliche Bearbeitung der vier ersten Bände der praktischen Erörterungen verbunden war.

Im Anfange des Jahres 1803 trug ihm der damalige Kriegsminister, Freiherr von Arnßwaldt, die erledigte Stelle eines General-Auditeurs in Hannover unter vortheilhaften Bedingungen an; aber aus wichtigen Rücksichten lehnte er diesen Antrag ab.

In dem langen Zeitabschnitte eines fast vollen Jahrhunderts hatte nichts die Verhältnisse, Geschäftsthätigkeit und den Justizeifer des Zelleschen Oberappellations-Gerichts gestört, selbst nicht das Geräusch der Waffen im siebenjährigen Kriege, wo sein Sitz über ein Jahr der Waffenplatz eines bedeutenden feindlichen Heeres war. Im Junius 1803 erfolgte aber die verheerende Französische Invasion! Sie veranlaßte keine augenblickliche wesentliche Veränderung in der Verfassung und Thätigkeit der Gerichte und ihres Personals; aber sie erweckte doch bei vielen Justiz- und Staatsdienern manche Besorgnisse. Die letztern vermehrten sich, als im Februar 1806 die Preußische Militäroccupation der Staaten des Churhauses Hannover, und bald darauf, am 1. April 1806, die förmliche Civilbesitznahme derselben erfolgte. Verschiedene Veränderungen im Justizdienste traten ein; noch eingreifendere Maßregeln mußten auch in dieser Partie erwartet werden. Sechs Monate später nahm indeß Frankreich die Hannöverschen Staaten wieder zurück; es erschien eine Französische Executiv-Commission, und die Gerichte

mußten im Namen des Usurpators Recht sprechen; in der Rechts- und Gerichtsverfassung des Landes ward noch nichts verändert.

Seit September 1808 hatte Hagemann das Präsidium in der Special-Einqartierungs-Commission zu Zelle übernommen. Mit Zugrundelegung ähnlicher Vorschriften entwarf er ein besonderes Einquartierungs-Reglement für die Stadt und Vorstädte, und nachmals eine Erweiterung desselben, welche am 3. October 1808 und 30. Mai 1809 publicirt wurden. So weit es der gewaltige Drang der Umstände irgend gestatten wollte, suchte er seinen Mitbürgern nützlich zu werden; legte aber im Jahre 1811, nach eingetretener Westphälischer Administration, jenes Präsidium nieder.

Der neunzehnte Artikel des Friedens von Tilsit ließ das Königreich Westphalen aufschießen, und der Ressort des Zelleschen Oberappellations-Gerichts verlor dadurch einstweilen die Provinzen Osnabrück, Göttingen, Grubenhagen und einen Theil der Grafschaft Hohnstein. Durch den Pariser Tractat vom 14. Januar 1810 kamen nun auch die noch übrigen Hannöverschen Provinzen unter die Westphälische Herrschaft. Er ward mit dem verstorbenen Oberappellationsrathe von Ompteda vom höchsten Tribunale im März 1810 abgeordnet, um mit den Deputirten des Landes und der Collegien nach Cassel zu gehn. Am 28. März d. g. J. wurde darauf das Oberappellations-Gericht förmlich dem Könige von Westphalen verpflichtet, von der Zeit an die Justiz in seinem Namen verwaltet und das Westphälische Wappen statt der bisherigen Siegel gebraucht.

Jetzt war also der unglückliche Augenblick gekommen, wo treue und biedere Hannoveraner, und die ihrem guten und geliebten Könige innig anhängenden Staatsdiener, Alles aufgeben sollten, was ihnen bisher heilig und ehrwürdig gewesen war, und wo sie das Liebste verändern mußten — was wohl nur selten Jemand mit froheren Herzen gewechselt hat — ihre Verfassung und ihre Gesetze! Selbst über die fortdauernde Existenz des Zelleschen Oberappellations-Gerichts befand man sich zwischen Hoffnungen und peinlichen Besorgnissen. Die letztern gingen indeß glücklich vorüber, indem das Zelleschе Oberappellations-

Gericht zum zweiten Appellationshofe des Königreichs Westphalen erklärt, und dabei alle die Männer als Appellationsrichter — mit Ausnahme des hochverdienten und allgemein verehrten Vice-Präsidenten von Werlhof, der es vorzog, in einstweiliger Zurückgezogenheit zu leben — wieder angestellt wurden, welche durch ihre Talente, Gelehrsamkeit und ihren Justizeifer sich um den Ruhm des Ober-Appellations-Gerichtes so verdient gemacht, und zu dessen Glanze und Ansehn mitgewirkt hatten. Bei der eingetretenen Aenderung der bisherigen Gerichtsverfassung ward der Oberappellationsrath Hagemann durch ein Decret vom 14. August 1810 zum *Procureur général* bei dem neu installirten Appellationshofe in Zelle ernannt.

Als aber im Laufe des Jahrs 1813 die siegreichen Waffen der verbündeten Mächte der usurpirten fremden Herrschaft ein Ende machten; am 4. November d. J. das Hannöversche Staats- und Cabinets-Ministerium die rechtmäßige Regierung des Landes wieder übernommen hatte; die erzwungene fremde Rechts-, Gerichts- und Proceßverfassung abgestellt; die vorige Justizverfassung vorläufig hergestellt wurde, und die Functionen des höchsten Tribunals und der übrigen obern und untern Gerichte mit dem 13. December 1813 in ihre vollständige Wirksamkeit zurücktraten, rückte auch er in seinen vorigen Platz als Oberappellationsrath wiederum ein. Am Ende des Jahrs 1813 wurde auf Befehl des damaligen Prinz-Regenten von England und Hannover unter dem Präsidio des jetzigen Geheimenraths und Chefs des Justiz-Departements Rumann eine besondere Commission zur Bearbeitung einer transitorischen Civil-, Criminal- und Prozeß-Gesetzgebung *) angeordnet, zu deren Mitgliede Hagemann gleichfalls ernannt ward.

Im Jahre 1817 ward er von der königl. Landwirthschaftsgesellschaft zu Zelle zu ihrem ordentlichen Mitgliede, und späterhin zum Mitgliede des engern Ausschusses derselben erwählt, um un-

*) Sie findet sich in der Sammlung der Hannöverschen Landesverordnungen, Jahr 1814 St. 1. S. 19. und St. 2 S. 463 und 703.

mittelbaren Antheil an den Geschäften und Sessionen der Societät zu nehmen.

Am 14. März 1818 begnadigte ihn der Prinz-Regent mit der Ritterwürde des Königl. Hannöverschen Guelphen-Ordens.

Als der Justizcanzlei-Director von Willich mit Tode abgegangen war, ernannte ihn der Prinz-Regent zum Director und Chef der Königlichen Justiz-Canzlei zu Zelle, welche wichtige Stelle er seit dem 11. August 1819 bekleidet. In allen seinen verschiedenen, vieljährigen Dienst- und Geschäftsverhältnissen hat er stets das schöne und erfreuliche Band echt collegialischer Harmonie zu erhalten, und die so vieles Unheil bringende, und dem Geschäftsbetriebe selbst so schädliche und gefährliche Disharmonie abzuwenden gewußt. In schöner Eintracht des gemeinschaftlichen Berufs große Pflichten zu erfüllen, ist und war stets sein Bestreben! Nie ist er daher mit seinen Vorgesetzten und Collegen in Dienststreitigkeiten verwickelt gewesen, von welchen überhaupt in den Hannöverschen Justizhöfen bei dem vorherrschenden Sinne ihrer Glieder für Collegialität und Humanität fast nie die Rede gewesen ist.

Außer seinen bestimmten Berufsgeschäften sind ihm von der höchsten Landesregierung manche, zum Theil wichtige und schwierige Commissionen, die Abfassung von Gutachten über Gesetzentwürfe u. s. w. aufgetragen gewesen, und überhaupt ist er in der ganzen Zeit seiner Dienstjahre von seinem Könige und dessen Ministerium mit ausgezeichneter Huld behandelt und mit mancherlei außerordentlichen Gnadenbezeigungen für seine Person und Familie erfreuet worden. Aus Anhänglichkeit und inniger Dankbarkeit für so vielfache Gnadenbeweise hat er daher auch mehrere, zum Theil ansehnliche Anträge zu Vocationen auf auswärtige Academien, und in höhere Gerichtshöfe, die an ihn verschiedentlich gelangten, abgelehnt, und deshalb die gnädigsten Aeußerungen seines Königs und dessen Ministeriums empfangen. An ihm hat sich der, gewöhnlich zutreffende Spruch:

Si qua sede sedes, atque est tibi commoda sedes,
Illa sede sede, nec ab haec tu sede recede!

auf das Vollkommenste bewährt!

Das Glück der Ehe und Häuslichkeit spinnen und weben meisten- und größtentheils edle und vortreffliche Frauen! Seine Gattin hat es ihm gewährt, und ihren größten Ruhm in der treuesten Erfüllung aller Pflichten als Mutter und Hausfrau von jeher gesetzt. Ihr verdankt er Alles, dessen ein Mann und Familienvater sich nur immer erfreuen kann! Zwölf Kinder wurden ihm aus dieser Ehe geboren, drei Söhne starben in ihren Jünglingsjahren, sechs Söhne und drei Töchter sind noch am Leben. Die vier ältesten Söhne haben ihre Versorgung, die übrigen Kinder, bis auf die jüngste Tochter, sind erwachsen; keines ist verloren, alle sind brav und gut und gewähren den Eltern die besten und freudigsten Stunden!

Hagemann's Bildniß steht vor dem 74. Bande der neuen allgem. deutschen Bibliothek, und von seinem Leben und Schriften findet man Einiges in Pütter Gelehrtengeschichte der Universität Göttingen, Th. 2 S. 105 und 369. Koppe Lexicon der jurist. Schriftsteller Bd. 1. S. 246 und 417. Meusel gelehrtes Deutschland 4. Ausgabe, Saalfeld Geschichte der Universität Göttingen S. 225 und 625.

Seine literarischen Beschäftigungen waren dem Lehnrechte, dem deutschen Privatrechte und dessen einzelnen Theilen, z. B. dem Landwirthschaftsrechte, Stadtrechte, Meier-, Deich-, Bienenrechte u. s. w.; vorzüglich aber Gegenständen der vaterländischen Rechte und Verfassung gewidmet. Das Verzeichniß seiner bisherigen Schriften, mit Ausnahme der einzelnen Aufsätze und Abhandlungen über viele Rechtsmaterien, die sich in den praktischen Erörterungen u. s. w. befinden, ist folgendes:

1. Disp. inaug. de feudo insignium, vulgo Wappen-Lehn. Götting. 1785. 8. — Vermehrt und verbessert in den kleinen jurist. Aufsätzen Th. 1. N. 1.
2. Comment. de feudo Halsbergae sive loricae, vulgo Panzerlehn. ib. 1785. 8. Vermehrt in den kleinen Aufsätzen N. 2.
3. Progr. Ueber das Personallehn, nebst einer Anzeige seiner Vorlesungen. Göttingen 1785. 8. In den kleinen jurist. Aufsätzen N. 3.
4. Conspectus juris feudalis, sigillatim Brunsuico-

Lüneburg. in usum praelectionum academicarum. Götting. 1786. 8. Befindet sich auch in den Analect. jur. feud. Br. Lüneb. Tom. 1. N. 1.

5. Progr. de expectativis feudal. in terris Brunsuico-Lüneb. Helmst. 1786. 4. Auch in den *Analect.* l. c. N. 7. p. 412.
6. Plan und Vorschlag zu einer juristischen Lesebibliothek auf der Universität Helmstädt, nebst einer kurzen Vorerinnerung vom juris. Studium. Helmst. 1786. 8. Die letztere ist in Koppe niedersächsisches Archiv für Jurisprudenz und Literatur B. 1. S. 41. ff. aufgenommen.
7. Analecta juris feudalis Brunsuico-Lüneburgici. Tom. 1. Helmst. 1787. 8. Sie enthalten die Dissertat. von Reiske, Leyser (Wißmann), Senkenberg, Koch und Rave, mit vielen erläuternden Anmerkungen und literar. Zusätzen.
8. Einleitung in die gemeine in Deutschland übliche Lehnrechts-Gelehrsamkeit, zu Vorlesungen über Böhmer's princ. jur. feud. bestimmt, Braunschweig 1787. 8. — Ein Nachdruck erschien davon Frank. u. Leipz. 1791; die zweite rechtmäßige und verbesserte Auflage aber Hannov. 1792. 8. unter dem Titel: Einleitung in das gemeine, in Deutschland übliche Lehnrecht; und die dritte vermehrte und verbesserte Auflage, ebend. 1801. 8.
9. Vom Gewandschnittslehn, im Leipziger Magaz. für Rechtsgelehrte, St. 3.
10. Progr. de feudo injurato, vulgo Handlehn dicto, Helmst. 1788. 4. Mit Zusätzen und Vermehrungen in den kleinen juristischen Aufsätzen, Th. 1. N. 4.
11. Archiv für die theoretische und praktische Rechtsgelehrsamkeit, (mit Christ. Aug. Günther), sechs Theile, Braunschweig 1788 — 92. gr. 8.
12. Beiträge zum Braunschweig-Lüneburgischen Lehnrechte, Helmstädt 1791. 8.
13. Ueber das Erbpötkeramt am Lüneburgischen Hofe in den Beiträgen N. 2.
14. Ueber das Leben und die Schriften des Feudisten Andreas von Isernia, im Archiv Th. 1. N. 12.
15. Nachricht von dem Leben und den Schriften des

Oberappellationsgerichts = Vice = Präsidenten von Pufendorf zu Zelle, im Archiv Th. 2. N. 7.

16. Kleine juristische Aufsätze, zwei Theile, Hannover 1794. 8.
17. Ueber die Hägergüter und Hägergerichte, in den kleinen juris. Aufsätzen Th. 2. N. 2.
18. Von der Sequestration der Frauenzimmer, ebend. Th. 2. N. 3.
19. Bemerkungen über die Bedeutung und den Werth der Mark schwarz Silber, welche in den Urkunden und Lehnbriefen der alten und mittlern Zeiten zuweilen vorkommt; auch in den kleinen Aufsätzen Th. 2. N. 4.
20. Etwas zur Erläuterung des 112. §. des jüngsten Reichsabschiedes; im Archiv Th. 1. N. 10. und in den kleinen Aufsätzen Th. 2. N. 5.
21. Ueber die zur Nachtzeit errichteten Testamente und deren Rechtsbestand, im Archiv Th. 1. N. 7.
22. Ueber die Fräuleinssteuer der Edelmannsbauern, in den kl. juris. Aufsätzen Th. 2. N. 7.
23. Von der symbolischen Uebergabe mit einem Helme im neuen Leipz. Magaz. für Rechtsgel. St. 6. und in den kleinen juristischen Aufsätzen Th. 2. N. 8.
24. De donis investiturae, ad II. F. 27. §. 2. in den kleinen Aufsätzen Th. 2. N. 9.
25. Beiträge zu Zepernick Miscellaneen zum Lehnrechte, B. 4. Halle 1794. 8.
26. Miscellaneen zur Erläuterung des Zelleschen Stadt- und Bürgerrechts. Zelle 1798. 4.
27. Das Zellesche Stadtrecht, von neuem herausgegeben und durchgehends mit erläuternden praktischen Anmerkungen begleitet. Hannover 1800. 8.
28. Praktische Erörterungen aus allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit, hin und wieder mit Urtheilssprüchen des höchsten Tribunals und der übrigen Justizhöfe begleitet, vier Bände (mit Friedrich von Bülow) Hannover 1798 ff. zweite Aufl. ebend. 1801 ff. Der fünfte und sechste Band, von ihm allein, Hannover 1809 und 1818. 4.
29. Zusätze und Verbesserungen zu Plate Meierrecht des Fürstenthums Lüneburg. Zelle 1799. 8.

30. Licinnia, Gemahlin des jüngern Gracchus, ad Leg. 66. pr. D. solut. matrim. in der Zeitung f. d. elegante Welt, Jahr 1804.
31. Abhandlungen über die Frage: Ist der Miethsman eines ganzen Hauses von den Verpflegungs-Kosten, welche die Einquartierung der Truppen veranlaßt hat, frei zu sprechen? Zelle 1804. 8.
32. Handbuch des Landwirthschaftsrechts. Hannover 1807. gr. 8.
33. Einquartierungs-Reglement für die Stadt Zelle und deren Vorstädte, mit dessen Erweiterung v. J. 1808 und 1809.
34. Ueber Fristen und Termine, nach Französisch-Westphälischen Prozeßrechten. Hannover 1811. gr. 8.
35. Rede, bei Gelegenheit der Säcularfeier des Oberappellationsgerichts zu Zelle, am 14. October 1811 in feierlicher Gerichtssitzung gehalten. Zelle 1811. 4. Abgedruckt im Journal: Westphalen unter Hieronymus Napoleon, St. 2. Braunschweig 1812. 8.
36. Vorrede zu Stromeyers Alphabet. Sachregister über die in dem Gesetz-Bülletin des Königreich Westphalen enthaltenen Gesetze und Decrete. Braunschweig 1812. 8.
37. Abhandlungen und öffentliche Reden über Materien des Franz. und Westphäl. Rechts, in des Präsidenten Friedrich Carl von Strombeck Rechtswissenschaft des Gesetzbuchs Napoleon. Bd. 1. Heft. 2. S. 407. Prakt. Erörter. Bd. 6. N. 2. und Oesterley Magazin für das franz, und westphäl. Recht, Bd. 5. Göttingen 1813. 8,
38. Sammlung der Hannöverschen Landesverordnungen und Ausschreiben des Jahrs 1813, 1814, 1815, 1816 und 1817, zwölf Bände, Hannover 1814 — 1817. gr. 8.
39. Die Ordnung des Königl. Oberappellationsgerichts zu Zelle, von neuem herausgegeben und mit Anmerkungen begleitet. Hannover 1819. 4.
40. Vorrede zu Conradi Samml. der gemeinen Bescheide und Ausschreiben der Königl. Justiz-Canzlei zu Zelle, ebend. 1819. 4.
41. Georg Heinrich Bode, Canzlist bei der Justiz-Canzlei zu Zelle — eine Biographie … in dem

vaterländiſchen Archive von Spiel B. 1. Heft 5. Zelle 1819. S. 273.

42. Ueber das vormalige Wachtgericht in der Altſtadt Hannover, in Spiel vaterländ. Archive B. 4. S. 132. ff.
43. Biographie des Oberlandes-Oeconomie-Commiſſärs Joh. Friedr. Meyer zu Zelle, 1820 8. und in den Zelleſchen landwirthſchaftlichen Nachrichten, St. 3. Hannover 1822.
44. Krünitz ökonomiſche Encyclopädie, Artikel: Lehn.
45. Recenſionen ſeit 1786 in den Annalibus literariis Helmstadiensibus, der Helmſtädter Literat.-Zeitung, den Göttinger gel. Anzeigen, der alten und neuen allgem. deutſchen Bibliothek, der Halleſchen Literatur-Zeitung und andern kritiſchen Blättern.

Digitized by Google

August Friedrich Karl

Freiherr von Ziegesar

auf Drakendorf, Zöllnitz, Laasdorf, Ilmnitz, Wöllnitz und Rutha, Herzogl. S. Gotha-Altenburgischer wirklicher Geheimerath und Kanzler, des Herzogl. S. gemeinschaftlichen Hofgerichts zu Jena Hofrichter, Herzogl. S. Weimarscher Generallandschafts-Director ꝛc.

dargestellt

von

Dr. Friedrich August Köthe.

August Friedrich Karl Freiherr von Ziegesar.

Gebührt der Verfassung, in welcher der freien Entwickelung und wirksamsten Aeußerung aller Kräfte der Staatsbürger der günstigste Raum und die reichste Gelegenheit gegeben ist, vorzüglicher Ruhm, so dürfen wir denselben unserm deutschen Vaterlande, in seinem vormaligen und jetzigen Zustande, mit Grund beilegen. In keinem andern Reiche sind von jeher die Talente, besonders für den Staatsdienst, häufiger gewesen und allgemeiner zur Anwendung gekommen, als in Deutschland, welches gerade in seiner Vielheit, in der Menge seiner Staaten und Herrschaften, den mannigfaltigsten Kräften einen vielseitigen Wirkungskreis eröffnete, und wenn es zu Zeiten den Mangel an Einheit schmerzlich empfinden mußte, doch in jener Hinsicht seine ursprüngliche, und, wie es scheint, der Eigenthümlichkeit unsers Volkes fortdauernd angehörige Bundesverfassung über jede der ungetheilten Reiche stellen darf. Welcher deutsche Staat, wie klein er auch, seinem Umfange nach, sein mag, hat nicht in der Reihe seiner obersten Beamten Einige aufzuweisen, welche, in den engen Grenzen ihres Gebiets, so viel Talent und Weisheit entwickelten, daß ein, wenn auch nicht weithin glänzender, doch in ihrem Kreise vielleicht um so dauerhafterer Segen ihrem Wirken nachfolgte? Mögen in größeren Reichen hochbegabte Staatsmänner, in dem weiteren Raume, Größeres vollbracht, allgemeinere Berühmtheit erlangt, und ihre Namen der Weltgeschichte eingeprägt haben; reicher ist das deutsche Volk an solchen Männern, welche, zum Theil, auch auf

einem höhern Standpuncte, wäre er ihnen angewiesen worden, als helle Sterne geleuchtet hätten, nun aber, in beschränkteren Gränzen, mit ungemeiner Kraft ausgestattet geistreich und tugendhaft, nicht weit verkündetes, aber höchst wohlthätiges Verdienst sich erworben, und in der Geschichte ihres heimathlichen Landes ihr Andenken verewigt haben. Kommt es aber bei Würdigung des Verdienstes weniger auf die Ausdehnung an, die von außen ihm vergönnt war, als auf die Treue, durch welche es errungen, auf den Reichthum menschlicher Wohlfarth, welcher dadurch gefördert ward, so stehen die deutschen Staatsmänner in Wahrheit den Fremden nicht nach.

Ein ehrenvoller Platz in der Reihe der Tüchtigsten und Edelsten gehört auch dem trefflichen Manne, dessen Andenken in den Herzen vieler, und noch unvergänglicher in seinen Werken fortlebt, aber auch in diesen Blättern aufbewahrt werden soll. *)

August Friedrich Karl Freiherr von Ziegesar **) begann sowohl unter günstigen äußern Verhältnissen, als ausgestattet mit den glücklichsten Anlagen, seine Laufbahn, und wenn es früh zweifelhaft ward, ob ihm mehr ein trübes oder ein heiteres Loos gefallen sei, so bewährte sich doch an ihm, seit zarter Kindheit, weise und treu die höhere Hand, welche für jeden Verlust ihm Ersatz bieten wollte, nachmals, in allen entscheidenden Stunden sich am kräftigsten offenbarte, und deren heilsame Führung er mit frommer Dankbarkeit verehrte.

Ehe er zum Bewußtsein erwachte, verlor er schon durch frühen Tod die fromme, in harter Leidensschule gereifte Mutter ***); — aber eine durch Geist und Herz ausgezeichnete Stiefmutter ****) nahm sich des Verwaisten mit so treuer Liebe und zarter Sorgfalt

---

*) Anverwandte, Freunde, Amtsgenossen und andere Lebensgefährten des Verewigten haben so reichen und bewährten Stoff beigetragen, daß der Verfasser, der nur in den drei letzten Lebensjahren des ehrwürdigen Greises, dessen vertrauteren Umgang genoß, zu einer vollständigen Darstellung hinreichend ausgestattet scheint.

**) Geboren auf dem Schlosse zu Drakendorf bei Jena am 5. April 1746.

***) Christiane Sophie, geborne von Griesheim, starb zu Drakendorf am 16. Juli 1747.

****) Sophie Louise, geborne von Buttlar, starb im Mai 1781.

an, daß er auch als Mann innig anerkennend, wie wohlthätig ihre Pflege seiner leiblichen und geistigen Entwickelung war, mit echt kindlicher Dankbarkeit und mit dem reinsten Vertrauen bis an ihr Ende ihr ergeben blieb. Im neunten Lebensjahre starb ihm auch sein wackerer Vater *), an dessen Sarge er wohl den ersten tiefen Schmerz, — wer berechnet, wie heilsam für das junge Gemüth! — empfand.

Da ward ihm in dem geheimen Regierungsrathe von Hellfeld, dem berühmten Rechtslehrer zu Jena, nicht nur ein redlicher Vormund, sondern auch ein verständiger und aufmerksamer Erzieher zu Theil, der ihn in sein Haus aufnahm, und eben so väterlich für die Ausbildung seines Geistes, als für die Verwaltung seines Vermögens, besonders des von seiner Mutter ihm allein vererbten Rittergutes Drakendorf sorgte.

Unter so trefflicher Leitung, früh mit feuriger Liebe zu gründlicher Kenntniß der alten Sprachen und der Vorbereitungswissenschaften erfüllt, reifte er schnell für die academische Laufbahn, welche er schon als funfzehnjähriger Jüngling in Jena begann. Nie dem Wahne sich hingebend, schon durch seine Geburt ohne Verdienst zu Würden berechtigt, und mühseliger Anstrengung überhoben zu sein, widmete er sich nicht nur der Rechtskunde, sondern auch den verwandten Wissenschaften, mit einem so lebendigen Eifer und beharrlichen Fleiße, daß schon damals die Augenzeugen seines Strebens die schönsten Erwartungen von ihm hegten. Und das um so gerechter, als neben der gelehrten, auch die Bildung des Charakters nicht versäumt ward, dieser vielmehr zu jener Selbständigkeit und gediegenen Kraft sich entfaltete, welche nachmals vielseitig sich bewährt hat. Es soll nicht unerwähnt bleiben, daß der lebhafte und kräftige Jüngling, der sich bald als unabhängiger Herr eines bedeutenden Vermögens betrachten durfte, und nur heitre Aussichten vor sich hatte, empfänglich für jenen Lebens-

*) Karl Siegismund Freiherr von Ziegesar, auf Eschenau und Wieselsdorf, Herzogl. S. Weimar. wirklicher Geheimerath und Oberjägermeister, Ritter mehrerer Orden, — geboren zu Eschenau den 14. Septbr. 1696, — starb zu Drakendorf am 22. Mai 1754.

genuß, dem auf Universitäten Stoff und Gelegenheit genug gegeben ist, mehr als einmal nahe daran war, an Klippen, welche seiner Sittlichkeit drohten, zu scheitern. Da aber schützte und rettete ihn, nächst jener unsichtbaren Vaterhand, die er allenthalben wahrnahm, zumeist die tiefe religiöse Grundlage seiner Seele, und der männlichstarke, fest entschlossene Wille, der nur wenigen ausgezeichneten Jünglingen in gleichem Grade eigen sein mag. Als er eine Zeitlang einem geräuschvolleren, muthwilligen und fast wilden Leben sich überlassen hatte, und dann in einer guten Stunde mit tiefem Ernst auf einem Irrpfade sich erkannte, bedurft' es nur dieser Erkenntniß und nur eines kräftigen Entschlusses, um ihn von der kurzen Verirrung, von allen leichtsinnigen Gefährten und Zerstreuungen loszureißen, obwohl die Neigung schon fast zur Leidenschaft geworden war. Er hatte einmal sich das Wort gegeben, und blieb sich unerschütterlich treu; noch als Mann und Greis, im Kreise von Kindern und Enkeln lehrreich davon redend, freuete er sich des, über eigne Neigung und fremde Versuchung errungenen Sieges und seiner belohnenden Früchte.

Während er so standhaft allem blos belustigenden Umgange entsagte, schloß er um so inniger und treuer an einige Freunde *) sich an, welche nicht nur an seinen Freuden, sondern auch an seinem ernsten Streben, an fleißigen und beharrlichen Bemühungen im weiten Gebiete der Wissenschaft theilnahmen. Es war ein reger Wetteifer unter den Jünglingen; nicht nur in den Vorlesungen über alle Zweige des erwählten Berufs, sondern auch in andern eine allgemeinere und höhere Geistesbildung fördernden, suchten sie Nahrung für das erwachte geistige Bedürfniß, und bald unter der Aufsicht von academischen Lehrern, bald bei freundschaftlichen Zusammenkünften tauschten sie das Erworbene, Ansichten, Meinungen, Grundsätze aus, darinnen immer neue

*) Unter ihnen zeichnete sich vorzüglich aus Christian Gottlob Voigt, welcher nachmals zum Großherzogl. S. Weimar. wirklichen Geheimerath und Präsidenten des Staatsministeriums sich emporschwang, und mit dem Freunde seiner Jugend, bis zu dessen Tode, in schriftlichen und mündlichen Mittheilungen, so wie in mancherlei gemeinsamen Arbeiten und Geschäften verbunden blieb

Anregung, zugleich die fruchtbarste und heiterste Erholung findend. In ihren gelehrten Unterhaltungen erwarben sie sich, nach der guten Sitte jener Zeit, eine ungemeine Fertigkeit im freien Gebrauch der lateinischen Sprache. Ziegesar, welcher diese besonders lieb gewonnen hatte, und mit der ihm eignen Ausdauer sich zu eigen machte, trat häufig in den damals viel gewöhnlichern, auch durch dialektische Kunst sich auszeichnenden öffentlichen Disputationen als Opponent auf, so wie er ein eifriges Mitglied der Herzogl. Lateinischen Gesellschaft *) blieb.

Ehe er die Universität verließ, schrieb er selbst und vertheidigte öffentlich, ohne Vorsitz eines Lehrers, eine gelehrte, mit vielem Beifall aufgenommene Abhandlung, über die Visitationen des Reichskammergerichts **). Er hegte den Wunsch und das Verlangen, die juristische Doctorwürde sich zu erwerben; weil aber zu jener Zeit bei Söhnen des Adels dies noch ungewöhnlich war, widerrieth es ihm sein Vormund so ernstlich, daß er, wiewohl ungern, davon abstehen mußte. Die damals herrschenden Vorurtheile nöthigten ihn auch, seiner Neigung zum academischen Lehramte zu entsagen; aber sie blieb ihm eine werthe Erinnerung, und äußerte sich in seinem nachmaligen Wirken durch die wärmste und thätigste Theilnahme an den Angelegenheiten der Universität Jena und ihrer Lehrer.

Die wohlangewendeten Jahre der Vorbereitung waren verflossen; Neigung und Verhältnisse bestimmten ihn, alsbald in das Geschäftsleben überzugehen, in welchem der früh entwickelte und gründlich gebildete Geist, der reiche Schatz erworbener Kenntnisse, die klare Selbständigkeit und der Ernst des Charakters Früchte bringen

---

*) Sie blühete damals unter der Leitung des verdienstvollen Johann Ernst Imanuel Walch, der sich ihr mit rühmlicher Thätigkeit widmete.

**) Dissert. juris publici: de visitatione judicii cameralis Imperii. Jenae d. 27. April a. 1765. — Sie zeichnet sich, obwohl der Gegenstand manche unrömische Ausdrücke erforderte, wenn nicht künstliche Umschreibungen das Verständniß erschweren sollten, doch durch eine reine Latinität, vornehmlich aber durch gründliche geschichtliche Erörterungen und feine Bemerkungen aus.

sollten. Als Sohn eines angesehenen, auch noch lange nach seinem Tode geschätzten Weimar'schen Staatsdieners schien er bestimmt, in dessen Fußtapfen zu treten, und persönliche Anhänglichkeit an das Weimarsche Fürstenhaus würde ihn ohne Zweifel entschieden haben, demselben schon seine jugendliche Kraft und Thätigkeit zu widmen, wenn nicht theils einige Umstände, die ihm in Weimar entgegentraten, es verhindert, theils seine ererbten Güter, großentheils im Altenburger Lande gelegen, seine Dienste auch für das Herzogthum Gotha in Anspruch genommen hätten. Die Wahl ward schnell entschieden durch das ehrenvolle Vertrauen des Herzogs Friedrich von Gotha, welcher, bewogen wahrscheinlich weniger durch andre Rücksichten, als durch die günstigsten Zeugnisse, vorzüglich durch die Auszeichnung, die dem zwanzigjährigen Jünglinge seine so wacker gearbeitete, als ruhmvoll vertheidigte Dissertation erworben, im Jahre 1766 ihn als Rath in die Herzogl. Landesregierung berief. Nicht ohne jene Aengstlichkeit und Scheu, welche meist die tüchtigsten Männer bei entscheidenden Schritten im Leben, besonders beim Eintritt in eine neue Laufbahn am stärksten ergreift, weil sie selbst ihre strengsten Richter, ihre Fähigkeit und Kraft den Ansprüchen, die sie an sich selbst machen, und den großartigen Ansichten von der Wichtigkeit ihres Berufs nicht gewachsen wähnen, und je ernster sie das Rechte und Gute wollen, um so bescheidener von sich denken, aber auch mit jenem edlen Selbstvertrauen, welches das Bewußtsein einer wohlbenutzten Jugend und eines redlichen Willens, mit jener frommen Zuversicht, welche der Glaube an eine höhere Leitung unserer Schicksale gewährt, und mit den reinsten Vorsätzen begann er sein öffentliches Leben und Wirken. Wie die beim Beginn der Laufbahn leitende und herrschende Gesinnung meist über das ganze Leben entscheidet, und wie eben die Beklommenheit und Schüchternheit, mit welcher Ziegesar sein erstes Amt antrat, und deren er noch im Alter sich lebhaft erinnerte, gerade bei seinem kräftigen Willen und unerschütterlichen Entschluß zu großen Erwartungen berechtigte, namentlich eine strenge und unbestechliche Gewissenhaftigkeit in allen Berufspflichten verbürgte, so hat er auf jedem Standpuncte, in jedem ihm anvertrauten Amte, in jedem andern Verhältnisse standhaft bewährt,

daß man nicht zuviel von ihm gehofft habe, daß man auf ihn bauen dürfe.

Bald merkte er auch, daß kein vermeintlicher Zufall, kein Mißverstehen des höheren Winkes, der in den Stunden der Wahl und Entscheidung dem frommen und besonnen prüfenden, Alles mit Gott beginnenden Manne nie ganz verborgen ist, ihn nach Gotha geführt habe; bald erkannten auch Andere, daß, wenn sie geneigt sein mochten, eine so frühe ausgezeichnete Beförderung nur der Gunst seiner Geburt und äußern Verhältnisse beizumessen, die erforderliche Tüchtigkeit zu seinem Amte ihm nicht fehlte, und daß er seinen Platz mit Würde zu behaupten, auf jedem höhern Posten auch höheres Verdienst sich zu erwerben wußte. Möcht' er denn auch als Bürgerlicher damals nicht so hoch und nicht so rasch haben steigen können, (er ward aber keinesweges vorzüglich begünstigt;) so leistete doch der angeborne Adel dem höheren selbsterworbenen nur einigen Vorschub, mit welchem der hohe Werth des Mannes, der Ernst und die Treue seines Wirkens und sein unbezweifeltes Verdienst wohl auch die Gegner aller Geburtsrechte versöhnen konnte.

In Gotha wurden zwei geistreiche und feingebildete Frauen, die Herzogin Dorothea und die Oberhofmeisterin von Buchwald, (beide Friedrich dem Großen und Voltaire, mit denen sie auch in anhaltendem Briefwechsel standen, befreundet;) des für alles Gute und Schöne empfänglichen und muthig aufstrebenden jungen Mannes theilnehmende und treue Gönnerinnen, welche auf die Fortbildung seines Geistes vortheilhaft einwirkten, und in die Schätze der französischen Literatur ihn einführten, ohne zu einer falschen, den Glauben zerstörenden Philosophie, oder unlöblichen Ausländerei ihn hinüberzuziehen, oder der vaterländischen Art, Kunst, Wissenschaft und Literatur ihn zu entfremden. Besonders Frau von Buchwald blieb ihm eine wahrhaft mütterliche Freundin, in deren Umgange er, nach anstrengenden Berufsarbeiten, reiche Erholung und unerschöpfliche Nahrung für seine Seele fand. Den gebildetsten Kreisen am Hofe und in der Stadt empfahlen ihn die vielseitigen Kenntnisse und die Gewandheit des Geistes, eine glückliche Gabe der Mittheilung, und die Heiterkeit, welche er in der Gesellschaft zu behaupten

wußte, obwohl ein tiefer Ernst in ihm vorherrschend blieb, und er bald mit Anwandlungen von Hypochondrie zu kämpfen hatte, die seinem schwächlichen Körper angeboren schien, und durch frühe geistige Anstrengungen durch den eisernen Fleiß während seines academischen und nachherigen Geschäftslebens genährt ward.

Denn er konnte nicht nur nie müßig sein, sondern er ergriff auch Alles, wozu Beruf und Neigung ihn bestimmten, mit ganzer Seele, mit einem Eifer und einer Thätigkeit, bei denen er die Rücksicht auf seine Gesundheit nicht selten vergaß, wie er denn meist bis tief in die Nacht hinein arbeitete, wodurch er sich eine häufige Schlaflosigkeit und andere Uebel um so mehr zuzog, als er, sobald das Tagewerk begann, oder irgend eine Berufsarbeit sich darbot, auf keine Erschöpfung achtete, sondern durch ein lebendiges Pflichtgefühl zu immer neuen Anstrengungen sich aufregte. Selbst seine strenge, fast ängstliche Ordnungsliebe trieb ihn, oft auch da die nöthige Erholung zu verschmähen, wo er dieselbe sich unbedenklich gestatten durfte, und der Neigung, Alles in stetem Fortgange nach gewissen festbestimmten Regeln zu vollbringen, dem Widerwillen gegen alles Verzögern, Verschieben und Unbeendigtlassen der Geschäfte manches Opfer zu bringen, daher er denn oft auch für Andere arbeitete, welche eine Säumniß sich leichter erlaubten, und minder gewissenhaft oder auch nur minder eifrig ihrem Berufe lebten.

Was seine bereits erprobte Pünctlichkeit, seine gewissenhafte Thätigkeit und Beharrlichkeit vermöge, das bewies er schon bei dem ersten umfassenderen, mit besonderem Vertrauen ihm übertragenen Geschäfte, dem Ordnen der Regierungsarchive, welche durch mancherlei widrige Umstände und Verhältnisse in große, schwer zu lösende Verwirrung gerathen waren. Seit dem J. 1769 widmete er sich dieser Arbeit, durch welche er ein bleibendes und unschätzbares Verdienst sich erwarb, mit einem Eifer, einem Fleiße und einer Sorgfalt, als sei sie jetzt Hauptsache seines Wirkens, und doch bestimmte er nur die Nebenstunden, welche er seinen übrigen Berufsgeschäften, ohne diese auf irgend eine Weise hintanzusetzen, abmüßigen konnte, dem schwierigen und weitaussehenden Unternehmen. Er entwarf zuvörderst einen umständlichen, mit Klarheit und Pünctlichkeit Alles ent-

wickelnden Plan zu einer ganz neuen Einrichtung und Anordnung sämmtlicher Archive, und begann, nachdem derselbe von der Regierung gebilligt worden, mit gutem Muth seine Arbeit. Die meiste Mühe und Zeit kostete ihm der Theil des Lehnsarchivs, welcher die Lehnsverbindung selbst betraf. Denn hier herrschte eine unglaubliche Unordnung, die auch die unermüdlichste Geduld endlich hätte erschöpfen mögen. Nicht nur waren die einzelnen Schriften fast planlos aufgeschichtet, sondern auch die Acten selbst nicht richtig angelegt, oft ganz verschiedenartige, fast nur scheinbar oder zufällig verbundene Gegenstände in Ein Actenstück zusammengestellt, und wiederum Sachen, die zusammen gehörten, in verschiedene Actenstücke zerstreut. Er sah sich daher zu der mühseligen, und wenn auch in mancher Hinsicht lehrreichen, doch sehr zeitraubenden und trocknen Arbeit genöthiget, alle dahin gehörigen, viele tausend Stück betragenden Hefte, Blatt für Blatt durchzugehen, die nicht am rechten Orte befindlichen Sachen abzusondern, und zum Theil ganz neue Actenstücke zu bilden, wobei er, außer zu dem blos mechanischen Theil der Arbeit, nicht einmal irgend einer Beihülfe sich bedienen mochte. Die Anordnung dieses Theils des Archivs, welches er auch durch genaue, wiewohl nur nebenher verfertigte actenmäßige Stammtafeln über sämmtliche Vasallen des Lehnshofes bereicherte, vollendete er ganz allein, und gab ihm eine musterhafte Einrichtung. Auch von den übrigen Archiven ordnete er den größten Theil, vermochte aber, obwohl er mehrere Jahre lang die meisten Stunden der Muße darauf wendete, doch nicht das weitläuftige und höchst beschwerliche Geschäft ganz zu vollenden. Denn wie seine ungemeine Brauchbarkeit sich immer mehr beurkundete, sein Talent, seine Geschäftskenntniß und Gewandheit sich immer reicher und wirksamer entfaltete, mehrten sich nicht nur seine Berufsarbeiten, sondern es wurden ihm auch viele außerordentlichen Geschäfte, besonders mehrere wichtige auswärtige Verhandlungen übertragen, die ihn bisweilen ziemlich lange von Gotha entfernt hielten, und das Archiogeschäft unterbrachen. Endlich, als andre dringende Arbeiten ihn ganz in Anspruch nahmen, sah er sich genöthigt, die weitere Anordnung der Archive abzugeben, hatte indeß diese Angelegenheit schon so weit gebracht,

und das noch Uebrige so gründlich vorberitet, daß es ohne große Schwierigkeit nach seinem Plane beendigt werden konnte.

Er war indeß zum Hofrath *) und zum Herzogl. Gothaischen Kammerherrn **) ernannt, dadurch aber in seinem Wirken bei der Landesregierung nicht unterbrochen worden. Größeren Einfluß gewann er, als Herzog Ernst, seinen Werth und seine vorzügliche Tüchtigkeit anerkennend, ihn zum Oberconsistorial-Vicepräsidenten und geheimen Regierungsrathe beförderte ***). Auch jetzt blieb er in dem Justizcollegium thätig, wie vorher, und widmete sich doch den geistlichen und Schulangelegenheiten im Oberconsistorium mit so viel Eifer und Fleiß, daß er auch hier bleibendes Verdienst, allgemeines Vertrauen, die Liebe und die Dankbarkeit Vieler erwarb. Bald war er auch in diesem Geschäftskreise ganz heimisch; mit Einsicht und Umsicht gab er dem Oberconsistorium eine ganz neue, wohl erwogene Verfassung den Arbeiten eine günstigere und freiere Form, welche er selbst zu beseelen und wirksam ins Leben einzuführen verstand. Der Geschäftsgang ward durch Vertheilung aller ihm angehörigen Gegenstände in bestimmte Zweige und durch Einführung einer zweckmäßigen Controle, welche zu allen Zeiten eine schnelle Uebersicht darbot, und auch dem Minderwichtigen die geeignete Stelle anwies, wesentlich erleichtert, geordnet und gefördert. Das Amt des General-Superintendenten empfing eine neue, zeitmäßige, und dem Geiste der evangelischen Kirche angemessene, unstatthafter Willkühr und Anmaßung vorbauende, dabei aber das gesetzlich freie Wirken keineswegs beschränkende Dienstvorschrift, welche die vielseitigen Beziehungen, alle Rechte und Obliegenheiten dieser wichtigen Stelle möglichst genau bestimmte. Manches geschah zur Erhaltung und Befestigung des kirchlichen Lebens, besonders auch durch eine strenge Aufsicht über den Wandel der Geistlichen, und durch eine verbesserte Einrichtung der Candidatenprüfungen, durch welche Unwissenden und jedem Unwürdigen, welcher allein durch

*) 30. December 1768.
**) 29. Januar 1771.
***) 4. October 1782.

Empfehlungen und Familienverbindungen in das geistliche Amt eindringen wollte, der Zugang verschlossen und ein gründliches Studium der Theologie und der alten Sprachen zur unerläßlichen Bedingung gemacht ward. Milde Stiftungen wurden, soweit sie dem Geschäftskreise des Oberconsistoriums angehörten, möglichst zu ihrer ursprünglichen Bestimmung zurückgeführt, und dem Willen der Stifter gemäß angewendet, besonders die Stipendien für Studierende nach den wohlwollenden und redlichsten Grundsätzen vertheilt, und der Willkür, welche vorher wohl manche Ungerechtigkeit und unerlaubte Begünstigung dabei verschuldet hatte, durch eine strenge Regel entzogen. Auch das Kirchenvermögen blieb nicht unbeachtet; durch Aufstellung einer zweckmäßigeren Form für die Rechnungen, durch bestimmte Vorschriften für die Rechnungsführer und Aufseher, so wie durch weise Sparsamkeit und angemessene Verwendung gewann dasselbe Sicherheit, sich zu erhalten und zu mehren. Vornehmlich aber wirkte Ziegesar für das Schulwesen, das ihm sehr am Herzen lag, und weil er wohl wußte, daß von tüchtigen Lehrern das Meiste abhängt, und ohne solche eine echte Volksbildung nicht gefördert werden kann, griff er thätig ein in den Plan zur Gründung eines Landschullehrerseminarium, welches nach Beseitigung mancher Schwierigkeiten endlich zu Stande kam, und mit einer s. g. Musterschule verbunden ward.

Bei all dieser verdienstvollen Wirksamkeit für die wichtigen Kirchen und Schulangelegenheiten hatte er einen einsichtsvollen, eifrigen und treuen Rathgeber und Mitarbeiter an dem ehrwürdigen Generalsuperintendenten Koppe gefunden, den er auch als Freund ehrte und liebte. Beide wackere Männer verband gegenseitiges Vertrauen, eine Hochachtung und Freundschaft, welche auch nach Koppe's Abgange von Gotha in ununterbrochenen Briefwechsel und herzlicher Theilnahme sich treu bewährte. Der Ueberlebende gedachte des Frühgestorbenen, auch in den letzten Jahren noch mit unveränderlicher Innigkeit, und vergegenwärtigte sich gern die Zeit, wo er mit ihm lebte und wirkte.

Man hätte beklagen dürfen, daß ein so einsichtsvoller und eifriger Oberer nur zu bald diesem Berufskreise entnommen ward, wenn nicht durch seine Beför-

derung zum Vicekanzler *), wobei ihm zugleich die oberste Leitung der Landesregierung, als des höchsten Gerichtshofes anvertrauet ward, seinem unermüdlichen Geiste und treuen Herzen ein nicht minder bedeutender und angemessener Posten angewiesen worden wäre. Da entfaltete sich die wahre Bestimmung seines öffentlichen Wirkens, der angeborne, durch gründliche Vorbereitung, edles Streben und reiche Erfahrung gezeitigte, aus Neigung und Pflichtgefühl festgehaltene, endlich durch den Gang seines Lebens begünstigte Beruf auf die preiswürdigste und wohlthätigste Weise, und wenn es für ein Glück zu achten ist, daß die Vorsehung ihn gerade dahin stellte, wo die ursprüngliche Anlage, so wie die erworbene Tüchtigkeit die schönsten und dauerhaftesten Früchte tragen konnte, so hat nicht minder die einmüthigste und dankbarste Anerkennung des ganzen Landes, in welchem er, Recht und Gerechtigkeit zu üben und auf das gesammte Gemeinwohl einen folgereichen Einfluß zu behaupten, berufen war, aufs unzweideutigste bezeugt, daß er wußte und nie vergaß, welchen großen Zwecken er dienen sollte. Seine Ernennung zum Geheimenrath und Kanzler **) war denn auch nur ein Zeichen, daß sein Fürst erkannte, was er an ihm habe, und gern eine Veranlassung ergriff, der eigenen, wie der öffentlichen Meinung über ihn einen ehrenden Ausdruck zu geben.

Die s. g. Landesregierung umfaßt im Herzogthume Gotha einen sehr weiten Geschäftskreis, indem sie nicht nur Justiz- und Polizei-Collegium ist, sondern auch wesentliche Verwaltungsangelegenheiten damit verbindet, so daß sie sowohl die Wirksamkeit der Oberlandesgerichte, wie sie im Preußischen Staate bestehen, als auch einen nicht kleinen Theil dessen, was den dort von jenen ganz abgesonderten s. g. Regierungen anheimfällt, in sich vereinigt. Der Vorsitzende muß eben darum, wenn er seinen wichtigen Platz ganz ausfüllen will, nicht nur ein tüchtiger und geübter Rechtsgelehrter, sondern auch in mehrern Zweigen der Verwaltung erfahren, überhaupt ein vielseitig gebildeter und sehr thätiger Geschäftsmann sein, um so mehr als auch minder wichtige Gegenstände

*) Am 23. December 1785.
**) Am 29. November 1790.

collegialisch verhandelt und durch Abstimmung zur Entscheidung gebracht werden. Es leuchtet auch von selbst ein, daß eine vorzügliche Wachsamkeit und Thätigkeit in Anspruch genommen wird, wenn das Verfahren in den eigentlichen Justiz- und in den Polizei-Sachen, so wie in den übrigen Angelegenheiten nicht ungebührlich verwechselt oder vermischt werden soll. Auch die Oberaufsicht über alle Untergerichte des Landes und über die Gemeindeverhältnisse legt der Landesregierung sehr wichtige und umfassende Pflichten auf.

Es ist genug zu Ziegesar's Ruhm gesagt, wenn man behaupten darf, daß er den vielseitigen Anforderungen an sein Kanzleramt in außerordentlicher Vollkommenheit genügte und nicht nur den Beifall seines Fürsten, sondern auch die Achtung seiner Collegen, das Vertrauen aller Unterbeamten, ja aller Staatsbürger im höchsten Grade gewann. Er ward allezeit und überall treu erfunden, gleich ausgezeichnet durch beharrliche Thätigkeit und durchdringende Einsicht, wie durch strenge Gewissenhaftigkeit, unbestechliche Gerechtigkeit, gleiche Achtung für Recht und Billigkeit.

Ein hochachtbarer Mann, der mehrjährig mit ihm arbeitete, seines ungetheilten Vertrauens sich freuete, und jetzt, selbst einer der obersten Staatsbeamteten, als Erbe von Ziegesar's Geist und Verdienst sich bewährt, legt von ihm das Zeugniß ab, daß er durch ungemeine Gründlichkeit in Bearbeitung der Geschäfte, durch unerschöpflichen Eifer und Fleiß in Anordnung und Ausführung derselben, durch immer gleiche Ordnungs- und Gerechtigkeitsliebe ein Muster für Alle, welche ihn beobachten konnten, geworden sei.

Bei jedem Geschäft suchte er möglichst von Allem, was auf den vorliegenden Gegenstand Bezug hatte, durch eigne sorgfältige Nachforschung sich volle Gewißheit zu verschaffen, eigne Ueberzeugung sich zu bilden, und verließ sich dabei nicht leicht auf seine Untergebenen oder auf diejenigen, welche die Sache vor ihm bearbeitet hatten. War ihm irgend etwas dunkel oder zweifelhaft, wenn es auch nur einen Nebenumstand betraf, oder auf die zu fassende Entschließung keinen unmittelbaren Einfluß zu haben schien, so scheute er, selbst unter dem Drange anderer Geschäfte, keine Mühe, um der Sache auf den Grund zu kommen, die Dunkelheit aufzuklären

und sich die befriedigendste Gewißheit zu verschaffen. Da entdeckte er durch die mühsamste Ergründung nicht selten einen Umstand, der bis dahin verborgen geblieben war und der Sache eine andre Ansicht, der zu fassenden Entschließung eine andere Richtung gab. Dazu trieb ihn nicht selbstgefällige Freude an der Aeußerung und den Früchten seines allerdings hervorstechenden Scharfsinns, sondern immer lebendiges Pflichtgefühl, der eigenthümliche Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit. Darum erwog er jeden zu beurtheilenden Gegenstand von allen Seiten, unterwarf alle Gründe und Gegengründe einer gleich strengen und unbefangenen Prüfung, ehe er seine Meinung entschied. Seinen Anträgen suchte er durch umständliche und deutliche Darstellung, durch das volle Gewicht aller dafür sprechenden Gründe Eingang zu verschaffen, und weil er sich bewußt war, Alles redlich und reiflich erwogen zu haben, und nur das Rechte zu wollen, vertheidigte er sie denn auch, so lange die Richtigkeit seiner Ansicht und Meinung ihm nicht zweifelhaft ward, mit großer Lebendigkeit, doch mit Anstand und ohne Leidenschaft. Einwendungen, die auf Gründe sich stützten, gab er willig Gehör; er sah es sogar gern, wenn ihm Einwürfe gemacht und seine Vorschläge genau besprochen und erörtert wurden. Sobald er durch die ihm entgegengesetzten Gründe eines andern überzeugt ward, gab er unverzüglich und offen seine Meinung auf, und nahm seinen Antrag ohne eine Spur von Empfindlichkeit zurück.

Zur Ausführung der gefaßten Beschlüsse und wohlbegründeten Anordnungen wendete er kräftige, durchgreifende und umfassende Mittel an; es war ihm höchst zuwider, wenn auch außer seinem Geschäftskreise in irgend einer Sache nur halbe unzureichende Maßregeln ergriffen wurden. Schwierigkeiten, die der Ausführung dessen, was ihm recht und überwiegend nützlich schien, sich irgend entgegenstellten, schreckten ihn nie ab; er suchte sie vielmehr durch beharrliche Anwendung der geeignetsten Mittel hinwegzuräumen, und ließ sich dabei keine Mühe und Arbeit verdrießen.

Sowohl seine mündlichen Vorträge, als schriftlichen Ausarbeitungen waren immer streng logisch geordnet, reiflich durchdacht, alles zum Zweck Gehörige umfassend, höchst deutlich, bestimmt und überzeugend. Er hielt sehr viel

auf eine richtige, reine, fließende und lebendige Schreibart, und auch dabei bewährend, daß er der vertrauten Bekanntschaft mit den alten Sprachen einen guten Theil seiner Bildung verdanke, bemühte er sich unverdrossen und mit glücklichem Erfolg, den im Anfang seiner Amtsführung noch sehr steifen und barbarischen Geschäftsstyl zu reinigen und zu bilden. Daher feilte er nicht nur seine eignen Ausarbeitungen immer mit großer Sorgfalt aus, sondern er unterwarf auch die seiner Untergebenen einer sehr strengen Prüfung, hinsichtlich der Form wie des Inhalts. Er begnügte sich nicht damit, daß jede Ausfertigung das, was wesentlich zur Sache gehörte, enthalte, sondern er forderte auch, daß Alles in gehöriger Ordnung, mit der möglichsten Bestimmtheit und Klarheit, überhaupt gut vorgetragen sei. Sobald ihm dann irgend etwas auch nur im Ausdruck anstößig war, oder sobald er fand, daß es klarer, treffender oder gewandter ausgesprochen werden könne, änderte er es selbst ab, oder wies die Verfasser dazu an, ja oft scheute er die Mühe nicht, die Aufsätze seiner Untergebenen selbst ganz umzuarbeiten. Dieses Verfahren kostete ihm viele Mühe und manche Stunde; vielleicht übertrieb er es zuweilen und brachte den Zeitverlust, den er als Haupt und Führer eines sehr weiten Geschäftsvereins dabei erlitt, zu wenig in Anschlag; aber unverkennbar wirkte er auch so auf die Ausbildung seiner Amtsgenossen wohlthätig ein.

Bei dieser Weise seiner Geschäftsführung mußte er derselben freilich den größten und besten Theil seiner Zeit widmen, und es blieben den Freuden des Umgangs und dem Familienleben, so viel Sinn er auch dafür hatte, nur wenige Stunden, oft nur karge Augenblicke übrig, ja selbst der nöthigsten Erholung mußte er oft entbehren. Aber an sein eignes Bedürfniß immer zuletzt denkend, beklagte er sich nie über die Last der Arbeiten, und selbst wenn durch übertriebene Anstrengung seine Gesundheit geschwächt war, wenn er durch mancherlei eingebildete und wirkliche körperliche Leiden gequält ward, selbst in schwereren Krankheiten vergaß er nie seines Berufs, und sein Geist beschäftigte sich oft, auch wenn die Seinigen für sein Leben zitterten, anhaltend mit den Angelegenheiten seines Amtes. Nur bei solchem Eifer und solcher Thätigkeit war es möglich, einem vielumfassenden Posten

zu genügen und den erfolgreichen Einfluß zu gewinnen, dessen er sich freuen durfte.

Er hatte das Glück und die Kraft, seinen Geist dem gesammten Geschäftsgange, welchem er vorstand, mitzutheilen. Rastlos strebte er dahin, denselben sowohl bei der Landesregierung selbst, als bei den Unterbehörden in steter Pünctlichkeit und Raschheit zu erhalten, und sein Widerwille gegen alle Beschwerden über Verzögerung der Geschäfte ließ ihn nicht ruhen, bis er die zweckdienlichsten Vorkehrungen zur Verhütung ungebührlicher Säumniß getroffen hatte. So führte er auch hier, wie früher bei dem Oberconsistorium, wohlgeordnete Controlen ein und hielt seine Untergebenen mit Ernst und Nachdruck zur Erfüllung ihrer Dienstobliegenheiten an. So viel Geduld, Nachsicht und Schonung er schwachen Talenten bewies, so leicht zürnte er, wo er Nachlässigkeit, Unordnung und Arbeitsscheu bemerkte, und kämpfte dagegen mit unerbittlicher Strenge. Darum ward er nicht minder gefürchtet, als wegen seines natürlichen Wohlwollens, wegen seiner Freundlichkeit und Güte, selbst um seiner Strenge willen, weil sie frei von Selbstsucht und Stolz sich zeigte, aber mit einer Vertrauen erweckenden Wahrhaftigkeit und Geradheit ohne Rückhalt verbunden war, von den Guten geliebt.

Was er als Richter leistete, mit welcher Umsicht und Gründlichkeit, mit welchem Fleiß und Nachdruck er in seinem Amte wirkte, davon hat er unter andern auch ein Denkmal hinterlassen, welches bei vielen das Bedauern erregte, daß ihm zu gelehrten, schriftstellerischen Arbeiten keine Muße vergönnt war, wiewohl die Anwendung, welche er von seinen Kenntnissen im Geschäftsleben machte, weder geringerer Ehre werth, noch minder fruchtbar war. Ein wegen doppelten Ehebruchs von rechtswegen verurtheilter Mann hatte die Keckheit gehabt, bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar gegen das wider ihn von den Justizbehörden beobachtete Verfahren, welches auch auf ein Erkenntniß des Schöppenstuhls zu Jena sich gründete, eine Nullitätsklage anzubringen, und, nachdem dieses Reichsgericht ihn abgewiesen, in einer eignen Druckschrift seine Klagen öffentlich zu erneuern, die Regierung zu Gotha aufs ungebührlichste anzugreifen, auch sowohl auf Schadenersatz anzutragen, als auf die Entscheidung des Reichshofraths sich

zu berufen. Obwohl nun dieses Letztere gegen das bestehende sächsische Recht und nur eine rabulistische Ausflucht war, so hielt doch die Regierung zu Gotha es ihrer Würde gemäßer, diese Sache nach eingeholter fürstlicher Genehmigung an den Reichshofrath zu bringen. Da aber dieses Gericht unerwartet verfügte, daß dem Beklagten der Bericht sammt Erläuterungen mitgetheilt und ihm die Gegenrede gestattet sein solle, so sahe die Regierung zu Gotha sich gedrungen, die ganze Sache dem Urtheil aller Sachkundigen öffentlich vorzulegen, die gegen sie erhobenen Klagen und Beschwerden zu widerlegen und so von allem unwürdigen Verdacht sich zu befreien, zugleich aber die alten Rechte der obersten sächsischen Justizcollegien zu wahren. Der Kanzler von Ziegesar übernahm dies Geschäft selbst, und bei ununterbrochener Thätigkeit in seinen Amtsarbeiten verfaßte er ein Werk *), welches nach dem Urtheil einsichtsvoller Richter nicht nur umständlich, sondern auch gründlich, mit außerordentlicher Belesenheit und Gelehrsamkeit geschmückt, durch eindringenden Scharfsinn und umfassende Einsicht ausgezeichnet ist. Der Reichthum seiner Kenntnisse der vaterländischen Geschichte und der Rechtswissenschaft überhaupt, wie insbesondere des sächsischen Rechts, fand hier Aufforderungen zu Mittheilungen, welche man als wahre Bereicherungen der Wissenschaft rühmt, zu Erörterungen, welche, nachdem die Sache, durch die sie veranlaßt worden, längst vergessen ist, noch einen bleibenden Werth behaupten.

---

*) „Darstellung der vor dem Herzogl. Sächsischen Justizamte zu Gotha wider den Schwerdtfeger J. G. Sartorius anhängig gewesenen Untersuchung wegen eines demselben angeschuldigten doppelten Ehebruchs. Zur Widerlegung einer von dem erwähnten Sartorius bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar sich angemaßten Nullitätsklage, und daselbst übergebenen Druckschrift, unter dem Titel: Beitrag zur Kenntniß der deutschen Rechtspflege in peinlichen Sachen 1783. Wobei zugleich gezeigt worden, daß diese Sache sowohl der kundbaren Kur- und Fürstlich-Sächsischen Gerechtsame, als auch, weil schon durch ein jedes Privilegium de non appellando die Nullitätsquerel ausgeschlossen wird, keineswegs zur Cognition der höchsten Reichsgerichte qualificirt sei." Gedruckt auf Befehl der Herzogl. Regierung zu Gotha 1794. 389 S. in 4.

Während er der Gerechtigkeitspflege und seinem Richteramt mit wahrer Hingebung sich widmete, prüfte er auch die bestehenden Gesetze mit großer Aufmerksamkeit und überzeugte sich täglich mehr, wie viel in der Hinsicht zu wünschen und zu thun sei. Daß er auch um die Gesetzgebung in dem Gothaischen Lande große Verdienste sich erworben hat, wird von den Kundigen dankbar anerkannt. Da der Einführung eines neuen vollständigen und wohlgeordneten Gesetzbuches, und nicht minder einer allgemeinen Verbesserung der großen Menge vorhandener Landesgesetze zu bedeutende Hindernisse im Wege standen, so mußte er sich darauf beschränken, durch Abänderung, Erläuterung und Umarbeitung der alten, und Aufstellung neuer Gesetze die offenbarsten Mängel abzustellen, Lücken zu ergänzen, scheinbare oder wirkliche Widersprüche und Dunkelheiten aufzulösen, wozu er gern jede sich darbietende Gelegenheit benutzte. Die Zahl der innerhalb des Geschäftskreises der Herzoglichen Regierung während seines Vorsitzes erlassenen Gesetze ist bedeutend, und die meisten hat er nicht nur veranlaßt, sondern auch selbst ausgearbeitet. Man rühmt, daß sie, wie alle seine Arbeiten, durch Deutlichkeit und Bestimmtheit, Gründlichkeit und Ausführlichkeit, (welche jedoch in einigen zu weit geht) sich auszeichnen. Er mühte sich besonders, allen gesetzlichen Verordnungen die möglichste Vollständigkeit zu geben und sie so zu stellen, daß sie erschöpfend alle denkbare Fälle umfaßten. Sie gehen daher meist sehr ins Einzelne; und wenn sie selbst den Beschränkten und Ungeübten den Gebrauch erleichtern, weil sie genaue Bestimmungen für besondre mögliche Fälle enthalten, so zeigen sich doch bisweilen bei der Anwendung mancherlei Schwierigkeiten, theils weil manche Fälle durch ganz besondere Umstände sich eigenthümlich gestalten, theils weil überhaupt das Gebiet der Möglichkeit in Rechtssachen sich nie erschöpfen läßt, und ein ungewöhnlicher Fall um so mehr Bedenken erregen muß, je mehr das Gesetz, über vieles Besondere sich ausbreitend, eine geistvolle Anwendung der allgemeinen und wesentlichen Grundsätze fast beschränkt, und, je vollständiger es im Einzelnen sein soll, um so leichter eine Lücke wahrnehmen läßt.

Es mag hier kürzlich der wichtigsten und ausge-

zeichnetsten Gesetze und Verordnungen, welche er ausarbeitete, gedacht werden *).

Die Gesindeordnung (vom 24. Jul. 1797) enthält sehr umfassende und genaue Bestimmungen über den Miethcontrakt und die daraus entspringenden gegenseitigen Rechte und Verbindlichkeiten, so wie über das angemessene, möglichst abgekürzte Verfahren in den zwischen Herrschaft und Dienenden entstehenden gerichtlichen Streitigkeiten. Ueberall leuchtet der Zweck hervor, sowohl die Dienenden gegen Unbilligkeit, Härte und Bedrückung von Seiten der Herrschaften in rechtlichen Schutz zu nehmen, als jenen die gesetzlichen Schranken in Beziehung auf diese anzuweisen, und der Nachlässigkeit, Widerspenstigkeit oder Treulosigkeit entgegen zu wirken. Die Vorschriften des Preußischen Landrechts über diesen Gegenstand sind dabei sehr verständig benutzt.

Das Lehnsmandat (vom 6. Januar 1800) gibt ein vollständiges Lehnrecht für das Gothaische Land. Ausgezeichnet durch fruchtbare Anwendung der geschichtlichen Grundlage und durch genaue Begriffsentwickelungen, strebt es alle sowohl zwischen dem Lehnsherrn und zwischen den Vasallen, als zwischen den Letztern unter einander obwaltende Verhältnisse, so wie die darauf gegründeten Rechte und Verbindlichkeiten in systematischer Ordnung abzuhandeln und festzusetzen. So viel möglich sind auch über alle unentschiedene, oder nach Sächsischem und gemeinem Landrecht zweifelhafte Puncte feste und hinreichende Bestimmungen gegeben, so daß vielen Streitigkeiten und den in diesem Felde oft sehr verwickelten und langwierigen Processen vorgebeugt wird.

Die Constitution über fleischliche Verbrechen und den Kindermord (vom 29. Jun. 1804) verbreitet sich nicht nur über alle Gattungen der mit

*) Der Verfasser dieser Lebensgeschichte ist kein Rechtsgelehrter, und darf, weil allgemeine philosophische Principien bei der Würdigung des Positiven nicht ausreichen, hier am wenigsten ein eignes Urtheil sich anmaßen, benutzt aber einen für diesen Zweck ihm mitgetheilten schätzbaren Beitrag eines gründlichen theoretischen und praktischen Rechtskundigen, der selbst in dem Falle ist, bei seinem Richteramte die hier zu erwähnenden Gesetze anzuwenden.

jenem Namen bezeichneten, und über die damit in Verbindung stehenden Verbrechen (Entführung und Kindermord), sondern auch über die daraus entspringenden Privatansprüche, und über den bürgerlichen und Familienzustand der unehelich Geborenen. Sie enthält in allen diesen Beziehungen eine vollständige gesetzliche Vorschrift, und hat den doppelten Zweck, sowohl die harten bürgerlichen Strafen, welche in den älteren Gesetzen für fleischliche Verbrechen ausgesprochen waren, und welche, ungeachtet in vorkommenden Fällen darnach erkannt werden mußte, dennoch eben ihrer Härte wegen fast nie wirklich vollstreckt wurden, abzuschaffen, wobei denn auch die bis dahin übliche Kirchenbuße (freilich ohne genügende Rücksicht auf die Strafgewalt der Kirche) aufgehoben ward, als auch das unglückliche Loos, welches gefallene Weibspersonen und uneheliche Kinder gewöhnlich trifft, zu mildern und dem unnatürlichen Verbrechen des Kindermordes vorzubeugen. Man kann nicht verkennen, daß, wenn dieses Gesetz die Strafen für fleischliche Verbrechen mildert und menschlicher macht, doch weder die Verbrechen selbst als geringfügig behandelt, noch durch völlige Strafloſigkeit auf eine die Sittlichkeit gefährdende Weise begünstigt sind. Besonders wichtig und mit strenger Gerechtigkeit abgefaßt, ist der Theil der Verordnung, welcher die Privatansprüche sowohl der Geschwächten an ihren Entehrer, als des Kindes an seinen Erzeuger, und in vorkommenden Fällen an dessen Verwandte in auf- und absteigender Linie genau bestimmt, beiden die Mittel, zu ihrem Rechte zu gelangen, erleichtert, sie gegen ungebührliche Beschimpfungen sichert, den Ortsobrigkeiten Vorsorge für das Unterkommen der Gefallenen während ihrer Schwangerschaft und während des Wochenbetts, auch für Unterhalt und Erziehung der unehelichen Kinder zur strengen Pflicht macht, diese Unschuldigen unter besonderen Schutz des Gesetzes stellt, und die zweckmäßigsten Vorschriften ertheilt, um Verheimlichung der Schwangerschaft und Entbindung, besonders auch den Kindermord möglichst zu verhüten.

Hierher gehört auch die gesetzliche Vorschrift über zweckmäßige Einrichtung der Depositenbücher, durch deren Verbesserung manchem Uebel gesteuert, mancher Schade vermieden ward. Zu den gründlichsten und heilsamsten Arbeiten Ziegesars gehört aber sein, nachmals

zum Gesetz erhobener Entwurf einer neuen Wittwenversorgungsanstalt, welche er nach Vollendung vieler mühseligen Vorarbeiten und Berechnungen zum Glück besonders der Staatsdiener begründete. Die frühere bestehende Wittwensocietät (zu welcher nicht blos den Angestellten, sondern gegen Erlegung gewisser Antrittsgelder, auch allen andern Staatsbürgern der Eintritt frei stand, und die Mitglieder nach dem Maße der ihnen versicherten Wittwenpension durch Verschiedenheit des Alters beiden Ehegatten bestimmte, jährliche Beiträge entrichteten), war durch mancherlei ungünstige Ereignisse und fehlerhafte Berechnungen in so mißliche Umstände gerathen, daß die ordentliche Ausgabe die Einnahme mit jedem Jahre überstieg, und der Sturz der ganzen Anstalt zu befürchten stand. Als Vorsitzender des dieselbe leitenden Ausschusses, fühlte er sich gedrungen, einen umfassenden Plan zur Rettung und gänzlichen Umgestaltung der Anstalt auszuarbeiten, welcher wegen seiner Gründlichkeit und Zweckmäßigkeit höchsten Orts genehmigt und als Gesetz (am 10. Octbr. 1791) bekannt gemacht ward. Dadurch gewannen, nach Beseitigung der Rechtsansprüche aller frühern Mitglieder und nach bedeutender Vermehrung des Stammcapitals, beide Herzogthümer, Gotha und Altenburg, eine von da an blos für Staats- und Hofdiener bestimmte Wittwenversorgungsanstalt, welcher jeder Angestellte, sobald er eine Besoldung oder Zulage erhielt, beitreten und einen verhältnißmäßigen Procentabzug von seiner Besoldung widmen mußte, wogegen der Wittwe desselben, so lange sie im Wittwenstande blieb, und den minderjährigen Kindern bis zu erlangter Volljährigkeit ein gleichfalls genau bestimmter Theil des Gehalts als Pension zugesichert ward. Den vor Erscheinung des Gesetzes schon in Besoldung stehenden Dienern blieb billig freigelassen, ob sie in gleichem Maße für ihre Besoldung ebenfalls beitreten, oder wenn sie schon Mitglieder der ältern Gesellschaft waren, das vorige, nur noch mehr gesicherte Verhältniß zu derselben beibehalten wollten, welches letztere auch allen frühern Mitgliedern, die nicht Angestellte waren, zustand. Diese weise Einrichtung ist von den ersprießlichsten Folgen gewesen, und der Plan hat sich als vortrefflich bewährt; denn das Vermögen der Anstalt ist ununterbrochen angewachsen, so daß ihre Fortdauer kei-

nem Zweifel unterliegt, ja sogar die Procentabgabe der Theilnehmenden, als das Capital sich mehrte, herabgesetzt werden konnte.

Von einem kräftigen Gemeinsinn, und recht von dem Geiste christlicher Liebe beseelt, verbreitete Ziegesar seine wohlthätige Wirksamkeit nicht nur über die nächsten unmittelbaren Zweige seines Berufs, sondern auch, ohne in fremde Geschäftskreise einzudringen, über Alles, was zur Beseitigung allgemeiner oder besonderer Uebel, zur Förderung des gemeinen Bestens beitragen konnte. Zu den öffentlichen Anstalten, welche unter seiner Leitung ganz neu begründet, oder in ihrer Einrichtung wesentlich verbessert wurden, gehört das Frankenbergische Krankenhaus, dem wegen der Wichtigkeit seiner Bestimmung und wegen der Weisheit seiner Verfassung ehrenvolle Erwähnung gebührt.

Fräulein Louise Friederike, Freiin von Frankenberg, die mit seltner Menschenfreundlichkeit in treuer Liebesübung, in Milderung der Noth und des Elends Anderer ihren schönsten Genuß fand, dachte darauf, auch nach ihrem Tode in diesem Geiste fortzuwirken, und widmete dazu einen bedeutenden Theil ihres Vermögens, über welches sie, weil sie unverehelicht geblieben war, auch keine dringende Pflichten gegen arme Verwandte hatte, frei verfügen konnte. Sie faßte den Entschluß, zu einer bleibenden Anstalt für die Stadt Gotha noch bei ihrem Leben den Grund zu legen und eine Stiftung herzustellen, in welcher Kranke, deren Verhältnisse nicht gestatten, in ihrer Wohnung sich heilen zu lassen, die erforderliche Pflege und hinreichenden ärztlichen Beistand finden könnten. Ziegesar, der ihres vorzüglichen Vertrauens genoß, und als Vorsteher der Almosencommission mannichfache Erfahrungen gesammelt, auch als Armenfreund sich schon sattsam bewährt hatte, erhielt von ihr den gern übernommenen Auftrag, die Anstalt, welche sie im Jahre 1803 mit 18,000 Rthlr. ausstattete, einzurichten. Nach Besiegung mancher Hindernisse brachte er es dahin, daß dazu der herrschaftliche Theil des Armenhauses, und, zur Anlegung eines Gartens für die der Erholung im Freien bedürfenden Genesenden, ein nahe dabei liegender, dem Stadtrathe gehöriger Platz überlassen wurde. Die Stifterin übernahm, um das Stammvermögen der Anstalt nicht mindern zu lassen, noch beson-

ders die Kosten, welche mit der Herstellung des Gebäudes zu dem vorgesetzten Zwecke verbunden waren; zur Anschaffung der erforderlichen Geräthschaften diente ein von dem geheimen Hofrath und Leibarzt Dr. Sulzer bereits im Jahre 1799 zu solchem Behuf ausgesetztes Capital, sammt den davon gesammelten Zinsen. Unter Berathung mit Sachverständigen ward der Plan entworfen und mit Genehmigung der Stifterin in allen seinen Theilen ausgeführt. Die Anstalt, im Januar d. J. 1803 eröffnet, zeichnete sich durch ihre Zweckmäßigkeit, durch die unübertrefflichste Ordnung, Reinlichkeit und Anständigkeit aus und bot kaum dem strengsten Urtheil eine Blöße dar. Die aufgenommenen Kranken genießen, der Stiftung gemäß, Pflege, Wartung und ärztliche Hülfe und haben auch den Gebrauch der Zimmer, Betten, Wäsche und übrigen Geräthe ganz unentgeldlich, müssen aber für Nahrungsmittel, Arzeneien, Holz und Licht in der Regel, Ersatz leisten, wobei es jedoch dem Oberaufseher (dem jedesmaligen Vorsteher der Almosencommission) überlassen bleibt, nach Befinden der Umstände den Aermeren Erleichterung oder gänzlichen Erlaß der Kosten zu gewähren. Es ist ein günstiges Zeugniß für dieses Krankenhaus, daß selbst Personen höheren Ranges, wenn ihre Wohnung und sonstigen Verhältnisse ihnen keine gute Krankenpflege gewährten, unbedenklich in dasselbe sich aufnehmen ließen. Außer dem Verdienst, der Anstalt eine so vorzügliche Einrichtung gegeben und sie mehrjährig mit unermüdlicher Treue geleitet zu haben, mag dem ehrwürdigen Manne, in dessen Lebensgeschichte sie ruhmwürdig hervorleuchtet, auch das gebühren, daß er, von der Stifterin über die Ausführung ihrer wohlthätigen Absichten um Rath gefragt, sie wohl zuerst auf den Gedanken geleitet hat, gerade auf diese Weise, einem bis dahin für die Stadt Gotha sehr empfindlichen Mangel abzuhelfen.

Ueberhaupt entging ihm, während er mit unsichtigem Blick und vielumfassendem Eifer dem ganzen Lande, in welchem Gott ihn auf einen hohen Standpunct gestellt hatte, seine Thätigkeit widmete, nichts von dem, was in den nächsten Umgebungen sein Wohlwollen und seine Mitwirkung in Anspruch nahm; und wie er allen gemeinnützigen, auch den örtlichen Anstalten seine Aufmerksamkeit und Theilnahme nie versagte, so hat er der

Stadt Gotha mehr als Ein Denkmal seiner Liebe und Treue hinterlassen. Er gab dem Stadtrathe in den drei Zweigen seiner obrigkeitlichen Gewalt, Justiz, Policei und Kämmerei eine neue und unbezweifelt bessere Verfassung; er achtete auf alles, was dem städtischen Gemeinwesen ersprießlich sein, was zu dessen Verschönerung und Wohlstand beitragen konnte, so eindringend, daß nicht nur die Stadt selbst eine schönere Gestalt gewann, sondern auch mehrere, bis dahin unbenutzte Plätze auf seine Veranlassung mit Tausenden von Obstbäumen bepflanzt wurden, welche die Umgebungen zieren und die Kämmerei bereichern. Auch durch mancherlei policeiliche Maßregeln und Anstalten, welche zum Theil von diesem Mittelpuncte aus über das ganze Land sich verbreiteten, förderte er der Stadt gemeines Bestes.

Das Policeiwesen behandelte er in allen Zweigen mit besonderer Rücksicht und Sorgfalt; und wie dasselbe damals noch wenig von dem an sich hatte, was es nachmals unter ungünstigen Zeitverhältnissen, besonders unter der französischen Herrschaft, so verhaßt gemacht hat, daß selbst an den Namen die unangenehmsten Nebenvorstellungen sich anschließen, wie es damals vielmehr nur von seiner vorsorgenden, schützenden und bewahrenden Seite, nicht sowohl als eine Schreck- und Strafanstalt, sondern als ein väterliches, über Wohlstand und Sicherheit, gute Ordnung und Sitte wachendes Hausregiment sich darstellte, so bot es Ziegesar's Neigungen und Bestrebungen einen sehr angemessenen Wirkungskreis dar, in welchem er denn auch mit dankenswerthen Erfolgen arbeitete. Er hatte zu viel Ehrfurcht vor der Gerechtigkeitspflege, und vor der menschlichen Freiheit, zu viel Achtung vor den naturgemäßen und vernünftigen Schranken der Gewalten im Staate, zu viel Scheu vor Verletzung irgend eines Rechts, zu viel Widerwillen gegen alle Willkür, als daß er in Gefahr kommen konnte, die Grenzen der policeilichen Gewalt zu überschreiten, oder durch dieselbe in die wohlgeordnete Verfassung des Ganzen, in die gesetzlichfreien Verhältnisse der einzelnen Staatsbürger störend einzugreifen. Un so richtete sich seine Thätigkeit, als Vorstehers der Policei, ungeachtet der Strenge seiner Grundsätze und seiner Handlungsweise, doch meist auf Erhaltung alter und Gründung neuer Einrichtungen, welche das allgemeine Wohl bezweckten,

so wie auf Bewahrung derjenigen Ordnung, auf welcher eben so sehr in dem großen Staatshaushalte, wie in dem Familienleben, der sichere Bestand des Guten, das Fortschreiten zum Bessern, überhaupt alles Gedeihen wesentlich beruht, in welcher Hinsicht die Policei am wohlthätigsten wirken kann.

Viele Sorge und Mühe verursachte ihm besonders die traurige Fruchtsperre, welche damals in den deutschen Staaten nur zu sehr an der Tagesordnung war, und bei welcher die einzelnen Bestandtheile des Vaterlandes meist weniger durch ein gemeinsames heiliges Band verbunden, als einander fremd, ja feindselig entgegengestellt erschienen. So sehr die Grundbesitzer, freilich meist nur aus eigennützigen Gründen, dieser Maßregel abgeneigt waren, so laut und nachdrücklich, ja ungestüm ward sie von der Mehrheit der Stadtbewohner, welche, bei dem drückenden Steigen der Getreidepreise, sie als das einzige Rettungsmittel betrachteten, gefordert, und konnte um so weniger vermieden werden, als der einzelne, zumal der kleinere Staat, von den Verfügungen der Nachbarstaaten sich nie ganz unabhängig machen kann. Ziegesar war kein Freund einer den freien Verkehr hemmenden Veranstaltung; wenn aber, wie es fast den ganzen Zeitraum hindurch, während welches er der Landesregierung vorstand, der Fall war, die benachbarten Staaten die Fruchtsperre verfügten und dadurch die Zufuhr dem Herzogthume Gotha abschnitten, dann blieb ihm nichts übrig, als gleiche Vorkehrungen zu treffen, um wenigstens die im Lande befindlichen Vorräthe demselben zu erhalten. So oft aber die Umstände dies geboten, bemühte er sich, mit den Nachbarstaaten dahin übereinzukommen, daß zwischen ihnen und dem Herzogthum Gotha wechselseitig der Fruchtverkehr entweder völlig oder doch unter erträglichen Beschränkungen freigegeben, und die Sperre nur gegen die im Verband nicht begriffenen Staaten angewendet ward. Größtentheils glückten ihm die Unterhandlungen, und durch die von ihm abgeschlossenen Verträge wurde der nicht ganz abzuwendende Druck wenigstens gemildert.

Wenn man sowohl die Menge der von ihm veranlaßten und großentheils selbst ausgearbeiteten Policeiverfügungen erwägt, und dazu weiß, daß er sich nie dabei beruhigte, etwas befohlen zu haben, sondern für die

Ausführung selbst sorgte, über Alles Bericht erstatten ließ, selbst gern nachsah, wie seine Untergebenen handelten, so scheint es fast unbegreiflich, wie Ein Mann so Vieles in sich vereinigen konnte. Wie wenig ihm irgend etwas, das seinem Berufskreise angehörte, zu klein oder geringfügig war, als daß er sich damit befassen mochte, wie er vielmehr mit einem ganz eigentlichen Talent, ja mit Neigung (die in strenggewissenhaften Männern auch wohl für die minderangenehmen Amtspflichten erwacht,) das Besonderste und das Allgemeine umfaßte, davon liegen viele Beweise vor. So unterzog er sich (um nur Einiges zu erwähnen) der Umarbeitung und zweckmäßigern Einrichtung mehrerer Innungsmatrikeln, ließ unter eigner Aufsicht eine genaue Backprobe zum Behuf der Bäckertaxen aufstellen, auch sehr genaue Normalmaße und Gewichte fertigen, und übernahm selbst die Aufsicht über eine Speiseanstalt, aus welcher den unter dem Drucke der Zeit seufzenden Armen gesunde und kräftige Nahrung gereicht ward, wobei er den Kampf mit dem Vorurtheil derer, welche die Wohlthat empfingen, nicht scheute.

Auszuzeichnen ist aber besonders noch eine Maßregel seiner policeilichen Wirksamkeit, die Verbesserung der Feuerlöschungsanstalten, denen er eine, nun durch vieljährige Erfahrung bewährte Einrichtung gab. Durch Beharrlichkeit und verständige Benutzung der Umstände und Hülfsmittel brachte er, nach Ueberwindung vieler Schwierigkeiten, es dahin, daß allmählig sämmtliche Ortschaften des Landes, deren Aerarien nur irgend dazu vermögend waren, gute, großentheils mit Windkörpern, Zubringern und Schläuchen versehene Feuerspritzen anschafften. Er führte dabei den glücklichen Gedanken aus, daß bei allen Spritzen des Landes die Schläuche und insbesondere die daran befindlichen Schrauben ganz gleichförmig gemacht werden mußten, um erforderlichen Falls bei jeder Spritze die zu andern gehörigen Schläuche brauchen, auch diese von mehrern Spritzen zusammenschrauben, und auf diese Weise das Wasser auch an die entferntesten Puncte leiten zu können. An jedem Orte ward eine eigne Spritzenmannschaft aufgestellt, diese mit der Einrichtung der Spritzen genau bekannt gemacht, zur Bedienung derselben sorgfältig angewiesen und öfters darin geübt. So setzte er die Löschungs- und Rettungs-

anstalten im Gothaischen Lande in einen ausgezeichneten, musterhaften Zustand, und wenn gleichwohl dort sehr heftige Feuersbrünste gewüthet haben, so lag, wie erwiesen ist, der Grund davon nicht in Mängeln der Anstalten, sondern in Umständen, deren Verderblichkeit durch keine allgemeine Maßregel zu beseitigen war.

In den letzten Jahren seiner Amtsführung entwarf er noch den Plan zur Errichtung einer Policeimiliz, deren Mannschaft, mit Pferden versehen, theils an verschiedenen Orten des Landes, wie es die Umstände erfordern würden, sich aufhalten, theils fortwährend das Land nach allen Richtungen durchstreifen und hauptsächlich die Sicherheitspolicei bezwecken, dabei aber auch auf alle andere Policeigegenstände ein wachsames Auge haben sollte. Diesen Plan konnte er zwar nicht selbst zur Ausführung bringen, weil mehrere nicht zu beseitigende Hindernisse, besonders die Kriegsunruhen der Jahre 1805 und 1806 dazwischen traten; nach Niederlegung seiner Geschäftsverwaltung ist derselbe aber, nur im Namen und in Nebenpuncten verändert, durchgesetzt worden und hat dem Lande unbezweifelten Nutzen gebracht.

So vieles leistete der unermüdlich thätige und gewissenhafte Mann in einer eben nicht langen Reihe von Jahren und wußte dabei unter manchen Störungen und körperlichen Leiden auch noch Zeit für Angelegenheiten, welche ihn bisweilen lange von seinem Platze entfernten, für neue Berufspflichten und für einige erheiternde Beschäftigungen seines Geistes zu gewinnen.

Schon im Jahre 1773 hatte er in Gesellschaft seiner Schwägerin und seines Schwagers von Thümmel und dessen Bruders (des bekannten Dichters), eine Reise nach Amsterdam und Paris gemacht, von der er, mit Kenntnissen, Lebensansichten und Erfahrungen bereichert, zu erhöhter Wirksamkeit heimkehrte. Die Lebhaftigkeit seines Geistes und seine scharfe Beobachtungsgabe, die nicht leicht etwas Bemerkenswerthes unbeachtet ließ, setzten ihn in den Stand, überall, wohin der Weg ihn führte, eine reiche Ausbeute für das Leben und für seinen Beruf zu sammeln, während er zugleich den nächsten Zweck der Reise mit Glück verfolgte und in der unerschöpflich witzigen und frohen Laune des Dichters, welcher nur der heitern Unterhaltung der Reisegesellschaft

sich zu widmen schien, immer neue Erholung und Ergötzung fand. Bis ans Ende seines Lebens erinnerte er sich mit wahrhaft jugendlicher Phantasie und mit sichtbarem Vergnügen jenes Wanderjahres.

Zu Reisen dieser Art fand er in seinem spätern Geschäftsleben nicht wieder Muße; und ungeachtet er bei anhaltender, oft erschöpfender Thätigkeit der Erholung gar sehr bedurfte, so erlaubte er sich kaum während der Ferien einen kurzen Aufenthalt auf seinem Landgute, und auch dahin begleiteten ihn seine Arbeiten. Selbst eine kurze Abwesenheit von seinem Berufskreise nahm nachher immer wieder eine verdoppelte Thätigkeit in Anspruch; und wenn außerordentliche Aufträge und Geschäfte ihn von Gotha entfernten, setzte sein Eifer, alles indeß Verzögerte und Zurückgebliebene nachzuholen, ja die in seiner Abwesenheit von Andern vollendeten Arbeiten sorgfältig durchzusehen, um über den ganzen Umfang seiner Amtsführung immer eine möglichst vollständige Uebersicht und genaue Kunde zu behalten, ihn der Gefahr aus, seine schwache Gesundheit völlig aufzuopfern. Einige solcher außerordentlichen Aufträge, welche ihn zum Theil auf längere Zeit aus seinen Amtsgeschäften herausrissen, verdienen hier um so mehr erwähnt zu werden, als sie, in Folge seiner Gewissenhaftigkeit und Einsicht, meist durch den glücklichsten Erfolg gekrönt wurden, aber auch noch einleuchtender bewiesen, was ein tüchtiger und treuer Mann, wenn er mit seiner Zeit weislich hauszuhalten versteht und in seinem irdischen Wirken dem mit Liebe umfaßten Beruf alles Uebrige untergeordnet hat, zu vollbringen vermag.

Als der Markgraf zu Brandenburg-Anspach und Kulmbach gegen den Magistrat der Reichsstadt Nürnberg geklagt, daß durch zwei von dessen Beamten zu Lauf in den ohnweit davon gelegenen Orten Diepersdorf und Laimburg landfriedensbrüchige Thätlichkeiten ausgeübt worden, und der Kaiser dem Herzog von Gotha den Auftrag ertheilt hatte, mit kaiserlicher Vollmacht und Gewalt die Sache genüglich zu untersuchen und sodann die geschlossenen Acten mit einem beiräthlichen Gutachten und Bericht einzusenden, ordnete der Herzog zu diesem Geschäfte seinen damaligen Hofrath von Ziegesar als Subdelegirten ab, welcher im April d. J. 1777 mit dem Legationsrath von

Hoff sich nach Schönberg, einem Anspach'schen Schlosse, begab, von wo aus die Untersuchung geführt ward. Es war ein verwickeltes und verdrießliches Geschäft, über dessen Beendigung erst im Julius 1778 der Hauptbericht mit der, dem Beauftragten eignen Genauigkeit und Gründlichkeit erstattet werden konnte.

In demselben Jahre erhielt er gemeinschaftlich mit dem damaligen Kammerrath von Thümmel den Auftrag, die Grenzirrungen, welche zwischen dem Gothaischen Amte Schwarzwald und der Churſächsischen Herrschaft Schleusingen obwalteten, auszugleichen. Ein ähnlicher Auftrag, veranlaßt durch verjährte Irrungen zwischen den Churfürstlichen und Herzoglichen Theilhabern an der ehemaligen Grafschaft Henneberg, um so schwieriger und mühseliger, als schon seit dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, von den Sächsischen Häusern wiederholte, immer vergebliche Conferenzen deshalb veranstaltet worden waren, nöthigte ihn zu vielen zeitraubenden und beschwerlichen Untersuchungen, bei welcher seine gründliche Kenntniß der vaterländischen Geschichte, so wie des Deutschen Staatsrechts abermals die ersprießlichsten Dienste leistete.

Sein glückliches, sowohl in seinen Amtsverhältnissen, als auch aus besonderem Vertrauen oft in Anspruch genommenes Talent, verwickelte Sachen zu entwirren, Dunkelheiten aufzuhellen und veraltete Streitigkeiten zu schlichten, bewährte sich auch bei den von seinem Hofe ihm und dem verdienstvollen Minister von Thümmel, von dem Herzogl. Coburgschen Hofe aber dem Minister von Kretschmann im Jahre 1805 anvertrauten Unterhandlungen, deren günstiger Erfolg die über die endliche völlige Absonderung der Herrschaft Saalfeld von dem Herzogthume Altenburg, und über den Austausch des Gothaischen Antheils an dem Amte Themar, gegen den Coburgschen Antheil von Römhild abgeschlossenen Verträge war.

Aber seine Wirksamkeit sollte noch mehr sich erweitern. Schon früh *) war er Beisitzer des gemeinschaftlich Herzogl. Sächsischen Hofgerichts zu Jena geworden, und hatte, wie er nichts blos halb oder lässig treiben

*) Am 12. März 1774.

konnte, bei den in jedem Jahre viermal wiederkehrenden Versammlungen dieses Gerichts sich so bewährt, daß alle Mitglieder desselben mit Freuden ihn als ihren Vorsitzer begrüßten, da er zum Hofrichter ernannt und feierlich eingeführt ward *), in welchem Amte er auch bis an's Ende seines Lebens blieb. Dazu war er Beisitzer des Ober-Steuer-Collegiums zu Altenburg **), der Waisen- und Zuchthaus-Commission ***), und wie der Wittwen-, Societäts-, so auch der Almosen- und der Bau-Commission. Der unvergeßliche und wahrhaft ehrwürdige Herzog Ernst, der als ein Vater seines Landes die erhabensten Fürstentugenden übte, und Geist genug hatte, um aus seinen Dienern die tüchtigsten Männer auszuwählen, berief ihn, obwohl er nie dessen Günstling war, mit der ihm unveränderlich bewiesenen Achtung und mit einem beide ehrenden Vertrauen endlich auch zum Mitglied des Ministeriums, mit Sitz und Stimme ****), und der geistreiche Herzog August ernannte ihn zum wirklichen Geheimen-Rath *****).

Es mag auch als ein Zeichen der öffentlichen und unzweideutigen Anerkennung seines Werthes angeführt werden, daß ihn im Jahre 1805 in Abwesenheit des damaligen Generallandschafts-Directors, Grafen Einsiedel, ungeachtet seiner ministeriellen Verhältnisse, der Vorsitz beim Landtage zu Altenburg anvertraut ward, und es war nur die Frucht seines immer regen und durchgreifenden Eifers, wenn dieses neue Verhältniß ihm manche heiße Stunde, und die schmerzliche Erfahrung, von einigen seiner Mitstände verkannt und gemißdeutet zu werden, bereitete.

Seine ministerielle Laufbahn war um so schwieriger, als er mit derselben fortwährend sein Kanzleramt, also die Leitung aller Geschäfte der Herzogl. Landesregierung verband, und gerade in den trübsten und wechselreichsten Zeiten des deutschen Vaterlandes für das Wohl des Herzogthums nach seinem einflußreichen Standpuncte mitzuwirken berufen war. Aber besonders in so schweren

---

*) Am 6. März 1793.
**) Seit 1780.
***) Seit den 2. Mai 1780.
****) Am 30. Januar 1796.
*****) Am 7. Mai 1804.

Zeiten bedurfte man Männer von solcher Klarheit und Einsicht, von solcher Regsamkeit und Gewandheit, von solcher Gewissenhaftigkeit und Selbstaufopferung, wie er war, der mit gründlicher Kenntniß der innern und äußern Verhältnisse die reinste und wärmste Vaterlandsliebe vereinigte. Wo kräftiges Wirken Noth war, durfte man auf ihn rechnen; wo es darauf ankam, einen entscheidenden Entschluß zu fassen, griff er umsichtig und nachdrücklich ein; wo Verlegenheiten eintraten, hatte er vieles schon zuvor bedacht; wo die Umstände überraschten, fehlte es ihm weder an Geistesgegenwart, Ruhe und Muth, noch an Selbstverläugnung und Festigkeit, mit Rath und That Unheil abzuwenden und des Landes Bestes wahrzunehmen. Sein heller Blick verfehlte nicht leicht den rechten Gesichtspunct; seine durch Eitelkeit und Selbstsucht nicht getrübte Unbefangenheit ging leicht und willig auf die Ansichten Anderer ein, und ließ ihn bessern Rath, auch wenn derselbe gegen seine frühere Meinung war, offen anerkennen; seine reiche und vielseitige Erfahrung zeigte ihm auch in den schwierigsten Fällen Mittel und Wege genug, die immer wohlmeinenden Absichten seines Fürsten und die wichtigsten Angelegenheiten des Landes zu fördern; die Offenheit, Geradheit und Wahrhaftigkeit seines Wesens, dem jede Falschheit, wie jede Menschenfurcht fremd, jedes scheue und ängstliche Zurückhalten der eignen Meinung, jedes Verhehlen der wohlerwogenen Ueberzeugung zuwider, und jede Art von Unlauterkeit oder Unwahrheit durchaus verhaßt war, gestattete ihm ein freies und folgereiches Wirken; die Achtung und das Vertrauen, welche die Behörden ihm nicht versagten, und die öffentliche Meinung laut aussprach, vergönnten ihm ungesucht einen bedeutenden Einfluß, welchen er überall, wo es nicht persönlichen Vortheil, sondern der allgemeinen Wohlfarth galt, zu behaupten wußte. Man fand ihn allezeit auf dem geraden Wege der Pflicht, nie auf eignen, immer auf des Ganzen Nutzen bedacht, unablässig beschäftigt für den ganzen Umfang seines Berufs, stets bemüht, dem Guten und Löblichen Bahn zu machen, heimliches und öffentliches Unrecht zu bekämpfen. Er kannte und ehrte die Gewalt der öffentlichen Meinung, und wußte sie für die Maßregeln der Regierung zu gewinnen, ohne ihr sklavisch zu huldigen, oder eine ungebührliche Nachgiebigkeit

zu beweisen, oder nach Beifall zu haschen. Seine Wohnung stand Allen offen, die ein eignes oder allgemeines Anliegen anzubringen hatten; selbst unter den dringendsten Berufsarbeiten hörte er geduldig und willig Jeden, auch den Geringsten an, machte von vertraulichen Mittheilungen oder von begründeten Vorstellungen den geeigneten Gebrauch, und wie er seine Ansicht nicht für untrüglich hielt, so blieb er auch für Belehrung immer empfänglich. Eine bescheidene, gemäßigte Rede- und Schreibfreiheit hätte er gern, in einem viel weiterm Umfange, als sie damals noch gefordert oder gestattet ward, Allen gewährt, weil er darin ein Mittel erkannte, den Behörden über Verhältnisse, welche ihnen sonst verborgen oder dunkel blieben, Aufschluß zu geben. Darum schützte er auch ein freies Wort, wenn es nur aus redlichem Herzen kam und die Wahrheit auf seiner Seite hatte; darum vertheidigte er auch den damals vielangefochtenen Herausgeber der Nationalzeitung und des deutschen Anzeigers gegen immer erneute Beschwerden und Anklagen, und wenn er Vorsicht empfehlen mußte, ließ er doch nicht zu, daß Zeitschriften unterdrückt würden, welche unverkennbar nur die Absicht hatten, das deutsche Volk über seine häuslichen und öffentlichen Angelegenheiten aufzuklären, Wahn, Vorurtheile und Aberglauben, ungerechte Gewalt und Mißbräuche zu bestreiten und für das Gute zu erwärmen.

Die französische Staatsumwälzung, welche auch in Deutschland einen, den großen Hoffnungen und Besorgnissen, die sie erregte, und ihrem gewaltigen Fortschritt angemessenen, ungemeinen Einfluß äußerte, und viele Staatsmänner, die durch sie in den hergebrachten Ansichten und in dem gewohnten bequemen Gange mächtig erschüttert wurden, so wie Alle, die über den heutigen Tag und über ihren engsten Kreis etwas herausblickten, unwiderstehlich bewegte, konnte Ziegesar's Urtheil nicht verwirren, und ihn so wenig zur Theilnahme an ängstlich mißtrauischen, das deutsche Volk verkennenden, von Verdacht und Furcht eingegebenen Maßregeln, welche Unkundigen und Furchtsamen nöthig schienen, als zu unbesonnenem, seinem Standpuncte und seinem hellen Blicke widersprechendem Beifall verleiten. Die ungeheuren Folgen, welche aus diesem großen Trauerspiel des politischen Fanatismus hervorgingen, sah er freilich so

wenig, als andere hellsehende Männer voraus; aber er ahndete große Entwickelungen und verkannte nicht die Nothwendigkeit, in einer so tief bewegten und verhängnißvollen Zeit um so besonnener die öffentlichen Verhältnisse festzustellen, die Gemüther zu beruhigen, und gleich fern von schwacher Nachgiebigkeit und von erbitternder Strenge, allmählig auch die Befangenen und Widerwärtigen mit der bestehenden, den Fortschritt zum Bessern nicht ausschließenden, aber gegen drohende Uebel verwahrenden Ordnung der Dinge zu versöhnen. Er wirkte in dieser Zeit um so wohlthätiger, als sein trefflicher Herr, der Herzog Ernst, kein müßiger Zuschauer der allgemeinen Bewegung bleiben, und bei dem tiefen Sinn für gesetzliche Ordnung, der seine wahrhaft Fürstliche Seele sich selbst mit unwandelbarer Strenge unterwarf, bei seiner Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Verhältnisses zwischen Fürst und Volk, bei seinem entschiedenen Widerwillen gegen alle Willkühr, Ungesetzlichkeit und Gewaltthat, den von fern drohenden Sturm und die Verwirrung der Gemüther voll Schmerz und Besorgniß betrachtend, wohl zu bedenklichen Schritten gestimmt werden konnte. Das hohe, immer wache Gerechtigkeitsgefühl des edlen Fürsten verhüthete, ohne fremdes Zuthun, despotische Schritte; Ziegesar aber wirkte redlich mit, das ernste, oft trübgestimmte Gemüth seines verehrten und geliebten Herrn zu beruhigen, und unzeitige Maßregeln, welche anderwärts beliebt wurden, abzuwenden.

Indeß tobte das Unwetter in der Ferne verheerend fort; die Wogen eines zerstörenden Krieges brausten immer näher heran; die deutschen Fürsten mußten immer von neuem zum Kampf sich rüsten, immer neue Opfer bringen, darum ihren Unterthanen größere Lasten auflegen. Auch das Herzogthum Gotha konnte, obwohl es eines wohlgeordneten Staatshaushaltes sich freute, und durch weise Sparsamkeit und Beförderung der Betriebsamkeit in vorzüglichem Wohlstand sich befand, von den Leiden der Zeit nicht verschont bleiben, zumal der Herzog mit großem Eifer seine Pflichten als deutscher Reichsfürst zu erfüllen bemüht war. Da galt es denn ungewöhnlichen Anforderungen und außerordentlichen Bedürfnissen zu genügen, zugleich aber den damit verbundenen Druck den Staatsbürgern möglichst zu erleichtern, und wie zu

einem kleinen Haushalt sich große Sorgen gesellen können, mindermächtige Staaten aber durch ihre Verhältnisse nach Außen, auch im Innern oft gehemmt, zu unzähligen Rücksichten genöthigt sind, so stellte jene Zeit den Fürsten sammt ihren Räthen keine leichte Aufgabe. Um so dankbarere Anerkennung gebührt jenen Männern, welche, so viel es von Menschen abhing, durch solche Stürme das Staatsschiff mit kluger und fester Hand, auch im Ganzen wohlbehalten, hindurchsteuerten.

Der Herzog Ernst hatte zum Glück seines Landes den hochverdienten Minister von Frankenberg sich zur Seite gestellt, einen Mann von seltnen Talenten, vielseitiger Bildung und großen Tugenden, der bis ins späte Greisenalter, auch unter Herzog August, an der Spitze der Geschäfte stand, und mit Kraft und musterhafter Treue seinen Posten behauptete. Mit ihm blieb Ziegesar, als der jüngere Minister, in jenem freundlichen Verhältnisse, durch welches nicht nur den Amtsgenossen selbst ihr Leben und Wirken erleichtert, sondern auch der Gang der Geschäfte, die nur im Einverständniß ihrer Führer gedeihen, am sichersten gefördert wird. Er, der fremdes Verdienst gern anerkannte, und bei seinem redlichen Willen und raschen Eifer frei von Anmaßung war, ehrte aufrichtig den bejahrteren Mann, erlaubte sich keinen bedeutenden Schritt, ohne mit demselben sich berathen zu haben, und vermied Alles, was einige, auch wohl zwischen edle Menschen tretende Eifersucht hätte erwecken können. Beide verband gegenseitige Achtung und ein ununterbrochenes Vertrauen bis an's Ende, und als treue Freunde gegenseitig bewährt, tauschten sie in regelmäßig fortgesetztem Briefwechsel, ihre Ansichten und Pläne auch dann noch aus, als Ziegesar's Abgang von Gotha ihr gemeinsames Wirken unterbrach.

Denn seine körperlichen Leiden mehrten sich mit den Jahren unter der Last überhäufter Arbeiten und Geschäfte. Schon im Jahre 1806 von einer schweren Krankheit ergriffen, mußte er auf einige Wochen Erholung auf seinem Landguthe suchen, und als der in dessen Nähe beginnende Krieg ihn von dort vertrieb, weiter ziehen. Er ging nach Schlesien zu einer geliebten Tochter, die dort vereheligt war, und da die Belagerung Breslau's begann, von dort durch Böhmen in die Heimath zurück. Eine langwierige und gefährliche

Krankheit fesselte ihn im Jahre 1807 abermals auf mehrere Monate an Zimmer und Bett, und hemmte seine Thätigkeit. Als die Gefahr vorübergegangen, die Genesung endlich eingetreten war, forderten die Aerzte, wenn nicht die traurigsten Rückfälle kommen sollten, eine gänzliche Zurückgezogenheit von allen Geschäften auf mehrere Monate. Er mußte sich entschließen, einen halbjährigen Urlaub zu nehmen, und begab sich, nachdem er Karlsbad besucht hatte, in die ländliche Stille seines Gutes Drakendorf, ohne die thätige Theilnahme an den Landesangelegenheiten aufzugeben. Hier entschied sich immer mehr die Neigung und der Entschluß, den Abend seines thätigen Lebens im Kreise seiner Familie unter den erheiternden Umgebungen seines schönen, von ihm mit Liebe gepflegten Rittersitzes zuzubringen, bis der Herr ihn abriefe von seinem Tagewerke. Seine Dienstverhältnisse und die angestrengte Thätigkeit, die er denselben widmete, hatten bis dahin die Freuden, welche ein glückliches Familienleben ihm darbot, ihn nur kärglich genießen lassen. Meist erst in den spätesten Abendstunden war er unter den Seinigen erschienen, und auch dann war seine Seele so voll von seinen Berufsarbeiten, daß er am liebsten von diesen, so weit es zulässig war, zu reden pflegte. Der Erziehung und Bildung seiner Kinder hatte er zwar alle, nach seinen Verhältnissen mögliche Sorgfalt und Aufmerksamkeit gewidmet, aber auch dabei mehr die Pflicht geübt, als den Genuß gesucht. Die Erziehung war vollendet; Söhne und Töchter hatten fast alle schon das väterliche Haus verlassen; schon wuchsen hoffnungsvolle Enkel heran. Tiefer fühlte er bei seiner Kränklichkeit das Bedürfniß, endlich auch sich und den Seinigen, die er mit der innigsten Liebe umfaßte, zu leben.

Da traf ihn der härteste Schlag, mitten unter den Vorbereitungen zu seiner neuen häuslichen Einrichtung. Vierzig Jahre lang *) hatte er in der glücklichsten Ehe mit Magdalena Augusta, geborne von Wangenheim **), aus dem Hause Sonnenborn, gelebt. Die fromme und treue Lebensgefährtin litt lange an

*) Seit dem 19. März 1769.
**) Geboren am 3. October 1751.

schmerzlichen Uebeln, und die sich mehrende Gefahr bestimmte ihn, mit ihr und der einzigen noch im älterlichen Hause verweilenden Tochter nach Jena zu ziehen, um den nahen Beistand geschickter Aerzte nicht zu entbehren. Aber Hülfe war nicht mehr möglich; nach langen Leiden endete das schöne Leben der geliebten Gattin *), und obwohl die Kraft seines Glaubens ihm Ergebung lehrte, und der Trost einer nahen Wiedervereinigung im höheren Vaterlande ihn aufrecht erhielt, beugte dieser Verlust ihn doch so sehr, daß er zur Rückkehr in die alten Umgebungen, welche sie ihm erheitert und verschönt hatte, und in sein Geschäftsleben sich noch weniger geneigt fühlte. Er bereitete ihr mit bewunderungswürdiger Fassung die Ruhestätte in Drakendorf, und neben ihr sogleich die seinige, fest entschlossen den Rest seiner Tage in deren Nähe zu verleben, und mit dem nahen Tode noch inniger sich zu befreunden.

Er kehrte nicht mehr nach Gotha zurück, sondern ging auf seinen Landsitz, nachdem er **) die Entlassung von seinen Aemtern schon vorher gesucht, und auf die ehrenvollste Weise, mit Beibehaltung seiner Besoldung, erhalten hatte. Nach drei und vierzigjährigen anerkannten, vielseitigen und treuen Diensten durfte er diesen Ehrengehalt um so unbedenklicher annehmen, als er im Staatsdienste sich nicht nur nicht bereichert, sondern sogar einen nicht geringen Theil seines Erbes aufgewendet hatte, ohne für sich und die Seinigen einen unnöthigen Aufwand gemacht, oder je an verschwenderischem Prunk Wohlgefallen gehabt zu haben. Denn für sich selbst bedurfte er wenig; aus Grundsatz übte er die strengste Mäßigkeit in allen Genüssen, wozu auch seine Kränklichkeit ihn aufforderte; er that Vielen Gutes und die löbliche alte Gastfreiheit herrschte in seinem Hause ohne Ueppigkeit und Verschwendung, nur mit Anstand und mit einer seinen Verhältnissen angemessenen Würde. An sich selbst und an eignen Vortheil, ja an eignes Bedürfniß hatte er immer zuletzt gedacht, und in unablässiger Sorge und Wirksamkeit für die öffentlichen Angelegenheiten bei der pünctlichsten und bis ins Kleinste hin-

*) Am 24. März 1809.
**) Gegen Ende d. J. 1808

abgehenden Aufmerksamkeit auf diese, sich kaum einige Zeit gegönnt, das Beste seines Haushaltes wahrzunehmen. Er war einer von den seltenen Männern, welche das Gebot der Liebe, nicht das Eigene zu suchen, besonders auch bei ihren Berufsarbeiten, im ganzen Umfange üben, das Eigene überall dem Allgemeinen nachsetzen, nur in beständiger Aufopferung für ihre Pflicht und für das Wohl des Ganzen sich selbst genügen.

So konnte er aber auch aus seinen Amtsverhältnissen nicht allein mit unbeflecktem Gewissen scheiden, sondern auch mit dem getrosten Bewußtsein, daß er mit dem reichen, ihm anvertrauten Pfunde für seine Mitbürger redlich gewuchert, was er vermocht, gewissenhaft geleistet, die Treue, die er bei seinem ersten Amtsantritte, Gott, seinem Vaterlande, seinem Fürsten und sich selbst gelobt hatte, unverbrüchlich gehalten habe. Darum blickte er auch ohne Schmerz, ohne Vorwurf auf die Opfer, welche er von dem Eigenen seinem Berufe gebracht, zurück, und lebte des Glaubens, daß er damit seinen Kindern und Enkeln einen höheren und bleibenderen Segen hinterlasse, als wenn er für Erhaltung und Mehrung des väterlichen Erbes eifriger bemüht gewesen wäre.

Ihm ward auch das, manchem andern verdienstvollen Manne versagte Glück zu Theil, daß die allgemeinste und wärmste Anerkennung seines Werthes und seiner Verdienste die unzweideutigsten Aeußerungen der Achtung, Verehrung, Dankbarkeit, von Hohen und Niedern, ihm in seine ländliche Muße nachfolgten. Laut sprach, als sein unabänderlicher Entschluß bekannt geworden, die lebhafteste Theilnahme daran, und das Gefühl sich aus, welchen Verlust der Staat erleide. Es war in der That die allgemeine Stimme, und die in diesem Falle ganz einmüthige öffentliche Meinung, wenn der Herausgeber der „Nationalzeitung der Deutschen" in dem Denkmale, welches er in dieser Zeitschrift *), dem von Gotha Geschiedenen errichtete, ihm nachrief: „Mögen alle die Bilder des Guten, das er that und zu thun strebte, ihn umschweben, und ihm

*) Nationalzeitung der Deutschen. 48. Stück vom 1. December 1808.

den Abend seines mühevollen Lebens erheitern! Dankbar begleiten ihn die Verehrung und die besten Wünsche redlicher Vaterlandsfreunde nach seinem Landsitz, wo er Felsen und Steinhaufen in fruchtbare Gärten umschuf."

In der That war sein Drakendorf, von der Natur mannichfach begünstigt, durch ihn ein höchst anmuthiger Wohnort geworden. Kaum zwei kleine Stunden von Jena entfernt, auf drei Seiten von Bergen umkränzt, auf der vierten eine freie schöne Aussicht auf die am Flusse sich hinziehenden grünen Wiesen und jenseitigen waldbewachsenen Berge darbietend, besitzt es alle Reize des schönen Saalthales, und die auf naher Höhe thronenden Ruinen der zu dem Gute gehörigen Lobdaburg erhöhen den romantischen Charakter der Gegend. Schon in frühern Jahren hatte der umsichtige, für die Schönheiten der Natur und der Kunst empfängliche und feingebildete Besitzer diesem theuren Erbgute alle Aufmerksamkeit und Sorgfalt gewidmet, welche seine mannichfaltigen Berufsgeschäfte zuließen. Ein nicht gar fern vom Schlosse stehender Birnbaum, von ungewöhnlichem Alter, seltner Größe und Schönheit, erregte zuerst den Wunsch, bis zu demselben einen schattigen Laubgang anzulegen. Bald entwickelte der erste Gedanke sich weiter, und es entstand binnen wenig Jahren ein großer, schöner Garten, der dicht am Wohnhause beginnend, und weithin bis zu freundlichen Wiesen, Feldern, Hügeln und Feldwegen sich ausdehnend, die herrlichsten Obstpflanzungen, schattiges Gebüsch, Gartenland und Fruchtäcker mit vielen anmuthigen Plätzen umschloß, und mit jedem Jahre sich verschönerte, so daß auch Fremde gern zu diesen heitern Anlagen wallfahrten. Aber auch außer den Gränzen dieses Gartens fand der regsame und schöpferische Geist des Erbherrn Raum und Aufforderung zu neuen zweckmäßigen Anlagen, welche nicht nur der ganzen Umgegend neue Schönheit verliehen, sondern auch wesentliche Verbesserungen des Gutes selbst waren. So oft er einige Ferienwochen hier verlebte, waren die Mußestunden diesen Anlagen gewidmet, und gewährten neben der günstigsten Beschäftigung die wohlthätigste Erholung. Berge und Thäler wurden mit Obstbäumen bepflanzt, die schönsten Puncte zu stillem Verweilen und

erquickender Betrachtung der köstlichsten Aussichten eingerichtet. Oede Berge, bis dahin selten von einem menschlichen Fuße betreten, und zum Theil kaum einen dürren Grashalm nährend, traten mit Bäumen und bequemen Fußwegen geschmückt, immer reizender hervor; mit großem Aufwand, aber selten ganz ohne Erfolg, ward auch dem kargsten Boden, den kahlsten und hoffnungslosesten Felsen einige Fruchtbarkeit abgewonnen, und durch Beharrlichkeit manches unübersteiglich scheinende Hinderniß endlich doch glücklich überwunden. So grünen und blühen nun an dreißigtausend Fruchtbäume, wo vorher kaum ein Strauch zu finden war.

Alle diese Anlagen aber verschönten und bereicherten nicht nur den Grundbesitz, sondern wurden auch wohlthätig für die armen Ortsbewohner, denen der wahrhaft väterlich gesinnte Herr, was er dabei vornehmlich mit beabsichtigte, sowohl ein Beispiel zu ersprießlicher Nachfolge, als auch, weil fortwährend viele Arbeiter dabei beschäftigt waren, günstige Gelegenheit zu einem bis dahin unbekannten Erwerb gab, so daß sie aus großer Dürftigkeit zu einigem, in ihrem Verhältnisse möglichen Wohlstand gelangten.

Hier nun unter dem Schatten der Bäume, die er als Jüngling und Mann gepflanzt, in den erquickendsten und heitersten Umgebungen ruhte der Greis, als er von den öffentlichen Geschäften sich zurückgezogen hatte, und man kann wohl sagen, daß sein Leben nicht vergeblich gewesen wäre, wenn er auch nur aus seinem Erbgute das geschaffen hätte, was es jetzt wirklich ist.

Aber auch hier fand sein innerer Beruf zu gemeinnütziger Wirksamkeit bald neue, innere und äußere Aufforderungen die ungeschwächte Geistesthätigkeit und das noch übrige Maaß der gealteten Körperkraft den öffentlichen Angelegenheiten zu widmen.

Schon im Jahre 1809, als der ländliche Aufenthalt und die Freiheit von drückender Geschäftslast seine Gesundheit mehr gekräftigt hatten, ward er zum General-Landschafts-Director der vereinigten Weimarschen, Jenaischen und Eisenachschen Landschaften mit wohl begründetem Vertrauen erwählt, und von dem Herzoge Karl August, der Talent und Geschick, bei Allen, die ihm näher treten, zu erkennen weiß, bestätigt. Damals gab dieser, auch unter den widerwärtigsten und

traurigsten Verhältnissen des Vaterlandes, den hohen Sinn seiner erlauchten Vorfahren nie verleugnende Fürst seinem Lande eine neue landständische Verfassung, die, obwohl im J. 1816 völlig umgestaltet, dennoch ein edles Denkmal des die gesetzliche Freiheit und Wohlfarth seines Volkes eifrig fördernden Geistes bleiben wird, und wenn man die Zeit erwägt, in der sie hervortrat, wahrhaft bewundernswürdig erscheint, wenigstens in der Geschichte jener Zeit, wo Napoleons Joch schon eisern auf dem Nacken unsers Volkes lastete, ganz einzig dasteht. Ziegesar war bestimmt, als Vorsitzender in der Versammlung der Landstände diese neue Verfassung recht ins Leben einzuführen, und es ist nur Eine Stimme darüber, daß ihm in Verbindung mit einem solchen Fürsten und mit vielen treuen Mitarbeitern *) dies wohlgelungen ist. In den schwersten Jahren, die nun folgten, bis zum endlichen Untergange der Napoleonischen Herrschaft, wirkte er in diesem Verhältniß für Weimar gleich eifrig und thätig, wie vorher auf anderem Standpuncte für Gotha, und bis zur letzten Stunde seines edelmüthig sich selbst aufopfernden Lebens war seine Erfahrung, seine Weisheit, seine Treue diesem neuen Geschäftskreise wohlthätig.

Aber nicht geringere Verdienste erwarb er sich während seiner Zurückgezogenheit, die nicht lange ein Ruhestand war, um die Academie Jena. Die dankbare Anhänglichkeit, mit der er dieser seiner frühern Bildung ungemein günstigen Anstalt ergeben war, bewog ihn, in seinem reiferen Leben, besonders als er selbst Minister eines der erlauchten Erhalter der Gesammtacademie geworden, das Gedeihen derselben nach Kräften zu befördern. Schon früher **) hatten die Höfe von Weimar und Gotha mit den übrigen Erhaltern der Universität gemeinschaftlich ihm den Auftrag ertheilt, das Verhältniß der Facultäten in sich und gegen einander zu unter-

*) Unter ihnen zeichnete sich besonders der treffliche Jenaische Theolog, geheime Kirchenrath Dr. Griesbach aus, der als Vertreter der Prälatur, vieljährig in diesem Verhältniß nicht minder, als im Lehrerberufe und in gelehrten Forschungen, seinen seltnen Geist und seine außerordentliche Tüchtigkeit bewährt hat.

**) Im Jahre 1801.

suchen, und sowohl dem wissenschaftlichen Bedürfniß, als den Zeitansprüchen gemäß, ganz neu zu ordnen. Wie vollständig er diesem schwierigen Geschäft gewachsen sei, verkannten weder die hohen Höfe, noch die einsichtvollsten Lehrer an der Universität. In ein ganz anderes Feld ward seine Thätigkeit nachher *) berufen, als dieselben Höfe ihn beauftragten, gemeinschaftlich mit dem Herzogl. Weimarschen geheimen Assistenzrathe Thon die Verwaltung des Vermögens überhaupt, und besonders der Dotalgüter der Gesammtacademie gründlich zu erforschen, Mängel und Mißbräuche zu beseitigen und das Ganze zweckmäßiger einzurichten. Schon damals wurden mannichfache Verbesserungen in der Nutzung der Stiftungsgüter und in der Verwaltung des Vermögens überhaupt, theils bewirkt, theils eingeleitet; doch vermocht' er bei der Vielfältigkeit seiner übrigen Geschäfte nicht, Alles so weit zu führen, als er beabsichtigte, und es blieb vieles einer günstigern Zeit vorbehalten.

Als ihm mehr Muße geworden, unterzog er sich **) mit besonderer Neigung und Vorliebe, zunächst einem andern, von den sämmtlichen Herzöglichen Erhaltern der Academie ihm anvertrauten Geschäft, der Visitation der Jenaischen Spruchcollegien, der Juristenfacultät und des Schöppenstuhls, bei welchen sich viele Reste gehäuft und zu Beschwerden Veranlassung gegeben hatten. Er ging dabei mit der ihm eigenen Bestimmtheit und Gründlichkeit, aber auch mit seinem lebhaftem Widerwillen gegen alle Geschäftsverzögerungen zu Werke, und durch eigne Umsicht und Beharrlichkeit, wie durch beständige freundliche Berathung mit den einsichtvollsten Männern, welche zu den Jenaischen Spruchcollegien gehörten, gelang es ihm, nicht nur die beschleunigte Beseitigung der alten Reste und die geeignete Vorkehrung gegen neue Anhäufung derselben sicher zu begründen, sondern auch den ganzen Geschäftsgang zu verbessern.

Nun wendete er sich mit einer sich immer gleichbleibenden kräftigen Theilnahme, und mit der uneigennützigsten Treue zu der umfassenden und sorgfältigen Untersuchung des academischen Gesammtvermögens und seiner

---

*) Im Jahre 1804.
**) Im Jahre 1810.

Verwaltung, nachdem die vier dabei betheiligten Herzogl. Höfe ihn zu ihrem gemeinschaftlichen, beständigen Commissarius für diese Angelegenheit ernannt, und ihm einen geschickten Weimarschen Cammeralisten *), so wie einen mit dem Gegenstände hinlänglich vertrauten academischen Lehrer **) beigesellt hatten. Er kannte schon die mancherlei, zum Theil höchst verderblichen Mängel und Mißbräuche, welche seit der Stiftung der Academie, durch fehlerhafte Einrichtungen begründet, oder auch im Fortgang der Zeit hinzugekommen, immer aber einer zweckmäßigen Benutzung des Stiftungsvermögens hinderlich waren, und bei tieferem Eindringen in die bestehenden Verhältnisse ergaben sich deren immer mehrere. Bei dem redlichsten Willen hatte der Senat, welchem die gemeinschaftliche Entscheidung in allen Verwaltungsangelegenheiten unter Oberaufsicht der Herzogl. Höfe zustand, weder solchen Mängeln und Mißbräuchen steuern, noch zweckmäßigere Anordnungen treffen können, theils weil die Menge der Stimmführenden in vorkommenden Fällen selten einmüthige und durchgreifende Maßregeln zuließ, theils weil das Lehrerpersonal zu oft wechselte, und deshalb nur Wenige zu einer gründlichen Einsicht in die Verhältnisse gelangten, auch von Männern, die ganz ihrer Wissenschaft und ihrem Lehrerberufe lebten, billig nicht zu fordern war, daß sie Alle auch zureichende cammeralistische Kenntnisse besäßen, und mit besonderer Neigung den mannichfachen Angelegenheiten des bedeutenden academischen Haushaltes sich widmeten. Wenn man nun auch nicht gerade gern sahe, daß eine sehr umfassende, den Einfluß der bis dahin allein Berechtigten allerdings beschränkende Vollmacht zur bessern Anordnung jener Verhältnisse ertheilt ward, so verkannte man doch nicht den redlichen, wohlwollenden und folgereichen Eifer des Mannes, der mit neuer Selbstverleugnung den besten Theil seiner Muße zu diesem lästigen und schwierigen Geschäft anwendete, und ließ seinem Verdienste, das auch hier bald offenbar ward, gern Gerechtigkeit wiederfahren, um so mehr, als er, fern von

*) Den geheimen Cammerrath Stichling.
**) Den geheimen Hofrath Voigt, Professor der Mathematik und Physik.

aller Anmaßung, selbst bei der auch im hohen Alter noch ungeschwächten Raschheit seines Wesens, und bei dem Widerwillen gegen alle halbe Maßregeln, redend und handelnd die Grenzen seiner Befugniß nie überschritt, wie er denn in die innern, außer dem Bereich der Vermögensverwaltung liegenden Angelegenheiten der Hochschule nie sich einmischte. Er handelte gern kräftig und selbständig, aber nie eigenmächtig oder willkürlich, und von dem in Greisenalter auch bei ausgezeichneten Menschen wohl sich einschleichenden Eigensinne unangefochten, hörte und beachtete er noch immer gern fremde Meinungen, wenn sie auch den seinigen entgegenstanden.

Das Rechnungswesen der Academie war in seiner Anlage so mangelhaft, in der ganzen Form, von Alters her mit so vielen unnöthigen und nachtheiligen Schwierigkeiten überladen, und in der Handhabung so verwikkelt, daß es kaum dem geübtesten und gewandtesten Geschäftsmanne gelang, eine klare Uebersicht von dem Ganzen, und eine zureichende Einsicht in das Einzelne zu gewinnen. Daher war eine ihrem Zweck ganz entsprechende Controle fast unmöglich; daher waren Rechnungsfehler kaum ganz zu verhüten, schwer aufzufinden, und schwerer zu verbessern, daher die Rechnungsbeamten, wie die Anstalt selbst auf gleiche Weise gefährdet. Es kostete nicht geringe Mühe, in diese übelgeordnete Masse sich nur so weit hineinzuarbeiten, daß man einigermaßen darüber mitsprechen konnte, und noch schwieriger mußte die Aufgabe sein, darinnen so heimisch zu werden, daß man alle Mängel und Gebrechen durchschauen, alle Verhältnisse gehörig würdigen und eine bessere Ordnung herstellen konnte. Auch dies gelang Ziegesar's unermüdlichem, bei seinem Alter besonders bewundernswerthem Fleiße und seiner sich selbst vergessenden Beharrlichkeit, so daß er viele Verbesserungen, ja eine vollständige Reform theils schon bewirken, theils wenigstens vorbereiten konnte. Wie er alles, was er trieb, mit ganzer Seele umfaßte, und dem, wozu Neigung und Pflicht ihn bestimmte, noch als Greis einen begeisterten Eifer widmete, so war er in dieser Zeit recht eigentlich Tag und Nacht mit diesen Angelegenheiten beschäftigt, und alle seine Gespräche bewiesen die lebendige Theilnahme an seinem damaligen Wirken, welches seiner treuen Liebe

für die Academie wichtig genug war, um sich ihm ganz hinzugeben.

Ganz eigenthümliche Aufforderung dazu fand auch eben so sehr sein starkes Gerechtigkeitsgefühl, als sein inniges Wohlwollen in der Verlegenheit zweier Rechnungsbeamten, welche wegen entstandener, aus den Rechnungen sich ergebender Kassendefecte angeklagt waren, und sich nicht zu rechtfertigen vermochten. Er war mit vielen Andern geneigt, den Verdacht einer Untreue gänzlich zu unterdrücken, und nur das verwickelte Rechnungswesen selbst als die Ursache der vorliegenden Mißverhältnisse zwischen Einnahme und Ausgabe anzuklagen. Aber den Grund derselben, den Irrthum, welcher eine sehr empfindliche Verlegenheit erzeugte, aufzufinden, das war so schwierig, daß, nachdem fleißige und geschickte Rechnungskundige fruchtlos damit sich abgemüht hatten, kaum noch Jemand sich daran wagen mochte. Da entschloß er sich selbst dazu, besonders weil ihn die Lage eines Beamten jammerte, der stets den Ruf eines redlichen Mannes und treuen Dieners der Academie behauptet hatte, von dessen Unschuld er selbst innigst überzeugt war, und der gleichwohl in seinem Greisenalter, bis zur endlichen Entscheidung der Sache, seines Amtes entsetzt, und mit dem Verdacht einer Untreue, oder doch einer Unachtsamkeit beladen war. Es gehörte das Wohlwollen und die geprüfte Geduld eines Vorgesetzten dazu, der bis dahin das Rechnungswesen immer nur als Nebensache behandeln konnte, aber doch die erforderliche Einsicht besaß, und dazu von dem Eifer getrieben ward, einen voraussetzlich unschuldigen Mann zu rechtfertigen, wenn die schwierige Untersuchung von dem erwünschten Erfolge begleitet sein sollte. Ihn schreckte weder die Menge der durchzuarbeitenden Rechnungen, noch ihre unbequeme, die Schwierigkeiten mehrende Form; er ermüdete nicht, als nach mühseliger Arbeit von mehrern Wochen noch immer kein Aufschluß, ja nicht eine Spur, die auf günstigere Ergebnisse leiten konnte, sich finden wollte. Man muß den ehrwürdigen Mann, der einem so verdrießlichen und dazu ungewohnten Geschäfte sich hingeben konnte, nur um einen in seiner Ehre und Wirksamkeit gefährdeten Beamten auch vor der Welt so schuldlos darzustellen, und so zureichend zu rechtfertigen, wie alle Bessern wünschten, man muß ihn damals gesehen

und gehört haben, als diese Angelegenheit seine Seele und seine ganze Muße in Anspruch nahm, als dann nach langer vergeblicher Arbeit auf einmal ihm die Sache klar ward, als er die vollständigste Einsicht in den Grund des Cassendefects gewann, den Rechnungsfehler, auf welchem derselbe beruhte, entdeckte, und, denselben auf die befriedigendste Weise darzulegen, damit den Angeklagten aus dessen eignen Rechnungen zu rechtfertigen vermochte; man muß Zeuge der Freude gewesen sein, mit welcher er in den versammelten Senat eilte, und dem vorgeladenen, ehrliebenden, bis jetzt tiefgebeugten, und auf die Möglichkeit einer öffentlichen Wiederherstellung seines guten Rufs kaum noch hoffenden Angeklagten die Rechtfertigung seiner Redlichkeit, die Wiedereinsetzung in seine Ehre und Wirksamkeit ankündigte; — man muß von alle dem Zeuge gewesen sein, um den ganzen seltnen Werth des edelmüthigen Mannes ganz anzuerkennen, und es so billig als natürlich zu finden, daß seine Gesinnung und Handlungsweise in den Herzen Aller, die ihm befreundet waren, oder ihn nur kannten, ihm ein unvergängliches Andenken begründet hat.

So blieb er auch am Abend seines Lebens der gewohnten Thätigkeit, und seinem standhaften Eifer für gemeinnützige Wirksamkeit treu, und der Herr erwies ihm die Gnade, daß er, in den letzten Jahren bei kränklichem Körper doch mehr gesunder Tage sich freuend, bis an sein Ende in der Arbeit beharren konnte. Auf seinem Landsitze lebte er zwar mit der jüngsten Tochter, die voll der zärtlichsten Sorgfalt den geliebten Vater pflegte und sein Alter erheiterte, in stiller Einsamkeit, besonders zur Winterzeit. Oft aber versammelten sich auch Söhne, Töchter und Enkel um ihn, und er fand sich eben so leicht und heiter in das bewegtere Leben, das ihn dann umgab; oder er verweilte auch von Zeit zu Zeit einige Tage in den heitern Familienkreisen seiner Kinder. Es war ein rührender und erfreulicher Anblick, wenn er, umgeben von den Seinigen, die alle in Ehrfurcht und Liebe gegen ihn wetteiferten, mit einer Freundlichkeit und Heiterkeit, die mit jedem Jahre sich zu mehren schien, theilnahm an der geselligen Freude, im lehrreichen Gespräch der vergangenen Zeiten gedachte, Erfahrungen und viele gediegene Bemerkungen mittheilte. Alles mürrische Wesen, Unzufriedenheit und andre Schwachheiten des

Alters blieben ihm fremd; ein heiterer Ernst leuchtete selbst unter den Stürmen der Zeit, sich immer gleich, an ihm hervor. Das verdankte er, nächst seiner beständigen regelmäßigen Thätigkeit, seinem aufrichtig frommen Sinn, mit welchem er auch an dem öffentlichen Gottesdienst und an den religiösen Gebräuchen den wärmsten Antheil nahm.

Die Nähe der Universitätsstadt Jena und sein Verhältniß zu der Academie gewährte ihm den erheiternden Umgang mit mehrern Lehrern derselben, die ihm stets willkommen waren, und mit welchen er gern sowohl über die Angelegenheiten der Hochschule, als über wissenschaftliche Gegenstände sich unterhielt.

Seine Theilnahme an der Wissenschaft und Literatur war bis zu seinen letzten Tagen die aufrichtigste und innigste, und seine vielseitige Bildung bereitete denen, die seinen Umgang genossen, eine lehrreiche Unterhaltung. So gern er besonders von den Gegenständen seines Berufs, namentlich von der Rechtsgelehrsamkeit redete, so waren ihm doch Philosophie und sogenannte schöne Wissenschaften nicht gleichgültig. Selbst im Drange seines Geschäftslebens hatte er nicht ganz versäumt, mit der Literatur fortzuschreiten, und, als Fichte in Jena in der Academie nicht durchaus günstiges Aufsehen erregt, mit dessen Lehre sich bekannt gemacht, auch alle damals erscheinenden Streitschriften nicht blos gesammelt, sondern auch gelesen. Noch in seinen letzten Lebensjahren ließ er sich gern die Grundlehren der Naturphilosophie vortragen. Er besaß die Kunst, durch Unterredung mit gebildeten Männern, auch von dem, was er nicht mehr selbst lesen und erforschen konnte, sich zu unterrichten. Daher gewährte ihm besonders Göthe's geistreicher Umgang hohen Genuß, und mit lebhafter Freude erinnerte er sich oft der Wochen, die er mit demselben in Karlsbad verlebt hatte. Der Verfasser dieser Blätter, welcher das Glück hatte, ihm Göthe's Selbstbiographie, wie sie nach und nach erschien, vorzulesen, wird es nie vergessen, mit welcher jugendlichen Munterkeit der ehrwürdige Greis daran theilnahm, wie er sich die mitdurchlebte Zeit ins Gedächtniß zurückrief, mehrere der im Buche Erwähnten, die er persönlich gekannt, mit ungemeiner Beredtsamkeit schilderte, und den jüngern Anwesenden, oft höchst sinnig und immer lehrreich, die

Vorlesung oft unterbrechende Erläuterungen des Werkes mittheilte. Da zeigte sich's recht, wie geistvoll auch der vielbeschäftigte Mann den Gang seiner Zeit verfolgt und im Wechsel derselben einen reichen Schatz von Weisheit sich gesammelt hatte.

Die den Geschäften nicht gewidmeten Stunden seines ländlichen Lebens waren stärkenden Wanderungen im Freien und dem Lesen ausgewählter Werke gewidmet. Er liebte die Natur und arbeitete darum gern in einem schöngelegenen Gartenhäuschen, aus dessen Fenstern eine entzückende Aussicht sich darbot. An jedem Tage, auch bei ungünstiger Witterung, machte er sich bald zu Fuß, bald zu Pferde eine Bewegung in der Umgegend und stärkte dadurch seine Gesundheit; auch die einsamen Wintertage brachten ihm keine Langeweile. Er hatte sich eine nicht unbedeutende Bibliothek gesammelt, die besonders in seinen Lieblingsfächern, Welt- und Staatengeschichte, Erdkunde, Naturwissenschaft und alter Literatur reich ausgestattet war. Eine sehr vollständige Landchartensammlung gewährte ihm fortwährend, besonders in den Zeiten des Krieges, viel Genuß. Die besten Werke der französischen Literatur, der er gern eine Stunde widmete, dienten seinem Geiste zur Erholung und anmuthigen Beschäftigung. Aber am treuesten blieb ihm die Vorliebe für die alten Classiker, und er konnte, eingedenk dessen, was sie ihm seit früher Jugend gewesen, und wie sie auf seine Bildung eingewirkt, recht ernstlich zürnen, wenn er eine Vernachlässigung der griechischen und lateinischen Sprache wahrnahm. Der Greis las mit nicht geringerer Theilnahme, als der Jüngling, vorzüglich die römischen Meisterwerke; sein Horaz zog ihn täglich von neuem an; und während die französische Herrschaft die alte Ordnung der Dinge auflöste und alle freigesinnten Männer mit Kummer erfüllte, stärkte ihn oft ein Abschnitt aus einem römischen Geschichtschreiber.

Die, welche in seinen letzten Jahren ihm nahe waren, wissen, mit welcher von Ueberspannung freien, aber um so innigern und gediegnern Vaterlandsliebe er das Schicksal Deutschlands betrauerte und auf alle Zeichen der Zeit achtete, mit welcher fast ungeduldigen Sehnsucht er in der Kriegszeit den Zeitungen und Briefen, die ihm Nachricht bringen sollten, entgegensah, wie freu-

dig er Jeden aufnahm, der ihm sichre Kunde von den Begebenheiten brachte. „Sein Sie barmherzig (schrieb er im Jahre 1813 dem Verfasser), lassen Sie mich in meiner Einsamkeit nicht ohne Nachricht; sagen Sie mir nur etwas, was Sie von dem großen Kampfe erfahren haben!“ Als das Kriegsglück Frankreichs wankte, verjüngte sich sein ganzes Wesen; als die deutschen Fürsten Freiwillige zum Streit aufboten, versicherte er wiederholt, er würde, wenn sein Körper nur etwas fähiger wäre, die Kriegsbeschwerden zu ertragen, nicht daheim bleiben, und wenn er selbst nicht mitkämpfen könnte, wenigstens die Mitaufsicht über die Armeebedürfnisse, oder über die Lazarethe übernehmen; denn dazu bedürfe man redlicher Männer. Zwei geliebte Enkel sah er mit Freudigkeit und guter Zuversicht als Freiwillige ausziehen und begleitete sie mit seinen frömmsten Wünschen. Wahrscheinlich der letzte Brief, den er schrieb, erst nach seinem Tode aufgefunden, war an einen Enkel gerichtet, den, als einzigen Sohn und als Erben großer Lehngüter, Andre von der Verpflichtung zum persönlichen Kriegsdienst lossprachen, dem er aber gern seine Einwilligung zum Auszug, freundliche Lehren und den besten Segen gab.

Gott gewährte ihm die Freude, den errettenden Sieg bei Leipzig noch zu erleben; er feierte ihn mit dem wärmsten Danke gegen den Geber alles Guten, mit einem Entzücken, das des Greises Antlitz verjüngte und verklärte. — Nach höherem Rathschlusse sollte dies der letzte, große und schöne Eindruck sein, dem seine Seele sich freudig hingeben durfte. —

Sein Amt als Generallandschafts-Director hatte in jener bewegten, die Sorgen des Staatshaushaltes und die Bedürfnisse mannichfach mehrenden Zeit ihn nach Weimar berufen. Dort arbeitete er mehrere Wochen lang mit dem versammelten Ständeausschuß heiter und rüstig mitten unter den Bedrängnissen, welche alle Kräfte des Landes in Anspruch nahmen und wohl manche Sorge erweckten, erhoben und gestärkt durch die Freude an dem, was der Herr für das Vaterland gethan hatte. An einem Sonntagsmorgen war er angestrengt beschäftigt gewesen und hatte nicht einmal seinen geliebten kranken Sohn besuchen können, weil ihm kaum so viel Zeit blieb, sich anzukleiden, um Mittags am Großher-

zoglichen Hofe zu erscheinen. Nach aufgehobener Tafel verweilte er in einer wichtigen Unterredung über die Landesangelegenheiten mit dem Großherzoge, der ihn schätzte und seinem Urtheil die ehrenvollste Aufmerksamkeit widmete. Kaum hatte er von dem verehrten Fürsten sich beurlaubt und den Saal verlassen, da sank er, vom Schlagfluß getroffen, auf der Treppe des Schlosses um, und endete, schnell vom Tode ereilt, seine segensreiche Laufbahn *). Alle Versuche zu seiner Wiederbelebung waren vergebens; laut und herzlich äußerte sich die Theilnahme und Trauer aller Glieder der Großherzoglichen Familie, und Aller, die ihn gekannt und zu schätzen gewußt hatten.

Schmerzlich wurden die Seinigen von der Trauerbotschaft überrascht; nur ihn hatte der Tod nicht unvorbereitet gefunden. Denn obwohl sein Ende nicht so nahe schien, und obwohl er zu erhöhter Thätigkeit sich aufgeregt fühlte, so hatte er doch längst mit dem Gedanken eines baldigen Scheidens sich befreundet und christlich sich dazu gerüstet.

Seine irdische Hülle ward an der Stätte, die er sich bereitet hatte, begraben **). Zwei Söhne, eines solchen Vaters werth, vier Töchter und sechzehn Enkel weinten mit vielen Verwandten und Freunden, mit seinen dankbaren Gerichtsunterthanen und Dienern ihm nach.

Die Academie Jena, eingedenk der Verdienste, welche er vieljährig sich um dieselbe erworben hatte, veranstaltete ihm eine der Feiernden und des Gefeierten würdige Gedächtnißfeier. Das dazu erschienene Programm ***), und die ebenfalls durch den Druck bekannt gemachte Gedächtnißpredigt ****), drücken sinnvoll die

---

*) Am 19. Decbr. 1813.

**) Am 21. Decbr. in den Abendstunden zu Drakendorf.

***) Panegyrin honori et memoriae viri illustrissimi A. F. C. Liberi Baronis de Ziegesar etc. — — in templo Paulino academico die VI. Februarii hora XI. instituendam Academiae Ienensis Auctoritate indicit H. C. A. Eichstadius etc. Jenae MDCCCXIV. — Eine Nachricht von des Verewigten Lebensumständen hatte schon früher die Jenaische allgem. Lit. Zeit. 1814. Nro. 1. geliefert.

****) Predigt bei der Gedächtnißfeier des verewigten Herrn Ge-

wärmste Anerkennung des hohen Werthes des Gestorbenen und das tiefe Gefühl seines Verlustes aus.

Gern blicken wir nun noch einmal auf das reiche Leben zurück, das hier abgebildet worden ist. Einer umständlichen Schilderung dessen, was der Verewigte war, bedarf es aber nicht; denn diese einfache Lebensgeschichte hat sein Wesen und Wirken treu bezeichnet und ist selbst absichtslos zu einer Lobrede geworden. Es soll dabei nicht verheimlicht werden, daß der treffliche Mann auch nicht über alle menschliche Schwächen erhaben war; aber es ist kein Widerspruch zu fürchten, wenn behauptet wird, daß das Gute und Löbliche überwiegend war, und an dem Jünglinge, Manne und Greise in ungemeiner Gediegenheit und Klarheit hervorleuchtete, ohne durch auffallende Gebrechen verdunkelt zu werden. Selbst seine Gegner, wenn er solche gehabt hätte, müßten seiner aufrichtigen Gottesfurcht, der Unbescholtenheit und Lauterkeit seines Wandels, seiner unbestechlichen Wahrhaftigkeit, Geradheit, Redlichkeit und Gerechtigkeit, seinem uneigennützigen Eifer für alles Gute, seiner herzinnigen Bruderliebe, seiner wandellosen Treue und selbstaufopfernden Thätigkeit im Beruf und in jedem Verhältnisse seiner, von kleinlichen Geburtsvorurtheilen, von allem Standes- und Amtsdünkel freien Bescheidenheit, und seinem Wohlwollen auch gegen den Geringsten und Niedrigsten, seiner Enthaltsamkeit und Mäßigkeit bei allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln zu einem bequemen und üppigen Lebensgenuß, seiner Freundlichkeit und Milde bei aller natürlichen Raschheit und Heftigkeit seines Wesens, und den unvergeßlichen Verdiensten, die er sich um seine gesammten Wirkungskreise erwarb, Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Was er war und was er leistete, ist der höchsten Ehre, die der Mensch dem Menschen gewähren darf, werth; sein Andenken wird noch lange, nicht nur in seiner Familie, sondern auch in jedem ihm anvertrauten Berufskreise segensreichreich fortleben; eine unverwelk-

---

heimen-Raths, Freiherrn von Ziegesar, in der Universitätskirche zu Jena gehalten, und in Auftrag der Universität zum Druck befördert von Dr. H. A. Schott. Jena 1814.

liche Bürgerkrone schmückt schöner als ein wandelbares Denkmal, das er nicht wünschte, sein stilles Grab, zu dem die Seinigen mit Ehrfurcht und Rührung nahen, das auch ein hochherziger deutscher Fürst, dessen Land die Früchte seiner letzten Thätigkeit erntete, mit entblößtem Haupte begrüßte, und mit dem ehrenden Zeugniß: „Da ruht ein redlicher und tüchtiger Mann von vieler Arbeit aus!“ —

Digitized by Google

Johann August Hermes,

Doctor der Theologie, Konsistorialrath und Oberhofprediger zu Quedlinburg.

Digitized by Google

Johann August Hermes *).

Auf mehreren Blättern der Literargeschichte Deutschlands finden wir im achtzehnten Jahrhunderte den Namen Hermes mit Auszeichnung genannt: so Johann Timotheus Hermes, den Verfasser von Sophiens Reisen, einen Lieblingsschriftsteller der Lesewelt, welcher sich um die geistige Bildung seines Zeitalters unverkennbare Verdienste erwarb. — Sein Bruder, Hermann Daniel Hermes, gehörte zu den lutherischen Ortho-

*) Seiner gedenkt liebend Dr. A. G. Becker (der gelehrten Welt, besonders den Freunden der griechischen Literatur durch mehr als Eine werthvolle schriftstellerische Arbeit bekannt), einer der späteren Freunde Hermes, in der Epistola ad V. S. V. Joa. Henr. Fritschium (Magdeburg 1822) Pag. 19; hier sagt er so treffend: „Magnum sane deinceps tibi ob oculos versabitur exemplum, vita antecessoris tui S. *Venerandi D. I. A. Hermes*, Viri optimi, nuper defuncti; cujus obitum, quamvis senis octogenarii, utrique nostrum multisque bonis flebilem, sic ut patris dilectissimi, sapientia, bonitate, morumque sanctitate conspicui, lugemus. Quis enim talem non suspexerit Virum? Quis vero nostrum non sibi exoptaverit, aliquam cum isto venerando sene similitudinem ut doctrina, sic moribus vitaeque sapientissimo usu? Sed, quoniam Ille multis nominibus nobis colendus, ut ipsi vidimus, hanc summam laudem vivus et defunctus apud omnes eo adeptus est, quod secundum praeceptum Apostoli ἀληθεύειν ἐν ἀγάπῃ semper sibi vivendum esse duceret: idem faciendum Ejus exemplum nos quoque impellat.“ —

boren, die als eine Haupttriebfeder des einst in der Kirchengeschichte des preußischen Staats so viel Gerede verursachenden Religionsedicts (vom 9. Juli 1788) genannt werden. —

Mit beiden vorgenannten Namensvettern nahe verwandt, hat Johann August Hermes vielleicht kein so allgemeines Aufsehn erregt als jene; doch auch seine Wirksamkeit auf die religiösen Ansichten seiner Zeitgenossen, wie auf Beförderung echtchristlicher Sinnes- und Handlungsweise, die er in Schriften und auf der Kanzel lehrte, unter dem Wechsel vielfacher Schicksale bethätigte, verdient die dankbarste Anerkennung der Mit- und Nachwelt.

Schon sein Vater, Tobias Hermes, der erst als Feldprediger, dann als Pastor an der Jacobskirche zu Magdeburg stand, zeichnete sich aus durch regen Eifer zur Erfüllung seines ganz der Verherrlichung der Religion gewidmeten Berufes. Er war ein Zögling der Halleschen Universitätslehrer Breithaupt, Franke, Rambach und Anton, ihre Ansichten die seinigen, aus Ueberzeugung; darum schmerzte es ihn tief, als er durch Friedrichs II. Verbot genöthigt wurde, die häuslichen Erbauungsstunden einzustellen, welche, häufig besucht, von ihm als ein wirksames Mittel zur Beförderung des Christenthums betrachtet wurden. Dieser fromme, von seiner Gemeinde geliebte, von seinen Mitbürgern sehr werth geachtete Mann starb schon 1750 im 44. Lebensjahre. — Sein Sohn Johann August, der ihm den 24. August 1736 geboren war, erhielt den ersten Unterricht, unter der Aufsicht einer vortrefflichen Mutter, von geschickten Privatlehrern, und lebte dann zur Begründung seiner Gelehrtenbildung fünf Jahre (von 1749 an) auf dem berühmten Pädagogio zu Klosterbergen, das unter des Abts Steinmetz Leitung sehr besucht war und als der Sitz ausgezeichneter Frömmigkeit nach pietistischer Form betrachtet wurde. Der neue Zögling der Anstalt gewann die Herzen seiner Lehrer und Commilitonen durch Fleiß in Erlernung der alten Sprachen, auf die sich der eigentliche Unterricht fast allein beschränkte, durch frommen Eifer für die religiösen Uebungen und durch folgsames, stillfreundliches Betragen. Von seinen damaligen Mitschülern sind berühmt geworden: Adelung, der fleißige Literator und deutsche Sprachforscher, sein

Stubengenosse, von dem sich noch nach siebenzig Jahren Hermes wohl erinnerte, wie Adelung seine Mitschüler auf unfreundliche Weise von sich zurückgestoßen und jede trauliche Verbindung unmöglich gemacht habe; in den Studien zeichnete sich A. schon aus durch Kenntnisse und Fleiß, aber unregelmäßig, bald mehrere Tage dem Studierpulte untreu, dann wieder unablässig bis in die tiefe Nacht an dasselbe gefesselt. — Im letzten Jahre vor dem Abgange zur Universität war Hermes Stubennachbar Wieland, ein wohlgesitteter, fleißiger Jüngling, seinem Lebensalter durch einen ungewöhnlichen Ernst schon entwachsen. Weder in den Freistunden, noch bei gemeinschaftlichen Spatziergängen mischte sich der späterhin so frohsinnig heitere Dichter unter seine Mitschüler; mit wissenschaftlich ernsten Gesprächen suchte er immer die Nähe der Lehrer und zeigte auch im Aeußern die Würde reiferer Jahre, indem er eine gar stattliche Perücke trug.

Hermes ging 1754 nach Halle, um die Gottesgelahrheit zu studieren, dazu vorbereitet durch erworbene Kenntnisse und durch eine Lebensweise, die in Demuth, Gebet und Bußübungen die Gnade Gottes zu erlangen strebt. Für jene Kenntnisse, wie für die Frömmigkeitsübungen, war das Erziehungs-Institut zu Klosterbergen die Vorschule; den eigentlichen Sitz beider fand man zu Halle in der dortigen theologischen Facultät und im Frankeschen Waisenhause, nach welchem dieser Pietismus in seiner Eigenthümlichkeit späterhin benannt ist. Die Ansichten, auf welche er sich gründete, gingen eigentlich von Spener, dem Lehrer des frommen H. A. Franke aus und charakterisirten sich anfänglich durch Rückkehr von aller menschlichen Autorität zur heiligen Schrift, als der einzigen unverfälschten Erkenntnißquelle des Glaubens, durch Wiederherstellung der protestantischen Freiheit gegen die von scholastischen Spitzfindigkeiten umschlungene kirchliche Orthodoxie, und durch eifriges Bestreben, die Religion zur Sache des Herzens zu machen und so in das Leben einzuführen. — Gar bald aber ging dieser geläuterte Frömmigkeitssinn theilweise in der Bildung eines Frömmigkeitssystems verloren. Zwang und Verketzerungssucht traten an die Stelle der evangelischen Liebe. Diese Abwege bezeichnet so treffend der Kanzler Niemeyer mit den Worten: „Gewiß ist

es, daß sich sehr bald unter den Zöglingen der Frankeschen Schule Heuchelei, geistlicher Stolz, Lieblosigkeit im Urtheil über alle, die sich nicht in gleiche Formen fügen und sich einen freien und heitern Geist bewahren wollten, einmischte; daß zum Theil sehr edle Gemüther, durch gewisse Bekehrungsmethoden in eine höchst ängstliche, folglich unevangelische Stimmung versetzt, Andere aber, durch die Autorität und Sonderbarkeit, welche nach und nach Charakter des Pietismus ward, abgeschreckt und ihm selbst abgeneigt gemacht wurden" — *). Oft verhängte man den Bannfluch über den, welcher durch eigenen Willen und Kraft, Frömmigkeit und Hoffnung der Seligkeit zu erlangen strebte. Alles Heil in und für den Menschen ward erzeugt, so meinten die Anhänger jener Lehrer, nicht durch das Evangelium, sondern durch des Gekreuzigten Blut und Wunden; diese waren ihrer Verehrung, ihrer Bußübungen, ihrer fleißigen Gebete einziges, höchstes Idol; jede abweichende Lehre dünkte ihnen eine Geburt der Hölle; darum hielten sie es auch für verdienstlich, mit Güte, oder wollte diese nicht fruchten, durch Gewalt die Verirrten aus dem Abgrunde des ewigen Verderbens zu retten. —

Hermes hörte philosophische Collegien bei Weber und Meier, theologische bei Baumgarten, Callenberg, Struensee, Freilinghausen und Knapp. Der letztere, sein naher Verwandter von der Mutterseite, zweiter Director der Frankeschen Stiftungen, hatte den Jüngling in sein Haus aufgenommen und zeigte sich gegen ihn wohlwollend und gefällig; er bewirkte es, daß Hermes, selbst wider seine Neigung, mit dem Waisenhause in Verbindung treten, erst eine Lehrstelle an der deutschen Schule und bald darauf die der dritten theologischen und ersten historischen in der lateinischen Schule annehmen mußte. Da der zu ertheilende Unterricht viel Vorbereitung forderte, so wurde hierdurch die dem ei-

*) Siehe die gehaltreiche, einen großen Schatz der scharfsinnigsten Bemerkungen über die Bildung des gegenwärtigen Zustandes der evangelischen Kirche enthaltende Schrift: Die Universität Halle, nach ihrem Einflusse auf gelehrte und praktische Theologie, von A. H. Niemeyer. Halle und Belin 1817.

gentlichen Zwecke des Universitätslebens gehörige Zeit bedeutend beschränkt; aber der Unterricht wurde auch für den Lehrer ersprießlich und verschaffte ihm früh die Fertigkeit, seine Gedanken mündlich zu entwickeln. Doch konnte Hermes weder dem Verhältnisse als Waisenhauslehrer, noch der Dogmatik Knapps und der Methode des gelehrten Baumgartens, so fleißig er auch beider Hörsäle besuchte, Geschmack abgewinnen. Hier, wo seine Orthodoxie eigentlich hätte fest begründet werden sollen, erwachte gar bald in ihm der freiere Geist selbständiger Untersuchungen, welcher mit jenen Begriffen der Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit in Widerstreit trat. Hermes selbst sagt von dieser Periode seines Lebens: „Mein frommer, zärtlich gesinnter Vater, der von ganzem Herzen den pietistischen Grundsätzen anhing, erzog mich mit der größten Sorgfalt, dieser Ueberzeugung gemäß. Daher trieb er mich fast zu sehr an zu religiösen Uebungen. Meine ersten Lehrer thaten ein Gleiches, und auf Klosterbergen ward die Sache unter der Anleitung des bekannten Abt Steinmetz und des bekannten Klosterpredigers Hähn noch weiter getrieben. In Halle kam ich darauf wieder mit ähnlich denkenden Männern von frömmelndem Ton in Verbindung. Daß diese Erziehung und Lage Einfluß auf die Bildung eines jungen biegsamen Herzens gehabt haben müsse, ist leicht zu begreifen. Die große Hochachtung, welche ich gegen meinen Vater, gegen einen Steinmetz, Knapp und andere Lehrer, deren Rechtschaffenheit unverkennbar war, hegte, mußte mich natürlicher Weise mit einem guten Vorurtheil gegen dieses Religionssystem erfüllen und mich um so williger machen, nicht nur ihren Lehrmeinungen beizupflichten, sondern auch selbst dahin zu arbeiten, daß mein Christenthum dieselbe Form, welche sie als die einzig richtige und seligmachende anpriesen, erhalten möchte. Bei dem Allen kam es mit meinen Ueberzeugungen zu keiner dauernden Festigkeit, wiewohl die Gründe für jenes System noch bei mir das Uebergewicht hatten. Eine regsame Wißbegierde und ein damit verbundenes zartes Gefühl für Wahrheit und Recht, womit mich der gütige Urheber meines Daseins beschenkt hatte, trieb mich frühzeitig zum eigenen Forschen und veranlaßte Zweifel, denen ich beinahe nichts weiter, als das Ansehn mir so lieber, ehrwürdiger Männer, die das

Gegentheil glaubten, entgegenzusetzen wußte. Da jedoch hierzu eine wirkliche Besorgniß um meine eigene Seligkeit kam, so glaubte ich am sichersten zu gehn, wenn ich meine Zweifel unterdrückte und dem alten Lehr- und Bekehrungssysteme getreu blieb. Dies geschah denn auch nicht nur zu Halle, sondern auch in meinen ersten Amtsjahren." —

Oefter, bei den über theologische Gegenstände unter den fleißigen Studenten auf ihren Stuben veranstalteten Disputationen, machte Hermes gegen die orthodoxe Lehrart des Systems freiwillige Einwürfe, die weder seine Gegner, noch er selbst sich, unter der Bedingung der Rechtgläubigkeit, beantworten konnten. Da Knapps Studierzimmer in der Nähe war, und das Gespräch lebhaft wurde, so konnte er vieles von Hermes Worten verstehen, welches denn Veranlassung gab, daß er den Jüngling zu sich kommen ließ und ihn mit dem ganzen Gewichte väterlicher Ermahnungen von dem Wege der höllischen Zweifelsucht abzubringen sich bemühte. —

Die Directoren des Waisenhauses wünschten, daß Hermes in Halle bleiben möchte, wo ihm die nahe Aussicht zu einer Lehrstelle beim Königl. Pädagogio gemacht wurde; er aber sehnte sich nach Freiheit im Denken und Handeln, und fand in dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges eine dringende Veranlassung, sich von jenen Verhältnissen los zu machen. Da er körperlich ein großer wohlgebildeter Mann war, so bestimmten ihn Furcht vor dem Kriegsdienste und Sorge für seine persönliche Sicherheit gegen Michaelis 1756 sein Vaterland zu verlassen und nach Holstein zu gehen, wo ein Oheim von Vater- und einer von Mutterseite Predigerstellen bekleideten; besonders der letztere, welcher zu Elenshorn stand, hatte seinen Neffen gar liebreich eingeladen und ihm Hoffnung zu einer versorgenden Anstellung im dortigen Lande gemacht. Er reiste zu ihm und sah sich gleich nach seiner Ankunft nützlich beschäftigt, indem er größtentheils das Amt eines in der Nähe wohnenden kranken Predigers versah, dessen sämmtliche Predigten übernahm und sich dem Unterricht der Katechumenen unterzog. Dann ging Hermes im Frühjahr 1757, mehr nach dem Rathe seiner Verwandten, als seiner Neigung folgend, zum Prediger Susemihl zu

Retkendorf, unweit Schwerin im Meklenburg'schen, als Lehrer der Kinder, doch mit der besondern Verbindlichkeit, diesem eben von einer schweren Krankheit genesenen Prediger Hülfe zu leisten bei seiner Amtsführung. Susemihl, ein Mann von hartem, unbiegsamem, äußerst heftigem Charakter, den pietisch-herrenhutischen Grundsätzen leidenschaftlich ergeben, war ein Liebling des Herzogs und bewirkte, nachdem er einige Monate hindurch die Rechtgläubigkeit, Thätigkeit und Brauchbarkeit des Erziehers seiner Kinder geprüft und bewährt gefunden hatte, daß letzterer ordinirt und ihm als Gehülfe zugeordnet wurde. Hermes trat in dieses ihn fixirende Verhältniß halb gezwungen; denn seine Lage in dem Hause des freude- und friedlosen Predigers entsprach durchaus nicht seinen bescheidenen Wünschen; auch erhielt er mit der Adjunctur für den Fall der entstehenden Vakanz keine Zusicherung der Pfarre zu Retkendorf, sondern nur das Versprechen, bei Susemihls Genesung oder Tode auf einer Herzoglichen Patronatpfarre versorgt zu werden.

Hermes ward zu Schwerin zum Prediger examinirt, bestand wohl und erhielt, noch nicht 21 Jahr alt, die Ordination in der Domkirche daselbst den 6. Julius 1757. Susemihl starb unerwartet nach wenigen Monaten; H. mußte, zur Vergünstigung der Wittwe, bei kärglichem Hofmeistergehalte, das Pastorat noch zwei Jahre versehen und dann einem Andern die Pfarre übergeben, um bald darauf wieder als Adjunct den Superintendent Zachariä zu Parchim zu unterstützen. Auch dieser Mann war ein strenger Pietist; doch wurde sein System durch eine christliche Sinnesart gemildert. Hermes blieb ein halbes Jahr in seinem Hause und verließ es dann, um die Predigerstelle zu Gorschendorf bei Malchim, wo er eine Probepredigt gehalten und wider alles Erwarten auf eine fast wunderbare Weise gewählt war, zu übernehmen.

Nie war er in Gorschendorf gewesen, nie hatte er die verwittwete Frau von Blücher, eine verehrte Matrone, welche dort wohnte, deren Wille bei der Wahl entschied, gesehen. Es war bereits allgemein bekannt, daß sie einem andern Candidaten, der ihr persönlich bekannt, die Pfarre zu geben gedachte. Doch traten Verhältnisse ein, die Hermes bestimmten, die ihm ange-

tragene Probepredigt zu halten. Er reiste nach dem Dorfe hin, traf dort erst am Sonntag Morgen ein, trat in der Pfarrwohnung ab und bestieg, ohne irgend Jemand von der adlichen Familie zu sehen und zu sprechen, die Kanzel, nachdem, der Sitte der Predigerwahl zu Folge, zwei andere Kandidaten, worunter auch der für die Stelle Bestimmte war, bereits die Probepredigt gehalten hatten. Schon bei seinem Auftritte auf die Kanzel, noch mehr beim wirklichen Beginn seines Vortrages, bemerkte er, daß Frau von Blücher, die der Kanzel nahe saß, durch ein außerordentliches Ereigniß alterirt sei, im unverkennbaren Ausdruck einer großen Gemüthsbewegung mit ihrem Bruder und Schwager sprach und dann in tiefes Nachdenken versank. Je entschiedener es H. dünkte, daß er die Pfarre nicht erhalten würde, um so unbefangener beendete er, hierdurch nicht gestört, seine Rede und ging nach dem Gottesdienste zur Pfarre zurück, wo er unmittelbar nachher von dem Gemeindeschulzen erfuhr, daß er im ausdrücklichen Verlangen der Fr. von Blücher einstimmig zum Prediger gewählt sei. Bald darauf ward er nach dem Edelsitze beschieden, und hier erzählte ihm Fr. von Blücher, daß sie sich mehrere Nächte zuvor im Traume in die Kirche versetzt gesehen und einen Mann dort auf der Kanzel erblickt, den eine unsichtbare, tiefeindringende Stimme als den wahren und rechten künftigen Seelsorger ihr bezeichnet habe. Als sie nun wirklich in Hermes die Person jenes Traumbildes wieder erkannt, sei sie von diesem wunderbaren Zusammentreffen heftig ergriffen, aber auch davon überzeugt worden, daß der Friede ihrer Seele fordere, keinen andern, als ihn, zum Prediger zu wählen. — Diese, für die tiefere Kunde des Geisterreichs gewiß bedeutungsvolle Begebenheit wird dadurch noch auffallender, daß Fr. von Blücher, die mit Hermes nach seinem erfolgten Abgange von Gorschendorf bis zu ihrem Tode über zwanzig Jahre in Briefwechsel blieb, ihn jedesmal nach gehabten Träumen vorher davon schriftlich benachrichtigte, wenn ihn außerordentliche Veränderungen in seinen Lebens- und Dienstverhältnissen trafen. — Wer den würdigen Hermes nach seiner ruhigen Beobachtungsgabe und treuen Wahrheitsliebe näher kannte, wird gegen die Richtigkeit dieser nach seinen Worten mitgetheilten Begebenheit keinen

Zweifel hegen. Auch müssen sich unter den Papieren des nun Verstorbenen die Briefe der Frau von Blücher finden, welche den wunderbaren Antheil bezeugen, den sie durch Vorhersagungen an den fernern Schicksalen des Mannes nahm. —

Hermes verehrte in dem würdigen Zachariä seinen zweiten Vater und erhielt auch bald zwiefach die Sohnesrechte, als er dessen dritte Tochter 1760 zur Gattin wählte. Da die Pfarre zu Gorschendorf, rücksichtlich der Einkünfte, zu den schlechtesten des Herzogthumes gehörte, da Kriegeslasten aller Art auch diese Gegenden drückten, so war des neuen Predigers Lage mit zahlreichen Sorgen umgeben. Vor allem fühlte er das Bedürfniß, durch wissenschaftliche Ausbildung zu einer religiösen Ueberzeugung zu gelangen, die, in sich selbst begründet, sein bisheriges pietistisches System, welches ihm nur von außen her aufgedrungen war, läuterte und dem wahren Geiste des Christenthums näher brächte. Doch mangelte dem redlich Forschenden äußere Ruhe, literarische Hülfsmittel und ein Freund, in dessen belehrendem und ermunterndem Umgange er das Licht eines vollendeten geistigen Daseins hätte anzünden können. So der stillen Welt seiner Gedanken hingegeben, lebte H. hier fünf Jahre nicht ohne Lebensfreude, denn theils fand er in der Besitzerin des dasigen Rittergutes, der Frau von Blücher, eine mütterliche Freundin, die wahrhaft religiös dachte und handelte, theils und vor allem begründete die Wahl seiner Gattin einen unerschütterlichen Stützpunct seines häuslichen Glückes. Sie war ein edles deutsches Weib, die treueste Pflegerin ihres Gatten und ihrer Kinder, unermüdet thätig und sparsam, männlich muthvoll im Unglück, anspruchslos und in frommer Einfalt ein reines Gegenbild zu dem Gemälde der ihrem Herrn in weiblicher Berufsthätigkeit dienenden Martha.

In der beschränktesten Lage und ohne nahe Hoffnung, aus derselben einen Ausweg zu finden, ward er unerwartet, wie durch einen Himmelsruf, zum ersten Prediger und Präpositus des dasigen Kirchenkreises in der Stadt Wahren ernannt. Im Anfange des Jahres 1765 ging er zu dieser einträglichern Stelle ab; sie war auch in jeder Hinsicht für ihn eine bessere; er fand hier einen seiner Neigung angemessenen Wirkungskreis,

eine größere Gemeinde, zu der viele adliche und gebildetere Familien gehörten, Mittel zur Herbeischaffung literarischer Quellen, Gelegenheit zur Lectüre und einigen Umgang mit wissenschaftliebenden Männern.

Unter so günstigen Verhältnissen gewann Hermes Geist einen freieren Blick und eine Regsamkeit, die sich auf vielfache Weise segensreich bekundete. Vor allem die Pflichten als Seelsorger seiner Gemeinde im Auge haltend, erfüllte er diese auf das gewissenhafteste durch Lehre und That; seine Kanzelvorträge, die den Charakter der würdevollen Ruhe, mit der Wärme inniger Ueberzeugung von der Wahrheit des Gesagten verbanden, fanden allgemeinen Beifall. Außerdem strebte er nützlich zu werden, wo sich ihm Gelegenheit darbot. Wer solche gewissenhaft sucht, wird sie immer finden. — Er stiftete mit großer Mühe und Arbeit eine Prediger-, Wittwen- und Waisen-Casse, die, mit landesherrlichen Vorrechten begnadigt, unter dem Schutze des Herzogs noch jetzt fortdauert; auch eine Lesegesellschaft errichtete er, die erste in dortigen Landen, welche viel Gutes bewirkte. — Diese äußere Thätigkeit hemmte auf keine Weise seine Studien zur vertrauteren Bekanntschaft der heiligen Schriften, zur Erkenntniß der Kirchengeschichte und zur gehörigen Würdigung der im Schooße der Kirche herrschenden Systeme. Er selbst erzählt: „Bis zu diesem Zeitpuncte ohngefähr hatte ich ziemlich nach der von meinen Vätern und Lehrern angenommenen Methode mein Predigtamt geführt. — Jetzt, da meine Seele einen neuen Schwung erhielt, da ich mehr zu lesen und zu denken Gelegenheit hatte, bekamen auch die alten Zweifel neues Leben und Kraft. Je mehr ich besonders das Bibelstudium wissenschaftlich trieb, und damit meine eigenen Erfahrungen und Beobachtungen verglich, desto mehr fiel mir das Willkührliche und Menschliche in der damals sehr gangbaren sogenannten Rechtgläubigkeit und Bekehrungsform in die Augen. Meine öffentlichen Vorträge änderten sich hierin immer mehr nach meinen erlangten besseren Ueberzeugungen. Gedrungen von der Gewalt des mir immer heller scheinenden neuen Lichtes christlich freier Ansichten suchte ich auch schriftlich das Publicum zu belehren, und dieses um so mehr, da ich wahrnahm, daß mehrere junge, aus der Halleschen Schule nach Meklenburg beförderte Prediger viel Unfug

mit ihrem Frömmigkeits- und Bekehrungswesen zu treiben anfingen." —

Diesen Pfad verfolgend, gab Hermes eine Wochenschrift unter dem Titel: Wöchentliche Beiträge zur Beförderung der wahren Gottseligkeit, heraus, in welcher er sich mehreren gangbaren Vorurtheilen in den Religionssystemen entgegenstellte, jedoch die eigentliche Dogmatik und Polemik unberührt ließ und auf die Verbreitung einer geläuterten, einfach klaren Moral hinarbeitete, wie die ersten Lehrer der christlichen Kirche sie in Einfalt und Herzensreinheit ihren Glaubensgenossen empfohlen. Die fromme Milde des in diesen Blättern herrschenden Sinnes, die Klarheit des edlen Vortrags sprach überall an. Ob H. sich gleich nicht als der Verfasser dieser Beiträge nannte, so ward er doch in einem ausgezeichneten Kreise gar bald rühmlich, als Verfasser bekannt. Doch je mehr Beifall er auf der einen Seite ärntete, um so erbitterter wurde gegen ihn der Theil der Geistlichen, die ihren unduldsamen Pietismus mit Strenge verfolgten, die in H. bisher einen Eiferer für ihre Sache erblickt hatten und die nun zu fürchten begannen, mit ihm einen Theil ihres Ansehens zu verlieren. Diese Folgen konnten H. nicht verborgen bleiben; sie konnten aber auf keine Weise den würdevollen Gang seiner Thätigkeit stören; sie bewirkten nur, daß er bei allen freimüthigen Aeußerungen die größte Vorsicht beobachtete. Sein Grundsatz war und blieb: „ich lehre und predige nie wider meine Ueberzeugung, aber mit großer Sorgfalt und Behutsamkeit, um Jedermann zu erbauen und Niemandem anstößig zu werden." — In diesem charakteristischen Werthe zeichnete er sich so vortheilhaft aus vor vielen Männern, welche sich mit geläuterten Ansichten den Vorurtheilen der Zeitgenossen entgegenstellen, aber ihrem löblichen Zwecke schaden durch Mangel an reifer Ueberlegung und an Bestimmtheit; sie verfallen gebend und nehmend in Aergerniß. — Während die orthodoxen Pietisten alles aufboten, ihren redlichen Amtsbruder als einen abtrünnigen Ketzer zu bezeichnen und selbst den wohlwollend gesinnten Herzog wider ihn aufzubringen, lauerten sie begierig auf eine schickliche Gelegenheit, um öffentlich gegen Hermes loszubrechen, und diese fanden sie in einem Aufsatze, der, nach einer äußern Veranlassung ge-

schrieben, in den vorerwähnten Beiträgen (Stück 79 bis 81) gedruckt erschien. Je verwerflicher die Plane der Menschen sind, um so leichter finden sie oft bei denselben Helfershelfer; so ließ sich auch der Konsistorialfiskal Weinland zu Rostock gebrauchen, dem Herzoge von den vermeintlichen Ketzereien Anzeige zu machen und den weltlichen Arm der Strafgesetze gegen Hermes aufzurufen. Das Verbrechen, welches dem Angeklagten angeschuldigt wurde, war: daß er die Lehre von der Genugthuung Christi für unsere Sünden, die mit den deutlichsten Worten in der heiligen Schrift ausgedrückt und eine Fundamentallehre der symbolischen Bücher nicht nur verdächtig gemacht, sondern offenbar verworfen habe. — Hierauf erfolgte, was funfzig Jahre später unglaublich erscheint: eine schriftliche Vertheidigung über jene Anklage, zu der sich Hermes erbot, ward nicht als zulässig erachtet; der Angeklagte mußte es als eine besondere Vergünstigung des Herzoges und vermittelnder Freunde erachten, daß er sich nicht persönlich nach Rostock zu begeben brauchte, sondern daß zwei Konsistorialräthe, deren einer die Haupttriebfeder des ganzen Verfahrens war, der Konsistorialrath Döderlein aus Bützow, unter Zuziehung eines Notars, zu Wahren ihr Inquisitionstribunal aufschlugen, den Ketzer vorluden und unter für seine persönliche Ehre sehr kränkenden Maßregeln, die Untersuchung eröffneten. H. hatte, um das Ungewitter zu beschwören, eine Vertheidigungsschrift drucken lassen, eine Maßregel, zu der toleranter gesinnte Mitglieder des Konsistoriums riethen. Doch, was vorher zu sehen, geschah; die Zeloten, die vorher das „Kreuziget, kreuziget ihn!" aussprachen, riefen es nun mit verdoppeltem Ungestüm aus. Da man Hermes beschuldigte, er sei ein Socinianer, erwiederte er: wie es ihm nicht darum zu thun, einen Partheinamen zu erhalten, noch von sich abzulehnen; sondern er strebe allein nach der reinen Erkenntniß der Wahrheit. Was er gelehrt und geschrieben, liege zur Untersuchung und Beurtheilung aller Unpartheiischen da. — Wiederrufen könne er von Allem, worüber er angefochten würde, mit gutem Gewissen nichts, wenn er auch jetzt, durch Verleugnung seiner Einsichten, Großes gewinnen könne, wie er durch freimüthiges Bekenntniß alles zu verlieren besorgen müsse. —

Einem seiner Amtsbrüder, der auch zum entgegengesetzten Systeme gehörte, und der sich mit einem, Hermes Ansichten bestreitenden Sendschreiben, doch nicht feindselig, sondern wahr und redlich, an ihn wandte, versicherte er, daß sie sich, der verschiedenen Ansichten über theologische Gegenstände ohngeachtet, wechselseitig ferner brüderlich lieben wollten, mit redlichem Herzen gegen Gott, gegen die Wahrheit, gegen Freund und Feind. —

Die Konsistorial-Kommission begann, solcher frommsinnigen Bekenntnisse ohngeachtet, ihre Untersuchungen; Döderlein führte dabei das Wort mit Härte und Zudringlichkeit. In der Eröffnungsrede sagte er mit schadenfroher Freundlichkeit: Er (Hermes) stecke in den gröbsten Irrthümern und wandle auf einem gefährlichen Wege; seine arme Seele und deren großer Verfall sei zu beklagen; darum solle er zurecht gewiesen werden, wenn er nur gehörig folgen wolle. „Bitten Sie," dies waren seine Worte, „bitten Sie Gott, daß er Ihnen seinen heiligen Geist schenke, und durch denselben Ihren Verstand von den großen Irrthümern, worin Sie gerathen sind, überzeuge und Ihr Herz zur Annahme der Wahrheit willig mache!" — Statt der eigentlichen Untersuchung über Lehrmeinungen begann er das Geschäft mit einer weitläufigen Kritik jener Vertheidigungsschrift, die er kraft der sich beimessenden Machtvollkommenheit verdammte. Fast aus jeder Periode, deren wahrer Sinn doch leicht einzusehen, wollte er Gift saugen; so daß die Kommission weiten Zeitraum erfordert hätte, um die Sache auf diesem Wege zum Schlusse zu bringen. Die weitläuftigsten, spitzfindigsten, verwickeltsten, dogmatischen und polemischen Fragen, die oft einen halben Bogen einnahmen, sollte Hermes auf der Stelle mündlich beantworten, indeß er unaufhörlich aller Geistesfreiheit beraubt wurde durch strafende Anreden, verdeckte und offene Verweise und bittere Vorwürfe. Schriftliche Mittheilung der Fragen zu sofortiger schriftlicher Beantwortung wurde hartnäckig verweigert, und die mündliche Beantwortung der Fragen ward nicht angenommen, wie sie gegeben war, sondern aus ihnen Veranlassung entlehnt, um stundenlang zu disputiren, dem seinem Glauben treuen Manne strafbare Halsstarrigkeit anzuschuldigen

und seine Gründe Sophismen und nichtige Ausflüchte zu heißen. —

Hermes selbst hat in einer, alle Zeichen der lautersten historischen Wahrheit in sich tragenden Schrift *), aus der auszugsweise dieser Theil der Biographie entlehnt ist, die Geschichte der erlittenen Verfolgung erzählt. Man sehe das Gemälde, welches er von seinen tiefen Leiden entwirft: „Ein geschwächter Körper — ein in tiefe Traurigkeit gehüllter Geist — Nerven, die durch schon erduldete Widerwärtigkeit bis zur höchsten Empfindlichkeit gespannt waren — ein strenges Verhör, wobei es durchaus auf meine Verurtheilung oder auf Wiederruf angesehen war, — und nun, unpartheiischer Leser! urtheile: ob es möglich war, unter solchen Umständen mit Freimüthigkeit, Präcision und hinlänglicher Gründlichkeit zu antworten?" — Dort sagt er weiter: „Die harten Proceduren der Kommission fielen sogleich in den ersten Tagen so sehr in die Augen, daß mein Haus mit Freunden angefüllt wurde, die mich bedauerten, trösteten und die thätigsten Beweise theilnehmender Freundschaft gaben. Sogar das niedere Volk gerieth in einige Bewegung, und ich war nur sehr froh, daß die Sache nicht weiter gedieh. — Schon am ersten Abend nach Eröffnung der Untersuchung sah ich einer Leiche ähnlicher, als einem lebenden Menschen, die bedenklichsten Zufälle verkündigten große Zerrüttung meiner Gesundheit, und machten Freunde und Familie, mehr als mich selber, für mein Leben besorgt." —

In solche traurige Lage war durch Verfolgungsgeist ein Mann versetzt, dem treue Amtsverwaltung und tadelloser Lebenswandel die innigste Verehrung seiner Gemeinde erworben; der — da nach den genommenen Maßregeln eine Dienstentsetzung unvermeidlich schien — von den Vorstehern seiner Gemeinde die Zusicherung erhielt, daß, wenn es dahin kommen sollte, man bis zu seinem anderweitigen Unterkommen, als einen Beweis treuer Liebe und dankbarer Verehrung, für seinen Unterhalt Sorge tragen würde. —

---

*) Nachricht an das Publicum von dem Verfahren des Meklenburgischen Konsistoriums u. s. w. von J. A. Hermes. Berlin bei Himburg 1777.

Nachdem Hermes noch Einen Tag der Qual vor dem Döderleinschen Inquisitionstribunal verlebt hatte, faßte er, nach den Bitten seiner Familie, seiner Freunde, seines Arztes, den Entschluß, sich dort keinen weitern Verfolgungen hinzugeben; er erklärte: er wolle lieber mit dem Stabe in der Hand aus Meklenburgschem Gebiete gehen, als sich länger so harten Mißhandlungen zu unterwerfen. —

Wer erinnert sich hier nicht eines gleichen Schicksals, in welches der Verfolgungsgeist den frommen Paul Gerhard, den Sänger des herrlichen Liedes: „Befiehl du deine Wege" — stürzte? — Doch der gütige Vater, der dem Vertriebenen im größten Jammer das muthvolle Vertrauen auf eine allwaltende Fürsorge eingab, hatte auch für den frommen Hermes eine Freistatt bereitet. Schon vor einiger Zeit war der Ruf an ihn ergangen, als Prediger und geistlicher Inspector nach Jerichow, ins Magdeburgsche, zu kommen. Von der Liebe zu seiner Gemeinde, zur Heimath seiner Gattin, zu seinem segensreichen Wirkungskreise gefesselt, hatte er sich nicht zur Annahme der Vokation entschließen können; aber gegenwärtig wurde es für ihn zweifach Pflicht, diese Einladung anzunehmen. — Er zeigte dieses dem Herzoge von Meklenburg an; er bat um den Abschied, unter Verschonung mit weiterer Untersuchung über seine Religionsansichten, ihn, bis zum Antritt der neuen Stelle, in seinem Amte, und dann in Frieden ziehen zu lassen. Ersteres wurde gewährt, letzteres nicht; denn er mußte noch manche Verunglimpfungen erfahren; diese aber wurden dem edlen Manne vergütigt durch die vielfachen, untrüglichsten Zeichen der Liebe und Achtung, die er von seiner Gemeinde und von vielen trefflichen Menschen jenes Landes erhielt. — Die Döderleinsche Untersuchung begann im Anfange des Octobers 1773; im April 1774 verließ Hermes das Meklenburgsche, und traf, nach einer höchst beschwerlichen Reise, mit einer hoch schwangern Frau und sechs Kindern, zu Jerichow, seinem neuen Wohnorte, ein.

Jenes Schicksal, welches er erlebt hatte, und der daraus hervorleuchtende Geist, eines muthvollen Wahrheitssinnes auf der einen Seite, auf der andern der hierarchischen Verfolgungssucht, machte Hermes Namen berühmt; seine Sache war ja die aller redlichen Freunde

geläuterter Welt- und Religionsansichten. In vielen Schriften wurde seiner mit Verehrung gedacht und die über ihn in Meklenburg verhängte Unbill gerügt. Besonders herzlich geschah dieses in dem zu jener Zeit gedruckten Büchlein: Ueber Toleranz und Gewissensfreiheit vom Prediger Lüdke zu Berlin (1774 Seite 305 ff.). Das Beste, was dem Zwecke und dem Erfolge nach Friedrich Nicolai schrieb, sein „Sebaldus Nothanker," ist veranlaßt durch Hermes Schicksal, welches den Stoff zu diesem vielgelesenen Romane darbot.

In Friedrichs des Großen Staaten hatte ein, wie Hermes, denkender, lehrender und lebender Mann keine Verfolgung von oben herab wegen religiöser Meinungen zu fürchten; aber dennoch trafen ihn in seinem neuen Wohnorte zahllose Leiden anderer, nicht minder schmerzhafter Art. Unter vielen Widerwärtigkeiten waren die häuslichen die größten; ach! sie erinnerten oft an die alttestamentarische Dichtung, welche mit immer neuen Unglücksbotschaften den Hiob bestürmen läßt. Während seine Gattin vom Wochenbette noch nicht genesen war, verfiel sie in eine langwierige Krankheit; auch sämmtliche Kinder wurden von einem bösartigen Fieber befallen, denen eine noch gefährlichere Ruhr folgte. Der zärtliche Vater verlor binnen vierzehn Tagen drei seiner muntersten Lieblinge; ein Vierteljahr darauf starb das vierte Kind, anderer tiefverwundender Unfälle nicht zu gedenken. — Konnte es bei solchen Ereignissen, die einen seines Glaubens wegen Vertriebenen trafen, an Feinden und Sprachen fehlen, die hierin das unmittelbare Strafgericht des göttlichen Zorns erblickten! — Welche Geistesstärke, welcher tief religiöser Sinn gehörte dazu, daß ein Mann, der sich eben erst muthvoll von Vorurtheilen losriß, seiner Ueberzeugung getreu blieb, daß er die lebendige Kraft des Glaubens an sich bewährte, im Kampfe mit großen Widerwärtigkeiten, und in der Erfüllung schwerer Pflichten! Er bestand diese Prüfung als Weiser, als Christ; aber seine immer nur schmerzliche Erinnerungen erneuernde Lage zu Jerichow, in einer traurigen, ungesunden Gegend, war ihn verleidet; er wünschte sich dort weg, und legte die Beförderung dieses Wunsches seinen Freunden zu Berlin, unter denen der edle Spalding vor Allen genannt

sei, dringend an's Herz. Seiner thätigen Mitwirkung verdankte es Hermes, daß er 1777 nach Ditfurth, zum damaligen Stifte Quedlinburg gehörig, von der Aebtissin Anna Amalia, der Schwester des großen Friedrichs, als Oberprediger berufen wurde. Mit neuen Hoffnungen gestärkt, nahm er den Antrag an, ob solcher gleich für den Augenblick in Betracht der Einkünfte eine ungünstigere Aussicht darbot, da H. einem für das Predigeramt unfähigen Vorgänger in der ganzen Zeit seines dortigen Aufenthalts eine bestimmte Summe abgeben mußte. Jedoch lebte der, bescheidene Wünsche an das Irrdische machende Hermes hier drei Jahre recht ruhig und glücklich in einer angenehmen Gegend, in der Nähe von Quedlinburg, wo er bald mit dem ihm gleich gesinnten Prediger Cramer, mit Göze, dem bekannten Naturforscher, und mit mehreren, durch Geist und Herz gleich verehrungswerthen Menschen, das ihm so wohlthuende Band inniger Freundschaft knüpfte. Hier gewann er unter den Beschäftigungen eines nicht übermäßige Arbeit auferlegenden Amtes die Muße, um als Schriftsteller die religiösen Ansichten vollständig zu entwickeln, welche die ihn getroffene Verfolgung veranlaßt und sich ihm selbst bewährt hatten im ernsten Nachdenken, wie unter den härtesten Prüfungen irdischer und geistiger Leiden. Das Resultat dieser Arbeit war sein Handbuch der Religion (Berlin bei Himburg, zuerst gedruckt 1779). Nicht leicht hat in der ganzen christlich-protestantischen Welt sogleich bei seinem Erscheinen ein auf populäre Religionserkenntniß und Frömmigkeit hinarbeitendes Werk einen so allgemeinen Beifall, eine so segensreiche Wirksamkeit gehabt, als dieses, dessen schriftmäßiger Klarheit und überzeugender Einfalt selbst die orthodoxen Widersacher des Verfassers, wenigstens schweigend, Gerechtigkeit widerfahren lassen mußten.

Ueber den Inhalt dieses nicht vergessenen trefflichen Buches, dessen Wirksamkeit sich nicht allein auf das protestantische Deutschland, sondern, wie selbst die Pränumerationslisten bezeugen, durch einen bedeutenden Debit über katholische Länder erstreckte, braucht hier nicht ausführlicher geredet, aber dagegen mag bemerklich gemacht werden, daß das Hermessche Handbuch der Religion schnell hintereinander sehr bedeutende rechtmäßige,

wie unrechtmäßige Auflagen (Nachdrücke) erlebte, daß es in's Dänische, in's Holländische, in's Schwedische und in die französische Sprache übersetzt wurde, und letzteres (Berlin bei Decker 1784) von Preußens edler Königin Elisabeth, der durch Frömmigkeit, tiefes Gefühl und hellen Blick ausgezeichneten Gemahlin Friedrichs II. — Noch heute, nach mehr als einem Menschenalter, ist dieses Werk ein Familien-Andachtsbuch, welches zum gottseligen Leben auf vernünftige Weise mahnt, und so für den edelsten Zweck seinen Werth behalten wird. —

Hermes literarischer Ruhm war mit seinem Handbuche der Religion fest begründet, und sicherte den Beifall seiner später erschienenen, in gleichem Geiste gearbeiteten Erbauungsschriften, welche, alle dogmatische Systematik vermeidend, den großen Sinn des Christenthums in einfacher Klarheit, mit überzeugender Wärme verkündigen; dieses innige Gefühl erhebt sich in seinen christlichen Liedern oft zum Feuer der Begeisterung *), welches um so reiner ist, jemehr er im Leben selbst vorwaltende Ruhe als Charakterzug offenbarte. —

In dieser glücklichen, ländlichen Lage blieb er nur drei Jahre; 1780 ward er, da Rambach nach Hamburg berufen wurde, als dessen Nachfolger zum Oberprediger an der St. Nikolaikirche zu Quedlinburg und zugleich zum Konsistorialrath und Ephor des dortigen Gymnasiums ernannt. Wenn manche äußeren Verhältnisse diese Amtsveränderung zu einer Verbesserung machten, so erwachte doch der Verfolgungsgeist, der H. schon so trübe Stunden bereitet, auch hier. Er fand einen Spezialcollegen, der nicht ohne Talent war, und, bei vielem Einfluß auf die Gemeinde, sich ohngeachtet einer nicht gar lautern Lebensweise in dem Rufe der strengsten Orthodoxie zu behaupten wußte. Dieser, ihm aus eigenen Antriebe und durch fremde Einflüsterungen feindlich gesinnte Mann, machte ihm manchen Verdruß in der Gemeinde. Je ungebildeter ein großer Theil der Mitglieder derselben war, um so leichter war sie gegen

*) Z. B. das herrliche Passionslied: „Ach! sieh' ihn dulden, bluten, sterben!" — Im trefflichen Quedlinburger Gesangbuche Nro. 103. — Ferner: „Ich lebe nicht für diese Erde." — Nro. 235 — und Mehrere. —

den neuen Seelsorger einzunehmen, der aus der Ferne her kam und als ein vertriebener Ketzer verschrien wurde. So entwickelte sich hier ein neues Verfolgungsgewebe gegen Hermes, das zwar bei den liberalen Religionsansichten der Aebtissin, deren Vertrauen Spalding genoß, keine officiellen Folgen haben konnte, mithin in einem ganz entgegengesetzten Wirkungskreise sich äußerte, als im Meklenburgschen, das aber dort wie hier von geistlichen Amtsbrüdern ausging und kein Mittel verschmähte, den äußern Frieden des edlen Mannes zu untergraben. Selbst der erste Geistliche der Stadt und des kleinen Staates, der Oberhofprediger Dr. Boysen, war, wenn er gleich nicht hervorzutreten wagte, Hermes Widersacher, dessen Religionssysteme er verwerflich fand, dessen literarischen Ruhm er beneidete, und den er als einen bekannten Mitarbeiter an der allgemeinen deutschen Bibliothek, die ihn oft hart mitgenommen und schnöde abgefertigt hatte, nicht gern neben sich duldete. Unter den Mittelspersonen, deren sich die Zionswächter bedienten, um H. zu kränken und anzufeinden, war auch ein Schulcollege, ein Konrector Voigt, der gebraucht wurde, die anderswo geschmiedeten Pfeile zu verschießen. Dieser hatte am Johannisfeste (1782), nach der Bestimmung einer Stiftung, öffentlich eine Rede zu halten und benutzte sie, um Luthern mit den neuern sogenannten Reformatoren zu vergleichen, unter dem Wuste einer sinnlosen Orthodoxie, die Lehre von der Begnadigung durch das Verdienst Christi und von dem angebornen Verderbnisse der Menschen, als die Hauptstütze des ganzen Christenthums hervor zu heben und immer auf Hermes frühere Streitigkeiten, wie auf den ihm angeschuldigten Irrglauben hinzudeuten. Dieser armselige Angriff war um so boshafter, da Hermes bei der Rede, die auch bald gedruckt verbreitet wurde, als Ephor des Gymnasii gegenwärtig war. Er hielt es unter seiner Würde und gegen seine Grundsätze, den boshaften Streich seiner Feinde zu rügen; aber während man ihn so zu kränken suchte, verwundete ihn ein Freund, der unberufen seine Vertheidigung zu führen sich veranlaßt fühlte, nicht minder. Es wohnte im Magdeburgschen ein Beamter, der, bei stiller Verehrung der Hermesschen Schriften, jene elende Rede zu Gesicht bekam und bald entdeckte, daß die darin enthaltenen Verdam-

mungen gegen Hermes gerichtet waren. Er wandte sich also, ohne H. oder dessen näheren Freunden davon etwas zu sagen, an Dr. Bahrdt nach Halle und bewog ihn, gegen Voigt öffentlich aufzutreten. Bahrdt, schon damals übel berüchtigt, dessen leichtsinniger Muthwille dem in höherer religiöser Ueberzeugung lebenden Hermes sehr zuwider sein mußte, ließ nun gedruckt ausgehn: Das Sendschreiben an einen Quedlinburger Schulmonarchen, der Luthern mit den neuen Reformatoren verglich, vom Schulmeister zu Gibeon, worin er die Petulanz auf das Höchste trieb. Hiermit war der Lärm erst recht angefacht, und mancher Schriftwechsel folgte, wobei gegen Hermes hämische Ausfälle gemacht wurden. — Er war so weise, zu schweigen, die Prüfung der Wahrheit den Wahrheitsfähigen zu überlassen, und in treuer Erfüllung seiner Amts- und Menschenpflichten den inneren Frieden sich zu sichern. — Diesen hielt er fest unter den härtesten Schlägen des Schicksals, und so bethätigte er die gediegene Lauterkeit seiner religiösen Ansichten; mit dieser Ergebung sehen wir H. nach einer vierundzwanzigjährigen Vereinigung 1784 an dem Todtenbette einer biederherzigen Gattin stehen, die seine getreue Gefährtin im Unglücke, die liebevollste Trösterin im Trübsal, die sorgsamste Pflegerin seines oft der geistigen Anstrengung zu erliegen drohenden Lebens war. Auch verlor er um diese Zeit den letzten seiner vier Söhne aus dieser Ehe; einen wohlgearteten Jüngling, der so eben die academische Laufbahn verlassen hatte und im Begriff stand, sich als Jurist um eine Anstellung zu bewerben. —

Die beiden ihm noch übrigen Töchter, bereits erwachsen, folgten ihrer Bestimmung, indem sie sich, unter dem Segen ihres Vaters verheiratheten; so bewogen ihn Sorge für Selbsterhaltung und Sinn für Häuslichkeit, an eine Wiederverheirathung zu denken, welchem zu Folge er eine Tochter des zu Quedlinburg verstorbenen Rathskammerers und Kaufmanns Daniel zur zweiten Gattin wählte. (1785.)

Unter diesen Veränderungen seiner häuslichen Verhältnisse verlor sich nach und nach, nicht der böse Sinn seiner Verfolger, aber dessen Wirksamkeit auf das Publicum, welches durch sittliche Reinheit und Sanftmuth

des früher Verketzerten versöhnt wurde. Zwar fand H., sobald er in der Ueberzeugung, Gutes zu stiften, hervortrat, oft einen Widerstand, der den frühern Unfug wieder aufzuwecken versuchte; wie er dieses bei der Veranstaltung eines neuen Gesangbuches und bei der Einführung der allgemeinen Beichte, neben der bisher gewöhnlichen Privatbeichte, erfuhr. Er zog sich immer mehr zu einem stillen kontemplativen Leben zurück, welches ihn aber nicht verhinderte, seine Amtspflichten wahrzunehmen, seine literarischen Arbeiten fortzusetzen nnd in den Kreisen der Freunde dem geselligen Leben manche heitere Stunden zu widmen. In letzteren verband er sich immer näher mit dem Pastor H. M. A. Cramer, einem durch Gelehrsamkeit, Biedersinn und Freundestreue ausgezeichneten Manne, mit dem er das große literarische Unternehmen, die Herausgabe der allgemeinen Bibliothek der theologischen Literatur (1784 — 87, 8 Theile) begann, und mit entschiedenem Beifalle der Gelehrtenwelt bis dahin fortführte, wo beide Herausgeber die Fortsetzung dieser schwierigen Arbeit, durch nähere Berufsgeschäfte veranlaßt, aufzugeben sich entschieden. —

Durch seine mannichfachen Schicksale, wie durch den Ruhm seiner Schriften, hatte Hermes in der gelehrten Welt einen so ehrenwerthen Namen erlangt, daß derselbe jedem Unternehmen zur Empfehlung gereichte. So war es natürlich, daß Bahrdt, als er 1788 unter dem Namen der deutschen Union einen Ordensbund zur Verbreitung der Aufklärung (damals ein lockendes Modewort) zu stiften gedachte, wie andere ausgezeichnet deutsche Gelehrte, als Baldinger, Bertuch, Blumenbach, Dohm, Hufnagel, Knigge, Kästner, Posselt, Reinhardt, Salzmann, Schlözer u. s. f., auch Hermes für seinen Plan zu gewinnen suchte. Dieses gelang einigermaßen, da Bahrdt theils seine Vaterschaft und Theilnahme an dem Unternehmen und seine im Hintergrunde liegende Finanzspeculation sorgfältig zu verschleiern wußte, theils damals unter den in freier Geistesthätigkeit ihren Beruf findenden Gelehrten die von Berlin ausgehende Verfinsterung des freimaurerisch-mystisch-rosenkreuzerischen Unwesens manche Besorgnisse erregte. Nach einer anonymen Aufforderung zum Beitritte zur deutschen Union, antwortete Hermes

ruhig und freundlich, aber besonnen, unterm 8. Februar 1788:

„Sie haben, verehrungswürdige Männer! mir die Ehre erwiesen, mich zur Theilnahme an einem Werk einzuladen, das in mehr als Einer Absicht die Aufmerksamkeit und Achtung jedes rechtschaffenen Freundes der Wahrheit und Tugend verdient. Eine Gesellschaft von Männern, die alle das gemeinschaftliche, große Ziel Ihres Bestrebens haben, Wahrheit zu suchen, die Religion aufzuklären und die heiligen Rechte der Vernunft in Schutz zu nehmen, ist ohnstreitig die ehrwürdigste Verbindung, die sich unter Menschen denken läßt. Was für Bedenken könnte ich also tragen, mich zu Ihnen zu gesellen; und an Ihren Arbeiten und den zu erwartenden guten Folgen Antheil zu nehmen? Es wird nur darauf ankommen, daß Sie mir Ihren Plan näher bekannt machen, damit ich untersuchen kann, in wiefern derselbe mit meinem Ueberzeugungen stimmt, und in wie weit ich tüchtig bin, Ihnen zur Ausführung Ihrer ruhmvollen Absichten behülflich zu werden. Ich ersuche daher, mir denselben, so viel nämlich davon mitgetheilt werden kann, nun je eher je lieber, und zwar auf meine Kosten zuzufertigen. Meine nähere Erklärung soll sodann nicht lange ausbleiben, so wie ich auch auf jeden Fall die mir aufgegebene Verschwiegenheit treulich beobachten will."

„Der Gott der Wahrheit leite Sie übrigens, theureste Unbekannte! bei allen Ihren Unternehmungen, und segne Dieselben zur Beförderung seiner großen väterlichen Absichten, nämlich zum allgemeinen Wohle unserer Brüder. Mir wird's Freude sein, Sie einst näher kennen zu lernen. Und geschehe dieses auch nicht, so bleibe ich doch mit wahrer Hochachtung Hermes."

Wohl mogte es den würdigen Mann verwunden, als er bald nachher erfuhr, daß alle die schönen Verheißungen der zu errichtenden deutschen Union nichts waren, als ein Gaukelspiel des talentvollen, aber als unwahr berüchtigten, unsittlichen Bahrdt's, die zuletzt mit einer Geldprellerei endete und zu manchem Spott Veranlassung gab; wohl mochte es Hermes Gefühl beleidigen, seinen Namen späterhin unter den Theilnehmern der Union genannt zu finden; den etwanigen Vorwurf einiger Unvorsichtigkeit — ein, seiner bedachtsamen

Handlungsart sonst völlig fremder Fehler — theilte er mit vielen würdigen Männern des Vaterlandes. Bestochen durch den vorgespiegelten hohen Zweck der Gesellschaft, hatte er gutmüthig dem Betrüger die Hand geboten. — Aber, wer von den Sterblichen, der mit Begeisterung einem höheren Ziele entgegenstrebt, ärntete in der Schule der Erfahrung wohl nicht einmal ähnliche Täuschung? —

Während Hermes durch Schrift, Wort und Leben zur Beförderung des Guten wirkte, indeß er in seinen Amtsverhältnissen die Folgen mancher Anfeindung und Verfolgung zu bekämpfen hatte, während manche Familienleiden ihn trafen, litt er selbst an Krankheit und Hinfälligkeit, bewährte aber auch den Werth seines echtreligiösen Gemüths. So spricht er mild und freundlich, wahr, fest und überzeugend sich aus in der Vorrede zu der vierten Auflage seines Handbuchs der Religion (1791):

— „Hier kann ich mit großer Freudigkeit versichern, daß sich meine Ueberzeugung von der Wahrheit und Unentbehrlichkeit der Religion überhaupt, und der Vortrefflichkeit und Zweckmäßigkeit der christlichen insonderheit immer mehr stärkt, je älter ich werde und je länger ich nachdenke, forsche, beobachte und meine Erfahrung zu Rathe ziehe. Vielleicht ist das Ziel meiner Laufbahn so fern nicht mehr. Vielleicht ist dies das letzte Wort, welches ich zu Euch rede. Desto wichtiger muß mir selbst dies Bekenntniß sein und desto dringender der Wunsch, daß Ihr nicht nur lesen und die Wahrheit mit Eurem Verstande fassen, sondern Ihr sie ferner mit offenem Herzen aufnehmen, auf Euren Zustand anwenden und zu Eurer Besserung und Beruhigung nutzen möget. Ihr werdet dann durch treue Befolgung und Uebung immer mehr überzeugt werden, daß die Euch mitgetheilte Lehre Jesu völlig zu Euren Bedürfnissen und zur Gründung Eures wahren Glücks passe, und mithin nicht Menschenwerk, sondern göttliche Wahrheit sein müsse. — Dieser gute Gott, der uns alle gern durch Christum beglücken will, leite Euch denn, meine Lieben! auf den Weg der Wahrheit, erhalte Euch auf demselben und bringe Euch wohl zu dem Ziele einer seligen Zukunft. Er segne hierzu meine geringe Arbeit und helfe auch mir zur rechten Zeit an den Ort, wo ich das, was ich

hier geglaubt und gepredigt habe, näher erkennen und das, was ich hier gesäet, ärndten werde; an den Ort, wo alle Freunde des Guten, also auch diejenigen, die ich hier nicht kannte, ob sie mich gleich liebten, zusammentreffen, sich der Wahrheit freuen, in ihrem Lichte wandeln und ihren Urheber ewig anbeten!" —

Nach dem Tode der Aebtissin Amalia folgte ihr in der Regierung die Prinzessin von Schweden, Sophie Albertine; mit dieser Veränderung erhielt Hermes und seine Freunde, in Betreff der Kirchen- und Schulangelegenheiten, die der fortschreitende Geist der Zeit nützlich machte, einen freieren Wirkungskreis. Mit Cramer, der zum zweiten Ephor des Gymnasiums ernannt war, und mit dem verdienstvollen Rektor Meineke, der literarischen Welt bekannt durch manche schätzbare Arbeit, besonders durch seine Uebersetzung des Lukretius, leitete Hermes die verbesserte Einrichtung dieser Lehranstalt ein; wirkte auf die Verbesserung der Bürgerschulen, auf Reform des Armenwesens, auf Errichtung einer Armenschule und eines Arbeitshauses. —

Schon 1788 war Hermes zum eventuellen Nachfolger des ersten geistlichen Konsistorialraths und Oberhofpredigers Boysen ernannt; letzterer, ein hochbejahrter Greis, ward 1800 in Ruhestand versetzt und Hermes in sein neues Amt von Cramer (der bald darauf seinen Freunden, seiner trauernden Familie und der literarischen Welt entrissen wurde) eingeführt, wo er in ehrenvoller Würde, ohne lästige Geschäfte, die Ruhestunden des frommen Weisen mit der nützlichen Wirksamkeit des erfahrenen Weltbürgers verbinden zu können hoffen durfte. Aber jene Aussicht ging nur halb in Erfüllung; nach einigen Jahren blieb ihm in dieser Lage nur das, was die Großen der Erde und ihre Gewalthaber ihm nicht zu rauben im Stande sind — der Friede eines durch Frömmigkeit in sich selbst vollendeten Gemüthes. Noch ehe die französischen Heerschaaren sich über Deutschland verheerend ausbreiteten, ward die gefürstete Abtei, die bisher unter preußischem Schutze einen kleinen selbständigen und glücklichen Staat bildete, aufgehoben und der preußischen Monarchie einverleibt. Die Aebtissin behielt für ihre Lebenszeit noch das Regierungsrecht, das sie aber mit der Errichtung des westphälischen Königreiches bald nachher völlig verlor. — Die Stadt, bis dahin mit

vielen Freiheiten begabt, hatte das Glück, ihre Regierungsbehörden innerhalb ihrer Ringmauern zu haben und wurde nun, jener beraubt, zu einer Provinzialstadt herabgesetzt. Mit der Hofhaltung ward auch die Stiftsgemeinde, wie das Konsistorium aufgelöst, und Hermes verlor sein Amt, ohne dafür nach der Wiedervereinigung mit dem preußischen Staate weiter entschädigt zu werden, als daß man ihm eine anständige Pension verwilligte und die geistliche Superintendentur über Quedlinburg zutheilte, deren Geschäfte zu wenig Erfreuliches hatten, als daß er sie nicht gern einem jungen, thätigen Kollegen, dem in der Schriftstellerwelt rühmlichst bekannten Oberprediger Dr. Fritsch, überlassen hätte. Im hohen Alter (schon 1807 feierte er sein funfzigjähriges Amtsjubiläum, bei welcher Gelegenheit die Universität Helmstädt sich und ihn durch die Uebersendung des Diploms der theologischen Doctorwürde ehrte) hatte er das Glück, daß ihm weder die Geistesfähigkeiten, noch die Sinne den Dienst versagten; so beobachtete er in seiner Zurückgezogenheit die großen Ereignisse, welche sich in der politischen, wie in der moralischen Welt, auch in der evangelischen Kirche entwickelten. Ohne das Gute unserer Zeit zu verkennen, wußte er, nach seinen vielen Erfahrungen und reifem Nachdenken, viele Mißgriffe zu durchblicken, deren Bekämpfung er der bessern Einsicht einer spätern Generation überließ. Die Welt, in der er wirkte, war vorangegangen, wohin er immer so vertrauensvoll seine liebsten Hoffnungen richtete; mit Spalding, Sack, Dietrich und Teller schien selbst im höchsten geistlichen Ministerio des preußischen Staates der Männerkreis geschlossen, welcher Hermes Verdienste nach vollem Umfange würdigte.

Die vielen Schicksale, welche H. erfuhr, erzeugten in seinen spätern Jahren eine Ergebung, einen Gleichmuth, eine Ruhe, die mit dem Gebote fortdauernder Wirksamkeit im Widerspruche zu stehn schien. —

Wenn vertraute Freunde sich veranlaßt fanden, ihre Verwunderung auszusprechen über den unerschütterlichen Gleichmuth, mit welchem der geliebte Greis so manche, ihn aus der Nähe und aus der Ferne treffende Schicksale ertrug, machte er bemerklich, daß dieser ihn nie verlassende Friede durchaus nicht die Folge der Unempfindlichkeit oder des abgestumpften Gefühls, sondern die

Frucht der Ueberlegung sei, daß er, der so vieles erfahren und durch Gottes Beistand so manche Leiden überwunden habe, auch die ihm noch bevorstehenden durch standhafte Ergebung am sichersten besiegen würde. —

Man hat an Hermes wohl zuweilen getadelt, daß er in spätern Jahren, wo sein Wort und Wille das meiste Gewicht hatten, nicht kraft- und muthvoller hervorgetreten sei, um jenen entscheidende Wirksamkeit zu verschaffen, daß er in Thatsachen gegen seine bessere Ueberzeugung zuweilen zu duldsam gewesen, die Beförderung des als nützlich Erkannten mit zu geringem Eifer betrieben und der kontemplativen Ruhe seines Innern theilweise die Wirksamkeit des Lebens aufgeopfert habe, — doch solcher Vorwurf verliert vieles von seiner Bedeutung bei einem Manne, der wie Hermes unter zahlreicher Verfolgung der Menschen und des Schicksals wirkte, was er gewirkt hat. — Für die spätern Lebensjahre rechtfertigt ihn selbst Plinius Ausspruch (im 23. Briefe des vierten Buches): prima vitae tempora et media patriae, extrema *nobis* impertire debemus. —

Wie that es jedem rein empfindenden Gemüthe so wohl, in die Nähe dieses Greises zu treten, aus dessen verklärten Blicken der Himmelsfriede sprach! — Viele Stunden des Tages widmete Hermes noch jetzt der gehaltreichen Lectüre neuer Schriften aus dem Felde der populären Theologie, der Geschichte und Erdbeschreibung; Besuche jüngerer Freunde und das Gespräch mit ihnen waren ihm immer angenehm und erheiterte seinen Geist. Besonders gern unterhielt er sich, nach Greisessitte, mit vertrauten Bekannten, mit welchen er bei den Ereignissen früherer Jahre, beim Andenken lieber Vorangegangener verweilen konnte. Unter den auswärtigen Gelehrten, die seinem Herzen näher standen, wie Nösselt und Henke, war ihm vorzüglich theuer der verdienstvolle Kanzler Niemeyer zu Halle, sein entfernter Verwandter und vieljähriger vertrauter Freund. Dieser berühmte Mann erhielt dem edlen Greise bis zum letzten Tage der Wallfahrt die innigste Liebe, gleich der Verehrung, die der in die Welt tretende Jüngling dem edlen Hermes darbrachte. — Nie versäumte es Niemeyer, auf seinen Reisen in Quedlinburg vorzusprechen, fortwährend wechselten beide von Zeit zu Zeit herz-

liche Zuschriften. Noch im Herbste 1818 sahen sie sich, und der zweiundachtzigjährige Greis erfreute sich herzlich des Wiedersehens, nahm heiter Theil am vertrauten Gespräche und an gesellschaftlicher Unterhaltung in und außer seinem Hause. Jedoch verhinderte ihn bald darauf Schwäche in den Füßen, seine Wohnung zu verlassen, wenn er gleich bei günstigem Wetter noch zuweilen sich stark genug fühlte, in einem kleinen Garten neben dem Hause sich den Genuß der freien Luft zu verschaffen. — Im Jahre 1821 kränkelte Hermes mehrere Male; in so hohen Jahren wird leicht jede äußere Berührung, jede Einwirkung des Wechsels der Jahreszeit zur Krankheit. Durch ärztliche Hülfe ward der nur schwach glimmende Lebensfunke wieder angefacht; doch das Gesetz der Zeit, unter dem das Menschenleben steht, verlangte sein Recht, und Hermes schied mit den ersten Tagen des neuen Jahres (am 9. Januar 1822) aus einem Leben, welches ihm nur noch wenig erfreuliche Seiten darbieten konnte. — Er entschlief, wie er gelebt hatte, in der hoffenden Zuversicht eines vollendetern Daseins in den jenseitigen Gefilden. — Bei der Nachricht von seinem Tode, wie bei der Beisetzung seiner Leiche, fehlte es nicht an zahlreichen Beweisen, daß sein verdienstvolles Leben, sein liebenswürdiger Charakter unvergeßlich sei den ihn überlebenden Freunden, in welchem Sinne folgende Worte anspruchslos an seinem Grabeshügel niedergelegt wurden:

Wie der Kraniche Flug schwebet zum fernen Süd,
Sahst du, herrlicher Greis, manches Geschlechtes Bahn
Ziehn durch's Erdengefild, wechseln das Pilgerloos,
Unter Jubel und Klaggetön.

Manches Frühlinges Pracht, manches Gedeihn der Frucht,
Manches fallende Laub hast du erblickt, o Greis!
Und ein lohnender Schlaf deckte die weite Flur,
Wenn der Winter das Jahr beschloß.

Treu dem hohen Beruf, welcher dir, Priester! ward,
War dein Tagewerk schwer, Glaube dein sichrer Stab,
Stilles Dulden dein Loos, Tugend dein festes Ziel,
Und die Ruhe des Weisen Hort.

So der Jüngling und Mann; freundlich das Abendroth,
Und Verklärung der Blick, den du dem Alter weihst;
Edens Friede der Freund, der dich geleitet zur
Stillen Wohnung des Schlafgemachs. —

Auf der trauernden Flur ruhet des Winters Bann;
Doch mit Hoffnung erfreut fernher der Sonnenstrahl:
Ein beginnendes Jahr tritt in den Lebenskreis —
Ihm gehöret der Wintertag. —

Wenn der Frühling erwacht, mächtig die todte Flur
Neues Leben durchströmt, sehn wir den Traum erfüllt:
Aus den Gräbern erblüht liebendes Wiedersehn,
Und in Wonne verstummt der Schmerz. —

Angelika Kaufmann.

Digitized by Google

Angelika Kaufmann.

Johann Joseph Kaufmann, Vater der gefeierten Malerin aus Schwarzenberg, am Costanzer-See, gebürtig, war ein Maler, und ward vom Bischof von Chur, der ein Gemälde bei ihm bestellen wollte, nach Chur berufen. Hier heirathete er Cleofe Lucie, welche bald darauf zur katholischen Religion überging, und ihm im Jahre 1741 am 30. October eine Tochter gebar. — Dies ihr erstes und einziges Kind war Angelika. Sie hatte kaum den 11. Monat erreicht, als ihr Vater einiger Aufträge wegen nach Morbegno berufen wurde, wo er von jetzt an seinen Wohnort aufschlug. — Die liebste, fast alleinige Beschäftigung der Eltern war das zärtlich geliebte Kind. Der Vater, der es früh im Schreiben unterrichtete, sah bald mit Erstaunen, daß die kleine Angelika mit vielem Geschmack und großer Leichtigkeit die Figuren, welche zur Verzierung der ihr gegebenen Vorschriften dienten, nachzeichnete. Immer mehr entwickelte sich das aufkeimende Talent, schon brachte sie ganze Tage in der Werkstatt ihres Vaters zu, wo sie, bald mit der Feder und bald mit Kreide Kupferstiche und Zeichnungen kopirte. Dies zeigte dem Vater, daß keine vorübergehende kindische Neigung, sondern wirklicher Beruf die Tochter beseele, und er fing an, sie für die Kunst zu bestimmen. Doch schreckte er Angelika's zartes Alter nicht durch finstere Vorstellungen von Mühe und Anstrengung; sie selbst mußte die Stunden der Arbeit, als eine leichte und angenehme Erholung betrachtend, sich danach sehnen, und so suchte er jeden

Zwang aus dem freien und heitern Gebiet der Kunst zu verbannen. — Auch in häuslichen Arbeiten lernte Angelika sich üben, und Deutsch und Italienisch mußte sie wechselweise sprechen und schreiben. Der Vater unterhielt sich mit ihr über die Kunst in beiden Sprachen, und zeigte ihr täglich neue anziehende Stücke aus einer reichen Sammlung von Kupferstichen, die er besaß und immer noch vermehrte, um von den besten Meistern aus allen Schulen Blätter zu besitzen. — Johann Joseph Kaufmann war kein großer Maler, aber er hatte die Kunst nach Grundsätzen studiert, und ohne sich irgend eine Manier angeeignet zu haben, oder sich im Stande zu glauben, selbst eine zu schaffen, bewunderte er in den großen Meistern, diese eigenthümlichen Schönheiten, die seine Kräfte nicht erreichen konnten. — Es war dies nicht das erste Mal, daß aus der Schule eines mittelmäßigen Lehrers, ein ausgezeichnetes Genie hervorging. Da Angelika's Vater sie vorzüglich dazu anhielt, Köpfe nach Gyps zu zeichnen, so bekam sie frühzeitig eine entschiedene Neigung zu Portraits; er ließ sie aber *nicht* allein die Umrisse zeichnen, sondern er wollte auch, nachdem er die Büsten so gestellt hatte, daß sie in einem schönen Helldunkel erschienen, daß seine Tochter sie in Oehl male, um zugleich den Vortheil zu erreichen, sie in der Führung des Pinsels zu üben. Dieser frühen Fertigkeit im Malen verdankte Angelika in der Folge, die große Leichtigkeit und Freiheit in der Führung des Pinsels, welche sie den größten Meistern gleichstellte. — Im zarten Alter von 9 Jahren hatte sie schon einige Bilder in Pastell gemalt, die allgemeine Bewunderung erregten. Selten konnte man sie bewegen, an einer Zerstreuung, einem Vergnügen Theil zu nehmen, und wenn ja die natürliche Lebhaftigkeit ihres Alters sie dazu hinriß, so eilte sie doch bald mit verdoppelter Sehnsucht zu ihrem Pinsel zurück. — Im Jahre 1752 verließ Johann Joseph Kaufmann Morbegno, um nach Como zu ziehen, wo ihm gute und anhaltende Beschäftigung versprochen war. Hier legte sich Angelika auch auf das Studium der Wissenschaften und der Musik, und zeigte auch für Letztere, bei einer weichen und schönen Stimme, ausgezeichnetes Talent. Der Kapuziner Moreni, der damals den bischöflichen Stuhl von Como verwaltete, wünschte auf den außerordentlichen Ruf, den

sie sich so früh schon erworben hatte (sie war kaum 11 Jahr alt) sie kennen zu lernen, und verlangte, daß sie sein Portrait malen sollte. Es gelang über Erwartung, und man drängte sich von nun an nach ihren Arbeiten. Als im Jahre 1754 ihr Vater in Mailand seinen Wohnsitz nahm, fand sie eine ihr bisher gänzlich verschlossene Quelle der Belehrung und des lebhaftesten Enthusiasmus in den Werken der Meister der lombardischen Schule, die sie hier in den verschiedenen Privatgallerien kennen lernte.

Der Gouverneur von Mailand, Herzog von Modena, hörte, daß ein junges Mädchen sich täglich in seinem Pallaste mit dem Copiren schöner Portraits beschäftigte; er lernte sie kennen und führte sie bei der Herzogin von Carara ein, welche sich sogleich von ihr malen ließ; ein Beispiel, dem bald der ganze Hof folgte. — Der Tod seiner Frau, der nach zweijährigem Aufenthalt in Mailand erfolgte, veranlaßte Joseph Kaufmann auf einige Zeit in sein Vaterland zurückzukehren, um die Parochialkirche in Schwarzenberg auszumalen. Angelika sollte diese Arbeit mit ihm theilen; während er sich mit der Decke beschäftigte, malte sie die zwölf Apostel in Fresko. — Da ihnen der Kardinal Pozzobonelli nach Beendigung dieser Arbeit sehr dringende Empfehlungen an den Bischof von Constanz gab, so reisten sie nach Morobergo, und wurden von dem Bischof auf's Beste empfangen. — Von dort wandten sie sich nach Montfort, und der Graf, Besitzer des Schlosses, verschaffte ihnen reichliche Arbeit. — Angelika war jetzt zur Jungfrau gereift, und ihr Talent und die Annehmlichkeit ihres Gesichts, aus welchem Geist und Verstand hervorleuchteten, verschafften ihr die zahlreichsten Anbeter, doch ihre Klugheit, und vorzüglich ihre Leidenschaft zur Kunst bewahrten sie vor allen gefährlichen Eindrükken. Sie benutzte das Studium der Geschichte und der Dichter, um Belehrung für ihren Geist und Stoff für ihre Kunstschöpfungen daraus zu ziehen. — Sie wollte jetzt, um sich völlig auszubilden, Italien, wovon sie nur einen sehr kleinen Theil gesehen hatte, bereisen, und kehrte zu dem Ende nach Mailand zurück. Hier, wo sie den Ruf ihres Verdienstes noch in frischem Andenken fand, lief sie gleichwohl Gefahr von der Bahn der Kunst, welche sie später so berühmt gemacht hat,

entfernt zu werden. — Viele Freunde ihrer Familie suchten sie nämlich zu bereden, sich der Musik zu widmen, da sie bei einer schönen Stimme und entschiedenen Talent, es hier mit weit wenigern Aufwand von Zeit und Mühe zur Vollkommenheit bringen könne, als in der Malerei; selbst der Vater wankte, und es gehörte die ganze Macht ihrer Liebe zur Malerkunst und der immer zunehmende Durst nach Ruhm, der sie beseelte, dazu, um den schmeichlerischen Lockungen zu widerstehen. Sie blieb fest, und fuhr fort, die Musik mit Liebe und Eifer zu treiben, jedoch so, daß sie ihrer geliebten Malerkunst keinen Abbruch that. — Florenz war hauptsächlich das Ziel ihrer Wanderungen; sie arbeitete mit Entzücken in dem Vaterlande Leonardo's und Michel Angelo's. Sie setzte jetzt ihre Studien mit dem angestrengtesten Fleiß fort, und erlangte im Kopiren außerordentliche Fertigkeit, woraus ihr der Vortheil erwuchs, daß sie Styl und Manier der großen Meister auf's Genaueste kennen und beurtheilen lernte. Die Bilder von ihrer Hand, die sie von Zeit zu Zeit öffentlich sehen ließ, gab den Florentinern eine so vortheilhafte Meinung ihres Verdienstes, daß man ihr eignes Portrait verlangte, um die kostbare Sammlung der Portraits der berühmtesten einheimischen Künstler, die sich in der Gallerie befand, zu vermehren. Im Jahre 1763 ging sie nach Rom, um dort dieselben Studien an den Werken der antiken Sculptur fortzusetzen. Sie ward mit Winkelmann bekannt, und nahm gern die Lehren eines Mannes an, der die tiefsten Beobachtungen über die Kunst angestellt hatte. — Da Angelika sich und den Vater mit ihrem Talent zu ernähren hatte, durfte sie den Antrag, in der Königlichen Gallerie zu Neapel einige Copien zu verfertigen, nicht ausschlagen. Sie ging demnach im Juli des Jahres 1763 nach Neapel, wo sie nächst den bestellten Arbeiten noch die Portraits vieler Fremden, besonders Engländer verfertigte, die ihr großen Ruf und Belohnung brachten. Wieder in Rom angekommen, strebte sie mit Fleiß und Anstrengung ihrem Ziele, Geschichtsmalerin zu werden, näher zu kommen, und schuf sich bald einen neuen, ihr eigenthümlichen Styl. Leichtigkeit und Grazie waren in ihren Arbeiten vorherrschend, doch selbst ernsteren Gegenständen wußte sie jene anzueignen. Bei mehreren dann erfolg-

ten Reisen durch die vorzüglichsten Städte Italiens ärntete sie mehr Ruhm und Lob, — als Geld, da die Bestellungen selten, und großmüthige Belohnungen noch seltener waren. Fremde, vorzüglich Engländer beredeten sie, Italien zu verlassen und nach England zu gehen, um in London Beschützer zu suchen, die sie auch einmal mit etwas anderem, als mit Worten bezahlen würden. Schon zum Theil bekannt mit der Sprache des reichen Englands entschloß sie sich auch bald dazu, und reiste in der Gesellschaft der Lady Veertoort, die sich zu ihrer Begleitung erbot, nach London, wohin ihr der Vater bald zu folgen versprach.

In Paris hielten sich die Reisenden einige Zeit auf, und Angelika hatte hier Gelegenheit, vollauf ihre Kenntnisse zu erweitern. In London fühlte sie einige Tage hindurch nichts als den Schmerz der ersten Trennung von ihrem Vater; sie kam sich verlassen und einsam vor. Doch Lady Spencer und Lord Exeter beeiferten sich, sie zu zerstreuen, und die junge Künstlerin glänzte bald in den vornehmsten englischen Zirkeln. Sie machte die Bekanntschaft des Malers Reinolds, er unterrichtete sie, und ward bald aus dem theilnehmenden Freund und Lehrer, ihr eifriger Bewunderer. Allein Angelika kannte noch keine andere Leidenschaft, als die für die Kunst; auch wollte sie sich keinesweges in England fesseln: alle ihre Wünsche und Gedanken strebten nach Rom. Sie malte die Prinzessin von Braunschweig, und zwar mit so vielem Beifall, daß die Mutter des Königs sie in ihrer Werkstatt besuchte, und Alles von ihrem Lobe erfüllt war. Eine vortheilhafte Heirath, die sich ihr anbot, schlug sie aus. Ihr Vater kam nach London, und mit ihm eine ihrer Cousinen, die er ihr zur Gesellschaft mitgenommen hatte. Beifall, Ehre und Reichthum wurden ihr nun in vollem Maße zu Theil, und sie schien die Höhe ihres Glückes erreicht zu haben. Allein ihre Vorzüge selbst bereiteten ihr einen Kummer, der die schönsten Jahre ihres Lebens verbitterte. Ihr einnehmendes Aeußere, ihr sittlicher Werth, ihr Talent, seltene Güte und Sanftmuth ihres Herzens, machten ihre Hand jedem Manne wünschenswerth, der in friedlicher Eintracht seine Tage an der Seite eines liebenswürdigen Weibes verleben wollte; allein der Beifall und — die reichen Belohnungen, die ihren Arbeiten zu Theil wur-

den, zeigten auch denen eine reizende Aussicht, die in Hymens Fesseln nicht nur die Rosenkette, sondern auch Goldgewinn suchten. — Ein Bösewicht warf seine Augen auf sie und sie ward das Opfer des schwärzesten Verrathes. —

Es war vor Kurzem in London ein Mensch erschienen, der sich für einen schwedischen Grafen, Namens Friedrich von Horn, ausgab. Er war schön, liebenswürdig, gebildet und voller Lebensart. Dieser Betrüger hatte eine Zeitlang bei dem Grafen Horn als Kammerdiener gelebt, und sich eine so genaue Kenntniß seiner Umstände verschafft, daß Niemand an der Wahrheit seiner Aussage zweifelte. — Er hatte in den angesehensten Häusern der Residenz freien Zutritt. Seine Wohnung war prächtig, und da er Alles nachzuahmen sich beeiferte, was die vornehme Welt gerade in dem Augenblick that, so eilte auch er in Angelika's Werkstatt, und — sie ward der Gegenstand seiner verbrecherischen Pläne. — Es gelang ihm bald durch sein empfehlendes Aeußere, vorzüglich durch ein bescheidenes, anspruchsloses Benehmen, sich in ihr Herz zu schleichen; sie sah ihn mit Wohlgefallen, und was noch mehr ist, mit Vertrauen an. Er benutzte einen günstigen Augenblick, ihr seine Liebe, und seine Absicht, sie zu heirathen, zu entdecken. Hoher Rang und nicht gewöhnliche Reichthümer sollten sie für den Verlust ihrer Freiheit entschädigen. Zugleich sagte er ihr, daß er in wenigen Tagen ansehnliche Summen erwarte, nach deren Eintreffen er ihrem Vater sich entdecken wollte; doch bat er sie, bis zu diesem Zeitpunct, ein unverbrüchliches Stillschweigen zu beobachten, da die Einwendungen seiner Familie ihnen tausend Schwierigkeiten in den Weg legen könnten. Die Unglückliche traute seinen Schwüren, und versprach ihm, unter der Bedingung, daß Alles sich so verhielte, ihre Hand. — Er verließ sie voll Entzücken, und Angelika bedauerte nichts, als daß sie ihrem Vater ein Geheimniß aus dieser wichtigen Sache machen mußte; die Leidenschaft siegte, und es gelang dem Betrüger durch die fortgesetzte Achtung und Delikatesse in seinem Betragen, sie auch hierüber zu beruhigen. — Plötzlich kommt er eines Tages wild und verstöhrt zu ihr hin; sie fragt ihn um die Ursache seiner Unruhe, und er entdeckt ihr, daß er sein Vaterland habe verlassen

müssen, weil schändliche Verläumder ihn dem Könige als Mitschuldiger an einer Verschwörung wider seine Person angegeben hätten; in wenigen Augenblicken würde, wie er erfahren habe, der schwedische Gesandte um seine Auslieferung bei dem englischen Hofe anhalten, und er sei ohne Rettung verloren. Schande und Tod warteten seiner in seinem Vaterlande. — Die bestürzte Angelika rieth ihm zur Flucht, doch wie soll er so mächtigen Verfolgern entgehen? — Ein Mittel bleibt noch, ihn zu retten — es liegt in ihrer Hand. — Wenn sie sich auf der Stelle mit ihm trauen läßt, so wird der Einfluß, den sie bei Hofe und bei allen Großen hat, ihn schützen; sie werden es nicht wagen, ihren Gemahl ins Gefängniß zu werfen. Ein Augenblick des Zögerns bringt ihm den Tod. — Die so bestürmte Angelika liebte ihn schon zu sehr, — sie fiel in die Schlingen des Verräthers. — Sie ließen sich in einer katholischen Kapelle trauen, von einem Priester, der ohne die gehörigen Dokumente und ohne Zeugen die heilige Handlung verrichtete, der so vielleicht alles mangelte, was sie zum Sacramente macht. — Nach einigen Tagen fand es der vermeinte Graf für gut, seine Heirath Angelika's Vater zu entdecken. Dieser, der ihm nie recht getraut, erstarrte vor Schrecken. Doch Angelika's Bitten, ihre Thränen versöhnten ihn mit dem Unwiderruflichen. — Die Bekanntmachung ihrer Vermählung erregte allgemeines Aufsehen, und Angelika's Freunde stellten eifrige Untersuchungen über die wahren Umstände ihres nunmehrigen Gatten an. Der Erfolg war nichts weniger, als beruhigend, und der Verdacht gegen ihn gewann immer mehr und mehr Wahrscheinlichkeit. — Diese genaue Nachforschungen schienen ihm zu mißfallen, und er kündigte seiner jungen Frau an, daß er in wenigen Tagen London verlassen würde. Diese Nachricht erfüllte sie mit Schrecken; sie wagte es, ihm Gegenvorstellungen zu machen. Doch der sanfte und bescheidene Mann verwandelte sich jetzt in den rohesten Tyrannen, sie sah ihn ohne Maske in seiner eigenen nichtswürdigen Gestalt. Sie erklärte ihm jetzt, daß sie London, wo sie ein sicheres Einkommen habe, nicht verlassen würde, ohne die Beweise seines Standes und seiner Reichthümer in Händen zu haben, und daß sie auf keinen Fall ohne ihren Vater ihm folgen würde. Dieser Widerstand reizt seine

Wuth aufs Höchste. Doch Angelika findet Mittel, sich ihrem Vater zu entdecken, und ein Freund von ihm schreibt dem Grafen einen Brief, worin er ihn in drohenden Ausdrücken aufforderte, von seinen Verhältnissen genügende Rechenschaft zu geben. — Der Graf antwortet hierauf in so unbestimmten Ausdrücken, daß der Verdacht sich nur vermehrt, und Angelika immer tiefer in Verzweiflung geräth. — Der rauhe Gatte verlangt gebieterisch, daß sie seinen Befehlen Gehorsam leiste; sie, genöthigt ihm zu widersprechen, zeigt ihm den Brief, in welchem er sich so schlecht zu vertheidigen gewußt hatte, und verlangt bis zur näheren Erläuterung der Sache, von ihm getrennt zu werden; dies ihr Verlangen verspricht er zu erfüllen; da aber der Schwiegervater dazu kommt, beginnt der heftigste Wortwechsel, und der Graf, nachdem er eine Summe Geldes zu sich gesteckt, entfernt sich unter den fürchterlichsten Flüchen und Drohungen. — Drei Tage blieben Angelika und ihr Vater in der schrecklichsten Ungewißheit über den Grafen und die Plane, die er im Stillen brüten möchte; endlich erschien ein Brief, worin er verlangte, daß ihm Angelika entweder augenblicklich folgen, oder ihm fünf hundert Pfund Sterling verschreiben solle, in welchem Falle er in die Trennung willige. Sie wählten natürlich das Letztere, waren aber keinesweges entschlossen, ihm seine Verrätherei so großmüthig zu bezahlen. Sie wendeten sich an die Gerichte, und während die Sache dort schwebte, versuchte der Bösewicht seine Frau zu entführen; nur ein Wunder rettete Angelika von diesem Menschen, der, wie sie bemerkt hatte, beständig ein starkes Gift bei sich führte, vielleicht um die Opfer seiner Rache hinwegzuräumen. — In dieser Zeit kamen Briefe von allen Enden und Orten, die ihn sämmtlich für einen Betrüger erklärten; einer derselben erzählte sogar, daß er in Hildesheim schon eine Frau habe. — Diese Entdeckungen zwangen den Grafen gelindere Saiten aufzuziehen; er setzte seine Forderungen auf dreihundert Guineen herab, und Angelika, obgleich sie die Sache hätte weiter treiben können, bewilligte sie ihm, gegen das Versprechen, alle seine Ansprüche an sie auf immer zu entsagen. — An demselben Tage, da sie diesen Contract unterzeichnet hatte, kam eine glaubhafte Person zu Angelika und entdeckte ihr, daß der vermeinte Graf eine

andere unglückliche junge Deutsche geheirathet habe, die jetzt von Kummer und Elend gepeinigt, ihn verfolge, um den nöthigen Lebensunterhalt von ihm zu erbetteln. — Man rieth Angelika, dies vor Gericht bekannt zu machen, doch fern war die Rache ihrem Herzen; sein Tod wäre unvermeidlich gewesen; nie hätte sie sich entschließen können, die Ursache desselben geworden zu sein. — Es war nicht zu verhindern, daß ein Theil der Schande, die auf dem Manne haftete, der doch einst ihr Gatte gewesen, nicht auch auf sie fiel; sie zog sich daher von London zurück. —

Angelika lebte jetzt ganz der Kunst, und suchte durch angestrengten Fleiß und ununterbrochenes Arbeiten, die traurigen Erinnerungen an ihren so kurzen und so unglücklichen Ehestand zu übertäuben. Das Mitleid und die Liebe ihrer zahlreichen Freunde war ihrem Herzen lindernder Balsam. — Mehrere vortheilhafte Heirathen boten sich ihr später dar, doch sie schauderte vor einer zweiten Ehe. — Da die Academie der Malerkunst sie zur Professorin ernannte, kehrte sie nach London zurück, wo sie wieder Beschäftigung und Aufträge vollauf fand. — Im Jahre 1771 machte man ihr den Vorschlag, nach Irland hinüber zu gehen, woselbst der Vicekönig sein und seiner Familie Bildnisse von ihr verlangte. Sie fand in Irland die beste Aufnahme, und kehrte nach sechsmonatlichem Aufenthalte nach London zurück; sie hatte jetzt ein reichliches Einkommen, doch blieben Bescheidenheit und Mäßigkeit die Hauptzierden ihres liebenswürdigen Charakters, der sie gleich schätzenswerth machte, als ihr Talent. — Sie ward mit Klopstock und Geßner bekannt, die sie mit kleinen Arbeiten von ihrer Erfindung beschenkte, und dafür dichterische Huldigungen ärntete. — Nachdem ein funfzehnjähriger Aufenthalt in England sie einheimisch dort gemacht hatte, riethen die Aerzte ihrem kränkelnden Vater, die nicht zuträgliche Luft Englands zu verlassen, und er beschloß, nachdem er sein Vaterland noch einmal gesehen, den Rest seines Lebens in Italien zuzubringen. Doch es bangte dem alten Kaufmann vor dem Augenblick, da er seine Tochter allein und ohne Stütze in der Welt verlassen würde. Er hatte längst gewünscht, sie glücklich verheirathet zu sehen, und seine Augen auf einen verdienstvollen Maler, Antonio Zucchi, geworfen, der seit eini-

ger Zeit in ihrem Hause aus- und einging. — Angelika fügte sich den Wünschen ihres Vaters; sie gab ihm, da ihre erste Ehe für ungültig erklärt war, ihre Hand am Altare, und einige Tage nach der Vermählung traten sie vereint die Reise zum festen Lande an. Sie trafen glücklich in Schwarzenberg ein, und nachdem sie einen Monat das lang entbehrte Glück, im Schoße ihrer Familie zu leben, genossen hatten, eilten sie den milderen Lüften Italiens zu. Jeden Ruhepunct benutzte Angelika für ihre Kunst, und sie fand an ihrem Gatten einen verständigen Leiter ihres eigenen Urtheils. — Am 4. October kamen sie in Venedig an; Angelika's Name war hier längst bekannt, und der Herzog von Nord, nachmaliger Paul der Erste, dort anwesend, verlangte sie zu sprechen. Er und seine Gemahlin überhäuften sie mit Liebkosungen und Lobsprüchen, und sie mußte versprechen, wenn sie in Rom wieder zusammentrafen, ihre Bildnisse zu malen. — Alles vereinte sich jetzt, um ihr den Aufenthalt in Venedig angenehm zu machen, und sie wäre vollkommen glücklich gewesen, hätte die zunehmende Schwäche ihres Vaters sie nicht mit ängstlicher Sorge erfüllt. Wirklich starb er auch am zweiten Januar 1782 in ihren Armen. Dieser Verlust versenkte die Tochter in die tiefste Bekümmerniß, und der besorgte Gatte eilte sich mit ihr von Venedig zu entfernen, wo Alles sie an den schmerzlichen Verlust erinnerte. Schon bei ihrer Abreise aus London, hatte die Künstlerin Neapel zu ihrem Aufenthaltsorte erkoren, und dahin wendeten sie auch jetzt ihre Schritte. Die Königin, die Angelika aus ihren Werken kannte, empfing sie auf's Gnädigste und bot ihr sogar Dienste an ihrem eigenen Hofe an, doch Angelika, die alles Bindende gern vermied, schlug es aus. — Die Königin trug ihr alsdann auf, sie und die ganze Königl. Familie zu malen, welche Bilder sie in Rom, wohin sie ihren Wohnort zu verlegen beschloß, zu beendigen versprach. In Rom machte sie die Bekanntschaft vieler Fürstlichen Personen, die es an Aufträgen für sie nicht fehlen ließen, und hier war es auch, wo Angelika sich den Ruhm erwarb, die sinkende Kunst durch ihre eigenthümliche Manier wieder zu heben; die jungen Künstler betrachteten sie mit Neid und Bewunderung. — Nach mehreren Monaten kehrte Angelika, ihrem Versprechen getreu, mit den fertigen Ge-

málden nach Neapel zurück. Auf das Bitten der Königin ward sie hier die Lehrerin der beiden jungen Prinzessinnen; als sie aber im folgenden Jahre wieder dort war, wurde ihr dieser Unterricht so lästig, daß sie einen günstigen Augenblick wahrnahm, bei der Königin um ihre Entlassung zu bitten. Diese bewilligte solchen in den gnädigsten Ausdrücken, und sie stellte nun die Reisen nach Neapel, obgleich sie ihrer Gesundheit sehr zuträglich waren, ein. — Von nun an versammelte sich in Angelika's Hause zu Rom Alles, was der Kunst und den Wissenschaften huldigte; sie liebte vor allem die Musik, welche auch, vereint mit heiteren und lehrreichen Gesprächen, ihre Abendunterhaltung im Kreise ihrer Freunde auszumachen pflegte. Ihr würdiger Gatte kaufte, um sie von den gar zu angestrengten Arbeiten abzuziehen, eine reizende Villa in Castel Gandolfo, doch Angelika's Sehnsucht nach ihrem Pinsel ließ sie dieser angenehmen Besitzung nicht froh werden; weshalb sie dieselbe wieder verkaufte. —

Mehrere ihrer Gemälde wurden damals von Raphael Morghen in Kupfer gestochen; unter andern auch das Bildniß der Lady Hamilton mit den Symbolen der römischen Muse. — R. Morghen machte aber einige Veränderungen am Original, und dies brachte die Künstlerin so auf, daß sie es gar nicht mehr für ihre Arbeit erkennen wollte; so hatte auch Guglielmo Morghen einst in einem Kupferstich eines von ihr gemalten Bildnisses, ohne ihr Wissen eine Figur hinzugefügt; ihr Name stand darunter; eigenhändig setzte sie vor denselben die Worte: Non è di — Angelika Kaufmann. Solche kleine Aergernisse abgerechnet, lebte Angelika ganz nach dem Wunsche ihres Herzens. Die Bestellungen häuften sich von Tage zu Tage, und die Verschiedenartigkeit derselben gab ihr Gelegenheit, ihr Talent in dem mannichfaltigsten Lichte zu zeigen. Doch es wartete der Künstlerin bald wieder neues Trübsal! — Ihr Gatte, mit dem sie in glücklicher Eintracht viele Jahre verlebt hatte, an welchen sie Achtung und gemeinsame Liebe zur Kunst in gleichem Maße gefesselt hatten, starb im Anfang des Jahres 1795; tief traf dieser unerwartete Schlag Angelika's fühlendes Herz, und noch weit mehr würde er sie gebeugt haben, wenn sie nicht an einem ihrer Vettern, Giovanni Kaufmann, der seit einiger Zeit bei ihnen

lebte, eine Stütze in ihrem Wittwenstande gefunden hätte. — Die Kriegsunruhen, welche damals ganz Europa bewegten, erfüllten sie gleichfalls mit Sorge für die Capitalien, die sie in Rom und London zur Sicherung ihres Unterhaltes niedergelegt hatte; glücklicherweise fehlte es ihr auch zu dieser Zeit nicht an Bestellungen. Unter Anderen malte sie damals ein großes Bild, darstellend: die Religion auf ihrem Throne, umgeben von den Tugenden, ihren Töchtern und Begleiterinnen, woran sie beinahe ein Jahr arbeitete. Bald darauf ward sie durch die Drangsale, die ihr geliebtes Rom erleiden mußte, und die jetzt ihr so nahen Schreckniſſe des Krieges äußerst niedergeschlagen, um so mehr, da diese furchtbaren Ereigniſſe sie schon aus der Ferne mit Angst und Bekümmerniß erfüllt hatten. Sie arbeitete indeß immer fort, und hatte, als die Ruhe einigermaßen wieder hergestellt war, wieder viel Beschäftigung, als sie im Frühling des Jahres 1802 von einem Brustübel befallen ward, was für ihr Leben fürchten ließ; glücklicherweise aber gelang es den schnell angewandten Mitteln, sie wieder herzustellen, und es blieb ihr nur noch eine Schwäche, die ihre Freunde oft besorgt machte. Die Aerzte riethen ihr eine Reise, da ihr die sitzende Lebensart und das angestrengte Arbeiten schädlich werden konnte. Sie reiste auch wirklich im Juli von Rom ab, und spürte schon in Florenz den wohlthätigen Einfluß von Luft, Bewegung und Zerstreuung; sie ging über Bologna und Mailand nach Como, wo sie überaus glückliche Tage verlebte, und beinahe ihre völlige Gesundheit wieder erlangte. In Venedig besuchte sie ihres verstorbenen Mannes Familie; am 25. October befand sie sich wieder in ihrem Hause zu Rom, in der Mitte ihrer entzückten Freunde, die zur Feier ihrer wiedererlangten Gesundheit ein ländliches Fest veranstalteten, bei welchem ihre Fröhlichkeit, auch das für die Gefühle der Freundschaft so empfängliche Herz Angelika's mit Heiterkeit erfüllte; sie rechnete diese Zeit unter die glücklichste ihres Leben. —

In dem Lauf der Jahre 1803, 1804 und 1805 fuhr Angelika fort, sich fleißig mit der Kunst zu beschäftigen; doch jene erneute Kraft, welche sie von ihrer Reise mitbrachte, nahm zwar nur allmählig, aber doch merklich genug wieder ab; sie konnte bei weiten lange nicht mehr mit dem Eifer arbeiten, der sie in früheren Jahren be-

seelte. Dazu erwachten jetzt von neuem die Furien des Krieges, und ihre Seele ward von diesem, wie ihr Körper von dem wiederkehrenden Uebel erschüttert. So viel als möglich suchten ihre Freunde sie von der Pallette zu entfernen; doch so zuträglich dies auch ihrer Gesundheit sein mochte, so sehr erschlafften auch ihre Lebensgeister, wenn sie sich von ihrer Lieblingsbeschäftigung trennen sollte; sie war nur glücklich, wenn sie malte, und nur gesund, wenn sie ruhen mußte. Trotz der zunehmenden Schwäche ihres Körpers behielten ihre Arbeiten immer denselben Reiz der Farben, und man bemerkte an ihnen dieselbe Leichtigkeit des Pinsels, ohne eine Spur von Mühe oder Anstrengung. Gegen Ende des Jahres 1807 ward sie indeß so schwach, daß man wohl sah, es würde das letzte ihres kostbaren Lebens sein; ihre fast nie mehr freie Brust ward von häufigem und starkem Husten heftig angegriffen, ja sie war selten fieberfrei. Ihren Freunden suchte sie ihren Zustand so viel als möglich zu verbergen; sie versammelte sie um sich und wollte, daß Heiterkeit und Frohsinn in dem kleinen Zirkel herrsche; doch dies Verbergen ihrer Leiden griff sie nur noch mehr an, und die Magerkeit und gänzliche Entkräftung ihres Körpers machten sie fast unkenntlich; nur in den Augen glänzte noch ein Funke des Feuers, das sie ehemals so reizend gemacht hatte. Sie fühlte wohl, daß sie gefährlich krank sei, und fing an, ihre Papiere und ihre Arbeiten, von denen sie sich endlich auf immer trennen mußte, zu ordnen. Gegen den Herbst nahmen ihre Kräfte so ab, daß sie nicht mehr vom Lager aufstehen konnte. Dennoch wollte sie immer in der Nähe ihrer Freunde sein, und sie mußten sich in den anstoßenden Zimmern mit eben den Beschäftigungen unterhalten, deren Seele sie sonst gewesen. Dann ließ sie jeden von ihnen einzeln vor sich kommen, und unterhielt sich mit ihnen in Heiterkeit und Ruhe. Sie empfing das Sacrament in wahrer Gottesfurcht, und beschäftigte sich ununterbrochen mit den ewigen Wahrheiten der Religion. Eines Tages bat sie ihren Vetter, ihr aus Gellert's geistlichen Oden vorzulesen. Als er die von ihr bestimmte nicht gleich fand, nannte sie ihm die Seitenzahl; nachdem er sie aufgeschlagen, wollte er eben zu lesen beginen — in demselben Augenblick hauchte sie sanft die Seele aus. Es war am 5. November des

Jahres 1807, als dieser mit den liebenswürdigsten Tugenden geschmückte Geist seine irdische Hülle verließ. Die Kunst, wie die Menschheit, verloren an ihr gleichviel; auch ist wohl selten ein Leichenbegängniß mit so viel ungeheucheltem Schmerz von den verschiedensten Menschen gefeiert worden, als des der Angelika Kaufmann. — Ihre Gebeine ruhen in der Kirche S. Andrea delle Fratte.

Jacques François, Baron de Menou.

Von de Baulieu.

Jacques François, Baron de Menou.

Dieser in der Revolutionsgeschichte Frankreichs sich auszeichnende Mann wurde 1750 zu Boussay de Loches in Tourraine geboren und stammte von einer der ältesten Familien dieser Gegend, wie man denn schon im eilften Jahrhundert in einigen alten Urkunden des Landes, einen Jean de Menou als Ritter aufgeführt findet. Der Vater unseres Menou diente als Hauptmann in dem alten Corps der Grenadiere von Frankreich und war Ritter des Ludwigskreuzes. Auch Menou, der Sohn, trat früh in Militairdienst, und das Glück habend, ein schnelles Avancement zu machen, sehen wir ihn bereits im Jahre 1787 als Marechal de Camp.

Jetzt brach die sein Vaterland erschütternde Staatsumwälzung aus, und von dem Adel von Tourraine mit dem Duc d'Aiguillon zugleich zum Deputirten bei den General-Staaten ernannt, betrat er 1789 die diplomatische Laufbahn, auf welcher ihm, arm wie er war, die Unterstützung seines reichen Freundes, des Duc d'Aiguillon, sehr zu statten kam.

Beide Freunde, Aiguillon und Menou, gehörten bald zu der kleineren Zahl versammelter Adlicher, die sich, den Geist der Zeit und ihre Forderungen richtiger begreifend, wie viele ihrer Standesgenossen, welche vorzogen, Vaterland und König zu verlassen, um nur nichts von angeerbten und angemaßten Rechten einzubüßen: bei der Trennung der Parteien dem dritten Stande anschlossen und Prärogation und einen Titel aufgaben, die

beide auf der Wagschaale ewigen Rechts immer zu leicht und wenig begründet gefunden werden dürften, wenn auch der ehrwürdige Rest von Jahrhunderten, einen scheinbaren Halt ihnen verleiht.

Bekanntlich unterschieden sich die Mitglieder der, bald darauf den Namen „Nationalversammlung" annehmenden General-Staaten, schon damals durch den Platz, welchen sie auf der rechten oder linken Seite des Versammlungssaales einnahmen, gleichsam symbolisch in ihren politischen Gesinnungen, und so wie noch jetzt in der Deputirten-Kammer des französischen Reichs die linke Seite der Aufenthalt aller liberal- und constitutionellgesinnten Glieder dieses Vereins ist, so war es auch damals, wo Menou seinen Platz auf dieser Seite sich suchte und somit auch hierdurch die Meinungen an den Tag legte, denen er huldigte. Daß die rechte Seite diese linke mit einigen Spott- und Spitznamen belegte, die nur zu deutlich die Abweichung ihrer Ansichten von denen auf der linken herrschenden darthat, mag hier nur nebenbei bemerkt werden.

Aber nicht allein durch die gewählte Sitzstelle zeigte Menou sich als Gegner der bis dahin bestandenen Einrichtungen, die freilich, wie bekannt, der Art waren, daß ein noch nicht völlig allem Edelen abgestorbenes Volk sie nicht für gut heißen konnten. Mit allen Kräften, die ihm zu Gebote standen, griff er die alte Parlamentseinrichtung an und wiederholte dies besonders am 12. November (1789), weil eben das Parlament sich mit Hartnäckigkeit einigen Maßregeln der constituirenden Versammlung widersetzt hatte, die nur durch den Widerstand, welchen die am Alten Hängenden leisteten, zum Theil traurige Folgen hatten.

Was er damals gegen das Parlament in der Hauptstadt einwand, erinnerte er in der Sitzung vom 4. März 1790 auch gegen das in Bordeaux, auf dessen gänzliche Auflösung er am Schlusse seiner Rede antrug und begehrte, man solle den Gliedern desselben, als Männern, die sich des Namens Vaterlandsfreunde verlustig gemacht hätten, das Bürgerrecht entziehen.

Als Militair ließ Menou sich die Reorganisation der Armee sehr angelegen sein und schon unter dem 12. December 1789 schlug er zur schnellen und besten Complettirung derselben die Conscriptionsmaßregeln vor, die

später von den Behörden Frankreichs anbefohlen und in den neuesten Zeiten auch von andern Staaten, zwar zum Theil unter andern Benennungen, jedoch im Grunde ganz eben so, aufgestellt wurden. So war er es auch, der durch ein am 28. Februar 1790 durchgegangenes Gesetz, den Sold der gemeinen Soldaten um 32. Deniers erhöhte, und der unter dem 12. Mai desselben Jahres auf die — auch erfolgte — Absetzung und Zurückberufung aller Militair-Commandanten in den Provinzen, die sich als der Revolution ungünstig gezeigt hatten, antrug. Gegen Mirabeau, der damals noch mitunter sich sehr königlich gesinnt bewies, brachte er unter dem 15. desselben Monats das Recht der National-Versammlung, über Krieg und Frieden zu entscheiden, zur Sprache; fünf Tage darauf verfocht er gegen den genannten Staatsmann noch einmal dieses Recht, das, nachdem es zum Gesetz erhoben, dem Könige den größten Theil seiner Gewalt entzog und in der That als der erste offene Schritt zur republikanischen Verfassung betrachtet werden kann. Später aber, vereinigt mit Mirabeau, wurde nach heftigen Debatten der von ihm und Mirabeau am 21. October 1790 gemachte Vorschlag, die dreifarbige Flagge auf den Schiffen der französischen Marine statt der weißen hinfort wehen zu lassen, angenommen und schon am 28. Januar des folgenden Jahres setzte er das Decret durch, welches die allgemeine Bewaffnung der Nationalgarden mit Gewehren gebot, wie am 16. April die Aushebung von hunderttausend Mann Reserven, eine Maßregel, die damals um so nöthiger war, da man bereits mit Gewißheit die feindlichen Einmischungen der fremden Mächte in die innern Angelegenheiten Frankreichs voraus sehen konnte. Dies bewog Menou auch auf die Bewaffnung der Nationalgarden an den Grenzen und die Ernennung von zehn commandirenden Officieren anzutragen.

So einig er indeß auch bis hierher im Allgemeinen mit der Mehrzahl derer seiner Collegen gewesen war, die mit ihm eine gleiche Stelle im Versammlungssaale einnahmen, so stimmte er ihnen doch nicht bei, als die Sache von dem Aufstande der Garnison in Nancy zur Sprache kam. Die Mehresten wollten nämlich dem Commandanten dieses Platzes, dem Markis von Bouille, die Schuld dieser zu Gunsten alter Einrichtungen von

den verleiteten Soldaten unternommenen, aber gleich in der Geburt erstickten Gegenrevolution aufbürden; Menou war indeß anderer Meinung, und des Angeklagten Partei nehmend, entfernte er sich hier zum ersten Male von denen, mit welchen er bis dahin fast immer übereingestimmt hatte, wo denn, von diesem Augenblick an, sich die Trennung her schreibt, welche seitdem zwischen den Mitgliedern der linken Seite und denen, welche sich außerhalb des Kreises setzten und Menou dahin gefolgt waren, Statt fand. Es beweist dieser einzige Zug hinreichend, daß, so sehr Menou auch für die Sache der Revolution war, sein Eifer ihn doch nicht hinriß gegen Ueberzeugung und die Gesetze des Rechts und der Ehre zu handeln. Daß er trotz aller Anhänglichkeit an die Sache der Freiheit nicht zu Jenen gehörte, die nur in der Vernichtung alles Hergebrachten glaubten, das junge Reis einer volksthümlichen Wiedergeburt — so nöthig Frankreich damals, wie jedem andern Lande — begründen zu können, geht aus seinem Streben hervor, den durch eigene Schuld ihrer Besitzer und dessen angeblichen Stützen wankenden Thron aufrecht zu erhalten, als er nach der mißglückten und keineswegs von den Regeln der Klugheit eingegebenen Reise, oder vielmehr Flucht des königl. Paares nach Varennes, natürlich und folgerecht zusammenbrach und auf seinen Trümmern sich die junge Republik erhob, deren ephemeres Dasein in das weltherrschende Kaiserreich des größten Mannes vieler Jahrhunderte unterging.

Den angegebenen Zweck zu erreichen, schloß er sich an diejenigen an, welche mit ihm gleiche Gesinnung theilend, auch mit ihm den, unter den Namen der Feuillants bekannten Clubb stifteten, der jedoch im Sturm der Zeiten sich wieder auflösend, nicht erfüllte, was Einige, sanguinischen Hoffnungen sich hingebend, von ihm erwarteten. So sehr er indeß früher auch alle Maßregeln unterstützt, oder zum Theil selbst auf die Bahn gebracht hatte, die dahin gingen, die einst in Frankreich so unumschränkte und drückende monarchische Gewalt zu lähmen, und so sehr er es sich jetzt, wo ein entgegengesetztes Princip nach und nach die Oberhand gewann, es sich angelegen sein ließ, auch diesem Ueberschwange einen Damm vorzuhalten, und deswegen anfing, ein wenig auf die sogenannte royalistische Seite

sich zu neigen: so wenig war er doch gesonnen, Anträge, welche darauf abzielten, ein natürliches und ewiges Recht zu verkürzen, zu unterstützen, und er hielt daher dem von Dom. Gerle — einem ehemaligen Karthäuser und jetzigen Volksredner, — ausgesprochenen Vorschlage, die katholische Religion als die einzige und allein in Frankreich erlaubte, zu erklären, tapfer die Waage und seine deswegen gemachte Motion wurde mit dem vom Herzog von Rochefoucauld angehängten ehrenwerthen Zusatze: „daß die tiefe Verehrung, welche die Versammlung für Gott und Religion habe, ihr nicht erlaube, dergleichen zum Gegenstand ihrer Discussionen zu nehmen," angenommen und in den Registern niedergelegt. Diese Erklärung, sowohl durch den Widerstand, welchen sie erfuhr, als durch die Bewegung, welche sie veranlaßte, eine der merkwürdigsten, welche in der constituirenden Versammlung abgefaßt ward, war übrigens ein Hauptgrund der Trennung, welche sich bald darauf in der Kirche des französischen Reiches zeigte.

Als im weitern Verfolg der von der constituirenden Versammlung gefaßten Beschlüsse ein kleinerer Theil des Adels anfing, sich denselben zu widersetzen und in Folge dieser Protestation und mancher verstellten Machination hin und wieder in den Provinzen Unruhen ausbrachen, schloß Menou sich an die, welche verlangten, daß jene sich dem allgemeinen Willen Widersetzenden gezwungen werden sollten, ihren Wiederruf aufzugeben, allein so sehr er sich auch für diese Sache verwandte, so ging seine Motion doch nicht durch und mancher Greuel, der die Revolutionsgeschichte befleckt, und nun häufig einzig und allein auf den bösen neuen Zeitgeist geschoben wird, während im Grunde doch nur der liebe alte die Schuld trägt, würde durch diese Nichtannahme eines, von Vernunft und dem Gesetz des Augenblicks gebotenen Vorschlages nicht, wie es doch hätte sein können, in der Geburt erstickt. Dies geschah am 21. Juni 1790, und schon 4 Tage darauf trug Menou eben so auf Aufhebung der meist nichts sagenden Ordensdecorationen an, womit in manchen Zeiten ein wahrhaft ungebührliches, und die Sache selbst herabsetzendes Spiel getrieben zu werden pflegt, also daß oft der Staat diese „Kasse der Ehre" leichtsinnig und vorurtheilsvoll verschleudert, um nachher in Tagen der Noth nichts mehr zu haben, was einem

edeln Gemüthe anziehend sein kann — wie man am 19. desselben Monats die Feudaltitel abgeschafft hatte; allein die Zeit, einen solchen Vorschlag anzunehmen, war noch nicht da, und Menou's Antrag wurde — verworfen. Nach und nach in der Kammer des Militair-Departements und der der Pensionen arbeitend, rückte er endlich auch in die sogenannte diplomatische Section, die vorzüglich dazu errichtet worden war, den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zu beobachten, welchen Menou auch verschiedentlich antirevolution- und nationellern Beginnens wegen anklagte und zur Rechenschaft zog.

Die Vereinigung der Grafschaft Venaissin, damals eine Beute der wildesten Unordnungen, erregt durch pfäffische Umtriebe, wurde von ihm den 30. April 1791 zur Sprache gebracht, und da er Grund zu haben glaubte, daß alle jene erwähnten Gräuel, welche von erbitterten Priestern in diesem Ländchen angesponnen wurden, ihre Wurzel und Quelle in Rom hätten — eine Vermuthung, deren Richtigkeit wir, die Geschichte etwas kennend, gerade nicht bestreiten wollen — so ließ er sich zu den bittersten Anklagen gegen den Papst hinreißen, dessen Bildniß hierauf am 3. Mai öffentlich im Garten des Palais-Royal verbrannt wurde. *) Da sich indeß der Abbé Maury des, solchergestalt etwas bedrängten Oberhauptes der katholischen Kirche annahm, so ging damals Menou's Antrag hinsichtlich der Vereinigung Venaissins mit Frankreich noch nicht durch, und die Factionen in dieser Grafschaft sowohl, wie in Avignon, gewannen Zeit, neue Abscheulichkeiten auszuüben.

---

*) Wie unrecht gewiß Menou hier Sr. Heiligkeit that, erhellt schon daraus, daß dessen Nachfolger auf St. Petrus Stuhl in der Revolutionsperiode Frankreichs selbst sehr — man könnte fast sagen, democratisch gesinnt war, worüber wir — falls diese Behauptung unsern Lesern auffallen sollte — sie bitten, den 2. Band von den Reisen der Lady Morgan durch Frankreich (deutsch, bei Brockhaus in Leipzig 1821) nachzulesen, allwo bei Gelegenheit der Erwähnung eines Besuches der Lady bei dem alten Bischof Gregoire, ein merkwürdiges Beispiel dieser jetzt gewiß kaum glaublichen Gesinnung des Oberhauptes der römischen Kirche vorkommt.

A. d. d. B.

Dies bewog denn auch Menou, seinen Antrag am 24. Mai noch einmal zu wiederholen und hinzuzufügen: man möge doch Commissarien in jene hartgeplagten Gegenden senden, um endlich einmal dem Unwesen Einhalt zu thun. Allein auch dies Mal wurde leider noch nichts entschieden und auf Befehl des Königs reisten blos einige sogenannte Vermittler ab, mit dem Auftrage, die erbitterten Gemüther bestmöglichst zu beschwichtigen, eine Sache, die, wie sich leicht voraussehen ließ, völlig erfolglos blieb, wie die von neuen, fast täglich einlaufenden Klagen bewiesen, deren Andrang am Ende Menou, trotz zweimaliger Nichtbeachtung seines Rathes, bewogen, zum dritten Male seinen Antrag zu wiederholen (den 13. September 1791), worauf denn endlich am folgenden Tage, ungeachtet Maury sich abermals widersetzte, die Einverleibung der genannten Provinzen dekretirt ward. Ehe jedoch diese wahrhaft nützliche Maßregel noch in der Wirklichkeit ausgeführt, und die ernannten Commissare zur Besitznahme hinkommen konnten, flossen noch am 16. und 17. October bei den sogenannten „Metzeleien in den Eiskellern," Ströme Bürgerbluts in Avignon, die, wie mancher andere ähnliche Greuel, füglich durch schnellere Ergreifung nothwendiger Maßregeln hätten erspart werden können.

Dies war übrigens der letzte legislative Beschluß, den Menou durchsetzte, denn von nun an in die Reihen der Krieger wieder eintretend, erblicken wir ihn nur noch auf dieser großen, wechselvollen Bahn, welche 25 Jahre hindurch der Kern und die Blüthe Frankreichs betrat.

Angestellt als zweiter Befehlshaber bei dem Theile der Armee des Innern, der kurz vor dem 10. August den Auftrag erhielt, Paris zu besetzen — während schon die Nationalgarden und ein großer Theil der alten Linientruppen an den Grenzen standen, die mit Verwüstung drohenden Feinde abzuhalten — befand sich Menou, da man mit Recht befürchtete, die kaum in die Hauptstadt eingerückten Truppen möchten keinen sonderlichen Verlaß bieten und sie deshalb eben so schnell wieder entfernt hatte — in der Nacht vom 9. bis zum 10. Aug. nur mit Wenigen im Schlosse der Tuilerien, und Ludwig XVI. zu der Musterung begleitend, welche dieser über die Nationalgarden im Hofe dieses Pallastes hielt, folgte er ihm auch, als er sich in den Saal der Natio-

nal-Versammlung flüchtete. Dennoch gelang es ihm, den damals tödlichen Verdacht, als halte er es mit der Partei der Royalisten, für einige Zeit von sich zu entfernen, und er wurde nicht allein nicht proscribirt, wie viele Andere, sondern kam sogar mit auf die Liste der zum Kriegsdepartement Bestimmten. Den 3. October 1792 klagte ihm indeß doch Chabot an, in den Reihen der Tyrannen-Verfechter gestanden zu haben, und Menou fürchtete nicht ohne Grund die übelsten Folgen. Er schrieb deswegen sogleich an den Convent, berief sich auf die vielfach gegebenen Beweise seiner Anhänglichkeit an die Sache des Volks, wie er den größten Antheil an der Gewinnung von Avignon habe, und wie er, obschon an jenem verhängnißvollen Tage in den Tuilerien befindlich, doch nichts von den Plänen des Hofes geahnt, dann aber, als er dahinter gekommen, sogleich am 17. desselben Monats den vorgeschriebenen Bürgereid abgelegt hätte; worauf der Convent sich bewogen fand, die erhobene Anklage niederzuschlagen. Eine zweite Anklage fand aber schon im folgenden Jahre gegen ihn statt. Menou war nämlich bei den, gegen die rebellischen Vendeer gesendeten Truppen angestellt worden, und Robespierre glaubte, daß er sich hier contre-revolutionaire Handlungen habe zu Schulden kommen lassen. Indeß ging auch dies Ungewitter noch Einmal schadlos an ihm vorüber, da sein fürchterlicher Ankläger noch nicht so allmächtig herrschte, wie wenige Monate später, und der Convent abermals die Sache von der Hand wies. Drei Monate später wäre Menou ohne Zweifel verloren gewesen. Zu statten kam ihm bald darauf seine unbestreitbare, im Kampf gegen die Vendeer bewiesene Bravour; denn obschon er, nachdem er durch die royalistischen Insurgenten gezwungen worden war, Saumür zu räumen, am 17. und 19. Juli 1793 von den Anführer dieser gegen ihre Landsleute Fechtenden, den Markis de la Roche-Jacquelin, bei Pont de Cé und Visiers geschlagen wurde, so war doch Menou's Benehmen bei diesen kriegerischen Vorfällen so brav, die vielen Wunden, die er erhielt, sprachen so laut für ihn, daß der Argwohn verstummen mußte, und sein Lob fast allgemein war.

Demungeachtet würde Menou wahrscheinlich noch dem Hasse Robespierres unterlegen haben, hätte nicht

fortwährend Barère seine Partie genommen und so einen Mann gerettet, dem das Vaterland damals für manchen Dienst verpflichtet war.

Nach dem 9. Thermidor fuhr Menou fort, als Divisions-General zu dienen, und im Mai 1795 (2. Prairial) war er es, der die Nationalgarden und wenigen Linientruppen commandirte, welche die Vorstadt von Saint-Antoine zur Ruhe brachten, deren Bewohnerschaft sich hatte verleiten lassen, die Fahne des Aufruhrs gegen ihre Mitbürger aufzupflanzen. Der Erfolg dieser Unternehmung ist bekannt; die Unruhigen wurden entwaffnet und mehrere ihrer Anführer, die zum Theil selbst Glieder des Convents waren, wurden zum Tode verurtheilt. Nicht unerwähnt darf Menou's bei Gelegenheit dieser Expedition bewiesene Mäßigung bleiben, der es allein zuzuschreiben ist, daß die Schrecken und das Unglück, welche dieser Aufstand zur Folge hatte, nicht noch größer wurden, als es ohnedem schon der Fall war. Es hatten sich, wie in der Revolutionsgeschichte nicht unbekannt ist, die Bewohner von St. Antoine bereits mehrmal gegen die damals volksthümlichen Interessen Frankreichs und dessen Hauptstadt empört; da dies nun wieder geschah, und zwar dies Mal auf eine Art, die schrecklicher und blutiger war, denn je, so schlugen die Convents-Deputirten, welche Menou auf diesem Streifzuge zur Seite standen, ihm vor, einen aristokratischen Schlupfwinkel, aus dem bereits so viele unheilbringende Reactionen zum Vorschein gekommen waren, gänzlich zu vernichten, und die ganze bedeutende Vorstadt abzubrennen. Menou schlug indeß, menschlicher gesinnt wie diese Rathgeber, dies Verlangen unbedingt ab und erhielt somit Tausenden Leben und Eigenthum in einer Zeit, wo von allen Seiten genugsam mit diesen Gütern ein freches Spiel getrieben wurde *), und der Convent würdigte Menou's wackeres Benehmen, belohnte ihn, im Geiste der Institutionen einer großen Vergan-

*) Um sich eine Vorstellung davon zu machen, wie schrecklich damals die Bewegung in Paris war, darf man sich nur erinnern, daß die ganze Bevölkerung dieser großen Stadt unter Waffen und Alles von dem wildesten Parteigeist belebt war.

genheit, mit mehreren Ehrenwaffen, und ernannte ihn zum commandirenden General der Armee des Innern.

Bald darauf änderte er indeß, erzürnt über das Benehmen des Convents, seine Handlungsweise; denn als im October 1795 neue Unruhen die Hauptstadt zerrissen, und besonders die Section Lepelletier offen gegen den Convent auftrat, und den Befehl, die Waffen niederzulegen, nicht gehorchte, worauf denn die Nationalgarden rasch zum Angriff schritten und bereits auf die Gegner anlegten, dazu auch die Convents-Deputirten Menou die Ordre brachten, den Feind mit dem Degen in der Hand zu Paaren zu treiben, that er dies nicht allein nicht, sondern sich zwischen die schon handgemein werdenden Streiter werfend, drohte er auch denjenigen niederzustoßen, der Feuer geben würde, und zog seine Truppen zurück; (den 4. Vendemiaire).

Ein so auffallendes Benehmen verbreitete allgemeine Bestürzung, und der Convent erkennend, daß Menou jetzt keinesweges auf seiner Seite war, glaubte sich schon verloren. Da indeß die Sectionairs weder Muth noch Kopf genug hatten, die auf solche Art so unvermuthet erhaltenen Vortheile zu benutzen, auch gleich darauf der damals fast noch ganz unbekannte Bonaparte, die Truppen des Convents führend, die Gegner mit der ihm eigenen unerreichten Energie angriff, so war die Beklemmung des Convents bald gehoben und dem nachmaligen Kaiser Napoleon die Bahn gebrochen, welche er seitdem zum Erstaunen der Welt durchlief. Menou selbst aber, verhaftet und vor ein Kriegsgericht gestellt, hatte abermals das Glück, der ihn in diesem Augenblick schwer bedrohenden Gefahr durch Vermittelung seiner Freunde zu entgehen; seine Wirksamkeit in militairischer und legislativer Hinsicht ward durch diese Vorfälle unterbrochen und bis zu der berühmten Expedition nach Egypten hörte man von nun an fast gar nichts mehr von ihm.

Den General Bonaparte als Divisions-General an die Ufer des Nils folgend, kämpfte Menou hier mit der ihm eigenen Tapferkeit und zeichnete sich vorzüglich bei der Eroberung von Alexandrien aus. Nach den Unfällen, welche die französische Armee später in jenen Gegenden erlitt, und nachdem Bonaparte nach Frankreich zurückgekehrt war, verheirathete er sich in Rosette, mit

der Tochter des Aufsehers der dortigen Bäder, einem sehr reichen, allein im Muhamedismus erzogenen Mädchen, deren Hand er nicht anders erhalten konnte, als daß er sich zu dem nicht rühmlichen Schritt entschloß, den Turban anzunehmen und dem Islam zuzuschwören. Er nannte sich von nun an Abdallah-Jacques Menou, und stand mit Murad-Bey, dem bekannten Chef der Mamelucken, in freundschaftlicher Verbindung, wodurch ihm, der, nach Klebers Ermordung (im Juni 1800), den Rest des französischen Heeres in Egypten befehligte, manche gute Gelegenheit geboten wurde, seinem Volke, so wie den ihm anvertrauten Truppen, wesentliche Vortheile über die, indeß unter Aberkromby gelandeten Engländer zu verschaffen, was Menou jedoch, der überhaupt in dieser letzten Periode theils zweideutig, theils schwach erscheint und im Ganzen zeigte, daß er zwar persönlichen Muth, aber wenig Feldherrn-Talent besaß, nicht so benutzte, wie man wohl erwarten konnte, weswegen denn auch die unter ihm stehenden Truppen — deren Bravheit ein besseres Geschick verdiente — laut ihre Unzufriedenheit mit ihm äußerten. Folge dieses Mißvergnügens des Heeres, seiner nicht sonderlichen Fähigkeit als Chef zu commandiren, und der Zänkereien, in welchen er sich mit mehreren der ersten Offiziere seines Corps, besonders dem General Reynier — einem besseren Krieger wie er — verwickelte: war der Sieg der Engländer über die Franzosen *), wodurch die letzteren genöthigt wurden, sich nach Alexandrien zurückzuziehen, das nachher so heldenmüthig von ihnen vertheidigt wurde. Als auch hier noch der zwischen ihm und Reynier obwaltende Zwiespalt Fortgang hatte, schickte er endlich — vielleicht blos um einen überlegenen Gegner los zu werden — letzteren nach Frankreich zurück, wo denn Reynier kaum angekommen, eine Schrift herausgab, in welcher die Blößen, so Menou gegeben, ohne Rückhalt aufgedeckt wurden. Auf Befehl Bonapartes, der schon Frankreich, wenn auch nicht dem Namen, doch der That nach, unumschränkt beherrschte, ward das Werk unterdrückt, und Menou selbst, als er

*) Durch Aberkromby's Tod erkauft. Von französischer Seite blieben die Generale Lanüsse und Roze.

nach der Capitulation des kleinen Ueberreſtes des franzöſiſchen Heeres in Egypten in's Vaterland zurückkehrte, nicht allein von aller Verantwortlichkeit freigeſprochen, ſondern auch ſchon 8 Tage darauf in das Tribunal berufen (15. Mai 1802). Noch in demſelben Jahre (December) ernannte ihn Bonaparte zum Gouverneur von Piemont, einen Poſten, den Menou, wie die Gerechtigkeit erfordert, zu geſtehen, mit achtungswürdiger Rechtlichkeit und ſchonender Umſicht ſo lange verwaltete, bis der Kaiſer Napoleon, der ihn bereits 1804 mit dem Großkreuz der Ehrenlegion geziert hatte, ihn 1808 von da abrief, dieſe Stelle dem Prinzen Borgheſe übertrug, und Menou in gleicher Eigenſchaft, wie in Piemont, nach Venedig ſendete, woſelbſt dieſer ſeinen vielfach verſchlungenen, mannichfach bewegten Lebenslauf am 13. Auguſt 1810 endete. —

Etienne Henry Méhul.

Von

Sevelinges und H. Audiffret..

Digitized by Google

Etienne Henry Méhul.

Zu den ausgezeichnetsten Componisten, welche Frankreich in neueren Zeiten besessen hat, gehört unstreitig Mehul, dessen geniale, oft wahrhaft große Compositionen auch zum Theil unter uns den wohlverdientesten und dauerndsten Beifall erhalten haben.

Geboren im Jahre 1763 zu Givet, wo sein Vater, der früher im Corps de Genie gedient hatte und Inspector bei den Fortificationswerken in Charlemont gewesen war, lebte, empfing er daselbst auch, schon in der Jugend Talent und Neigung für die Musik zeigend, den ersten Unterricht in dieser Kunst von dem dortigen alten und blinden Organisten, der die Freude hatte noch zu erleben, daß sein jugendlicher Schüler solche Fortschritte machte, daß ihm die Recollecten oder Barfüßer seines Geburtsorts, da er kaum 10 Jahre alt war, die Orgel ihres Klosters anvertrauen konnten. Zwei Jahre später war der Ruf des jungen Musikers schon so gestiegen, daß ihm die Mönche der reichen Abtei Valledieu zum Substituten ihres Organisten erwählten, und hier war es, wo der Jüngling anfing, unter Leitung eines gewissen Hanser, der ein Deutscher und geschickter Contrapunctist war, sich in den Regeln der Composition zu vervollkommnen. Das Streben, weiter in seiner Kunst zu schreiten, zog ihn endlich nach Paris, wo er 1779 ankam, und Klavier-Unterricht bei dem berühmten Edelmann daselbst nehmend, bald dessen ausgezeichnetster Schüler wurde. Glück und Zufall verschafften ihm nach einiger Zeit die Bekanntschaft eines der größten Meister

in seiner Kunst. Um dieselbe Epoche, in welcher Méhul nach Paris gekommen, war nämlich auch der Ritter Gluck daselbst eingetroffen, das letzte seiner unsterblichen Meisterwerke, die Iphigenia in Tauris, zur Ausführung zu bringen. Der Drang der ersten Vorstellung dieser wahrhaft großen Oper beizuwohnen, verbunden mit der Unmöglichkeit, sich mit seinen beschränkten Mitteln ein Eintrittsbillet zu verschaffen, ließ Méhul den Gedanken fassen, eine List anzuwenden, seine Wißbegierde zu befriedigen. Bei der Generalprobe schleicht er sich in's Theater und kauert sich in den Winkel einer Loge, in der Absicht, daselbst bis den folgenden Tag auszuharren; aber unglücklicher Weise wird er durch einen Theateraufwärter entdeckt und ohne Erbarmen unter großem Geschrei aus seinem schönen Versteck getrieben. Zum Glück ist Gluck noch im Orchester; er hört den Lärm, erkundigt sich und erfährt nun aus dem Munde des weinenden, und durch seinen Anblick gleichsam ganz in Respekt aufgelösten Méhul, den Hergang. Gewonnen durch die Kunstliebe des Jünglings, schenkt Gluck ihm nun ein Eintrittsbillet für den folgenden Tag, und erlaubt ihm sogar, ihn manchmal besuchen zu dürfen. Man kann denken, wie eine solche Güte den jungen Künstler entzückt! und da der große Componist gleich bei der ersten Unterredung, die er mit Méhul hat, des Jünglings hervorleuchtendes Talent bemerkt, so säumt er nicht, es selbst mit ausbilden zu helfen. Indem er ihn — wie Méhul dies später selbst berichtete — in den philosophischen und poetischen Theil der Kunst einweiht, läßt er ihm unter seinen Augen als Studium drei Opern, die Psyche von Voisenon, den Anakreon von Gentil Bernard, und Lausus und Lydie von Valadier, componiren, die der Verfasser der Alceste und Iphigenia, alsdann streng prüfend, mit ihm durchgeht und dadurch seinem Schüler die ganzen Tiefen seines Genies und seines Geistes enthüllt.

Endlich als Gluck Paris mit Wien vertauscht und Méhul nun sich wieder selbst überlassen ist, wünscht dieser seine Muse an denselben Orten ihren ersten Versuch machen zu lassen, wo seines unsterblichen Lehrers Kunst so oft geglänzt hat, und er übergiebt deswegen der Academie royale de musique die von ihm componirte Oper „Cora". Da man ihn jedoch mit der Entscheidung

über dieses Werk zu lange hinhält, so beschließt er sein Glück bei dem komischen Theater zu versuchen und überreicht demselben ein von ihm gesetztes Singspiel: „Euphrosine und Coradin," das 1790 zum ersten Male gegeben ward. Es ist beinah unmöglich, die Wirkung zu beschreiben, welche die Musik bei den erstaunten Zuhörern hervorbrachte, und man würde, wollte man den Enthusiasmus schildern, der die Pariser ergriff, leicht in den Verdacht der Uebertreibung fallen. Besonders machte das im zweiten Acte befindliche Duett, welches nachher unter dem Namen „Duo de la Jalousie" so bekannt wurde, den ungeheuersten Eindruck. Gretry in seinen „Essais sur la musique, Tom 2. p. 59," sagt darüber: „Niemand hatte sich träumen lassen, eine solche Wirkung aus dem Orchester des komischen Opern-Theaters hervorgehen zu sehen. Durch seine kraftvolle Harmonie, die der Situation ganz angepaßt war, hatte Mehul den Effekt verdreifacht, und ich will nicht verhehlen, daß mir das Duett von Euphrosine und Coradin als das Vollendetste erscheint, was die Musik aufzuweisen hat, selbst Glucks beste Sachen nicht ausgenommen. Hier herrscht wahrhaft dramatische Handlung. So muß der wüthende Coradin singen, so muß ein Weib von edlem Charakter, die sich verstoßen sieht, sich aussprechen. Was man eigentlich unter Melodie versteht, konnte hier nicht entfaltet sein. Dies Duett ergreift vom ersten Bogenstrich an bis zu Ende, und der Schluß entspricht dem Ganzen. Man kann sagen, Méhul ist in diesem Musikstücke der jugendliche Gluck, und nach reiflichem Studio dieser Arbeit, die groß und energisch ohne Anmaßung und ohne Streben darnach ist, kann ich wohl sagen, daß ich dem Componisten mit ganzer Seele die Inschrift zuerkenne, welche Diderot einst unter meine Büste zu setzen, mir die Ehre erwieß *), denn in der That, Horaz scheint für den Compositeur des Duetts der Euphrosine diese Verse eigens geschrieben zu haben."

Daß ein so glänzender Erfolg nunmehr die Aufmerksamkeit aller Kenner auf Méhul zog, läßt sich erwarten. Die Direction des großen Operntheaters erin-

*) Irritat, mulcet, falsis terroribus implet.
Ut magus.

nert sich nun auf einmal, daß sie seit sechs Jahren ein Manuscript von dem genialen Tondichter ungenutzt in Händen hat, und „Cora und Alonzo" wird gegeben. Aber das Publicum war vielverlangend, in Hinsicht Méhuls, geworden, und die Oper findet nur getheilten Beifall; doch weiß Mehul die kleine Scharte, welche sein Ruhm erleidet, glänzend auszuwetzen. Er schreibt die Stratonice und der bewundernste Erfolg krönt das Unternehmen, denn der Componist wußte hier in dem engen Raume eines einzigen Actes so viele der erhabensten Züge zusammenzufassen, daß diese Oper allein ihm schon den Rang unter den ausgezeichnetsten Tondichtern seines Vaterlandes sichern würde *). Die eine Zeitlang von den revolutionairen Behörden Frankreichs verbotene lyrische Oper Adrian (von Ostade) erhielt gleichfalls den Beifall der Kenner, wenn schon der Strenge des darin herrschenden Styles wegen die bloßen Hörer nicht ganz befriedigt wurden.

Mehrere Jahre hindurch schien Méhul sich nun ganz und ausschließend der komischen Oper widmen zu wollen. Eine große Menge Werke erscheinen rasch nach einander von ihm, von denen man jedoch bekennen muß, daß viele darunter ihres Urhebers sich nicht würdig zeigen und deswegen auch im Zeitstrom untergegangen sind; mehrere aber auch vom echten Hauche der Begeisterung durchdrungen, die Ehre ihres Verfassers machen, wie z. B. Phrosine und Melidore, bei welchen man nur bedauern muß, daß das, Gentil-Bernard entnommene, Sujet zu schwach und lose war, um dauernden Beifall zu finden; Ariodant, der aber in der Folge durch Bertons besser gedichteten „Montano," (mit Ariodant fast dasselbe Sujet) verdrängt wurde; l'Irato, in welchem Méhul das Wesen der italienischen Musik, für welche man damals in Paris anfing, die größte Vorliebe zu hegen, auf's Glücklichste zu treffen wußte; Uthal, ein Werk, das wir im Ossianischen

*) Man hegte eine Zeitlang die Hoffnung, daß ein Neffe Méhul's die Stratonice mit Recitativen versehen und dies geistreiche Werk dadurch auf's Repertoir des großen Operntheaters bringen würde. Bis jetzt ist indeß dies Wünschenswerthe noch nicht geschehen.

Geist componirt nennen möchten, und in dem — was einzig in seiner Art ist — keine Violinen sind, sondern deren Stelle durch Bratschen ersetzt ist *); und Joseph (in Egypten; in Deutschland auch unter dem Namen: „Jakob und seine Söhne" bekannt) bemerkenswerth durch den religiösen Schwung und das echt Antike des Styls. Dieser letztgenannten Arbeit ward übrigens von der Commission der alle zehn Jahre zu vertheilende Preis auf die beste Composition zuerkannt.

Ein Jahr vor seinem Tode glaubte Méhul, der eine ziemliche Zeit nichts hatte erscheinen lassen, sein Andenken in dem Gedächtniß seiner Bewunderer von neuen durch eine komische Oper beleben zu müssen, die den Titel führt: „La journée aux aventures;" aber, obschon auch in diesem Werke sich unverkennbare Spuren des großen Talentes seines Verfassers finden, so muß man doch gestehen, daß der Geist, welcher ehedem Méhul's Arbeiten durchwehte, sich hier nicht mehr findet, und daß die Frische desselben mit seiner Gesundheit in gleichem Verhältniß abgenommen zu haben schien; eine Sache, die man schon bei der einige Jahre früher auf dem großen Operntheater gegebenen Oper „Amphion" Gelegenheit hatte zu bemerken. Da um diese Zeit die Krankheit, welche ihn befallen hatte, einen immer ernsteren Charakter annahm und in eine völlige Auszehrung überging, so hielten die Aerzte es für dienlich, daß der Leidende eine reinere Luft aufsuchen sollte, als in Paris wehte, und ihren Rath folgend, begab sich Méhul nach

---

*) Diese Einrichtung macht einen sehr schönen, dem Geist der ganzen Dichtung ungemein entsprechenden Effekt. Méhul hat hier die Violen mit einer solchen Geschicklichkeit behandelt, daß Nichtkenner das Fehlen der Violinen fast gar nicht gewahren und schwerlich auf den Gedanken kommen, ein anderes als das gewöhnliche Orchester zu hören. Dem Kenner hingegen leuchtet die Zweckmäßigkeit dieses Arrangements vollkommen ein. Bemerkt mag noch werden, daß bei der ersten Aufführung dieser Oper in Paris, Uebelwollende das Gerücht verbreiteten und Unwissende es auch glaubten, als habe Gretry, der gegenwärtig gewesen, geäußert: „Ich gäb' einen Louisd'or, wenn ich eine einzige Chanterelle hörte." Aber auf keinen Fall hat Gretry eine solche Betise gesagt, und wär' es der Fall, so würde dies Méhul und sein Werk nicht beschimpfen.

den hierischen Inseln. Die Reise dahin war für ihn gleichsam ein Triumphzug. Ueberall, besonders aber in Marseille, empfingen die Freunde der Tonkunst den beliebten Componisten mit den ausgezeichnetsten Enthusiasmus, und ihn die größten Ehren erweisend, zeigten sie ihm, wie allgemein die Bewunderung war, welche er genoß. Indeß waren dies seine letzten Freuden. Krank nach Paris zurückkehrend, starb er daselbst den 18. October 1817 im 54. Jahre seines Alters. Bei seiner prachtvollen Leichenfeier ward von 140 Musikern Jomellis berühmte Todtenmesse aufgeführt.

Als Mensch war Méhul nicht weniger hochachtungswerth, wie als Künstler, und man kann von ihm rühmen, was sich nicht von allzuvielen seiner Kunstgenossen rühmen läßt, daß er nämlich auch außer seinen musikalischen Kenntnissen, ein mannichfach und wahrhaft gebildeter Mann, von unbescholtenen Sitten und angenehmen durchaus ehrenwerthem Charakter war.

Mit der Tochter des Doctor Gastaldy verheirathet, hinterließ er keine Kinder. Eine Lobrede auf ihn wurde in der Sitzung der königlichen Academie der schönen Künste am 2. October 1819 von Quatremere de Quincy gehalten.

Die Reizbarkeit seines Gefühls war ungemein, und wurde noch durch mancherlei Mittel von ihm erhöht. So hatte er unter andern die Gewohnheit, bei tragischen und ernsten Ausdruck erfordernden Arbeiten, wie z. B. Euphrosine, Stratonice, Melidore, Helena u. a. einen Todtenkopf auf seinem Piano-Forte vor sich hinzustellen. In diesem Genre, worin er vorzüglich seinen großen Ruf gewann, finden Kenner seinen Styl weniger hart, als den seines Meisters (Gluck), so wie seine Melodien sanfter und tragender. Demohnerachtet wußte sich sein Talent aber auch dem Komischen mit vielem Glück anzuschmiegen, wie l'Irato, Une Folie (Je toller je besser) u. a. bewiesen, die im Auslande, wie in Frankreich, den entschiedensten Beifall erhielten. Von der Errichtung des Conservatoires für Musik an (1795), bis zu dessen Aufhebung (1815), war Méhul einer der drei bei demselben angestellten Unterrichts-Inspectoren; später wurde er Sürintendant der königlichen Kapelle und Professor der Tonkunst bei der königlichen Musikschule. Zum Mitgliede des Instituts ward er 1796 er-

nannt und zu dem der Academie der schönen Künste, 1816; auch erhielt er den Orden der Ehrenlegion. Seine Laufbahn als Compositeur eröffnete er mit einer, dem berühmten Jean Baptiste Rousseau geweihten Ode, die 1783 im großen Concert zu Paris aufgeführt wurde. Die drei Opern, welche er unter Anleitung und Aufsicht des Ritter Gluck componirte, und die wir bereits oben namentlich erwähnten, wurden niemals gegeben. Seine übrigen Arbeiten in dieser Art sind folgende: Hypsile (wurde von der großen Oper angenommen, aber nicht gegeben), Cora und Alonzo (1791 gegeben), Horatius Cocles 1793; Arminius, Scipio, Tancred und Clorinde, 1794, 95 und 96 angenommen, aber nicht gegeben. Adrian von Ostade, angenommen 1792 und vorgestellt 1799. Amphion oder die Amazonen, 1811. Mit Paer, Kreutzer und Berton zusammen schrieb er 1814 die Oriflamme. Zu den Ballets: das Urtheil des Paris, la Dansomanie und Perseus und Andromeda, arrangirte er die Musik, so wie für das Théâtre français, die Chöre zu den beiden Tragödien Cheniers, Timoleon und König Oedip. Für die Theater de l'opera comique, Favart und Feydeau; Euphrosine, Stratonice, der weise Jüngling und der alte Thor, Melidora und Phrosine, Doria et la Caverne, die Brüke von Lodi, der junge Heinrich, Ariodant, Bion, Epicure (mit Cherubini), l'Irato, Je toller je besser, Johanna, der Schatz, oder so geht's wenn man horcht, Helena, der Glückliche wider Willen; mit Kreuzer, Berton und Nicolo, der Kuß und die Quittung; die beiden Blinden von Toledo, Gabriele d'Estrées, Uthal, Joseph, le Prince Troubadour, la journée aux Aventures. Die Hussiten vor Naumburg und Sesostris, ein Paar Opern, die noch nicht ganz beendigt waren, fanden sich unter seinem Nachlaß. Außer diesen Werken hat man noch von ihm mehrere Sonaten und sechs Symphonien, welche mehrmals mit Beifall im Conservatoire aufgeführt wurden. Auch hat er neben einer Menge von Hymnen, Cantaten u. dgl., die durch Zeitereignisse hervorgerufen wurden, die drei berühmt gewordenen Lieder, Chant du départ, Chant de victoire und Chant du retour, und die Arie von Roland in

Wilhelm dem Eroberer gesetzt. Im Allgemeinen kann man noch von seinen Arbeiten sagen, daß sie sich durch Stärke des dramatischen Ausdrucks und reinen Satz auszeichnen, wobei jedoch auch nicht verschwiegen werden darf, daß Méhul (was er selbst gelegentlich eingestand) in der letzten Zeit seines Lebens sich zu sehr durch die in den Ideen der Zeit fast allgemein herrschende Uebertreibung, oder auf die spitze Stellung hinreißen ließ, und dadurch manchmal um Effecte, wie die Zeit sie eben verlangt, hervorzubringen, die Regeln des Wohlklanges verletzte und Lärm statt Kraft gab. Auch wirft ihm die Kritik, nicht ganz ohne Recht, zu häufige Wiederholungen eines glücklichen Gedankens vor, wodurch dieser öfters gleichsam rein abgegriffen wird, wie dies z. B. in der Ouvertüre zu seinem „Le jeune Henri," und in dem ersten Akt des Ballets „la Dansomanie" der Fall ist.

Erwähnt mag noch werden, daß er im Institut zwei gut ausgeführte Abhandlungen vortrug, die eine über den (muthmaßlich) zukünftigen Zustand der Musik in Frankreich, die andere über die Arbeiten der Eleven des Conservatoirs in Rom.

Digitized by Google

Ludwig der Achtzehnte,

König von Frankreich.

Ludwig der Achtzehnte,

König von Frankreich.

Digitized by Google

Vorwort.

Vergebens suchst du, geneigter Leser, in dem unermeßlichen Reiche der Geschichte ein Gegenbild zu dem wilden Schicksalswechsel, der das Fürstengeschlecht der Bourbons in neueren Zeiten traf. Wie frevelhaft sein Ahnherr, Ludwig XIV. zum Verräther ward an dem Berufe, auf der höchsten Staffel irdischer Hoheit und Macht, seines Zeitalters tugendliches Vorbild zur Verherrlichung der sittlichen Weltordnung zu werden, — welche Schuld auf den einzelnen Familiengliedern bis zu unsern Tagen hin haften mag, die Geschichte der Bourbons im achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderte überbietet alles, was das Menschenleben aufzuweisen hat von unerhörter Strenge des Verhängnisses. Alle Sterne des Erdenglückes, Königskronen und Thronenglanz erscheinen im Strudel einer wildaufgeregten Zeit, bald als Gunst, bald als Strafe, oft um die Höhe eines gräßlichen Sturzes zu bezeichnen, oft um beim mühsam erlangten Wiederbesitze die Drohung des nahen Verlustes zu vergegenwärtigen — immer, um die ewige Wahrheit zu beurkunden, daß in jeglichem Berufe nur des Mannes sittlicher Werth höher steht, als das bunte Gewirre wunderlicher Erscheinungen — Schicksal genannt. —

Welch eine Aufgabe für den Geschichtschreiber: der Nachwelt zu berichten von dem Leben der Bourbons, deren Persönlichkeit bedeutenden

Einfluß hatte auf das Schicksal der Völker und Staaten! —

Zur Lösung derselben sollen hier einige Beiträge geliefert werden, indem wir verweilen bei dem Leben des gegenwärtigen Familienhauptes, Königs Ludwigs des Achtzehnten von Frankreich. Die hier folgenden Mittheilungen haben zugleich den Zweck, zu zeigen, wie das politische Dasein dieses Regenten gleich große Hindernisse zu bekämpfen findet in den Widersachern seines Königthumes wie in der Partei, welche sich nachrühmt, dessen Vertheidigerin zu sein. Die Letzteren suchen dieses Verdienst, woran große Forderungen geknüpft werden, selbst auf historischem Wege geltend zu machen; mit welchem Erfolge, davon liefert der neueste Biograph jenes Königs Beauchamp*) einen Beweis.

---

*) Alphons von Beauchamp, ein fruchtbarer historischer Schriftsteller, ist 1767 zu Monaco, in der Grafschaft Nizza, geboren, wo sein Vater als Officier stand. Er kam früh nach Paris, lebte hier in wilden Zerstreuungen und ging 1784 nach Sardinien, um als Unterlieutenant in ein Marineregiment zu treten. Mit dem Ausbruche der französischen Revolution nahm er seinen Abschied und wollte in jener sein Glück suchen; doch im Verfolg des hierdurch auf ihm haftenden Verdachtes, ließ ihn das sardinische Gouvernement verhaften und hielt ihn streng gefangen. Endlich erhielt Beauchamp seine Freiheit und kehrte nach Frankreich zurück, wo er bei verschiedenen Verwaltungsbehörden gebraucht wurde und Beiträge zu Journalen lieferte, deren günstige Aufnahme ihn in der Meinung bestärkte, er habe Beruf zum Geschichtschreiber. Er gab eine Geschichte des Vendeekrieges heraus, bei deren Ausarbeitung er, begünstigt durch eine Anstellung im Polizei-Ministerium, officielle Nachrichten benutzte. Durch diese Unvorsichtigkeit verlor er seinen Posten. Bald nachher ward er nach Rheims verwiesen, weil unter seinen Papieren sich ein Brief des Vendeeanführers August von La Roche-Jacquelin gefunden hatte. Schon wenige Monate darauf war er wieder in Paris und fand eine neue Anstellung bei der indirecten Steuer. Seit 1814 lebte er ausschließlich literarischen Arbeiten, unter welchen sein Register über

Sein Werk, welches, der neuen Jahreszahl der Erscheinung ohngeachtet, mit der Gelangung Ludwigs XVIII. zum Throne 1814 schließt, ist hier sorgfältig benutzt, viele Bruchstücke und Auszüge aus demselben sind mitgetheilt, oft, um zu zeigen, auf welche Weise Parteistimmen den Standpunct der historischen Wahrheit zu verrücken sich befleißigen. Daß übrigens diese Art der Darstellungen sich des Beifalles der Höflinge erfreut, ergibt schon die thätige Unterstützung, welche die Herausgabe der Lebensbeschreibung durch zahlreiche Subscriptionen fand; der königliche Hof allein unterzeichnete auf zweihundert und funfzig Exemplare. — So bietet diese Biographie ein vielseitiges Interesse dar, das man mehr politisch, als geschichtlich nennen muß. Selbst die Widersprüche und sonderbaren Verwickelungen, in die sich Schriftsteller dieser Art so leicht

---

den Moniteur, seine Beiträge zu der Biographie moderne und universelle, seine Geschichte der Unglücksfälle und der Gefangenschaft Pius VII. unter Napoleons Herrschaft, und die Geschichte der Feldzüge von 1814 und 1815 vorzüglich Beifall fanden. Das ausführliche Verzeichniß seiner Schriften nimmt einen großen Raum ein. Mit bewundernswürdiger Schnelligkeit schreibt er über fast jeden historischen Gegenstand, der die Neugier des Augenblickes auf sich zieht; bei den Mißgriffen, Irrthümern und Fehlern, auf die man in allen seinen Schriften trifft, ist es zuweilen unentschieden, ob sie ihren Grund haben in der Eilfertigkeit oder in politischen Berechnungen. Als ob er nicht genug Schriftstellersünden zu verantworten habe in den mit seinem Namen bezeichneten Werken, nennt man ihn auch noch als den Verfasser vieler anonymen oder pseudonymen Schriften, z. B. der berüchtigten Denkwürdigkeiten des Prinzen von Canino (Lucian Bonaparte's.—) Der vollständige Titel der hier berücksichtigten Biographie ist: Vie de Louis XVIII, Roi de France et de Navarre; par Alphonse de Beauchamp, Chevalier de l'ordre royal de la légion-d'honneur. Paris, chez Ponthieu, 1821. 8. Beauchamp genießt eine königliche Pension und ist an den Höfen der Prinzen vom Geblüte wohl gelitten.— Von ihm redet die Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. II. Pag. 233 ff.

verirren, lassen tiefe Blicke thun in den Geist jener von vielen Seiten gefröhnten Partei, der an und für sich nichts verhaßter ist, als das Denken, folglich die Philosophen. So berichtet Beauchamp auf der ersten Seite seines Werkes, daß der Königsthron der Kapetinger untergraben worden von den Philosophen und angegriffen von Raubgesindel (le trône — miné par les philosophes et attaqué par des brigands) — eine feine Zusammenstellung! Aber schon Seite 3 muß er diese vergessen haben, denn er preist den König mit Chateaubriand's Worten, indem er Ludwigs philosophischen Charakter heraushebt; — und wieder bald nachher trägt die Necker'n zugesprochene Philosophie die Schuld seiner Treulosigkeit, seiner Ränke und seiner verunglückten Ministerialführung, welcher er „die Ansichten eines Banquiers, die Vorurtheile eines Protestanten und die Grundsätze eines Republikaners" entgegentrug. —

Dieser Wort- und Begriffverwirrung stehet absichtlich verwirrte Darstellung von Thatsachen häufig zur Seite. Wenn zur Aufklärung dieser Gegenstände hier Manchen zu vieles, Manchen zu weniges beigebracht wird, so findet das Gegebene gewiß seine Rechtfertigung bei dem, welcher den biographischen Endzweck des nachstehenden Aufsatzes vorurtheilsfrei festhält.

Ludwig der Achtzehnte.

König von Frankreich.

In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bot der französische Hof das schauderhafte Bild der höchsten sittlichen Entartung dar. Ein Sklav seiner Lüste, führte Ludwig XV. nur den Königsnamen, um alle Erwartungen zu täuschen, mit welchen er auf die Bühne des politischen Lebens getreten war. Je tiefer er versank in schändlichen Ausschweifungen, in Frömmelei und Gefühllosigkeit, um so muthvoller trat die Gewalt der öffentlichen Meinung hervor und sprach kühne Hoffnungen eines veränderten Zustandes der Dinge aus, wie es gewöhnlich ist, wenn unter dem Verfall des Staatsregimentes und der Despotenfurcht die geistige Regsamkeit einer Nation geweckt wird.

Dem Könige entfremdet, lebte sein Sohn, der Groß-Dauphin genannt, mit seiner Gemahlin Maria Josephe von Sachsen, in treuer ehelicher Liebe, ein in der königlichen Familie außerordentliches Verhältniß. Am Hofe wurde dieses Ehepaar mit kaltem Anstande behandelt; nur unter dem Siegel des Geheimnisses nahete man sich dem Thronerben, als dem Parteihaupte der Unzufriedenen, ihm, der auf der Seite der Geistlichkeit und der Jesuiten stand und in Ungewißheit ließ, ob er diesen ergeben sei, aus Frömmigkeit oder aus politischen Beweggründen. Liebe zum Vaterlande und zur Thätigkeit erfüllten ihn mit Abscheu gegen den

Verfall des Staatsregimentes und gegen den entwürdigsten Königshof. Er wagte es, gegen die berüchtigte Bühlerin, die Marquise von Pompadour, und den mächtigen ersten Minister, den Herzog von Choiseul, aufzutreteten; ihren Ränken erliegend, verfiel er in die Ungnade des Königs; er wollte sich an die Spitze der französischen Heere stellen, um beim ausgebrochenen Kriege für Frankreichs Ruhm zu kämpfen, und ward mißtrauisch zurückgewiesen. Der Prinz fand seinen Trost in der Erwartung einer bessern Zukunft und in dem Kreise seiner Familie, an der Seite einer zärtlichen, tugendhaften Gattin, welche, ohne hervorstechende Reize, mit Klugheit sich auf die Erfüllung der Gattin- und Mutterpflichten beschränkte. Selbst der König konnte ihrem würdevollen Betragen seine Achtung nicht versagen*).

Diesen Eltern ward als dritter Sohn den 16. November 1755 zu Versailles geboren Ludwig Stanislaus Xaver, der den Titel eines Grafen von Provence bekam. Sein ältester Bruder, der Herzog von Bourgogne, starb als eilfjähriger Knabe 1761; der zweite, damals der Herzog von Berry genannt, (Ludwig der XVI.) bestieg 1774 als der Ersehnte den Thron Frankreichs. Zwei spätergeborene Geschwister hatte der Graf von Provence, den noch lebenden Grafen von Artois und eine Schwester, Madame Elisabeth, welche das blutige Schicksal ihres Bruders, Ludwigs XVI., theilte und dreißig Jahre alt 1794, als ein Opfer der Revolutionswuth auf dem Blutgerüste starb. —

Der Prinz Ludwig Stanislaus Xaver verlebte die ersten Jahre der Kindheit, so weit es die Hofsitte erlaubte, unter der Aufsicht und Pflege seiner zärtlichen Eltern. Er zeigte früh geistige Fähigkeiten und gewann die entschiedene Verliebe seines Vaters; doch ward ihm dieser bald durch den Tod entrissen. Der Dauphin starb am 20. December 1765, sechs und dreißig Jahre alt, nachdem er, früher ein so rüstiger Mann, zwei Jahre hindurch hinfällig und siech geworden war.

---

*) Siehe Histoire de France, pendant le dix-huitième Siècle, par Lacretelle. Cinquième Edition. Paris 1819. Tom. II. pag. 167 ff.

Viele Stimmen der Zeit schrieben solche Veränderung und den erfolgten Tod einer Vergiftung zu, einem Verbrechen, welches seit einem Jahrhunderte bei den Todesfällen des französischen Königshauses wiederholt zur Sprache gekommen war. Gerade diese öftere Erneuerung derselben Beschuldigung gibt ihr ein bedeutendes Gewicht; von solchen Verbrechen kann nirgend die Rede sein, wo sie nicht öfter wirklich begangen sind, wo nicht eine völlige sittliche Entartung zu jeder Schandthat fähig macht. Zu beachten bleibt es, daß, indem die Stimme der Zeit das Amt eines öffentlichen Anklägers übte und die ewige Gerechtigkeit zur Vollziehung des Richteramtes aufrief, als Urheber der Vergiftungen bald die Mitglieder der Königsfamilie, bald die Hofparteien, der hohe Adel und die Geistlichkeit — nie der durch seine Moralität selbst vor dem Verdacht sichere Bürgerstand, — genannt sind. —

Das allgemeine Mißvergnügen über die Entwürdigung des Königthumes unter Ludwig XV. gefiel sich in der lauten Klage über den Tod des Dauphins, wenn gleich höchst wahrscheinlich ist, daß dieser Prinz, wäre er zum Throne gelangt, der allgemeinen Erwartung nicht würde entsprochen haben: ein mystisch schwermüthiger Jüngling, befangen in seinen Ansichten, sich hingebend der Autorität priesterlicher Parteien, wird immer als König wenig Segen streuen, wenig Ruhm ärndten, bei aller Redlichkeit des Willens, bei aller Reinheit der Sitten. Menschenscheue, trübsinnige Fürsten bringen stets Unheil über ihre Staaten; ihrem Ruhme kann nichts Günstigeres widerfahren, als wenn ein unverschuldetes Unglück sie trifft, ehe sie ihre Regierungsunfähigkeit offenbaren.

Des Verstorbenen treue Gattin folgte dem Gemahl bald (den 13. März 1767); auch ihr Tod ward der Vergiftung zugeschrieben, wie der der Königin, welche sechs Monate nach ihr verschied. Jene empfahl in den letzten Augenblicken ihre hoffnungsvollen Kinder dem besonderen Schutze und der pflegenden Liebe der Tanten ihres Gatten, den Prinzessinnen Adelaide und Victorie von Frankreich, und hinterließ, als Grundlage der ferneren Erziehung der Verwaisten, wenn man der Versicherung späterer Schriftsteller glauben darf, die Vorschrift: von ihnen Schmeichler zu entfernen, ihnen

Aufmerksamkeit und Achtung des Unglücks einzuflößen, und ihnen das Streben nach der Werthschätzung und Liebe der Völker anzuempfehlen.

Der Graf von Provence, zum Jünglinge heranreifend, genoß fortwährend eine gute Erziehung und trefflicheu Unterricht in Wissenschaft und Sprachen, denen er sich mit Erfolg und Vorliebe widmete. So gewann er eine geistige Bildung, die andern Fürstensöhnen, welche die schönsten Jünglingsjahre in kirchlichen Bußübungen, in den Zirkeln des Hofzwanges oder auf den Exerzierplätzen verleben müssen, ewig verschlossen bleibt. Schon früh erhielt er hierdurch ein Uebergewicht über seinen ältern Bruder, den nächsten Thronerben, dem das Schicksal die leichtere Auffassungsgabe und schnelle Urtheilsfähigkeit versagt hatte; wie auch über seinen jüngsten Bruder, den Grafen von Artois, welchen er an Fleiß, an empfehlendem Aeußeren und an sittlicher Haltung übertraf.

Ein Jahr nach der Verheirathung des nunmehrigen Dauphin's, mit der schönen unglücklichen Maria Antoinette von Oestreich, vermählte sich Provence mit Josephinen, der Tochter Viktor Emanuels des Dritten, Königs von Sardinien: eine eheliche Verbindung, die kinderlos blieb, und der Sage nach wegen angeblichen Mangels gegenseitiger Zärtlichkeit nicht sehr glücklich gewesen sein soll. — Sein ganzes Leben hindurch zeigte der Prinz französische Feinheit, Artigkeit und Empfänglichkeit für das schöne Geschlecht; so ward er vor der rohen Unsittlichkeit bewahret, die am Hofe seit Jahrhunderten ihren Sitz hatte; er fand nie in Ausschweifungen, Verführungen und Liebesverrath seine Kurzweil, wie der Graf von Artois, sein Bruder; immer zeigte er sich treu in seinen Liebesneigungen, wie in der Freundschaft.

Unter den Schönen des Hofes ward später die Gräfin Balbi, geborene Caumont de la Force, die durch Geist, Schönheit und Liebenswürdigkeit ausgezeichnete erste Hofdame seiner Gemahlin, als diejenige genannt, deren Reitzen der Prinz zu huldigen schien Diese allgemein geachtete Frau theilte in den Jahren des Unglückes die traurigen Schicksale des Grafen von Provence, begleitete ihn nach Mitau und lebt noch gegenwärtig, geachtet vom Könige, als hoch-

bejahrte Matrone, bei einem mäßigen Vermögen, in Paris.

Unter den Verwünschungen seines Volkes starb Ludwig XV. den 20. Mai 1774, und als Thronerbe ward Ludwig XVI. wie ein, Frankreich ein goldenes Zeitalter verheißender Glückstern, begrüßt. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der politischen Vereine, Staaten genannt, daß der Einwohner Mehrzahl, nach häufigen Täuschungen von der Zukunft stets das Bessere erwartet. — Mit der Thronbesteigung seines Bruders, erhielt der Graf von Provence, nach dem Herkommen der französischen Monarchie, den Titel Monsieur und zugleich eine bedeutendere politische Stellung, indem er, der erste Prinz vom Geblüte, nun an die Spitze des eine fortwährende Faktion gegen Königsthron bildenden hohen Adels gestellt wurde. Aber schon in diesem Augenblicke zeigte es sich, daß bei freiem Willen der Prinz nie den Grundsätzen der privilegirten Stände zugehörte, welche Frankreich so oft an den Rand des Verderbens gebracht und die Könige in gränzenloses Unglück verwickelt hatten.

In den letzten Regierungsjahren Ludwigs XV. zerfiel das Staatsregiment unter der feindselig sich verfolgenden Hofpartei, die mit orientalischem Despotismus und gesetzloser Willkühr die schaudervollste Vergeudung aller Staatskräfte aufs höchste trieb; ihr entgegen standen die privilegirten Stände, welche mit dem Besitze der höchsten richterlichen Gewalt, nach dem Herkommen, durch die Parlamenter, eine Kontrolle der Königswillkühr zu üben anmaßte. Choiseul, der erste Minister des Königs, ward verabschiedet, weil er sein Regiment nicht der Herrschaft einer verworfenen Buhlerin, der dú Barry, unterordnen wollte, und sich deshalb zur Stütze der Parlementsautorität aufwarf; dann wurden die alten Parlamenter verabschiedet, und an ihre Stelle aus den unwürdigsten Mitgliedern, zu den unwürdigsten Zwecken neue Parlementer errichtet, unter dem Vorsitze des seiner gelungenen Ränke frohen Kanzlers Maupeou. Diese neuen Behörden waren als Werkzeuge des Despotismus den Großen des Reichs eben so verhaßt, als der Nation, welche dem alten Parlamente nur im Vergleiche mit dem neuen eine Beifallstimme schenken konnte; daher forderte bei der Thronbesteigung Ludwigs XVI.

nur Eine Stimme die Verabschiedung jenes, die Wiederherstellung dieses, unter dem Vortritte der Großen des Reiches, deren aristokratisches System mit dem alten Parlamente die wesentlichsten Prärogative verloren hatte. Der König entschied sich, nach dem Rathe seines ersten Ministers Maurepas, für die Willfahrung dieser dringenden Bitten, die auch die Prinzen vom Geblüte, als die höchsten des Adels, laut aussprachen. Allein Monsieur sah in der Zurückberufung des alten Parlamentes nur die Erneuerung einer, der Macht des Throns immer feindseligen Behörde, und stellte daher seinem königlichen Bruder vor: daß erst das neue Parlament dem vorigen Könige die Krone wieder verschafft, die das alte den Regenten vorenthalten habe; der Kanzler Maupeou, der entfernt werden sollte, habe ja endlich dem Königthum den Rechtsstreit gewinnen gemacht, welchen dasselbe seit mehreren Jahrhunderten mit dem Parlamente habe führen müssen. Die vorgeschlagene Maaßregel schließe ein neues Beginnen der kaum beigelegten ewigen Zänkereien in sich. — Eine diese Ansichten auf geschichtlichem Wege unterstützende Denkschrift überreichte Provence seinem Bruder; doch ohne Erfolg, da der König und seine Minister es vor allen Dingen gerathen hielten, durch diesen entscheidenden Akt die öffentliche Stimme für sich zu gewinnen und die Spannung zu mildern, welche zwischen dem Königsthrone und der Nation Statt fand. Monsieur, verschmäht mit seinen Rathschlägen, zog sich nun von den Staatsverhandlungen zurück, ohne weitern Einfluß bei der Wahl der Minister und deren Maaßregeln zu haben. — Dennoch blieb sein erstes Hervortreten in einer bedeutenden öffentlichen Angelegenheit sehr wichtig, weil es ihn, wie alle späteren Schritte, in eine Opposition stellte, mit dem hohen Adel und dem Klerus.

In solcher Art von Zurückgezogenheit lebte der Prinz im Kreise seines eigenen Hofes, zu dem alles überstralenden Hoflager des Königs in keiner weiteren Beziehung, als die sich aus der nahen Blutsverwandschaft und aus den Vorschriften des Anstandes ergab. Er beschäftigte sich mit den Wissenschaften und Künsten. Im Jahre 1777 unterbrach diese gewöhnliche Lebensweise eine Reise, die er durch einen bedeutenden Theil des Reiches machte, wo er in großem Gefolge, mit

allem Prunk seines Standes, nach Bordeaux, von dort nach Toulouse und nach der Provinz ging, deren Namen er als Prinz des Hauses führte; hier, in in der Provence, hielt er einen prachtvollen Einzug in Marseille, besuchte Tarascon Nimes, wohnte zu Toulon einem Seemanoeuvre bei, sah das päpstliche Avignon, die durch Petrarch berühmten Thäler von Vaucluse und kehrte nach Versailles zurück, überschüttet mit Huldigungsbezeugungen, die ihm um so willfähriger dargebracht wurden, da er jede sich darbietende Gelegenheit benutzte, seine freundliche Sinnesart und seinen gebildeten Geist zu zeigen, da er überall den wissenschaftlichen Instituten und provinziellen Eigenthümlichkeiten viel Aufmerksamkeit widmete. So wurde von dieser Reise des Prinzen viel Rühmens gemacht, obgleich sonst den Reisen der Königssöhne innerhalb dem Reiche nicht der günstige Erfolg beigemessen weroen kann, den man davon preiset. — Man sagt sie sollen Länder und Landesbewohner kennen lernen, und sehen gewöhnlich nichts als paradirende Militair- und Civiluniformen, Illuminationen, die bestellt sind und neugierige Volkshaufen, welche Vivat rufen. Solche Ausfluge sind weit mehr geeignet, die Vorstellung von der persönlichen Wichtigkeit und von der Stimmung der Völker zu verwirren, als zu läutern.

Ausgenommen, daß der Graf von Provence wöchentlich ein, oder einige Male am Königshofe erschien, lebte er von demselben völlig unabhängig, wie entfernt von allen Staatsangelegenheiten, in wissenschaftlichen Beschäftigungen und in den Genüssen der Kunst, sowohl zu Versailles, als auf seinem Landsitz Brunoy oder in dem Palaste Luxemburg, den ihm der König zu Paris hatte einräumen lassen. Regelmäßig widmete er einige Morgenstunden den Studien, besonders historischen, und sah Gelehrte und Künstler bei sich, an deren Beschäftigungen er innigen Antheil nahm. So nennt man z. B. die Uebersetzung des Shakespeare von Ducis, dem Sekretair des Prinzen, als ein Werk, für das er sich durch Rath und That interessirte, wie auch die Opern seines Intendanten, Morel, welche sich noch gegenwärtig auf dem Theater erhalten. Mehrere literarische Institute nahm er in unmittelbaren Schutz und bethätigte ihnen fürstliche Freigebigkeit; man-

cher witzige Einfall, manches niedliche Gedichtchen des Grafen von Provence gehörte zu den Neuigkeiten des Hofes und ärndtete Beifall*).

Bei so sorgloser Beschäftigung übereilte den Prinzen, wie manchen Großen, die Epoche, wo er als erster Prinz vom Geblüte, und als Staatsbürger nicht ohne Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten bleiben konnte.

Beauchamp leitet als Stimmführer der Hofpartei, diesen neuen Zeitabschnitt der französischen Geschichte: mit der Bemerkung ein:

„Schon hatten sich die verbesserungslustigen Minister hingegeben den treulosen Planen der Philosophen, welche unter dem Schutze einiger Großen, in der Absicht, die gesellschaftliche Ordnung über den Haufen zu stoßen, ihre Grundsätze geltend machten. Die Sittenverderbniß trat zu der Verkehrtheit der Ideen; freche Unsittlichkeit (cynisme effronté) ließ selbst im Schooße der Ruhe und des öffentlichen Glückes die Auflösung aller Banden der Gesellschaft voraussehen. Die Neuerer waren einzig darauf versessen, die Klugheit des Königs irre zu leiten, dessen Liebe für sein Volk, dessen Neigung zur Mäßigung und Gerechtigkeit sie kannten; unter dem gaukleriſchen Vorwande des öffentlichen Wohles sannen sie auf das Verderben des Monarchen. —"

Dann fährt er fort: „Eine aufrühreriſche Parteiung, welche den Umsturz der Monarchie und der königlichen Familie beabsichtigte, bildete sich im Dunkel geheimer Gesellschaften. Schon war jene einem Systeme wohlberechneter Verläumdungen und Anschwärzungen Preis gegeben. Die Erschöpfung des Staatsschatzes lieh den Vorwand zur Aufregung der Gemüther. Unweise berief

---

*) Beauchamp sagt bei dieser Veranlassung von dem Prinzen: „Par respect pour les convenances, il se faisait une loi de garder le plus strict anonyme." — Der Königin schickte der Prinz einst einen Fächer mit folgender galanter Inschrift:

Au milieu de chaleurs extrêmes,
Heureux d'amuser vos loisirs,
J'aurai soin près de vous d'amener les zéphirs:
Les amours y viendront d'eux-mêmes. —

Ludwig XVI. die Notabeln des Reiches, um über die Mittel der Wiederherstellung der Finanzen zu berathen. Diese Versammlung theilte sich in sieben Büreau's oder Ausschüsse, in jedem derselben führte ein Prinz vom Geblüte den Vorsitz; im ersten Monsieur, im zweiten der Graf von Artois (in den übrigen die Prinzen Orleans, Condé, Bourbon, Conti und Penthièvre.) Das Publikum bezeichnete diese Ausschüsse nach dem Charakter und den Reden des Chefs und nannte den, in welchen Monsieur präsidirte, den Ausschuß der Weisen, den des Grafen von Artois den Ausschuß der Freimüthigen (Francs).“

„Vor Eröffnung der Versammlung bat Monsieur den König, er möchte ihm die Eröffnungsrede mittheilen; Ludwig XVI. schlug dieses seinem Bruder mit den Worten ab: „„Sie würden mich korrigiren, und von dem Ihrigen redneriſche Figuren hineinbringen wollen; das entspricht aber meinen Wünschen nicht; ich will nur mit meinen eigenen Worten zur Nation reden.““ —

Die feierliche Versammlung der Notabeln erfolgte zu Versailles bekanntlich den 22. Februar 1787, zeichnete sich aus durch den Widerstand, welchen Calonne fand, als er das Gleichgewicht der Staatsausgaben mit der Einnahme durch Besteurung des Adels und der Geistlichkeit herzustellen beabsichtigte; dieser Finanzminister fiel während der Sitzungen in Ungnade; sie wurden geschlossen den 25. Mai unter manchen Verheißungen von beiden Seiten, doch ohne einen durchgreifenden Entschluß. Der Staatsverwaltung Gebrechen hatte man mehr angedeutet, als daß man den Muth gehabt, an des Krebsschadens Keim und Sitz die Hand zu legen; man behalf sich mit Hinhaltungsversuchen dem gewöhnliche Ausweg unfähiger Staatsmänner.

Monsieur nahm den Vorsitz in seinem Ausschusse sehr sorgfältig wahr, und versäumte keine Versammlung. Der König erkannte die Sorgfalt, mit welcher dort wichtige Verwaltungsgegenstände erwogen, und das Nationalwohl vertheidigt wurde, denn der Prinz bekannte sich zu einer vorurtheilsfreien Staatskunst, immer im Gegensatze gegen die Großen des Reichs, gegen das alte Parlament, gegen die hohe Geistlichkeit, wel-

che das Königthum ihren vermeinten Privilegien unterordnen und sich Steuerbefreiung zu sichern dachten; Provence hoffte durch mäßige Nachgiebigkeit den Ausbruch vermessener Forderungen zu beschwichtigen. — Ein von revolutionairen Ansichten berauschtes Mitglied seines Bureau's führte mit großem Nachdrucke einst in demselben die Worte eines Trauerspieles an:

„Die Krone hat ihr Recht, das Volk hat auch das Seine"

(La couronne a ses droits, mais le peuple a les siens.)

Auf der Stelle wiederholte Monsieur einen anderen Vers desselben Trauerspiels:

„Des Staates Umsturz ist nicht seine Heilung"

(Renverser un état n'est pas le reformer.)

Beauchamp meint: die Sicherstellung der Monarchie wäre ganz leicht gewesen, wenn nicht das Zusammentreffen der schändlichsten Maaßregeln alle Plane einer gesetzmäßigen Reform vernichtet, und die Revolution herbeigeführt hätten. „Der Minister Calonne," sagt er, „der die Notabeln zusammenberufen ließ, erlag den Ränken und der Staatsrath fiel unfähigen und schlechten Ministern anheim."

Neue, drückende Auflagen sollten der Zerrüttung der Finanzen abhelfen, den hierauf Bezug habenden Gesetzen versagten die Parlamenter ihre Beistimmung, indem sie sich weigerten, sie in ihre Protocolle aufzunehmen. Dieser gar viel zur Erhitzung der Gemüther beitragenden Streitigkeiten ist öfters Erwähnung geschehen, um die Trefflichkeit des Rathes zu dokumentiren, welchen Monsieur seinem königlichen Bruder gab, zur Nichtwiederherstellung jener Collegien. Wichtiger scheint bei dieser Gelegenheit die Warnung, daß vernünftige Regenten nicht durch unfähige, verschwenderische Minister die Staatsfinanzen in Verfall gerathen lassen, und dann durch ewige Steigerung der Abgaben, durch immer drückendere Besteuerungen die nothwendige Krisis des erzwungenen Widerstandes herbeirufen mögen. — Monsieur hatte im vorliegenden Falle zwar richtig vorhergesehen, aber doch weniger gut gerathen; denn er wollte die Befugniß der Hof- und Ministerialverschwendungen von jeder Beschränkung befreit wissen, indeß des Staates Erhaltung gerade diese Beschränkung unerläßlich machte.

Diese Betrachtung lag aber nicht im Sinne der damaligen Minister; sie ließen den in Verlegenheit befangenen König einen neuen Gewaltstreich verüben, indem er in einem den 6. August zu Versailles gehaltenen Lit de Justice das Enregistrement der Steueredikte durchsetzte, und das Parlament, welches sich durch Widerspruch dagegen verwahrte, nach Troyes in Champagne verwies. Provence und Artois wurden nun beauftragt, die Registrirung der Gesetze, jener in der Chambre des Comptes, dieser im Cour des Aides persönlich vollziehn zu lassen; bei welcher Veranlassung, war gleich beider Brüder Auftrag derselbe, Artois, allgemein verhaßt von dem Volkshaufen, arge Beschimpfungen erfuhr, indeß Provence die Früchte seiner Popularität ärndtete, unter großem Beifallsjubel den königlichen Befehl vollzog, und selbst von den Damen der Halle Huldigungsbezeugungen empfing.

In den heftigen Streitigkeiten zwischen dem königlichen Ministerio und dem Parlamente, dem Organe des hohen Adels, war die Stimme laut geworden, daß nur die Versammlung der Reichsstände Frankreichs Staatsnoth abzuhelfen im Stande sei, ein Geständniß, welches den Hof erschreckte, und von der Nation mit großen Erwartungen aufgenommen wurde. Das Verlangen nach einer allgemeinen Reichsversammlung fiel, wie ein Zündstoff, in die verschiedenen politischen Parteien. Das Ministerium hoffte sich der Staatsschuldenlast zu entledigen, um für neue Verschwendungen freie Hand zu bekommen, die privilegirten Stände und Parlamenter endlich den Augenblick zu finden, wo sie sich für immer gegen die Ministerial-Gewaltstreiche verwahren konnten, denen der König seinen Namen lieh; endlich die Nation, der wahre Bürgerstand, die schmähliche Vormundschaft abzuwerfen, unter welcher, nach den feudalistischen Staatsinstitutionen, ihr Recht für die Staatsgesetzgebung zu reden und zu wirken, bisher gehalten war, und die sichtbaren Gebrechen der Verfassung durch eine Staatsregeneration zu heilen.

Ludwig XVI. überall bedrängt, hatte die Zusicherung gegeben, daß die Zusammenberufung der Reichsstände erfolgen sollte, ohne zu erwägen, daß er kein Ministerium hatte, welches der Leitung einer so wichtigen Staatsangelegenheit gewachsen sei. Zwar waren die verhaß-

ten Minister, welche die Parlamenter aufgehoben und in Zahlungsverzögerung, in Anleihen und neuem Steuerdruck Hülfe suchten, verabschiedet und der populaire Necker*) an die Spitze der Finanzen gestellt; doch nur um in neues Unheil zu verfallen, da dieser Mann ein guter Banquier aber ein den dermaligen Forderungen nicht gewachsener Staatsmann war.

Die allgemeine Reichsversammlung war in Frankreich so ins Vergessen gerathen, daß die Staatsverfassung über deren Konstruktion keine genaue Bestimmung darbot. Da es den Ministern an Einsicht und Kraftbewußtseyn mangelte, die alles entscheidende Vorfrage durch verständige Maaßregeln zu entscheiden, so wählten sie, in dem Wahne, sich jeder schweren Verantwortung zu entziehen, den Ausweg, der Wiederzusammenberufung der Notabeln, und der Aufforderung an die Geschichtsforscher und Schriftsteller zur Beibringung ihrer Meinung, über die Form der bevorstehenden Reichsversammlung.

Die Notabeln traten im Verfolg der königlichen Einberufung, im November 1788 von Neuem zusammen, und verhandelten jene die Reichsversammlung betreffende Vorfrage, nach gewöhnlicher Form in sieben Ausschüssen, deren jedem ein Prinz vom Geblüte als Präsident vorstand. Der Graf von Provence war an der Spitze des ersten Büreau's. — Der Streitpunct: wie viele Abgeordnete jeder der drei Stände (Adel, Geistlichkeit und Bürger) zur Reichsversammlung zu ernennen berechtigt seyn sollte, wenn in derselben nach den Köpfen gestimmt würde, ward von sechs Ausschüssen dahin beantwortet, daß die Zahl der Deputirten jedes Standes gleich sein müsse. Nur der erste Ausschuß, in welchem Monsieur seine Ansicht durchsetzte, entschied für die Meinung, daß der Bürgerstand eine doppelte Anzahl von Abgeordneten ernennen müsse, um gegen die privilegirten Stände ein billiges Gleichgewicht zu erhalten. — „Die Gesetze, sagte der Prinz,

---

*) Zur näheren Erkenntniß dieses Zeitpunctes der Geschichte verdient nachgelesen zu werden, der kritisch historische Aufsatz: Necker, der Staatsmann, siehe Zeitgenossen Band IV. Abtheilung 3. Seite 75 ff.

entscheiden nichts über diese wichtige Frage; die früheren Einberufungsschreiben schweigen über diesen Punct. Wenn Vernunftgründe meine Ansicht verdammen könnten, so spricht mich doch mein Herz von jedem Vorwurfe frei. —"

Dieses ist das zweite große Denkmal in dem Leben des Grafen von Provence, daß er, nach seinen immer konsequenten Grundsätzen, dem hohen Adel und der Geistlichkeit, dem aristokratischen Feudalsysteme, zu welchem sich die Ultraroyalisten bekennen, nie angehörte nie angehören konnte, mit seinen Wünschen: die Würde des Thrones auf das Glück der französischen Nation zu basiren. Er sprach hier zuerst als erster Prinz vom Geblüte aus, daß so ein persönliches Verhältniß dem höheren Berufe als Staatsbürger keine Eintracht thue, daß die Sache des Bürgerthumes, der Nation, die Seinige sei; nach öffentlichen, durch die That bestätigten Bekenntnissen dieser Art neigte sich ihm, beim Ausbruche der Revolution die Volksliebe zu, indeß der glühendste Haß gegen die übrigen Großen im Factionsstreit sich anfachte. — Gegen jene doppelte Vertretung des Bürgerstandes reichten die Prinzen Artois, das Haus Condé der Prinz Conti und andere Große eine feierliche Verwahrung und Protestation ein, die natürlich allein Provence nicht mit unterzeichnet hatte, da sie persönlich gegen ihn gerichtet war. — Von jetzt an trugen die Aristokraten dem Prinzen die Beschuldigung nach, daß er eigentlich, indem er ihrer Caste abhold, die Revolution gefördert habe; besonders da er damals größere politische Wichtigkeit erhielt, und oft in den Staatsrath des Königs berufen wurde, dessen oft weise Entschlüsse auf dem Entscheidungspuncte die Kraft der Wirksamkeit einzig deßhalb verloren, weil der noch mächtige Adel dem Heile des Königthums und des Reiches entgegen wirkte.

Der fürchterliche Gährungsstoff, der gegen das Ende des Jahres 1789 in Paris zum Ausbruche kam, entwickelte seine verheerenden Kräfte in fortwährender Steigerung, da kein Mann von Kopf sich zum Meister desselben zu machen verstand. Bei solchen großen Begebenheiten, die eine unglückliche Wendung nahmen, fehlt es hinterher nie an Leuten, deren Behauptung dahin geht, daß wenn ihre Rathschläge befolgt worden

wären, ein anderer, besserer Erfolg nicht gefehlt haben dürfte; der Augenblick der Entscheidung fordert aber nicht das Wort zweckdienlicher Plane, sondern mit diesem die kräftige That der Ausführung. —

Nachdem der unglückliche König sich im Julius jenes verhängnißvollen Jahres für die Entfernung der zu seiner Hülfe herbeieilenden Truppen und zum Zuge nach Paris entschieden hatte, soll er, vor seiner Abreise von Versailles, seinem Bruder, dem Grafen von Provence eine Erklärung übergeben, und sich darin verwahrt haben, gegen alle Handlungen, die er in Paris oder an einem anderen Orte vorzunehmen gezwungen werden könnte. Für diesen Fall soll er seinen ältesten Bruder ernannt haben zum Generallieutenant des Königreiches, eine Bestimmung, welche auf den Grafen von Provence alle Gewalt der wirklichen Regentschaft übertrug. Die frühere Geschichte Frankreichs gibt nur Ein Beispiel, der als rechtmäßig anerkannten Ernennung eines Generallieutenants: die des Dauphins Karl, während der Gefangenschaft seines Vaters, des Königs Johann. Nur in den Zeiten bürgerlicher Kriege hörte man sonst diesen Titel, welchen z. B. der König von England Heinrich V. annahm, als Karl VI. von Frankreich Geistesverrückung das böse Spiel der Parteiungen zuließ. Auch die Herzoge Befort, Guise, Anjou und Mayenne übten unter diesem Namen in verschiedenen Zeitpuncten unumschränkte Gewalt. Zum letzten Male hatte man von einem Generallieutenant gehört, während der Minderjährigkeit Ludwigs XIV. 1652, als Gaston von Orleans vom Pariser Parlamente dazu aufgerufen wurde, um in dem lächerlichen Kriege der Fronde an die Spitze der Aufrührer zu treten. Nur bei anerkannter völliger Regierungsunfähigkeit des Königs, bei dessen Kriegsgefangenschaft, Verrücktheit oder Minderjährigkeit war in Frankreich eine solche Ernennung denkbar, weshalb sich von vielen Seiten her die gerechtesten Zweifel aufdringen, ob es mit dieser vorgeblichen geheimgehaltenen Deklaration Ludwigs XVI. seine Richtigkeit habe. —

Monsieur war am stürmischen Morgen des 6. Oktobers, als Gesindel die königliche Familie im Schlosse zu Versailles beunruhigte, dort gegenwärtig und begleitete den König, als la Fayette ihn nach Paris

führte; er bezog mit seiner Gemahlin (Madame) das Palais Luxemburg. Während der König in den Tuilerien in halber Gefangenschaft lebte, wurden von vielen Seiten her Plane geschmiedet, wie der König und das bisherige Königthum zu retten sei. Viele vereinigten sich dahin, daß wenn Necker, la Fayette und Bailly, der Maire von Paris, über die Seite geschafft würden, die Revolution ihrer Hauptstützen beraubt sei; Andere wollten, 1500 dem Throne treuergebene Edelleute sollten den König nach Péronne geleiten, um von dort aus die Pariser Gährung zu dämpfen. Mit dem einen, wie mit dem anderen Rathschlage blieb man auf halben Wege stehn; aber man verhinderte nicht, daß die Gerüchte dieser Plane zur öffentlichen Kunde kamen. Als das Haupt einer dieser von den Revolutionsmännern als Hochverrath betrachteten Projecte, ward Thomas de Mouchy, Marquis von Favras und seine Gattin Karoline Viktorie Hedewig geb. Prinzessin von Anhalt Schaumburg, Abends den 24. Dezember in Verhaft genommen und zur Untersuchung gezogen. Der Marquis war früher in den Diensten des Grafen von Provence, hatte ganz neuerlich für denselben eine Anleihe von mehreren Millionen Livres abgeschlossen und veranlaßte daher die naheliegende Vermuthung, daß die wieder ihn erhobenen Beschuldigungen zunächst den Prinzen selbst treffen, daß die Verschwörung von diesem ausgehen möchten. Mit der Bekanntwerdung der Gefangennehmung Favras und der Entdeckung seines Planes stiegen in der Hauptstadt Unordnung, Furcht und Schrecken. Verwünschungen und Drohungen gegen die königliche Familie und selbst gegen Monsieur, der in der schwankenden Volksgunst noch neulich so hoch stand, wurden überall ruchtbar, und nahmen eine so furchterregende Wendung, daß letzterer für nöthig erachtete, zu seiner persönlichen Sicherheit einen entscheidenden Schritt der Rechtfertigung zu thun; er begab sich den 26. Dezember nach dem Stadthause von Paris, und hielt dem daselbst versammelten Bürgerrathe folgende Anrede:

„Das Verlangen, eine freche Verläumdung zu widerlegen, führt mich hierher. Auf Befehl Ihres Untersuchungs-Ausschusses ist vorgestern Herr von Favras gefänglich eingezogen, und heute gibt man vor, daß ich

zu ihm in genauer Beziehung stehe. Als erster Bürger der Stadt Paris, habe ich es für nöthig erachtet, mich hier einzufinden, um Sie mit meinen Verhältnisse zum Herrn von Favras bekannt zu machen. — Er stand im Jahre 1772 in meiner Leibwache; 1775 trat er aus derselben, seit welcher Zeit ich ihn nie gesprochen habe. Seit mehreren Monaten meiner Einkünfte beraubt, war ich in Sorge wegen großer Zahlungen, zu welchen ich im Januar verpflichtet bin. Zur Erfüllung dieser Verbindlichkeiten wünschte ich Mittel ausfindig zu machen, ohne dem königlichen Schatze zur Last zu fallen. Ich wollte anfänglich bis zum Betrage der erforderlichen Summe, Obligationen verpfänden; doch mir wurde zu einer Anleihe gerathen. Vor etwa vierzehn Tagen sagte mir Herr de la Chatre, daß Herr von Favras durch die Banquiers Chomel und Sartorius, gegen eine Schuldverschreibung die erforderliche Summe von zwei Millionen Livres herbeischaffen werde. Die Abmachung dieser einfachen Finanzsache habe ich meinem Schatzmeister überlassen. Den Herrn von Favras habe ich nicht gesehen, nicht Bekanntschaft irgend einer Art mit ihm unterhalten, daher mir durchaus unbekannt ist, was er etwa gethan haben kann. Dennoch theilt man in der Stadt ein gedrucktes Blatt folgendes Inhalts aus:

„„Der Marquis von Favras ist mit seiner Frau gestern Nacht gefänglich eingezogen, weil er den Herrn la Fayette und den Maire hat ermorden lassen, dreißigtausend Mann anwerben und die Zufuhr der Lebensmittel abschneiden wollen. Monsieur, der Bruder des Königs, steht an der Spitze der Verschwörung.

Paris, den 25. December 1789.

Barau r.““

Unbezweifelt erwarten Sie von mir nicht, daß ich mich zur Rechtfertigung gegen eine so niedrige Beschuldigung herablasse. Doch gegenwärtig, wo die unsinnigsten Verläumdungen im Stande sind, den rechtschaffensten Staatsbürger als Staatsfeind zu bezeichnen, habe ich geglaubt, meine Herren! es dem Könige, Ihnen und mir selbst schuldig zu sein, in die eben abgegebene Rechenschaft einzugehen, damit die öffentliche Meinung über den Hergang auch nicht einen Augenblick in Unge-

wißheit bleibe. Mit Vertrauen rede ich zu meinen Mitbürgern, über meine Denkart. Von dem Tage an, wo ich mich in der zweiten Versammlung der Notablen über die damals die Gemüther entzweiende Hauptfrage erklärte, habe ich nie daran gezweifelt, daß eine große Revolution nahe ist, daß der König nach seinem Willen, seinen Verdiensten und nach seinem höchsten Range berufen sey, sich an deren Spitze zu stellen, weil sie für die Nation nur vortheilhaft sein kann, indem sie es gleichmäßig für den Regenten ist; endlich, daß die königliche Macht das Bollwerk der Nationalfreiheit, diese aber wiederum die Grundfeste der königlichen Macht sein muß. Bis dahin, daß man mir eine einzige Handlung nachweist, welche gegen diese Grundsätze verstößt, daß man darthut, ich hätte in irgend einer Lage des Königs und des Volkes Heil nicht zum einzigen Gegenstand meiner Gedanken und meiner Wünsche gemacht, bin ich berechtigt, daß man meinem Worte Glauben beimißt.—"

Mit lebhaftem Beifallsbezeugungen erwiderte die Versammlung eine so schmeichelhafte Rede, vermittelst welcher der Bruder des Königs vor ihren Schranken erschien, um seinen Ruf gegen Verläumdungen zu rechtfertigen. Bailly, der Maire antwortete:

„Den Stellvertretern dieser Stadt Paris gereicht es zu großer Freude, den Bruder des geliebten Königs, des Wiederherstellers der französischen Freiheit unter sich zu sehen. Monsieur hat sich als den ersten Bürger des Reichs gezeigt, als er in der zweiten Versammlung der Notablen für den Bürgerstand stimmte; damals war nur eine kleine Zahl wahrer Volksfreunde auf seiner Seite; er vermehrt seine Ansprüche auf die Hochachtung der Nation, indem er der erste Urheber der bürgerlichen Gleichheit, einen neuen Beweiß derselben giebt, da er zwischen die Stellvertreter der Hauptstadt tritt, und keinen andern Rang verlangt, als den ihm seine Gesinnungen geben; letztere sind in den so eben ausgesprochenen Erläuterungen enthalten. Der Staatsbürger beweist, wie viel ihm an der guten Meinung seiner Mitbürger gelegen sey. Ich biete Ihnen, Monsieur, im Namen der Versammlung den Zoll der Hochachtung und Dankbarkeit, für diese Gesinnung, für die Ehre

Ihrer Gegenwart und für den hohen Werth, welchen Sie auf die Achtung freier Menschen legen. —"

Nochmals nahm Monsieur das Wort: „Die so eben erfüllte Pflicht war einem tugendhaften Herzen an sich sehr unangenehm; ich aber bin reichlich entschädigt, durch die mir von der Versammlung bezeugten Gesinnungen; die Worte, welche ich jetzt noch hinzufüge, haben nur zum Zwecke für diejenigen Personen, welche mich beleidigten, Vergebung zu erbitten. — "

Selbst hierbei ließ es der Prinz nicht bewenden; er schrieb an die Nationalversammlung, um jeden Verdacht der Theilnahme an Favras Verschwörung von sich zu entfernen; doch gerade diese Aengstlichkeit des Benehmens war mehr geeignet, Verdacht zu nähren, als solchen zu beschwichtigen, wenn gleich für den Augenblick der Graf von Provence durch die Popularität seiner Rechtfertigungsversuche die aufgeregte Revolutionswuth von sich ablenkte. Beim ruhigen Ueberblick des ganzen Verhältnisses und selbst nach den Worten des Prinzen, wo er alle Beziehung zum Marquis von Favras von sich weist, und dieser dann aus der Luft regnet, um ein Darlehn von zwei Millionen zu vermitteln, wird Manchem eine nähere Verbindung zwischen Beiden, zu geheimen Zwecken höchst wahrscheinlich, weshalb indeß vor dem Richterstuhle der Geschichte dem königlichem Bruder kein Vorwurf gemacht werden kann. Es galt damals schon Mann gegen Mann, und Kopf um Kopf; die ganze Entwickelung der französischen Revolution hätte wahrscheinlich einen anderen Charakter gewonnen, wenn der König und Monsieur zu rechter Zeit verstanden hätten die Nationalversammlung und sich selbst vor der Despotie des zu allen Schandthaten willfährigen Haufens der Hauptstadt und des Hofes sicher zu stellen. — Der Marquis von Favras fiel als ein Revolutionsopfer. —

Mit dem Jahre 1790 während immer deutlicher die Vorzeichen schrecklicher Ungewitter offenbar wurden, begannen die Auswanderungen der Großen, mit welchen der König Ursache hatte, eben so unzufrieden zu sein, als mit den Beschränkungen seiner Macht von einer andern Seite her. Entschieden ist die Thatsache, daß diese Auswanderungen, an deren Spitze der zweite Bruder des Königs, der Graf von Artois stand, im völligem Wi-

derspruche mit dem Könige, dem königlichen Minister, mit dem Hofe und mit den von diesen bald übereinstimmenden, bald gegen einander gerichteten Maaßregeln geschahen. Die Flüchtlinge waren der Kern der Aristokraten des alten Feudalsystems, welcher in den bisherigen Erscheinungen der Revolution nichts sah, als eine Strafe dafür, daß der König, der Regent eines vernünftig geordneten Staates, nicht, wie vor alten Zeiten, der Spielball ihres Uebermuthes sein wollte. Das Vorgeben der Flüchtlinge, ihre Sache sei die des Königs, wurde erst später zur Sprache gebracht, als beider, in sich so verschiedene Hoffnungen im Revolutionsstrudel verschlungen wurden. Schon nach der in der zweiten Versammlung der Notabeln offenbarten Gesinnung gehörte der Graf von Procence der ersten Epoche der Revolution mehr an, als ihm der hohe Adel je verzeihen konnte; beide verband bald darauf das gemeinschaftliche Unglück; es blieb aber in den Ansichten und Zwecken der ersten, und der späteren Ausgewanderten immer ein Unterschied, der mit der Wiederherstellung des Thrones der Bourbons von Neuem vergegenwärtiget werden muß, von den Ultras aber geflissentlich verschleiert wird. —

Während die Parteiungen der Hauptstadt ruchlos Ruhe und Sicherheit zerstörten, faßten die alten Tanten des Königs, veranlaßt durch abgesetzte Priester, welche den neuen Bürgereid zu leisten sich weigerten, im Februar 1791 den Entschluß, sich nach Rom zu begeben, um dort ungestört rechtgläubigen Bußübungen obzuliegen. Durch des Grafen von Artois und anderer Prinzen von Geblüte Entfernung, welche durch ihre Flucht den Haß gegen den König und gegen sein Ministerium weltkundig machen wollten; aber nicht wie später fälschlich berichtet ist, wegen der Volksbewegungen flohen, war die Aufmerksamkeit der Revolutionsmänner schon auf die persönliche Gegenwart der Mitglieder der königlichen Familie gerichtet, weshalb jene Abreise der alten Damen ein Gegenstand heftiger Verhandlungen der Nationalversammlung und stürmischer Volksbewegungen wurde. Um die Prinzessinnen gefangen nach Paris zu führen, zogen am 13. Februar ein Haufen von Fischweibern nach ihrer Wohnung dem Schlosse Bellevüe; doch des Königs Tanten, vom Heranziehen des Gesindels frühzeitig benachrichtigt, hatten ihre Reise schon angetreten und er-

reichten nach manchem Aufenthalte endlich glücklich ihr Ziel. — Von diesem Vorfalle wurde Veranlassung genommen, neue Anfeindungen gegen die Mitglieder der königlichen Familie in Umlauf zu setzen; man richtete diese selbst gegen Monsieur, mit der Behauptung, auch er hege die Absicht, Frankreich zu verlassen. Volkshaufen strömten nach dem Schlosse Luxemburg, um den Grafen von Provence darüber zur Rede zu stellen, und sich seiner Person zu vergewissern. Der Prinz befahl dem wachthabenden Grafen Karl von Damas eine Deputation der das lauteste Wort führenden Damen der Halle einzulassen. Dieser zahlreichen Gesandtschaft des wüthenden Pöbels erwiederte der Prinz mit größter Unbefangenheit; „In Ihren Forderungen erkenne ich Beweise des Interesses, welches die Einwohner der Hauptstadt für mich haben; ich werde Paris nicht verlassen, mich nie vom Könige trennen. —" Diese Erklärung genügte nicht; eines der Weiber trat hervor; „Aber wenn uns der König verläßt, werden Sie dann hier bleiben? —" „Für eine gescheute Frau ist dieses wirklich eine höchst einfältige Frage," antwortete Monsieur, und lachend entfernte sich die saubere Deputation, welche mit dem Erfolge ihrer Unterhandlung die Menge vor dem Schloßthore nicht zufrieden stellte. König und Königin, die von diesen Vorfällen im Schlosse Luxemburg hörten, waren um Schwager und Schwägerin sehr besorgt. Letztere ließen nun die Wagen vorfahren, um sich nach den Tuilerien zu denselben zu begeben; der Volkshaufen, der sich noch nicht verlaufen hatte, wollte sie am Fortfahren verhindern, und da dieses nicht gehen wollte beim Schutze der Leibgarde, begleitete er den Wagen nach dem königlichen Residenzschlosse, wo dann Lafayette mit der Bürgermiliz die Anstürmenden auseinander trieb, und für kurze Dauer die Ruhe der Hauptstadt herstellte. —

Die empörendsten Beleidigungen drangen endlich dem Könige und seinem Bruder den Entschluß auf, sich der peinlichsten Lage durch eine geheime Flucht zu entziehen. Die Vorbereitungen dazu wurden mit größter Vorsicht getroffen. In der Nacht vom 20. auf dem 21. Junius 1791 schritt man zur Ausführung; der König, mit seiner Gemahlin und Kindern wählten bekanntlich den Weg über Bondy, St. Menehould, Clermont, nach Deutschland zu, wo sie in der folgenden Nacht zu

Varennes erkannt, angehalten und unter gräßlichen Mißhandlungen nach Paris zurückgeführt wurden; glücklicher war der Graf von Provence nebst seiner Gemahlin. Er besuchte Abends zuvor, wie gewöhnlich die königliche Familie in den Tuilerien; hier zog ihn seine Schwester Madame Elisabeth bei Seite: „Bruder, flüsterte sie ihm zu, wir haben Religion; hier will ich dir ein Heiligenbild schenken; es wird dir gewiß Glück bringen. —" Er nahm es. — Bald nachher umarmte ihn die Königin mit den Worten: „Hüten Sie sich, mich außer Fassung zu bringen; man soll mich nicht weinen sehen. —" Der Prinz kehrte nach dem Pallast Luxemburg zurück, mit mehr Besorgniß über seines königlichen Bruders bevorstehendes Schicksal, als für das seinige. Denn wahres Unglück wecket in den Großen der Erde, das unter den kalten Formen höfischen Prunkes erstorbene Gefühl des heiligsten Naturbandes zu neuem Leben.

Monsieur, in seinen Zimmern angelangt, kleidete sich wie sonst aus und ging zu Bette, worauf sich sein Kammerdiener, der nicht in dem Geheimnisse war, entfernte. In diesem Augenblicke stand der Prinz auf, nahm seine Kleidung und schlich durch eine geheime Thür zu den kleinen Gemächern, wo ihn der Graf von Avaray mit Ungeduld erwartete. — Er kleidet sich an, steckt seine Diamanten und drei hundert Louisdor zu sich, wirft sich, begleitet von jenem Vertrauten und zwei Bedienten, in einen bereitstehenden Wagen, den er in einiger Entfernung mit einer Postchaise vertauscht und schlägt unter den Namen Michel und David Foster den Weg auf Soissons, Laon und la Chapelle ein. Glücklich umgeht er die Gränzfestung Maubeuge, welche ihm hätte gefährlich werden können, indem sich der Postillon bestechen läßt, einen Nebenweg zu fahren, und erreicht Mons, wo er der Gefahr entronnen ausruft:

„Vains ornemens d'une indigne mollesse!"

In der That trafen bei der Flucht des Prinzen mehrere Umstände zusammen, die nach menschlicher Berechnung der Wahrscheinlichkeit, deren Misglücken weit eher vermuthen, ließen, als die des Königs. Mancherlei Verzögerungen wurden veranlaßt durch Beschädigung des Wagens; der schrecklichste Unfall aber war, daß der einzige Begleiter des Prinzen, der Graf von Avaray,

welcher allein durch seine Fertigkeit in der englischen Sprache im Stande war, die angenommene Rolle reisender Engländer durchzuführen, von einem heftigen Blutsturz befallen wurde. Doch beide Unglücksgefährten erreichten ihr Ziel, indeß der gute König mit seiner Familie, ein Opfer wurde des so natürlichen Strebens, den Revolutionsgräueln zu entfliehen. — Die unbekannten Gesetze der Weltordnung offenbaren sich im einzelnen Menschenleben oft als Urthelsprüche der ewigen Gerechtigkeit öfter als dunkele Räthsel, deren Lösung vergeblich der menschliche Geist versucht. —

Als Anekdote wird erzählt, wie der Prinz auf der Flucht sich des, Abends zuvor von seiner Schwester erhaltenen, Heiligenbildes erinnert und dasselbe in der Eile zurückgelassen zu haben, sich zum Vorwurfe gemacht; ohne aber zu wissen, wie es dahin gekommen, fand er das Bild zu seiner großen Freude, wie ein Vorzeichen des glücklichen Erfolges seiner Flucht bald nachher in dem Behältnisse seiner Papiere. —

Monsieur war der einzige Prinz vom Geblüte, der Frankreich mit Wissen und Willen des Königs verließ. —

Von Mons, woher Beauchamp berichtet, daß sich der Bruder Ludwigs XVI. unmöglich den Huldigungen habe entziehen können, die ihm, wie von den Franzosen so auch von den Oestreichern und Belgiern dargebracht wurden, begab sich der Prinz nach Luxenburg, dann nach Namur wo er seine gleichfalls glückentflohene Gemahlin fand und dann nach Brüssel, wohin auch der Graf von Artois eilte. —

Die Nachricht von der Flucht des Königs hatte unter dem ausgewanderten französischen Adel und in den Niederlanden große Freude hervorgebracht; schon wurden militairische und Hoffeste zum Empfang des Königs vorbereitet, denn die Flüchtlinge erwogen, daß der geflüchtete König in ihrer Mitte das Werkzeug ihrer Plane sei, und daß, mit der nahe geglaubten Eroberung Frankreichs, Staat und Thron ihrer Willkühr anheim fallen müßten. Hiernach war ihnen die Nachricht von der Zurückführung Ludwig XVI. eine wahre Trauerbothschaft, von der sie sich indeß mit leichtem Blute bald erholten, in der Freude, wenigstens ihre Sache verstärkt zu sehen durch die Ankunft von Mon-

sieur, der als erster Prinz von Geblüt ihnen noch fehlte und mit seiner weise temporisirenden Denk- und Handlungsart, bisher der Gegenstand ihrer Schmähungen gewesen war. Die Autorität des ersten Prinzen von Geblüt war, nach dem Zeugnisse der Geschichte Frankreichs, zur Aufrechthaltung der Feudalaristokratie im Gegensatz der Thron- und Nationalrechte von großer Bedeutung.

Der Biograph Beauchamp berichtet:

„Die beiden Prinzen verweilten acht Tage zu Brüssel, wo sie bei der Erzherzogin Christine und ihrem Gemahle, dem Herzoge Albert von Sachsen-Teschen die zärtlichste Aufnahme fanden. Dann reisten sie über Lüttich nach Aachen, um mit Gustav dem Dritten, Könige von Schweden zusammentreffen, welcher sich dort unter dem Vorwande des Gebrauches der Heilquellen aufhielt, in Wahrheit, um den Begebenheiten näher zu seyn. (— Anmerkung: Was hatte auch ein König von Schweden wichtigeres zu thun, als: d'etre plus à portée des évènemens? — —)“ Dieser ritterliche Prinz, ein gewandter Feldherr und gewiegter Politiker, war, wie die Brüder des Königs höchst betrübt über die Frevelthat zu Varennes, deren Folgen er vorher sah. Auf Rettung des Königs, auf Rettung des Reichs waren seine Zusammenkünfte mit den Prinzen gerichtet. Seine Hoffnungen hierzu beruheten auf einer allgemeinen Verbindung der Mächte Europa's. Nur eine solche konnte die Ordnung herstellen, und König und Völker gegen die bevorstehenden Unglücksfälle sichern. Hierauf gingen die Anträge und Unterhandlungen der Brüder Ludwigs XVI.“

„Diesen Erfolg herbeizuführen, war Monsieur mit aller Machtvollkommenheit versehen. Schon bei seiner Abreise von Versailles nach Paris, hatte der König sich darüber ausgesprochen. Es ist bereits erzählt, daß er eigenhändig Monsieur zum Generallieutenant des Königreichs und zum Regenten ernannte, für den Fall daß sich der König selbst außer Stande befände, die Regierungsrechte zu üben. Doch die Eile der Abreise oder Vergeßlichkeit hinderte die förmliche Ausfertigung dieser Ernennung. Schon in Mons wurde der Graf Fersen mit der mündlichen Benachrichtigung

an Monsieur geschickt, daß nächstens jenes Dokument überkommen sollte, welches denn auch wirklich unter dem Dato des 7. Julius 1791 erfolgte. Seine königliche Hoheit wußte recht wohl, daß der Baron Breteuil, als er das Reich 1789 verließ, autorisirt wurde, mit den auswärtigen Mächten im Namen des Königs zu unterhandeln; deshalb wandte sich Monsieur unterm 20. Juli schriftlich an ihn, und eröffnete ihm:" daß nach dem ausdrücklichen Willen des Königs, seine Brüder die Prinzen übereinstimmend und in seinen Namen bei den auswärtigen Mächten alles wahrnehmen sollten, was zu seiner Befreiung und zum Staatswohle dienen könnte; daß diesem nach die Vollmachten, welche er, (Breteuil) erhalten habe, als zurückgenommen betrachtet werden und seine Thätigkeit den ferneren Befehlen der Prinzen untergeordnet sei. —" Breteuil antwortete schleunigst und unterwarf sich den Weisungen ihrer Hoheiten.

„Die Brüder Ludwigs XVI. gingen dann nach Bonn, der Residenz des Churfürsten von Cöln, wo sie ehrenvolle Aufnahme und den Baron Breteuil fanden, welcher Monsieur bat, ihn den Besitz der vom Könige erhaltenen Vollmachtsdokumente, als eines heiligen Vermächtnisses und als der schönsten Belohnung, zu gönnen, indem er sein Ehrenwort gab, daß er von denselben nur, nach dem Verlangen und nach den Befehlen der Prinzen ferner Gebrauch machen wolle. Diese Gnade bewilligte ihm Monsieur, ohne Wahrnehmung der Vorsicht, daß er Veranlassung und Bedingung der Belassung jener Vollmacht in B—'s Händen unter derselben schriftlich verzeichnete. Auch unterließ der Prinz den Mächten von der Rücknahme derselben Nachricht zu ertheilen, welche Maasregel zur Vermeidung gar trauriger Folgen, die bald nachher die königlichen Angelegenheiten betrafen, so nothwendig gewesen wäre. —"

So stellt der neueste Biograph Ludwigs XVIII. den Zusammenhang der bald offenbar werdenden Erscheinung dar, daß nemlich der königliche Generalbevollmächtigte Breteuil, auf den Grund seiner Vollmachten mit den Kabinetten der deutschen Fürsten Verhandlungen anknüpfte und Maasregeln in Wirksamkeit zu setzen suchte, die den Absichten der Prinzen völlig widersprachen. Letztere motivirten alle ihre Plane mit der

Behauptung: ihre Sache sei die des Königreichs; wogegen der Gesandte des Königs immer wiederholte: sein Herr sei mit dem Betragen der Prinzen höchst unzufrieden, misbillige ihre Maasregeln, und erkenne nichts von dem an, was jene unter des Königs Namen begönnen. — Die Prüfung, welche von beiden entgegengesetzten Behauptungen die wahre sei, erhält gerade in gegenwärtigen Zeiten Gewicht, da neuerlich die heimgekehrten Flüchtlinge so viele Forderungen an den Umstand knüpfen, daß sie und nur sie es sein wollen, die in unverrückter Treue für den König Gut und Vaterland aufgeopfert. Die Unwahrheit solcher Berufungen auf früher erworbene Verdienste beweisen zahllose geschichtliche Dokumente jener Zeit, von welchem weiterhin noch manches beigebracht werden soll; hier beschränken wir uns auf die Anführung Einer Thatsache.

Als Botschafter der Königin Maria Antoinette von Frankreich, erschien in den ersten Tagen des Augusts 1791, der Abbé Louis zu Brüssel, und übergab dem bevollmächtigten-Minister des Kaisers, den Grafen vom Mercy-Argenteau einen Brief, worin ihn eigenhändig die Königin ersuchte: daß er bei beiden geflüchteten Prinzen seinen ganzen Credit anwenden möchte, um dieselben zur Rückkehr nach Frankreich zu bewegen. Er möchte den Prinzen und den übrigen Emigranten bekannt machen, wie ihr und des Königs Wille sei, daß das unnütze Projekt, mit bewaffneter Hand in Frankreich einzufallen, aufgegeben werde. Der König sei fest entschlossen, die Konstitution anzunehmen, und die, zu Folge derselben der Krone obliegenden Pflichten zu erfüllen. Sie, die Königin, halte es für zweckdienlich Vorstehendes dem Minister ihres kaiserlichen Bruders eigenhändig zu melden, so wie der König dieselben Gesinnungen seinen Brüdern auf gleiche Weise bekannt gemacht habe. — Der Abbé Louis traf den 19. August von seiner Sendung wieder in Paris ein, und brachte vom Grafen Mercy-Argenteau die Antwort: daß der Kaiser ihm, dem Minister streng befohlen habe, sich jeder Beziehung zu den aus Frankreich geflüchteten Prinzen zu enthalten. Wie gerührt der Kaiser auch die Lage der königlich französischen Familienglieder betrachte, so sei er doch fest entschlossen, keiner Maaßregel Vorschub

zu thun, welche der Königin persönlich nachtheilig werden könnten. Hiernach stehe es nicht in des Ministers Macht, für das Verlangen der Königin unmittelbar auf die französischen Prinzen zu wirken, daß eine Scheidung der Angelegenheiten des Königs und der Königin, und der Angelegenheiten der ausgewanderten Prinzen und des hohen Adels statt fand, deren genaue Kenntniß das österreichische Kabinet hatte und darnach seine Minister instruirte, keine Gemeinschaft mit den Emigranten zu pflegen. —

Noch mehr: die ersten Versammlungen und Rüstungen der Ausgewanderten, um mit den Waffen in der Hand wieder in Frankreich einzuziehen, fanden Statt zu Ettenheim, dem bischöflichen Schlosse, des durch die Halsbandgeschichte so berüchtigt gewordenen Kardinals Rohan, der, wie seine ganze Familie, welche jene Rüstungen mit Artois Zustimmung eifrig betrieb, am königlichen Hofe in Ungnade stand, allen früheren Einfluß dort verloren hatte und besonders gegen die Königin einen unauslöschlichen Haß nährte. Da nun gerade in diesem Zeitpuncte auf den König und auf sein Ministerium die Königin einen so mächtigen Einfluß hatte, so wird immer einleuchtender, daß die Umtriebe der Emigranten zunächst die Wiederunterjochung der ihrer Aristokratenautorität entwundenen Throngewalt bezweckte; wogegen der König seinem Königthum nur Heil verhieß, wenn er sich der Nation gegen widerspenstigen Adel anschloß. Dieses Ziel würde er auch erreicht haben, wäre er der einzig richtigen Ansicht treu geblieben, in keine schwankenden Maaßregeln verfallen und glücklicher gewesen in der Wahl seiner Vertrauten.

Beauchamp: „bei ihrer weiteren Reise fanden die Brüder Ludwigs in dem Churfürsten von Trier (Ludwig Wenzeslaus, Prinzen von Sachsen), ihrem Onkel, die dem Unglücke gebührende Sorgfalt und Stütze. Der Kurfürst räumte ihnen edelmüthig zur Residenz ein Schloß bei Koblenz ein. Hier richtete sich Monsieur ein und begann sein politisches Leben mit einer Handlung der Dankbarkeit, wie sie würdig ist einem Sohne Frankreichs. Zur Belohnung der großen Dienste, welche ihm der Graf von Avaray neuerlich geleistet hatte, ernannte er ihn zum Kapitain seiner

Leibgarde, auch berechtigte er ihn, wie seine Familie, in sein Wappen das von Frankreich, mit der Umschrift, nach Virgil: Durum facit pietas iter, — zu setzen. —"

„War Monsieur, vermöge der erhaltenen Vollmachten, gleich persönlich völlig ermächtigt zu handeln, so berieth er doch alle Angelegenheiten mit dem Grafen von Artois, ließ von diesem alle Ausfertigungen mit unterzeichnen; so gleich waren die beiden Prinzen sich von Gesinnung*), so treu und fest durch Bruderliebe verbunden."

„Eine der empfindlichsten Seiten seiner Lage war für Monsieur, daß er nicht mehr frei mit Ludwig XVI. korrespondiren konnte. Er wußte es, wie seinem königlichen Bruder, der Macht beraubt, und streng bewacht, keine andere Wahl übrig blieb, als Entsagung des Thrones, oder Annahme einer anarchischen Staatsverfassung. Er befliß sich daher, ihm seine Aussichten und Hoffnungen mitzutheilen, in einer eigenhändigen, vom Grafen von Artois unterzeichneten Zuschrift, des Inhalts: „„Ich schrieb an Sie durch die Post; da durfte ich Ihnen nichts sagen. Wir sind hier unser Zweie, die aber immer eins in gleicher Sinnesart, gleichen Grundsätzen, gleichem Eifer für Ihren Dienst sind. Wir beobachten Stillschweigen; wir werden es bald genug brechen und uns aussprechen; aber erst dann werden wir reden, wenn wir uns der allgemeinen Mitwirkung vergewissert haben; der Augenblick ist nahe. Wenn gewisse Leute zu uns reden wollen, geben wir ihnen kein Gehör; reden Sie, so merken wir auf, aber wir gehen folgerecht unseren Weg, so daß, wenn man Sie, hinsichtlich unserer, zu Erklärungen veranlaßt, wir dadurch nicht gehemmt werden. Sein Sie unbesorgt wegen Ihrer Sicherheit: wir leben nur für Ihr Bestes, wir wirken mit Eifer und Alles geht gut. Selbst unsere Feinde haben ein zu nahes Interesse an Ihrer Erhaltung, als ein nutzloses Verbrechen, welches sie in's Verderben brächte, begehen zu dürfen. —"

„Dieses beziehungsreiche Billet empfing Ludwig XVI. auf Umwegen, aber sicher. Die Prinzen wirkten gar thä-

*) Seit wann?

tig, um den König zu retten; sie arbeiteten einer, wie der andere mit großem Eifer und Thätigkeit, um für sein Wohl alle Mächte zu vereinigen und sie zur Annahme der einzigen Maaßregel zu bringen, vermittelst welcher, mit des Königs Befreiung, den Katastrophen vorgebeugt werden konnte, die Frankreich und Europa bedrohten. Sie waren benachrichtiget, daß der Kaiser Leopold und Friedrich Wilhelm II. König von Preußen am Ende des Augustmonates auf dem Schlosse Pillnitz, beim Kurfürsten von Sachsen Friedrich August eine Zusammenkunft hielten, um sich hier persönlich zu berathen, über Angelegenheiten, die zu wichtig waren, als daß sie nach den gewöhnlichen Formen der Diplomatik hätten verhandelt werden können. Die Prinzen schlossen sich dieser erhabenen Zusammenkunft an. In Uebereinstimmung mit Monsieur und mit gehörigen Instruktionen versehen, ging Artois, in Begleitung Calonne's nach Pillnitz, und erhielt sogleich bei seiner Ankunft bei beiden Monarchen eine Audienz. Gerührt von der Lage des Königs von Frankreich und von den dringenden Vorstellungen seiner Brüder, unterzeichneten der Kaiser und der König von Preußen am 27. August die berühmte Uebereinkunft, vermittelst welcher sie allen Höfen Europa's die Sache Ludwig's XVI. als gemeinschaftliche Sache aller gekrönten Häupter an's Herz legten. Sie verpflichteten alle Regenten, die Befreiung des Königs, und der Königin zu bewirken und mit den Waffen Rache zu nehmen an denen, welche gegen die königlichen Personen Frevelthaten verübten. Diese Erklärung erfüllte mit Frohlocken den Grafen von Artois und die Franzosen seines Gefolges. Der Prinz beeilte sich hiervon Monsieur zu benachrichtigen, der daheim in dem Schlosse des Kurfürsten von Trier, auf allgemeine Verbindung zu Gunsten seines gefangenen Bruders hoffte."

„Die Regenten konnten sich für keine heiligeren Rechte, für keine gerechtere Sache rüsten. Es galt ihre eigene Sicherheit, den Friedenszustand ihrer Völker. Verhandlungen würden eröffnet, um gegen die Aufwiegler Frankreichs zu Felde zu ziehen. Monsieur und der Graf von Artois beabsichtigten, hiervon den König zu benachrichtigen und ihm die Pillnitzer Erklärung zur Kenntniß zu bringen. Verhindert, mit ihm

unmittelbar in Briefwechsel zu treten, ohne seine Stellung zu gefährden, entschlossen sie sich, öffentlich unterm 10. September an ihn einen Brief zu richten, welcher durch Journale und Zeitungen möglichst verbreitet wurde. In dieser Art öffentlicher Bekanntmachung, verpflichteten sie auf das dringendste den König, jeden Beitritt zu der ihm vorgelegten Kontistutionsakte zu verweigern, indem sie in den derselben zum Grunde liegenden Bestimmungen nur Erniedrigung der Religion, Vernichtung der Monarchie, wie Verletzung des Rechtes und Eigenthumes sahen. In den Aussprüchen der Konstitution erblickten die Prinzen, Strafloſigkeit der Verbrechen, unumschränkte Gewalt der Räuber, Umwälzung und Zerstörung des ganzen Reiches. Ludwig XVI. allein konnte solchem Jammer zuvorkommen durch freien, nach dem einstimmigen Wunsche der Nation geübtem ihm förmlich zustehendem Rechte, bei den Veränderungen ins Mittel zu treten, die in Betreff der alten Verfassung der Monarchie gemacht werden konnten; mit der freien Zustimmung des Königs konnte dieses auf gesetzliche Weise erfolgen. Es war aber offenkundig, daß damals, seiner Macht beraubt, festgehalten und in seinem Palaste bewacht, der König, wie seine Familie, weniger Freiheit genossen, als der geringste ihrer Unterthanen; daher protestirten die Prinzen im Voraus, gegen jede eintretenkönnende Annahme der Konstitution, stützten sich auf die gleichlautende Verpflichtung des Kaisers und des Königs von Preußen zur Wiederherstellung der königlichen Macht, und versicherten ihn die Absicht der gekrönten Häupter, ihn von der Bedrückung der Demagogen und aus dem Jammer der Gesetzloſigkeit zu befreien. (Täuschten sie sich hier vielleicht selbst? —) Dieses Schreiben erregte in Frankreich die größte Aufmerksamkeit. Unglücklicher Weise hatte der König, als es bekannt gemacht wurde, so eben ohne Widerrede die Konstitution, welche der Monarchie das Grab bereitete, angenommen. — " „Auf der anderen Seite hatte die Pillnitzer Erklärung, obgleich mit Bezug auf gemeinschaftliches Interesse abgefaßt, unter den Regenten Argwohn, Mißtrauen und Haß nicht zum Stillschweigen bringen können, und bei den Unruhen in Frankreich, den Saamen der Ehrsucht in mehr als Einem Kabinette keimen lassen. Der Kaiser und der König

von Preußen machten als entschieden bekannt, daß der Beitritt der übrigen Mächte erforderlich sei, ehe sie selbst thätig vorzuschreiten sich erlauben könnten; dieses vernichtete beinahe ihre ganze Deklaration. Sie konnten nur wenig Hoffnung hegen, unter so vielen Regenten genaue Verbindung und einige Vereinigung der Ansichten, des Vortheils, der Absichten zu bewirken. Hätten sie größtentheils sich verständigen können, ohne Dazwischenkunft unfähiger, ränkevoller und durch die Grundsätze der Neuerer selbst verderbter Minister! — Man würde hier nicht alleinige Thatkraft auf der Seite des Verbrechens finden. Bald erfuhr man, daß die Ansichten des Kaisers Leopold und seines Kabinets feindlich wären."

„Kaum hatten die Revolutionsmänner zu Paris Ludwig XVI. zur Annahme ihrer Königsdemokratie bewogen, so bildete sich der Wiener Hof ein: durch die, Aufopferungen der in Frankreich herrschenden Partei sei alles ausgeglichen; er glaubte nach einigen geschickten Unterhandlungen würde der König seine Regierung mit minderem Glanze, aber um so ruhiger führen können, kein Soldat rührte sich, keine militairische Maaßregel unterstützte die Pillnitzer Deklaration, die in den Augen der Revolutionsmänner, als eine lächerliche Handlung erschien."

„Diese falsche Ansicht, diese furchtsame Politik stürzte Europa in den Abgrund. Monsieur und der Graf von Artois sahen es vorher; sie versäumten kein Mittel, die Regenten über die Plane der ruhestörenden Partei, welche Europa überall mit Brand bedrohte, aufzuklären. Man konnte sich nicht länger in Betreff des schrecklichen Charakters der Revolution täuschen: sie war ein alles zu verschlingen drohender Strom; nur durch ein Aufgebot aller Königsfreunde Europa's konnte man ihm einen Damm entgegenstellen. Die Prinzen wie der Adel, hielten den Krieg für unvermeidlich, für nothwendig dem Heile des Königs, Frankreichs und aller gekrönten Häupter; dieses war auch die Meinung vieler Staatsmänner, unter andern des berühmten Burke, der Zierde der öffentlichen Beredsamkeit Englands. Indem er mit der Beobachtung der französischen Revolution, ausgebreitetes Wissen, vielseitige Menschen- und Sachkenntnisse verband, fällte er

über die Unruhen und über die kritische Lage Ludwigs XVI. als Resultat des reifsten Nachdenkens das lichtvolleste, sicherste Urtheil. Seine wohlerwogene Ansicht eröffnete er dem Könige (in einem Briefe vom 6. August 1791): „„Beim gegenwärtigen Zustande der Dinge, ließ er ihm durch seinen Sohn schreiben, bietet Ihnen das Innere Ihrer Staaten keine Hoffnung dar; schon längst von dorther nichts, nichts; von dort aus kann es keine andere Gestalt gewinnen. Einzig von außen her, kann Hülfe kommen. Erinneren Sie sich vor allen Dingen stets, daß Sie nur von Menschen umgeben sind, die Sie zu verrathen beabsichtigen, die kein anderes Verlangen, kein anderes Interesse haben, als Sie zu stürzen. —""

„Dieses war auch die vorherrschende Ueberzeugung der Royalisten und die große Triebfeder der Auswanderung. Schon sah Koblenz und Worms die königliche Kriegsfahne sich entfalten. Sie erhielt von allen Punkten des Königreiches Zulauf von einer Menge von Edelleuten, mit der weißen Kokarde, aus allen Provinzen, von allen Korps; Magistratspersonen, Kaufleuten, Landbewohnern, die von Verlangen brannten, die Ketten des Königs zu lösen und das Vaterland zu retten. Die ersten Emigranten verdankten die Aufnahme, welche ihnen 1790 der Kurfürst von Trier schenkte, dem glühenden, der Sache des Königs gewidmeten Eifer des bevollmächtigten Ministers Ludwigs XVI. zu Koblenz, des Grafen Gravier von Vergennes. Um sich den geneigten Willen des Kurfürsten zu erhalten, hatte er zu kämpfen gegen die oft verzagende Opposition seiner Minister. Bei ihrer Ankunft mußten sich die Prinzen Glück wünschen in den Grafen von Vergennes einen so ergebenen und treuen Diener zu finden."

„Während die Mehrzahl des französischen Adels sich unter dem Schutze Monsieur's zu Koblenz, unter dem Grafen von Artois zu Worms rüstete, stellten sich drei Generationen der Condé's an die Spitze dieses Adels, der nur das Zeichen zum Kampfe erwartete. Sie erschracken, ohne sich niederschlagen zu lassen, über die offenbaren Zeichen einer ausweichenden und kleinmüthigen Politik des deutschen Kaisers. Die Führer der Revolution machten sich dieses in Paris zu Nutze, entschlossen, alle Kräfte aufzubieten; um die ih-

nen gerechte Besorgniß verursachenden Ausgewanderten zu zerstreuen, bewogen sie die Minister, ihre Kreaturen, den König zur Zurückberufung der Emigranten zu rathen, und in einem Aufrufe an die Prinzen sich öffentlich gegen ihre Ansichten und Plane zu erklären. Aber bald überzeugt, daß weder die Bekanntmachungen, die Ludwig XVI. zu erlassen von ihnen genöthigt wurde, noch die Briefe, welche man ihm mit der Einladung zur Rückkehr ins Königreich an die Prinzen schreiben ließ, irgend eine Wirkung auf die Ausgewanderten hervorbrachten, nahmen sie ihre Zuflucht zu Drohungen. Meister der Person des Königs, und vorwaltend in der neuen gesetzgebenden Versammlung, verschafften sie sich den Vortheil, die französischen Prinzen und Emigrirten als Staatsfeinde zu bezeichnen. Durch einen Beschluß vom 31. October 1791 forderte die gesetzgebende Versammlung, zu ernstlichen Maaßregeln greifend, den französischen Prinzen Ludwig Stanislaus Xaver auf, binnen zwei Monaten in das Königreich zurück zu kehren, indem sie ihn, im Weigerungsfalle, seines bevorstehenden Rechtes zur Regentschaft verlustig erklärte. In einem andern Beschlusse erklärte die Versammlung, alle Franzosen, die an den Zusammenrottungen an den Gränzen Theil nähmen der Verschwörung gegen das Vaterland verdächtig und sprachen das Todesurtheil über jeden aus, welcher am 1. Januar 1792 dort noch verharrte." —

„Monsieur, Artois, wie die drei Prinzen des Hauses Condé bezeugten sich gleichmäßig taub gegen die drohenden Befehle der Demagogen. Aber der Kaiser und sein Kabinet, wie der größte Theil der deutschen Fürsten, gaben um so mehr nach, je mehr sie friedliebend waren. Aufgefordert, die Zusammenrottungen der Ausgewanderten zu zerstreuen, gab der Kaiser in dem Augenblicke, wo sich täglich die königlichen Phalangen verstärkten, strenge Befehle zur Auflösung. Das preußische Kabinet ging denselben Gang. Unter dem Vorwande, Ludwig XVI. gegen die Plane seiner Brüder zu unterstützen, wehrte der Wiener Hof hindernde Maaßregeln und verdoppelte die Hemmungen, als ob der König und die Prinzen ein widerstreitendes Interesse hätten haben können, als ob die Ausgewanderten nicht Ludwigs XVI. gedachten, indem sie alles dem Königthume und den Bourbons opferten! —"

Schlagen wir über diesen durch neuere Begebenheiten fast in Vergessenheit gerathenen Zeitpunct die Jahrbücher der Geschichte nach, und hören wir, was unsere deutschen Schriftsteller über diese Angelegenheiten, nach wohlverbürgten Quellen, zum Theil als Augenzeugen berichten, so gewinnt das Thun und Treiben der Ausgewanderten, wie ihr Verhältniß zum Könige und der Vorwand, sich damals um den Thron der Bourbons große Verdienste erworben zu haben, ein anderes Ansehen.

Das auswärtige Frankreich (la France extérieure) — so nannten sich die Flüchtlinge als Gesammtmasse — erhielt zuerst einige Celebrität, als der zweite Bruder des Königs, der den Nationalhaß wider sich geweckt hatte, den Hof seines Schwiegervaters zu Turin suchte. Da er hier mit seinem Gefolge den Rechten der Gastfreundschaft nicht gemäß handelte, wurde den Ausgewanderten, welche die Gelegenheit herbeilockte, um das piemontesische Volk zu mißhandeln und den Turiner Hof sich abgeneigt zu machen, der Wink ertheilt: wie der König von Sardinien ihre Abreise in jeder Hinsicht wünschen müsse. Nun zogen sich die Abentheurer größtentheils nach Deutschland, nachdem Artois am 18. Mai 1791 mit dem Kaiser Leopold zu Mantua eine Zusammenkunft gehalten hatte. In den Rheingegenden bildeten sich für die Ausgewanderten drei Sammelpuncte, wo man sich militairisch rüstete, um mit bewaffneter Hand in Frankreich einzuziehen, und dort das Adelsrecht geltend zu machen. Zu Ettenheim versammelte der Kardinal Rohan, wie vorerwähnt, der entschiedene Feind des französischen Königshofes unter der Anführung des jüngeren Grafen Mirabeau seine Schaaren, zu Worms Condé, nebst Sohn und Enkel, zu Koblenz Artois. Der zweite Sammelplatz hatte den meisten Zulauf. Die Wormser Armee, bestand aus einem Haufen von Edelleuten, welche, als solche nur zu Pferde die Waffen führen wollten. Er uniformirte sich. Ein solcher Ritter des ausgewanderten Frankreichs hatte vor sich, am Sattelknopfe, eine blecherne Büchse mit acht Patronen und mehrere Taschen mit zwei Pistolen, einer Säge, einem kleinen Beile und anderem Hausgeräthe. Hinten am Sattel

waren gleichfalls Taschen angebracht, die Patronen und Kriegsbedürfniß, zugleich aber Wäsche, Stiefelanzieher Puderbüchse, Rasierzeug, Schminke und weiße Kokarden enthielten. Die Ritter hatten blaue Kleidung, zur Seite größtentheils leichte Galanteriedegen, einen Stock, im Gürtel mehrere kleine Pistolen, einen Karabiner, mächtige steife Stiefeln, woran lange Eisenspitzen befestiget waren, um damit in Gedränge des Gefechtes das revolutionssüchtige französische Fußvolk niederzustoßen. — In diesem Aufzuge ließen es die muthigen Ritter nicht an stolzen Ansprüchen fehlen; Einer strebte den Andern zu überbieten in der Lust kühner Aussichten und furchtbarer Drohungen. Die Mishandlungen, welche die königliche Familie und die Großen daheim in Paris bald erdulden mußten, die Abreise des Königs, seine Gefangennehmung zu Varennes, seine gezwungene Rückkehr, wie die geglückte Flucht Monsieur's, verschafften den Auswandernden den Vortheil, ihre Plane als Aufopferungen zu bezeichnen, die allein berechnet sein sollten für das Wohl der Regentenfamilie und der Regentenautorität, ein Vorgeben, dessen sich in Frankreich so oft Faktionen des hohen Adels und der privilegirten Stände bedient hatten, um ihren egoistischen Planen den Titel einer scheinbaren Rechtlichkeit zu geben; denn das Volk, das heißt in der Sprache der Großen, die ruhige, fleißige Bürgerklasse wird zu ruhestörenden Bewegungen nur durch die äußerste Noth, durch den großen Druck gezwungen. —

Die Ausgewanderten verbanden sich unter folgendem Eide:

„Wir schwören für uns, — und für unsre Kinder, Nachbarn und Freunde, denen wir ein gleiches Gelübde überantworten, den allerunversöhnlichsten Haß gegen die Parteigänger, welche sich vom Morde und Raube nähren! Wir schwören, die Erde von den Ungeheuern reinigen zu wollen, welche das schönste aller Königreiche zerstören und in Trauer versetzen, den Besten der Fürsten mißhandeln, ein großmüthiges gefühlvolles Volk berauschen und verblenden! Wir schwören bei unserer Ehre, dem einzigen uns übriggebliebenen Gute, zu sterben, um unseren König zu befreien, unsere Kinder in diesen Grundsätzen zu erziehen, und, so lange

wir athmen, die Anführer der Partheigänger zu verfolgen. Wir sehen in jedem Krieger der sich diesen Eid zu leisten weigert, einen Infamen. Schwerd, Feuer, Flammen, Gift, unsere ermordeten Verwandten, Kinder und Weiber, nichts ist fähig uns diesen Eid vergessen zu machen, welcher der einzige und wahre Eid ist; ihm getreu wollen wir leben und sterben! —"

Schon von Brüssel aus sandten die Prinzen diesen Eid mit der Unterschrift der Ausgewanderten, unterm 2. Juli 1791 an den König; schon unter dem 7. Juli erwiderte dieser hierauf:

„Ich erfahre so eben, daß mehrere Officiere, welche außer Landes gegangen sind, durch Circularbriefe, die Soldaten der Regimenter, in denen sie standen, auffordern, das Königreich zu verlassen, und zu ihnen zu kommen; daß sie, um die Soldaten hierzu zu vermögen, zu Folge einer vorgeblich von mir mittelbar oder unmittelbar erhaltenen Vollmacht, denselben Beförderung und Belohnung versprechen. Diesem Vorgeben widerspreche ich förmlich und wiederhole bei dieser Gelegenheit, daß ich Paris nur mit dem Plane verließ, nach Montmedy zu gehen, um von dort aus der Nationalversammlung die nothwendig erachteten Vorstellungen, welche sich aus der Ausübung der Gesetze und der Verwaltung des Königreichs ergeben, zu machen. — Jeder, der auf die vorhin angegebenen Maaßregeln bezughabende Vollmachten von mir zu haben vorgibt, sagt auf sträfliche Weise die Unwahrheit. —"

Von der beabsichtigten Flucht des Königs wußten Artois, so wenig als Conde irgend etwas zuvor; denn Ludwig XVI. hatte eben so gerechte Besorgniß, sich in die Arme dieser Aristokraten außerhalb Frankreich zu werfen, als ferner in Abhängigkeit von den Pariser Demokraten zu verbleiben. Die Vertrauten von des Königs Flucht, namentlich der dabei so thätige Marquis von Bouille wurden von den Emigranten mit Mißtrauen betrachtet und schlecht behandelt; daher zwei sich hassende Parteien unter den geflüchteten Franzosen, die Königspartei von Breteuil und Bouille; und die Adelspartei unter Condé und Calonne; zwischen beiden Monsieur, der sie zu vereinigen vergeblich sich bemühte, bis gemeinschaftliche Noth ihr eisernes Gesetz auferlegte, und ihn, den Besseren, in ihre Hände gab.

Gewann einen Augenblick die Sache der Emigranten in der öffentlichen Meinung, als der König von Varennes nach Paris zurückgeführt war, so verlor sie wieder zweifach, als der König die neue Konstitution annahm (den 14. September 1791); die öffentliche Bekanntmachung dieser wichtigen Begebenheit erfolgte den 30. September. Schon im folgenden Monate erließ Ludwig Aufforderungen aller Art, durch welche er die fortwährenden Auswanderungen zu hemmen suchte. So einfach, wahr und weise sagt er hier: „Es mag einen Zeitpunct gegeben haben, wo Anhänglichkeit an meine Person, und Zweifel über meine wahre Gesinnung, Ungewißheit erregen konnten, ob treue Unterthanen mit ihren früheren Verpflichtungen im Widerspruch zu stehen scheinende Verbindlichkeiten übernehmen dürften; doch nach dem, was ich gethan habe, kann solcher Irrthum nicht länger statt finden. Diejenigen kann ich fernerhin nicht, als mir aufrichtig ergeben ansehen, welche das Vaterland in dem Augenblicke verlassen, wo dasselbe so dringend ihre Dienste fordert. Nur die sind mir aufrichtig zugethan, die mit mir Eine Bahn gehen, die fest auf ihrem Posten verbleiben, die, weit entfernt am öffentlichen Wohle zu verzweifeln, sich mit mir vereinigen, um für dasselbe zu wirken. Ihr Befehlshaber! sagt den Officieren und Soldaten, daß das Wohl des Vaterlandes abhänge von der Einigkeit, vom gegenseitigen Vertrauen, von dem Gehorsam gegen das Gesetz und vom Eifer, dieses in Wirksamkeit zu bringen. Das Vaterland verlangt Eintracht; hierin besteht seine Stärke, seine Macht. —"

„Wie können tugendhafte Gesinnungen, richtig erwogener Vortheil jetzt noch Beweggrund zu diesen Auswanderungen sein? Nur Parteigeist, die Quelle alles unseres Unglücks, kann ferner zu solchen Maaßregeln rathen. — Franzosen, die ihr euer Vaterland verließet, kehrt zurück in den Schoos desselben! Hier ist euer Ehrenposten, denn es gibt keine wahre Ehre, als die im Dienste des Vaterlandes und zur Vertheidigung der Gesetze. Kommt, unterstützt beide, wie es dem redlichen Staatsbürger geziemt; sie werden euch die Ruhe, das Glück verschaffen, die ihr vergeblich in fremden Landen sucht! Kommt zurück, damit der König aufhöre, widerwärtigen Zweifel zu finden, zwischen seinen Ge-

sinnungen, die für Alle gleich sind, und zwischen den Pflichten des Königthums, die ihn mit denen verbinden, welche dem Gesetze gehorchen. Alle müssen ihn unterstützen in der Wirksamkeit für das Nationalwohl. Der König verlangt diese Vereinigung zur Unterstützung seiner Bemühungen, zu seinem einzigen Troste, er verlangt sie zum Wohle Aller. Denkt an die Folgen, welche ein entgegengesetztes Betragen haben muß, und setzt einen Werth darauf, ihm einen schmerzlichen Kummer zu ersparen. — "

Solche Aufforderungen erließ Ludwig XVI. unter dem 14. Oktober 1791 aus dem Staatsrathe, indeß sich die Emigranten, größtentheils Edelleute, Geistliche und Officiere, in Brabant, in Hennegau, in Luxenburg, Lüttich, Trier, Mainz und Kölln bis zu einer Anzahl von 40,000 Mann vermehrte. Wie ein neuer Flüchtling anlangte, ward er einer Kompagnie zugetheilt, deren 16 zu Ath, 14 zu Worms und so ferner in größeren und kleineren Haufen an der Gränze Frankreichs sich sammelten. Die Kaiserin von Rußland erkannte die diplomatische Existenz dieses auswärtigen Frankreichs unter Monsieur an, indem sie ihm den Grafen Romanzow als beglaubigten Gesandten zuschickten; wogegen Kaiser Leopold, näher von der Lage der Dinge unterrichtet, weniger unsicher über die Wahl der Maaßregeln, die der königlichen Familie frommte, die Faktion der Ausgewanderten aus seinen Staaten zu entfernen und ihre pralerischen Rüstungen zu verhindern suchte.

Der König fuhr fort in der Einigkeit der Franzosen seine Rettung zu suchen; er schrieb am 19. Oktober seinen Brüdern: „Als ich ohne alle Einschränkungen die neue Reichsverfassung annahm, bewog mich dazu der Wunsch meines Volkes und das Verlangen nach Frieden. Ich hielt dafür, daß es Zeit sei, den Unruhen in Frankreich ein Ende zu machen; ich erkannte, daß es in meiner Macht stand, dieses durch jene Genehmigung zu bewirken; ich habe dieselbe deshalb freiwillig und redlich gegeben. Mein Entschluß steht fest. Wenn die neuen Gesetze Abänderung erleiden müssen, so will ich abwarten, bis sich hierzu Zeit und Gelegenheit darbieten. — Diese Beweggründe, welche meinen Entschluß leiteten, glaube ich, müssen auch die Ihrigen sein. Ich

ersuche Sie daher, meinem Beispiele zu folgen. Wenn Ihnen, wie ich nicht zweifele, die Ruhe Frankreichs theuer ist, so werden Sie nicht länger anstehen, durch Ihr Betragen zur Wiederherstellung derselben mitzuwirken. Nur dadurch, daß Sie den Besorgnissen, welche alle Gemüther beunruhigen, ein Ende machen, werden Sie den vernünftigern gemäßigteren Ansichten den Vorzug sichern, und auf wirksame Weise das Gute befördern, welches durch Ihre Entfernung, durch die Ihnen beigemessenen Plane nur verhindert werden muß. Allen Franzosen, die heimkehren, wird nach meinen sorgfältigen Bemühungen, Sicherheit und Recht verheißen. Wer mir Anhänglichkeit zeigen will, wird nicht länger anstehen. Ich empfehle diese Aufforderung der gewissenhaftesten Erwägung, als eines Beweises der Anhänglichkeit an Ihren Bruder, die Treue gegen Ihren König. Lebenslänglich werde ich Ihnen dafür danken, wenn Sie mich nicht in die Nothwendigkeit versetzen, wider Sie handeln zu müssen, was geschehen wird, weil ich den unabänderlichen Entschluß faßte, meinen vorbezeichneten Gesinnungen treu zu bleiben. —"

Hierauf sagten die Prinzen, unter Monsieur's Vortritte:

„Wir wollen nicht untersuchen, ob Ew. Majestät die Ihnen vorgelegte Konstitution freiwillig angenommen haben; wir wollen diese nicht beurtheilen, deren Grundsätze eben so irrig, als unpolitsch sind. Wir wollen uns mit der Ueberzeugung begnügen, sie für das Werk von Aufrührern zu halten, die zu deren Anfertigung weder Befugniß, noch Recht haben. Wir erlauben uns nur zu bemerken, daß Sie blos der Nutznießer Ihres Reiches, Ihren Nachfolgern Rechenschaft schuldig sind, und die Verpflichtung haben, denselben das Reich so zu überliefern, wie Sie es von Ihren königlichen Vorfahren erhielten. Nach dieser Bemerkung sind wir entschlossen, alle in unserer Macht stehende Mittel anzuwenden, um Ihren Thron, welchen Aufrührer in seinen Grundfesten erschütterten, wieder aufzurichten, und denselben die Festigkeit, den Glanz wieder zu verleihen, in welchem ihn Ihre Vorfahren besaßen und Eure Majestät und ihre Nachfolger ihn besitzen mögen. —"

Der Marquis de la Queuille antwortete dem Könige im Namen des ausgewanderten Adels:

„Man gebe uns unsere alten Gerechtsame, die Gerichtsstellen, welche deren Erhaltung bewachen und unseren König, als das Haupt desselben, dann wird der Adel, wenn er Sie an seiner Spitze sieht, in sein Vaterland zurückkommen, um dort das Reich der Gesetze wieder herzustellen, welche seit vierzehn Jahrhunderten das Glück Frankreichs machten. —"

So kamen von beiden Seiten des Königs vergeblich wiederholte neue Aufforderungen, daß die Ausgewanderten zurückkommen, sich daheim, wo alles zu gewinnen, alles zu verlieren war, mit dem Könige verbinden, und nicht durch längeren Widerstand, lächerliche Rüstungen und aufwiegelnde Drohungen das heranziehende Ungewitter zum Ausbruch bringen möchten — Dagegen von Seiten der Prinzen und des Adels Verblendung und Hoffahrt, Forderung der Wiederherstellung usurpirter Aristokratenprivilegien, Schmähung des Königs, der eine ihnen widerwärtige Konstitution sanktionirt hatte, und die Verheißung, daß sie nächstens die Neuerer, als Hochverräther mit dem Schwerdte in der Hand zur blutigen Strafe ziehen würden. Einen Beschönigungsgrund ihres Verfahrens, ihrer Untreue und ihres Ungehorsams gegen den verlassenen König suchten sie in dem Vorgeben, daß Ludwig XVI. nicht frei sei, daß er gezwungen die Konstitution angenommen, gezwungen alle Maaßregeln gegen die Emigranten ergriffen habe. Selbst eine bedingte Anerkennung der Wahrheit dieser Behauptung, ist ja nicht im Stande, das Gesammtbetragen der Ausgewanderten zu entschuldigen, indem sie es allein waren, die dem Königthume den Todesstoß beibrachten, weil sie dem Konstitutionellen Könige den Gehorsam versagten, und Ludwig unter vielfachen Leiden noch immer hoffte, seine Rettung mit der ihrigen zu verbinden. Im Verharren auf diesen Plan bewies er öffentlich, daß er nicht in der Art Sklav der Revolutionshäupter sei, als es die Ausgewanderten lügenhaft vorgaben, denn während in eben dieser Zeit, die Nationalversammlung sehr strenge Beschlüsse gegen die Ausgewanderten faßte, versagte denselben der König (am 11. November 1791), nach der konstitutionsmäßig zustehenden Befugniß, seine Geneh-

migung und verhinderte so, daß der Gesetzesvorschlag Gesetz ward. Damit Niemand zu dem Irrthum verleitet werden möge, als sei in jener Verweigerung der Gesetzesbestätigung, zu Gunsten der Flüchtlinge, eine Uebereinstimmung zwischen ihren Umtrieben und dem Könige zu finden, so machte Ludwig XVI. am folgenden Tage denen, „die der Geist der Widersetzlichkeit an den Gränzen versammelt habe," bekannt, „daß er mit der größten Mißbilligung solches Betragen ansähe, welches die öffentliche Ruhe, der ununterbrochene Gegenstand seiner Bemühungen, störte, und welches den Zweck offenbare, diejenigen Gesetze über den Haufen zu stoßen, die Er (der König) durch feierliche Genehmigung geheiliget habe. Diejenigen würden sich gewaltig irren, die vorgeben, der König habe einen andern Willen, als den öffentlich kund gemachten. —" Unter Aufbietung aller Mittel der Ueberredung sucht der König sie zu überzeugen, daß ihre Plane Mißbilligung finden müssen vor der Vernunft und Pflicht, hinsichtlich des öffentlichen und ihres eigenen Wohles; ja er wendet sich nochmals, in besonderer Zuschrift, an Monsieur, seinen geliebtesten, ältesten Bruder, und sagt ihm: (11. November 1791).

„Um Sie an Ihre Pflicht zu erinnern, habe ich mich der Beweggründe bedient, die den tiefsten Eindruck auf Sie hätten machen sollen. Ihre Abwesenheit ist ein Vorwand für alle Uebelgesinnte, eine Art von Entschuldigung für verblendete Franzosen, die mir einen Dienst zu leisten wähnen, indem sie in Frankreich Unruhe und Besorgniß und mir die größte Qual verursachen. — Die Revolution ist zu Ende, die Konstitution vollendet; Frankreich verlangte sie, und ich will sie aufrecht erhalten. Von der Befestigung derselben hängt jetzt allein das Wohl der Monarchie ab. Die Konstitution hat Ihnen Rechte gegeben, sie hat aber auch Bedingungen damit verbunden, nach deren Erfüllung sie streben müssen. Glauben Sie mir, mein Bruder! widersetzen Sie sich den Zweifeln, die man Ihnen über meine Freiheit beibringen will. Ich werde durch eine recht feierliche Handlung und bei einer Angelegenheit, die Sie selbst angeht, beweisen, daß ich frei handeln könne." (Jene Verweigerung der Gesetzesbestätigung ist gemeint.—) „Beweisen Sie mir, daß Sie mein

Bruder, daß Sie ein Franzoſe ſind, indem ſie meinen Bitten Gehör geben. Ihre eigentliche Stelle iſt bei mir. Ihr eigener Vortheil, wie Ihre Geſinnungen müſſen Ihnen den Rath geben, dieſe Stelle wieder einzunehmen. Ich bitte Sie darum, und falls es nöthig ſein ſollte: ich befehle es Ihnen. —"

Faſt mit höhniſchen Spott wurden dieſe herzlichen Bitten des Königs zurückgewieſen und wie Beleidigungen aufgenommen. Monſieur nahm von dem Umſtande, daß der ihm zugeſandte Brief, ohne Beobachtung der herkömmlichen Titulaturen, blos überſchrieben war, „an Monſieur Ludwig, Stanislaus Xaver, franzöſiſchen Prinzen, Bruder des Königs u. ſ. f. die Veranlaſſung, zu antworten:

„Der Graf von Vergennes hat mir im Namen Eurer Majeſtät einen Brief übergeben, deſſen Aufſchrift, ohngeachtet meiner Taufnamen, die ich in denſelben finde, ſo wenig mir zugehört, daß ich in Begriff ſtand ihm demſelben uneröffnet zurückzugeben. Da er mich indeß ganz zuverläſſig verſicherte, dieſer Brief ſei für mich beſtimmt, ſo habe ich ihn eröffnet, und da der Name Bruder, den ich darin fand, mir keine weiteren Zweifel ließ; ſo habe ich ihn mit der Ehrfurcht geleſen, welche ich der Handſchrift und dem Siegel Eurer Majeſtät ſchuldig bin. Der Befehl, welchen er enthält, mich zu Ihrer Perſon zu verfügen, iſt nicht der freie Ausdruck Ihres Willens. Meine Ehre, meine Pflicht, wie meine zärtliche Zuneigung für Sie, verbieten mir, demſelben zu gehorchen. Wenn Ew. Majeſtät alle meine Beweggründe umſtändlicher kennen zu lernen verlangten, ſo erſuche ich Sie, ſich meines Schreibens vom 10. September zu erinnern. So bitte ich Sie auch die Verſicherung u. ſ. f."

So ſchied der Graf von Provence, nachdem er ſo lange ſeinem königlichen Bruder treu geblieben, ſein Schickſal von dem des Königes, indem er nach geglückter Flucht ſich dem übermüthigen ausgewanderten Adel, — alſo ſeinen bisherigen Widerſachern, in die Arme warf. Unbezweifelt hatte dieſe ſcheinbare Sinnesänderung mehr ihren Grund in der ihm von ſeiner Umgebung aufgedrungenen Nothwendigkeit, und in den gegenſeitigen frechen Eingriffen in die Königsrechte, als daß Monſieur ausgeſöhnt worden wäre, mit dem

Systeme der Ausgewanderten. Aber nach geglückter Flucht in ihrer Mitte, war er mit seinen Entschlüssen vielleicht weniger frei, als der König in Paris, dem Feuerheerde der Revolution. Während ihm in dem Gewimmel des auswärtigen Frankreiches seine frühere Liberalität und Popularität zum Vorwurf gemacht wurde, mußte er den hier ausgebrüteten Planen seinen Namen leihen und sich einer Partei unterordnen, der er freies Willens Trotz geboten hatte. — Man möchte es Vermessenheit nennen, wenn hier auseinandergesetzt würde, wie diese Flüchtlinge durch verweigerte Heimkehr den König opferten, indem sie theils der Revolution dadurch einen verheerenden Charakter einimpften, daß sie von außenher mit blutgieriger Rache drohten, und im Inneren auf Meutereien aller Art sannen; theils indem sie verschmäheten in Paris um den Thron eine Schutzmauer zu bilden, und die Hauptstadt gegen das herbeiströmende Raubgesindel zu sichern, indeß sie an den Gränzen sich umhertrieben und mit ihren Planen und Drohungen Hohn und Verachtung auf sich luden. Wahre Vaterlandsliebe, Unterthanenpflicht und Heldenmuth hieß sie, den Bitten des Königs zur Rückkehr Gehör geben; aber Parteigeist, Adelstolz, hochfahrende Vermessenheit gegen das Gebot des ewigen Rechtes, spiegelte ihnen die kriegerische Aussicht vor, bald ganz Frankreich, mit dem in ihre Gewalt gekommenen Könige wie eine Beute, ihrer Willkühr preis gegeben zu sehen. — Keine der auswärtigen Mächte befliß sich angelegentlicher, zur Rettung der Königlichen Familie, die Don Quichottiaden der Ausgewanderten zu verhindern, und ihre Rückkehr zu bewirken, als Kaiser Leopold, der hierdurch seine Regentenweisheit offenbarte, wenn auch der glückliche Erfolg seinen Bemühungen nicht entsprach. — Welch einen Gräuel von Selbstsucht, Gesetzlosigkeit, Ungehorsam, Unsittlichkeit und Verworfenheit übrigens der Hause der Ausgewanderten darbot, den der Graf von Provence nicht zu zügeln vermochten, beurkunden viele unserer heimathlichen Schriftsteller, als Augenzeugen.*)

*) Im Hamburger unparteiischen Korrespondenten steht unterm 16. November 1791 No. 183 folgende Anzeige:

Während die Prinzen sich in den geistlichen Kurfürstenthümern des deutschen Reichs zu einem Triumph- und Strafzuge gegen Frankreich rüsteten, bei Oestreich und Preußen auf Erfüllung der Pillnitzer Uebereinkunft drangen, in Holland eine Anleihe von acht Millionen Franken im Namen des Königs und unter der Hypothek der Einnahmen des französischen Reiches eröffneten und unter sich Unfrieden hatten über die Maßregeln, nach welchen künftig Frankreich und der König von ihnen

---

„In den Leipziger, Frankfurter und Hamburger Zeitungen lese ich unter dem Artikel, Darmstadt, den 25. Oktober folgendes:

„„„Dr. Welper, aus Berlin, ist zu Mannheim in der Comödie von den französischen Flüchtlingen äußerst gemißhandelt worden. Kaum konnte er mit dem Leben entrinnen und mußte sich in der nämlichen Nacht heimlich entfernen.“““

„Dieser Nachricht sehe ich mich genöthigt hierdurch öffentlich zu widersprechen, indem ich bei meinem Aufenthalte in Mannheim, weder in, noch außer der Comödie, kein einziges Wort mit irgend einem französischen Flüchtlinge gewechselt habe, noch weniger von demselben gemißhandelt bin. Wahr ist es aber, daß einer meiner Reisegefährten, den das äußerst rohe und unsittliche Betragen einiger Flüchtlinge in der Comödie störte, darüber in Wortwechsel mit ihnen gerieth. Wahr ferner, daß derselbe nach der Comödie von 30 bis 40 dieser Menschen, wie von Rasenden, angefallen wurde und wahrscheinlich, ohne die Gegenwart und Dazwischenkunft einiger anderer Personen würde gemißhandelt sein. Wahr ist es endlich auch noch, daß wir dieser Ursach wegen Mannheim früher, als wir uns vorgenommen hatten, verlassen haben, um diesen Reisegefährten der Wuth dieser verzweiflungsvollen Menschen zu entziehen. Soviel zu meiner Erklärung. Wer übrigens von diesem Vorfalle, der sowohl dem Herzoge von Enghien, der eine Hauptrolle dabei spielte, als auch einem Theile des sich in Mannheim aufhaltenden französischen Ex-Adels sehr wenig Ehre macht, genauer unterrichtet zu sein wünscht, den verweise ich auf ein in Strasburg herauskommendes öffentliches Blatt.'

„Berlin, den 8. November 1791.

Dr. Welper.“

Hier begegnen wir wieder einem der vielen Zeugnisse daß der Herzog von Enghien späterhin nur deshalb als ein Ideal der Liebenswürdigkeit und des Edelsinns so gewaltig gepriesen ist, weil er das Unglück hatte, auf Bonaparte's Befehl ermordet zu werden. —

behandelt werden sollte, schritt die Nationalversammlung mit härteren Maßregeln vor gegen die Ausgewanderten und gegen die Priester, welche sich weigerten der Constitution den Eid der Treue zu schwören. Ersteren wurden alle Gehalte, Pensionen und Renten aus den Staatscassen entzogen, und Monsieur seines Rechtes zur Regentschaft, für den Fall der Minderjährigkeit des Königs, verlustig erklärt. (Januar 1792.)

Beauchamp berichtet:

„Der größte Theil der Unternehmungen der Ausgewanderten blieb kein Geheimniß, wurde von Ludwig XVI. gemißbilligt und selbst von seinen Ministern zur Anzeige gebracht. Die traurige Lage dieses Fürsten offenbarte der Tadel seiner eigenen Brüder und derer, welcher sich zu seiner Befreiung rüsteten. Monsieur und der Graf von Artois, tief betrübt, durchblickten vollkommen die Beweggründe; sie unterließen nicht in ihren Verhaltungsbefehlen, zur Vermeidung eines vorschnellen Ausbruches ihrer Plane, anzumahnen, so die gerechte Ungeduld der zurückgebliebenen Royalisten zu mäßigen und sie dahin zu leiten, daß sie vertrauensvoll den Augenblick erwarteten, wo die Wirksamkeit der auswärtigen Mächte Gelegenheit gäbe, Treue und Muth offenkundig zu zeigen. —"

„Dieser Entscheidungspunct ließ nicht lange auf sich warten. Kaiser Leopold*) starb in seinen besten Jahren, und Gustav, König von Schweden, war so eben ermordet, als die Faction der Revolutionsmänner, welche eifrig bemüht war, die Constitutionellen zu verdrängen, Ludwig XVI. nöthigte, den Krieg gegen Oestreich zu erklären. Am 20. April 1792 begann jener vieljährige, blutige, verheerende und alles erschütternde Krieg, dessen Feuerbrände immer wieder auflohderten, nachdem seine Urheber und zweifacher Nachwuchs schon gefallen waren."

„Endlich konnten die königlichen Brüder ungestört Bewaffnungen vornehmen und sich rüsten. Alle Hindernisse zur Bildung ihres Heeres waren beseitiget. In Coblenz war der Zulauf außerordentlich; diese Stadt

*) Leopold war geboren im Mai 1747 und starb noch nicht fünf und vierzig Jahre alt.

bot bis zur Eröffnung des Feldzuges den Anblick eines Feldlages und eines glänzenden Hofes dar. Die Prinzen erließen verschiedene Befehle, welche die Bildung der Heershaufen, ihre Zucht und den Dienst anordneten. Seit langer Zeit hatte man nicht ein so wichtiges Interesse, welches Europa theilte und zu den Waffen rief, erblickt; es galt nicht geringfügige Händel, nicht Streitigkeiten unter verwandten Regenten, die sich weder entthronen, noch stürzen wollen; — der ganze gesellschaftliche Zustand von Europa sollte entschieden werden. —"

„Bisher war von keinem Theile weder eine Armee, noch ein zur Unternehmung von etwas Entscheidendem fähiger Anführer aufgestellt. Während die östreichischen und preußischen Truppen sich langsam nach dem Rheine hinzogen, weckten die Vorfälle der Hauptstadt Besorgniß für das Leben des Königs. Die Prinzen und ihr Staatsrath ließen sich aus allen Kräften angelegen sein, den preußischer Seits verzögerten Angriff zu beschleunigen. — Je höher die Ueberspannung der Demagogen zu Paris sich steigerte, um so lauer schritten die Ministerien der Regenten vor. Man verfehlte den rechten Augenblick des Einmarsches, und nach einer unerhörten Politik zwang der Wiener Hof die Höfe von Madrid, Turin und Neapel ruhige Zuschauer zu bleiben bei dem Kampfe, der das Schicksal der katholischen Religion und über das Leben des Hauptes vom Hause Bourbon entscheiden mußte. So ließ man, indem man sich anschickte die revolutionaire Macht von der Nord- und Ostseite anzugreifen, die mittäglichen Provinzen eine Beute des Schreckens werden, und die Royalisten im Inneren bei ihren ersten Unternehmungen zur Widerherstellung des Königthums erliegen."

„Endlich traf der Kaiser Franz II. nach seiner Krönung zu Frankfurt, gegen Ende des Julius, zu Mainz ein, wo er den König von Preußen und den Herzog von Braunschweig, der zum Generalanführer der verbundenen Heere ernannt war, vorfand. Beide Regenten und ihre Generale hielten mehre Versammlungen, um den Plan des Feldzuges zu ordnen. Der Herzog von Braunschweig, ein gewandter Heerführer, aber ein Taktiker und Zauderer, stimmte für einen methodischen Krieg, der den Revolu-

tionsmännern genügende Zeit gelassen hätte, ihre Hülfsmittel zu entwickeln und zu verstärken. Ein anderer Plan, als der seinige, den die französischen Prinzen aufstellten, ward unter Autorität des Königs von Preußen angenommen; er ging dahin, von der Morgenseite in Frankreich einzudringen und mit einer großen Armee unter die Mauern von Paris zu eilen, um den König zu befreien. Der Erfolg mußte entscheidend sein, wenn man stark und schnell zur Ausführung schritt. Aber weder der Herzog von Braunschweig, noch die meisten preußischen Generale, (sie waren fast alle Philosophen*) waren von dem conterrevolutionairen Eifer begeistert, welcher allein sie hätte bewegen können, frisch zum Angriff zu schreiten gegen feindliche Gesinnung und demagogische Staatsumwälzung. Mit Widerwillen schienen sie vorzurücken zur Unterstützung der Sache der Ausgewanderten, als ob deren Sache nicht die der Regenten sei. Ein großer Theil der Cabinetter hatte dieselbe Ansicht im Herzensgrunde. Es war offenbar, daß der Herzog von Braunschweig alles aufbot, um die Ausführung eines Planes zu verzögern, der von ihm nicht gebilligt wurde. Sein berühmtes Manifest, das nicht einmal aus seiner Feder geflossen, unterzeichnet er nur anstandshalber (par convenance.) — "

„Die Prinzen und der ausgewanderte Adel merkten bald, daß der Fremdling sie auf eine untergeordnete Stellung zurückschieben wollte. Der Adel erachtete als traurigen Irrthum die Zurücksetzung der Prinzen, welche nach seiner Ueberzeugung, den Anordnungen Gewicht geben mußten. Zwar stimmte man überein, die Ausge-

---

*) So unerhörten Vorwurf — presque tous étoient philosophes — müssen sich die alten, graubärtigen preußischen Generale, welche 1792 in den rheinischen Feldzügen auftraten, machen lassen! — Sie — Philosophen!!! — Aber man weiß, daß Beauchamp mit dieser Beschuldigung nichts geringes andeuten will; wer das neueste französische Parteispiel und seinen Sprachgebrauch kennt, weiß, daß die Benennungen: Liberaler, Philosoph, Protestant, Landesverräther und Königsmörder bei den rechtgläubigen Thronstützen und Kronwächtern gleichbedeutend gebraucht werden. —

wanderten vereint zu lassen; doch unter der Bedingung, daß sie in drei abgesonderten Corps, in der zweiten Linie vorläufig gebraucht wurden, die beim Vordringen der Hauptarmee hinten gelassenen Puncte zu besetzen. Man unterließ sogar, eine gewisse Anzahl derselben zu benutzen, um sich mit den Unzufriedenen im Inneren in Verbindung zu setzen. Diese Anordnung war vom östreichischen Cabinette angegeben, um zu verhindern, daß ein bedeutendes Corps des vereinigten Adels auf die Kriegsunternehmungen Einfluß gewönne. Oestreich ward zu diesen fehlerhaften Maßregeln verleitet durch die Ränke des Barons von Breteuil, der, eifersüchtig darauf, allein die auswärtigen Geschäfte Ludwigs XVI. zu betreiben, Mißtrauen gegen die Reinheit der Absichten der Prinzen selbst dem Könige und der Königin einflößte."

„Doch welche Verzichtleistung, welche Ergebenheit zeigte dieser Adel, der, aus Officieren, größtentheils höheren Ranges bestehend, in die Reihen der Soldaten trat und alles, selbst Heerd und Eigenthum, der Ehre und Pflicht aufopferte. Das Corps des Prinzen Condé zeichnete sich vorzüglich aus durch Schönheit und kriegerische Haltung; es sollte von Speier und Landau aus wirken. Dem Herzoge von Bourbon, in Begleitung des Herzogs von Enghien, war der Befehl eines andern Corps, in den Niederlanden, gegen die Ardennengränze zu, übergeben. Die Brüder des Königs hatten ihr Lager bei Trier, in welches sie mit vier tausend Reitern einzogen. Von dortaus führte Monsieur über jene Corps der Ausgewanderten den Oberbefehl. — Die königliche Armee des Mittelpunctes, oder die Armee der Prinzen, 12,000 Mann stark, hatte die Bestimmung, der Operationslinie des Königs von Preußen zu folgen; sie mußte angesehen werden als ein auserlesener Rückhalt, der sich mehr eignete, den Gewinn eines Treffens zu entscheiden, als zur Leistung des beschwerlichen Lagerdienstes. — Den 10. August stürzten die revolutionairen Thronräuber den Thron, Ludwig XVI. und mit seiner Familie in den Tempel geworfen, wurde dem Tode geweiht. Schon der bloße Schrecken vor den Waffen der Verbündeten hätte diese erhabenen Schlachtopfer befreien können; aber die preußische Armee rückte zu langsam vor. Als diese

den 19. August gegen Longwy vorrückte, faßte die Armee der Prinzen im Lager zu Trier sogleich den Entschluß, gleichfalls vorzugehen. Am 23. redete Monsieur die Adelsarmee unter seinen Befehlen also an:

„„Morgen, meine Herrn! ziehn wir wieder in Frankreich ein. Dieser denkwürdige Tag wird die uns vertrauten Unternehmungen entscheiden, unsere Handlungen müssen das Loos Frankreichs bestimmen. Sie kennen die Schmähungen, welche unsere Feinde widerholt auf uns häuften; Sie wissen, wie sich jene bemühen, zu verbreiten, daß wir in das Vaterland zurückkehren, um einzelne Rache zu üben. Durch Ihr Betragen, meine Herren! durch die Herzlichkeit, mit welcher wir die sich in unsere Arme werfenden, verirrten Franzosen behandeln, werden wir dem ganzen Europa zeigen, daß der französische Adel durch sein Unglück und durch seine Standhaftigkeit erlauchter als je, seine Feinde zu besiegen und zu verzeihen weiß seinen verirrten Mitbürgern. Die unseren Händen vertraute Macht berechtigt uns, den Förderungen unseres Vortheils und unseres Ruhmes zu genügen; doch wir reden zu dem französischen Adelthum, sein von wahrem Ehrgefühle begeistertes Herz wird nie die Pflichten vergessen, welche ihm eine großmüthige Sinnesart auferlegt. —““

Mit dieser Rede sei die Ansicht bezeichnet, mit welcher die französischen Ausgewanderten, beim Anscheine einer glücklichern Wendung ihres jämmerlichen Looses, die Gränzen Frankreichs überschritten; sie kamen nicht, um sich einer unwiderruflichen neuen Gestaltung des Staates anzuschließen und selbige zu läutern, sondern um zu verzeihen, bei der Wiederherstellung für immer weggeräumter Mißbräuche.

Es ist nicht der Zweck dieser Mittheilungen, hier die Geschichte der rheinischen Feldzüge gegen das revolutionirte Frankreich zu schreiben, noch darzustellen, welche jämmerliche Rolle bei denselben die französischen Prinzen und Flüchtlinge spielten; auch soll hier nicht die Art bezeichnet werden, wie die verbündeten Mächte, Oestreich und Preußen, überall Lug und Trug, abenteuerlichen Hochmuth, Verschwendung und Kraftlosigkeit fanden, wo sie den Vorstellungen der Ausgewanderten Gehör gaben; nur darauf soll hingedeutet werden, daß der neueste französische Biograph des jetzigen

Königs von Frankreich die kühne Behauptung durchzuführen sucht, daß damals alles vortrefflich gegangen, die Revolution schnell beendet und die alte Ordnung der Dinge in Frankreich wieder hergestellt sein würde — wenn die Verbündeten den wunderlichen Rathschlägen der Ausgewanderten Gehör gegeben und Folge geleistet hätten. — Der Schuldträger aller Mißgriffe, alles folgenden Unglücks soll der Baron von Breteuil sein. Auch darf in jener Anrede nicht übersehen werden, wie nach dem Sinne derselben, Monsieur die Ausgewanderten nicht verweist auf ihren früheren, rachedrohenden Eid; sondern auf vermittelnde Maßregeln, auf schonende Großmuth, wenn die Siegeshoffnung durch günstigen Erfolg gekrönt würde.

Beauchamp: „Breteuil hatte, als ob er neue Vollmachten erhalten, von neuem sich mit den Cabinetten in Briefwechsel gesetzt, in des Königs Namen, ohne den Prinzen davon Auskunft zu geben; er behauptete beauftragt zu sein, sich der von Monsieur geübten Regentschaft zu widersetzen. Als nächster Thronfolger nach dem Dauphin, konnte Monsieur dieser Befugniß gar nicht beraubt werden; ohnerachtet alles Widerspruches, war er zu deren Ausübung berechtigt. Des Königs und seiner Familie Gefangennehmung, wie des Staates Wohl verpflichteten ihn dazu. Monsieur überzeugte sich, daß während der Gefangenschaft seines königlichen Bruders der Mittelpunct der Macht ein anerkannter Regent sein müsse, und daß, wenn er die Geschäfte wahrnehme, ohne den Titel eines Regenten zu haben, er eines der Grundgesetze verletzte, zu deren Wiederherstellung er die Waffen führte. — Die zur Anerkennung als Regent bei Oestreich und Preußen angeknüpften Verhandlungen glückten nicht. — Heut zu Tage ist jedermann überzeugt, daß die damaligen Rathgeber des Königs von Preußen und des Kaisers, welche die verweigerte Anerkennung der Rechte Monsieur's zur Regentschaft veranlassen, höchst unsinnigen treulosen Rath ertheilten. — —"

„Die schlecht angeordnete Belagerung von Thionville erzeugte den Gedanken an Widerstand und gab dem Raubgesindel, welches Paris im Joche hielt und in den Provinzen Gewalt übte, einigen Muth. Eine so unrathsame Abschweifung hemmte den weiteren Marsch

des Königs von Preußen, welcher zwei Tage nach der Einnahme von Verdun unter allgemeinen Beifallsjubel in Chalon einzog. Nicht Thionville, nicht Metz konnten das Loos des Feldzuges entscheiden; sondern Paris, wohin man schleunigst bedeutende Streitkräfte hätte bringen müssen. So aber wurden die Royalisten im Innern entmuthigt; hoffnungslos flüchteten sie über Rouen und Havre nach England. Die anfänglich glücklichen Ereignisse erweckten Muth; doch da der Erfolg ausblieb, verfiel man in Niedergeschlagenheit. — "

Auf diese Weise wird hier die Kriegsgeschichte abgehandelt, wo es denn nicht an Gelegenheit fehlt, große Heldenthaten der Ausgewanderten zu preisen, — und auszurufen: „Welche Zuversicht flößte allen Freunden des Königthums dieser zahlreiche Phalanx der französischen Ritterschaft ein, welcher einen neuen Kreuzzug eröffnete, um Frankreich seinen Unterdrückern und Ludwig XVI. seinen Henkern zu entreißen! — "

Mancher verständiger Augenzeuge berichtet dagegen, daß in der Mitte dieses Kernes des Adels, (elite de la noblesse, nannten sich der bewaffnete Haufe,) die gröbsten Unfläterein, die heilloseste Verschwendung bei gänzlicher Hülflosigkeit, die einfältigsten Prahlereien, die abgeschmacktesten Urtheile über die damalige Lage Frankreichs und schreckliche Drohungen eines gräßlichen Blutbades, welches man in Paris anzurichten gedachte, zu Hause waren. Wie bei dem Franzosen alles Mode ist, war zu Paris, wo das Hoflager keine Prunkfeste und die Hauptstadt keine genußreiche Kurzweil darboten, eine Zeit lang Mode, nach Coblenz zu reisen, sich dort einige Zeit unter den Bekannten in groteskem Kriegsanzuge umherzutreiben, und nach Verübung einiger muthwilligen Streiche, nach Vergeudung des mitgebrachten, oder dort erborgten Geldes, nach Paris zurückzugehen, ohne zu wissen, was man eigentlich gewollt. Die Freunde der Revolution machten, um sich von dem wahren Zustande der äußeren Verhältnisse zu unterrichten, diese Mode mit, wie denn auch ihr erster General, der der brausenden Republik Kriegesvortheile erkämpfte, Custine, sich längere Zeit unter den Emigranten in den Rheingegenden umhertrieb.

Wie die Ausgewanderten unter sich uneinig waren,

in allen Beziehungen, und unter sich in vielen Parteiungen und Ränken lebten, so zeigte sich auch im Betragen der beiden königlichen Brüder auffallende Verschiedenheit. Artois hochfahrend, stolz, verschwenderisch und rachedürstend, war der Centralpunct der französischen Aristokraten; Monsieur, von milden Sitten und gemäßigt in seinem Betragen, erst später aus Frankreich gekommen, als der Aufrührer Frevel ihn zur Flucht zwang, versammelte um sich den besseren Theil der Flüchtlinge und ließ nur in den öffentlichen Bekanntmachungen, von der Noth gezwungen, verlauten, daß zwischen seiner Sache und der Angelegenheit der ersten Flüchtlinge, die unzufriedener mit dem Könige waren als mit den Revolutionsgräulen, eine Gemeinschaft Statt fand. Mit der Ermordung des Königs verschlimmerte sich die gemeinschaftliche Lage, die Trennung zwischen dem ausgewanderten Frankreich und der französischen Republik ward unwiderruflich; auch verschmolz gesteigertes Mißgeschick die ganze Masse der Emigranten unter dem von jetzt an geltend gemachten Gesichtspuncte, daß vom Beginn der Revolution an der treffliche Adel nur das Heil des rechtmäßigen Königthums verfochten habe. — Von allen Dingen war Oestreich hierüber sehr genau unterrichtet und suchte, gemeinschaftlich mit den verbündeten kriegführenden Mächten, die lästige, unnütze Rotte der Ausgewanderten, wie es nur gehen wollte, vom Schauplatze zu entfernen.*)

---

*) Ein pragmatisches Sittengemälde des Emigrantenthums beim Beginnen der französischen Revolution würde eine schätzbare Bereicherung der historischen Literatur sein. Demselben würde eine genaue Sonderung zweier in sich ganz verschiedener Epochen der Auswanderungen zum Grunde liegen müssen. Die zuerst unter Artois Vortritt nach Savoyen und so weiter Fliehenden, welche die Straßen nach Chambery, mit Dûc's und Marquis, mit Bischöfen, Domherrn und Abbé's, mit Damen und Maitressen bedeckten, oder sich am Rheine unter Rohan sammelten, flüchteten in der Vorstellung, den König und sein Ministerium durch ihre Entfernung in Verzweiflung zu bringen, und um ihre Rückkehr davon zu bedingen, daß der König sich ihren Forderungen unterwürfe. Als dieser Troß durch die unerhörtesten Ränke die Revolution zu einem Gewirre der Factionsverbrechen gemacht hatte, erfolgten erst die Auswanderungen, zu

Murren, Klagen und Schmähungen wurden laut in den Reihen der Ausgewanderten gegen die Regenten und gegen die Heerführer der Verbündeten; vergeblich waren die Prinzen bemüht, die aufgeregten Leidenschaften zu beruhigen —" erzählt jener Biograph.

Monsieur hatte sich indeß nach Ham in Westphalen begeben, wo er als Regent, nach der Ermordung des Königs einen Staatsrath bildete, den Marschall Broglio zum Kriegsminister ernannte und folgende Bekanntmachungen erließ:

„Durchdrungen von Abscheu bei der Nachricht, wie die Strafbarsten der Menschen das Uebermaß ihrer vielen Verbrechen durch die schrecklichste aller Gräuelthaten gehäuft, haben Wir zuförderst den Himmel angerufen, Uns das Gefühl des tiefsten Schmerzes und die Regungen des Unwillens überstehen zu helfen, damit Wir uns der Erfüllung derjenigen Pflichten zu unterziehen im Stande sind, welche unter so wichtigen Umständen Uns vorzugsweise die unumstößlichen Gesetze der französischen Monarchie auferlegen. Da Unser geliebter, höchstverehrter Bruder und König, der König Ludwig, dieses Namens der Sechzehnte, am 21. dieses Januarmonats unter dem meuchelmörderischen Beile, welches verruchte Usurpatoren der höchsten Gewalt in Frankreich gegen seine erhabene Person schwangen, gestorben ist, so erklären Wir, daß der Dauphin Ludwig Karl, unter den Namen Ludwig XVII. König von Frankreich und Navarra ist, und Wir, sowohl Kraft des Rechtes der Geburt, als nach den Bestimmungen der Reichsgrundgesetze, während der Minderjährigkeit des Königs, Unseres Neffen und Herrn, Regent von Frankreich sind und sein werden. — Berufen in dieser

---

denen der Graf von Provence gehörte, wo dann im raschen Gange der Zeitbegebenheiten die lügnerischen Königsfreunde mit den wahren, bei gemeinschaftlichem Elende, äußerlich verbunden wurden. — In dem Büchlein: „Der Nachtbothe, oder Geschichte der französischen Auswanderung. Berlin 1793" sind sehr charakteristische, hierher gehörige Züge mitgetheilt, an deren Wahrheit man nicht irre werden muß, weil der Erzähler eine gar willkürliche Form der Zusammenstellung wählte.

Eigenschaft zur Ausübung der Gerechtsame und Gewalten der Alleinherrschaft, so wie auch zur höchsten Verwaltung der königlichen Gerichtsbarkeit, übernehmen wir diese Bürde in keiner andern Absicht, als um Uns, da wir zur Erfüllung Unserer Verbindlichkeiten verpflichtet sind, mit der Hülfe Gottes, mit dem Beistande aller guten, pflichtergebenen Franzosen jedes Standes, und der von der Krone Frankreichs anerkannten, verbündeten Mächte, zu verwenden:"

„1. Für die Befreiung des Königs Ludwigs XVII. Unseres Neffen; und"

2. Der Königin, seiner erhabenen Mutter, der Prinzessin Maria Theresia, seiner Schwester und der Prinzessin Elisabeth, seiner Tante, welche durch die Häupter des Aufstandes in bedrängter Gefangenschaft gehalten werden."

„Zugleich aber auch für die Wiederherstellung der Monarchie auf die unveränderlichen Grundpfeiler der Verfassung, für die Abänderung der in der Staatsverwaltung eingeschlichenen Mißbräuche, für Wiederaufrichtung der Religion Unserer Väter, in der Reinigkeit des Gottesdienstes und der kanonischen Unterwürfigkeit; für die Herstellung der Gerichtshöfe zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung und Gerechtigkeitspflege und für die Sicherung der allen Franzosen zustehenden Rechte und Eigenthums; — ferner für die strengste, exemplarische Bestrafung der Verbrecher, für Wiederherstellung des Ansehens der Gesetze und des Friedens, wie überhaupt zur Erfüllung der feierlichen, gemeinschaftlich mit dem übrigen ausgewanderten Prinzen vom Geblüt eingegangenen Verpflichtung, besage der unterm 11. September 1791 an den höchstseligen König, Unseren Bruder, gerichteten Erklärung, bei deren Inhalt Wir unveränderlich beharren werden. Diesem zufolge weisen Wir alle Franzosen und Unterthanen des Königs an, den Befehlen, die sie von Uns in des Königs Namen, so wie auch von Unserm geliebten Bruder, Karl Philipp von Frankreich, Grafen von Artois, welchen Wir zum Generallieutenant des Königreichs Uns untergeordnet haben, zu gehorchen, wenn gedachter Bruder und Generallieutenant im Namen des Königs oder der Regenten von Frankreich etwas verordnen wird."

„Gegeben zu Ham, unter Unserer eigenhändigen

Unterschrift und Unserm gewöhnlichen Siegel, dessen Wir Uns zu den Souverainitätsurkunden so lange bedienen, bis die Reichssiegel, welche durch die Unruhestifter vernichtet worden, wiederhergestellt sein werden, unter der eigenhändigen Mitunterschrift der Staatsminister Marschälle von Broglio und von Castries. Den 23. Januar 1793. —"

Gegen den französischen ausgewanderten Adel, dem alle solche Erklärungen viel zu gelinde erschienen, sprach sich der nunmehrige Regent von Frankreich über die Plane der Zukunft bestimmter aus; in der Proclamation an ihn, vom 28. desselben Monats heißt es:

„Eure Gesinnungen sind durch Eure feste Standhaftigkeit und durch die zahllosen Aufopferungen, welche Ihr für die Religion Eurer Väter und für den Fürsten, welchen Wir jetzo beweinen, machtet, zu bekannt, als daß die Ermahnung nothwendig sein könnte, Eifer und Treue gegen Unsern jungen, unglücklichen Monarchen zu verdoppeln, wie das Bestreben, das Blut seines erhabenen Vaters zu rächen, seinen Sohn auf den Thron zu setzen und Unserem Vaterlande die alte Verfassung wiederzugeben, welche allein demselben Glück und Ruhm verheißt.—"

Der Graf von Artois schrieb zu gleicher Zeit an den Herrn von Miran:

„Ach! mein Lieber! wenn doch alle Unsere Getreuen, jetzt mehr Vertrauen als jemals zu Uns hegten! Die Bahn der Ehre ist die einzige, die wir jemals erkannt haben. — Zu leben, um den Ausgewanderten wieder zu ihren Gerechtsamen zu verhelfen, oder mit ihnen zu sterben, ist mein einziger Wunsch."

So sprach sich von allen Seiten auf das entscheidendste der Sinn der Ausgewanderten und ihrer Anführer dahin aus: daß völlige Wiederherstellung der alten Staatsverfassung und blutige Rache an den Neuerern das gemeinschaftliche Ziel ihres Strebens sei. Mit diesen Drohungen ging aber die Sache des Königsthums und der Königsfreunde in Frankreich völlig verloren, auf sehr folgerechte Weise: wenn in einem civilisirten Staate angenommen werden muß, daß bei politischen Parteiungen die Mehrheit der Nation aus Gemäßigten besteht, welche in vermittelnden Maßregeln den inneren Frieden aufrecht zu erhalten strebt, so war es bei

der Entwicklung der französischen Revolution gerade diese Mehrheit, welche durch der Ausgewanderten offene Sprache an der Wahrheit des Königs zweifelhaft, wenigstens sehr besorgt wurden: welche Wendung die öffentliche Angelegenheiten nehmen könnten, wenn Frankreich und der König in die Gewalt der Ausgewanderten kämen. — Der Vermittlungsversuch ward gemacht mit der Constitution des Jahres 1791; er mißglückte, weil das auswärtige Frankreich allen Bemühungen der Verständigen Hohn sprach, es verschmähte, sich an die Spitze desselben zu stellen, und den Staat zu retten, indem es den königlichen Befehlen und Bitten Gehorsam verweigerte. So ward, da die Besorgniß über den inneren Zustand des Reichs durch Drohungen von außen her, durch die immer ernsthaftere Gestalt gewinnende Kriegsrüstungen der verbundenen Mächte täglich wuchs, der verhängnißvolle Bruch zwischen der alten, gebrechlichen Staatsverfassung und einer neuen entschieden, und die gemäßigte Mehrheit der französischen Nation dem Schreckensysteme preis gegeben. Die Relutionsmänner waren herausgefordert zum Kampfe auf Leben und Tod; um des Sieges für den Augenblick gewiß zu sein, konnten sie beim Gefühle der Kraft und im Bewußtsein mancher Schuld, nicht auf halbem Wege stehn bleiben; der entscheidende Act, durch welchen sie die ganze Nation in ihre verbrecherischen Plane verflochten, war die Ermordung des Königs. —

Nach dieser einfachen, aus unbestrittenen Thatsasich ergebenden Ansicht des Ganges der Revolution, ist es nicht zu leugnen, daß die über Frankreich gekommene Schreckensperiode ihre Triebfeder in den Maßregeln der Ausgewanderten hatte, wogegen, ohngeachtet der Mittheilung mancher Verdacht erregenden Zeugnisse, entstellt und übertrieben erscheint die Behauptung, daß die ganze Reihe terroristischer Ereignisse, an deren Spitze Robespierre und Marat standen, und die Ermordung Ludwig's XVI. in sich schlossen, von Coblenz aus angefacht, von dem eigentlichen Kerne des ausgewanderten Adels mit Freude betrachtet und, nach ihrem Sinne, durch Calonne's schändliche Ränke geleitet wurde*). —

*) Diese fürchterliche Behauptung ist zu beweisen versucht in einem merkwürdigen Aufsatze überschrieben: Des causes

Während Provence seinen Bruder Artois mit der Ernennung zum Generallieutenant zum obersten Feldherrn gemacht und ihm, den Vorsitz im Staats-, Gerechtigkeits- und Verwaltungsrathe übertragen hatte, sandte er aus seiner Umgebung im Laufe des Jahres 1793 Abgeordnete nach der Schweiz, nach England, Spanien, Rußland u. s. f. um für die verzweiflungsvollen Angelegenheiten des auswärtigen Frankreichs zu wirken, mit Bitten, Anträgen und Rathschlägen; selbst die in verschiedenen Gegenden Frankreichs ausgebrochenen Aufstände, zur Vernichtung der Schreckensmänner, standen zu ihm in näherer oder entfernterer Verbindung. Toulon hatte gegen den Convent die Fahne des Ungehorsams aufgesteckt und am 29. August die englisch-spanische Flotte, unter Hood in seinem Hafen aufgenommen. Die verbündeten Seemächte und der Papst ließen die Stadt in die Ideen der Vendee eingehen und dem Könige huldigen, um den Aufstand in Westen mit dem südlichen in Verbindung zu setzen, und von Toulon aus das Königthum in Frankreich wieder einzuführen — unter allen Planen der Royalisten der beste und für die Republik der gefährlichste. —

Die Touloner sandten dem Regenten ihre Wünsche zu, daß er selbst in ihre Stadt kommen und von dort aus den Thron herstellen möchte.

Beauchamp: „Beim ersten Rufe der Einwohner Toulon's, stand der Regent nicht an, ohngeachtet der Ungewißheit des Erfolgs, und vieler Hindernisse, Ham zu verlassen, und eilte von Deutschlands Boden zur Theilnahme an einer gefährlichen Begebenheit, die Frankreich den gesetzmäßigen König und Endschaft seines Unglücks verhieß. Voll Hoffnung durchreiste er das südliche Deutschland, in der Richtung auf Italien, um sich dort nach Toulon einzuschiffen. Er

---

secrètes attribués à la revolution française, welcher zu finden ist im Censeur, ou Examen des Actes et des ouvrages qui tendent à detruire, ou à consolider la Constitution de l'etat, par Comte et Dunoyer, Tome VI. Paris 1815. — Ob, wo und wie diese Darstellung bündige Widerlegung gefunden hat, ist uns nicht bekannt geworden. —

wußte, daß die Königsmörder, in die Enge getrieben von furchtbaren Kriegsheeren, zu gleicher Zeit im Inneren von den royalistischen Aufständen bestürmt wurden. Nie zeigte sich ein günstigeres Zusammentreffen von Thatlust und Hülfsmitteln Frankreich, zu retten. — Doch durch welche Schicksalsschläge wurden diese Hoffnungen vernichtet? — Durch Fehler der Regentenrathgeber mehr als durch Fehler der Völker. Anstatt den Königsmördern Königskrieg und Gegenrevolution entgegenzusetzen, drangen die Verbündeten in Frankreich nur ein, um förmliche Eroberungen zu machen. — Das schlecht unterstützte, schlecht vertheidigte Toulon war auf den Punkt, von den vereinigten Streitkräften Englands, Spaniens und Sardiniens verlassen zu werden. — Bei seiner Ankunft in Turin, von wo aus Monsieur sich in Genua einzuschiffen gedachte, erfuhr der Prinz die Räumung Toulon's. — Vier Monate blieb er in Turin; als dann sein königlicher Schwiegervater, wie sein Vetter, der Herzog von Parma, ihre Staaten verließen, ging der Regent Frankreichs, in der Erwartung eine sichere Freistatt zu finden, nach Verona, im Venetianischen, von wo aus er mit standhaftem, aber nutzlosem Eifer Spanien und England für den Plan zu gewinnen suchte: ihn selbst nach der Vendee, dem Hauptsitze des Royalismus und der Anhänglichkeit an die Bourbons, abgehen zu lassen. —"

Unmittelbar nach dem Sturze der Schreckensregierung knüpfte der Regent in der Hauptstadt neue Verbindungen an, welche über Venedig ihre Depeschen wechselten. „Aber kaum hatten, fährt Beauchamp fort, diese verschiedenen Agenten einige Zeichen der Zustimmung des Regenten erhalten, als sie sich dadurch in dem Besitz der ausgebreitetsten Vollmachten wähnten; gränzenlos waren ihre Ansprüche, war ihr Hochmuth. Sie hielten sich, nach ihrem Lieblingsausdrucke, für Auge und Wächter der Gegenrevolution. Beschränkte Ansichten und Nationalvorurtheile wurden genährt durch eine irrige Politik, durch gränzenloses Mißtrauen gegen die Absichten des brittischen Cabinetts, und durch Hartnäckigkeit, mit welcher ein großer Theil der Königlichgesinnten diese unglückselige Stimmung zu verbreiten und zu erhalten sich befliß. —"

Auf solche Weise wird der biographische Lobredner

der Emigranten, von der Stärke der Wahrheit überwältigt, ihr Ankläger. — Vergeblich opferten sich einzelne Anhänger der Bourbons auf, um deren Ansprüche auf die Krone Frankreichs zu realisiren. Als 1795 das Cabinet von St. James zu Gunsten der Vendeeer die Emigranten bei einer Landung in Frankreich unterstützte, und diese, unter Anführung des Grafen von Puisaye, auf der Halbinsel von Quiberon des Vaterlandes Boden betraten, erhielten sie hier die Nachricht von dem Tode des eingekerkerten Königssohnes, (er starb zu Paris den 8. Junius 1795, zehn Jahre und zwei Monate alt,) für den unter dem Namen Königs Ludwigs XVII. sie die Waffen zu führen, den zum Throne seiner Väter zu verhelfen, sie sich angelegen sein ließen. Auf dieser Stelle Frankreichs, an der Küste von Bretagne, ward der Graf von Provence, Monsieur, der bisherige Titular-Regent zuerst feierlich ausgerufen zum Könige von Frankreich, Namens Ludwig der Achtzehnte, während der Bischof von Dol ein feierliches Hochamt hielt. Ein Gleiches geschah später bei allen übrigen Emigrantencorps.

Als Provence die Trauerbothschaft von dem Tode seines unglücklichen Neffen erhielt, nahm er sogleich den Titel des Königs von Frankreich und Navarra an, machte seine Thronbesteigung allen Höfen bekannt und erließ einen Aufruf, vermittelst welches er allen Franzosen, die sich ihm unterwürfen, Vergebung bewilligte. Hier heißt es:

„Beim Verluste eines Königs, der nur in Fesseln regierte, doch dessen Kindheit schon den würdigen Nachfolger des besten der Könige verhieß, überträgt Uns der unergründliche Rathschluß der Vorsehung mit der Krone die Nothwendigkeit, sie den Händen der Aufrührer zu entreißen, und die Verpflichtung, das Vaterland von einer unglücklichen Revolution an den Rand des Verderbens gebracht, zu retten. — Nur zu sehr hat eine schreckliche Erfahrung Uns ins Licht gesetzt über Europa's Unglücksfalle und deren Ursach. Gottlose, aufrührerische Menschen, nach dem sie Euch verführten durch lügenhaftes Wortgepränge (mensongères declarations) und durch trügerische Verheißungen, rissen Euch hin zur Irreligion und zum Aufstande. Von diesem Augenblicke an stürzte eine Sündfluth von Elend

(un déluge de calamités) auf Euch von allen Seiten. Ihr wurdet untren dem Gotte Eurer Väter, und er, zur Gerechtigkeit aufgerufen, hat Euch alle Grade seines Zornes empfinden lassen; Ihr wurdet aufstützig gegen die Gewalt, welche er Euch zu beherrschen eingesetzt hat, und blutiger Despotismus, nicht minder grausame Gesetzlosigkeit, haben wechselweise mit täglich steigender Wuth Euch zerfleischt. Von dem Augenblicke an, wo der Thron eine Beute der Usurpatoren wurde, fiel Eure Habe dem Raube anheim, Sclaverei und Tyrannei belasteten Euch, als die Königsmacht aufhörte Euch mit ihrer Aegide zu bedecken. Mit dem Königthume verschwand Glück, Sicherheit, Freiheit — Alles. — — Man muß zurückkehren zur heiligen Religion, welche dem Reiche zuvor die Segnungen des Himmels verlieh; man muß die Regierungsform wieder herstellen, welche vierzehn Jahrhunderte hindurch Frankreichs Ruhm und die Wonne der Franzosen war, welche Euer Vaterland zum blühendsten Staate machte, Euch selbst zum glücklichsten der Völker. Unversöhnliche Tyrannen, die Euch unterjocht halten, verzögern jenen glücklichen Augenblick. Nachdem sie Uns alles raubten, malen sie Uns in Euren Augen als einen gereizten Rachetäger. Erkennet das Herz Eures Königs und vertrauet ihm die Sorge, Euch zu retten. — Wir werden nicht allein in einfachen Verirrungen keine Verbrechen sehen, selbst letztere sollen, wie einfache Verirrungen vor Unsern Augen Gnade finden. Alle Franzosen, welche die unglücklichen Irrthümer abschwören und sich zu den Füßen des Throns werfen, sollen zu Gnaden angenommen werden; selbst alle die, welche, noch gegenwärtig vom schrecklichen Starrsinn befangen, sich beeilen, zur Vernunft und Pflicht zurückzukehren, sollen Unsere lieben Kinder sein; Wir selbst sind ja Franzosen — ein Ehrenname, dessen Uns die Verbrechen einiger Bösewichter nicht berauben konnten. — Es gibt indeß Schandthaten, möchten sie aus Unserm Gedächtnisse, wie aus dem Andenken der Welt verschwinden! es gibt Schandthaten, deren Gräßlichkeit die Gränzen der Gnade überschreitet — — — Diese Ungeheuer wird die Nachwelt nur mit Abscheu nennen; ganz Frankreich überantwortet ihre Köpfe dem Schwerte der Gerechtigkeit. — Die Gesinnung, welche Uns veranlaßt, die Rache der Ge-

setze so enge Gränzen anzuweisen, ist für Euch zugleich sichere Bürgschaft, daß Wir keine einzelnen Verfolgungen verstatten; nein! fern sei von Euch der Gedanke, daß Einzelnen Rache Euch bevorstehe! — Wer könnte es wagen, Rache zu üben, wenn Euer König verzeiht! — —"

Die Schriftsteller des Tags in jener Erschütterungsperiode der Meinungen sagten: daß in dieser öffentlichen Bekanntmachung Vieles von dem gesagt sei, worüber nach allen Rathschlägen der Klugheit geschwiegen werden mußte, daß aber gerade darüber geschwiegen worden sei, wovon geredet werden mußte! Die sehr bedingten Gnadenversicherungen boten für die Zukunft dem Staate, wenn er Ludwig XVIII. auf den Thron setzte, die Herstellung der Mißbräuche dar, welche gerade Frankreich erschüttert zu haben schienen; die Verheißung der vierzehnhundert Jahre alten Verfassung und der Wiedereinführung der heiligen Religion ließ sich auf die Erneuerung der fast unumschränkten Ministerialgewalt und der ungesichteten Adels- und hierarchischen Vorrechte deuten. Wie ganz anders in diesen Beziehungen sprach und handelte Monsieur, als er beim vollen Besitze seiner Geburtsvorrechte, im November 1788, als Präsident eines Ausschlusses der Notablen, gegen die Privilegirten für die zweifache Repräsentation des Bürgerstandes stimmte! — Doch gegenwärtig stand er unter dem Einflusse der Ausgewanderten, deren „gränzenlose Ansprüche und Hochmuth" ihm drückende Fesseln anlegten, mit denen er es indeß nicht verderben durfte, da sie die einzigen Franzosen waren, welche in ihm den König anerkannten. Auch verdient die menschlichreine Empfindung Berücksichtigung, wenn der Bruder mit lebendigem Abscheu erfüllt war gegen die Mörder seines königlichen Bruders. —

Jene Bekanntmachung konnte weder Beifall finden bei den Ausländern, noch Wirkung hervorbringen in Frankreich; sie ward ein neues Wahrzeichen, wie rettungslos die Angelegenheiten der Ausgewanderten dastanden. Ohne Erfolg blieben mancherlei Verbindungen mit den Königlichgesinnten in Frankreich, mit den Vendeern, besonders mit Charette, wie die zu ihrer Hülfe unternommene Landung bei Quiberon. An die Spitze der Vendeer

wollte sich Ludwig XVIII. stellen; er schrieb dieserhalb von Verona aus, am 18. September 1795, an den Herzog von Harcourt, seinen Botschafter in London:

„— Meine Lage gleicht der Heinrichs IV. nur hatte er viele, mir fehlende Hülfsmittel. Bin ich, wie er, in meinem Reiche, oder an der Spitze eines folgsamen Heeres? Habe ich ein Treffen von Coutras gewonnen? — Nein. Ich hause in einem Winkel Italiens; ein großer Theil derer, so für mich die Waffen tragen, sah mich nie. Nur Einem Feldzuge wohnte ich bei, wo man kaum einen Kanonenschuß hörte. Gezwungene Unthätigkeit gibt meinen Feinden Gelegenheit, mich zu verleumden, und veranlaßte ungünstige Urtheile bei den mir übriggebliebenen Getreuen, Urtheile, die ich nicht frech nennen kann, weil ihre Urheber von der wahren Lage nicht unterrichtet sind. — Kann ich so zum Besitze meines Reichs gelangen? Selbst in der Voraussetzung, daß meine getreuen Unterthanen nur bei meinem Hervortreten glücklichen Erfolg haben können, — darf ich? — Man sagt Ihnen, daß man mich in meinen Staaten einführen will, wenn Monsieur (der Graf von Artois) durch seine Fortschritte mir vollkommene Sicherheit verheißt; doch dies sagt einzig, daß man mich kommen lassen will, wenn jede große Gefahr vorüber ist."

„Gott ist mein Zeuge, und Sie wissen es, lieber Herzog! der Sie mein Herz von Grunde aus kennen, — ich wiederhole es hier: wenn ich nicht persönlichen Ruhm erwerbe, wenn mein Thron nicht gestützt ist auf Werthschätzung meiner selbst, so kann meine Regierung zwar vielleicht friedlich werden, durch allgemeine Kraftlosigkeit — doch habe ich kein haltbares Gebaude errichtet *)."

*) Diese so wahren Worte, die nicht oft genug ausgesprochen, erwogen unr wiederholt werden können, lauten in der königlichen Urschrift:

„Si je n'acquiers pas une gloire personnelle, si mon trône n'est pas entourné de considération, mon règne sera peut-être tranquille, par l'effet de la lassitude générale; mais je n'aurai pas construit un édifice solide! —"

„Man fürchtet, mein Leben in Gefahr zu seßen; doch welches Gewicht kann diese Furcht haben beim Hinblick auf meine Ehre und auf meinen Ruhm! welche Verschiedenheit der Verantwortlichkeit für das brittische Ministerium zwischen der für Ein Menschenleben und für das Schicksal eines Königreichs."

„Glauben Sie nicht, daß das in meinen Adern fließende Blut Heinrichs IV. mich so reden heißt, ohne vorgegangene ernste Betrachtung; kalt habe ich mich geprüft, wie weit mein Leben Werth hat. Scheide ich dahin, so vererbt die Krone auf meinen zwei Jahre jüngern Bruder; sein ältester Sohn ist zwanzig, sein jüngerer achtzehn alt. Große Unglücksfälle müßten eintreten, wenn die Thronfolge in Gefahr kommen sollte; von dieser Seite braucht man keine Besorgnisse zu hegen. — Vater und Söhne sind mir gleichgesinnt. — Bliebe ich, so würden, weit entfernt, daß solches Ereigniß meine getreuen Unterthanen muthlos machte, meine mit Blut befleckten Kleider ihren Muth verdoppeln. Für den König Frankreichs ist nicht zu fürchten: er stirbt nie; und dennoch fürchtete das brittische Ministerium, hinsichtlich seiner, einige Verantwortlichkeit auf sich zu laden. Ich kenne seine Sinnesart; es ist gleichfalls zu gut von der Meinigen unterrichtet, um glauben zu machen, daß seine Besorgniß sich bis auf meine Person erstreckt. Bleibe ich im Hintergrunde, biete ich nicht Kopf und Arm dar zur Thronerlangung, so verliere ich allen persönlichen Werth, und wenn man glauben könnte, daß ich nach freiem Belieben das Loos meiner Getreuen nicht theile, so würde meine Regierung weit unglücklicher sein, als die Heinrichs III."

„Der Rückgang über den Rhein, die vorgeschrittene Jahreszeit, alles überzeugt mich, daß wenigstens in diesem Jahre das Korps des Prinzen von Condé nichts unternehmen wird. Außerdem hat vor Kurzem der östreichische Minister Thugut ohne Veranlassung sich dahin geäußert, daß ich bei diesem Korps keine meiner Würde entsprechende Stellung finden würde, und in der That bin ich überzeugt, daß ich dort, wenn die Heersabtheilung nicht thätig ist, fast eben so übel gestellt sein würde (deplacé), als hier zu Verona. Welche Wahl bleibt mir also? — die Vendee. — Wer kann mich dahin schaffen? — Der König von

England. Auf dieser Maßregel bestehen Sie also von Neuem fest; sagen Sie den Ministern in meinem Namen, daß ich von Ihnen meinen Thron, oder mein Grab fordere. Hierüber wird die Vorsehung entscheiden; ihrem Ausspruche unterwerfe ich mich im Voraus. Jede andere Maßregel, sie sei welche sie wolle, ist gefahrvoll für meinen Ruhm, gefahrvoll für das gegenwärtige und künftige Schicksal meines Reiches, gefahrvoll für die Ruhe Europa's, unvereinbar mit der Lage Frankreichs, und — wenn es verstattet ist, nach so wichtigen Beziehungen, meiner selbst zu gedenken — unerträglich meinem Herzen. —"

Wie waltet in diesem ganzen Briefe der aus Ludwigs eignener Feder, gewiß aus seinem Innersten hervorging, eine großartig, hohe, edle königliche Gesinnung, welche anzutreffen, bei einem Fürsten, gegen welchen sich das Glück vielfacher Gestalt verschworen hatte, besonders erfreut.

Jene Plane, nach der Vendee zu gehen, wurden von demselben Unsterne verfolgt, wie die Unternehmungen der Vendeer selbst, wie die Landungsversuche bei Quiberon, auf der Isle-Dieu und wie die Unterhandlungen, welche Prinz Condé mit Pichegrü durch den Neufchateller Fauche-Borel*) anknüpfte, um den Angelegenheiten der Royalisten in Frankreich eine günstige Wendung zu geben. Ueberall guter Rath zu spät! Widerstreit in der Königspartei, entgegengesetzte, wenigstens unzusammenhängende Unternehmungen, Verrath, Selbstsucht, Ungehorsam, Rathschlüsse auf falsche Voraussetzungen gebaut. Als im Spätherbste 1795 z. B. die Vendeer zu neuen Vorschritten bewogen werden sollten, mußten erst zwei Hauptparteigänger derselben, die in Todfeindschaft gefallen waren, versöhnt werden, zu welchem Zwecke der König ihnen den Marquis von La Ferronière sandte, und erst von ihm, der Frankreich durchreiste, erfuhr Ludwig XVIII. daß er bisher in allen ihm vorgelegten Berichten über den inneren Zustand Frankreichs durchaus getäuscht und

*) Vielleicht derselbe, welcher neuerlich das zweifache Glück hatte, auf die Latrinen patentirt, und in den Adelstand erhoben zu werden.

belogen sei. „Erstaunt, sagt Beauchamp, bei der Durchreise das Land besser bebaut zu finden als vor den Unruhen, erkannte La Ferronnière, daß die dem Könige abgestatteten Berichte die Wahrheit entstellten. Man hatte versichert, nur weniges Land würde von Frauen bestellt, das übrige läge Brache, selten erblickt man in den Dorfschaften einen Mann, und überall herrschte im Inneren Verzweiflung. La Ferronnière, zu rechtlich und zu wahrheitliebend, um den König zu betrügen, sandte ihm mit seinem Reiseberichte die Darstellung unverhüllter Wahrheit. —" So ging es im Einzelnen, so im Ganzen; in alten, wie in neuen Zeiten war die Thronesnähe dem Gedeihen der Wahrheit nie günstig. —

Mancherlei Wahrzeichen royalistischer Verbindungen und Umtriebe weckten die Aufmerksamkeit des Vollziehungsdirectoriums zu Paris; bald konnte man nicht mehr zweifeln, daß zu Verona und zu Venedig der eigentliche Sitz dieser gegenrevolutionairen Anstalten sei; wodurch veranlaßt, sich das Direktorium beim venetianischen Senate beschwerte, daß dieser dergleichen im Gebiete der Republik gegen einen befreundeten Freistaat eingeleitete Verschwörungen dulde, und selbst dem Prätendenten der französischen Krone dort Aufenthalt verstatte. Zwar beseitigte man anfänglich von Venedig aus diese Beschwerde mit nahe liegenden Entschuldigungen; in Acht zog man sie aber erst, als bei der Eröffnung des Feldzuges von 1796 die französischen Heere unter Bonaparte so große Fortschritte machten, daß die venetianischen Gränzen bedrohet wurden. So in Furcht gesetzt, erschien den 13. April der Marchese Carlotti vor dem Könige mit der Anzeige, daß der Senat zu Venedig die bisher vergönnte Freistatt nicht länger verstatten könne, daß Ludwig XVIII. deshalb bald möglichst aus dem Gebiete der Republik sich zu entfernen gebeten wurde.

Man behauptet, der König habe von dieser unfreundlichen Bekanntmachung zuvor nichts gewußt, nichts geahnet; um so mehr Geistesgegenwart und Größe im Unglücke offenbarte Ludwig, als er auf der Stelle die mündliche Antwort ertheilte:

„Ich werde abreisen, aber ich mache zwei Bedingungen: erstlich, man lege mir das goldene Buch vor,

in welchem meine Familie mit dem Bürgerrechte der Republik verzeichnet ist, daß ich mit eigener Hand den Namen ausstreiche; zweitens, liefere man mir die Rüstung, welche mein Ahn Heinrich IV. der Republik als Freundschaftsgabe zum Geschenk machte. —"

Am folgenden Morgen sandte der Podesta von Verona Pringli eine Protestation gegen die Bescheidung, welche der Marchese Carlotti erhalten; der König erklärte diesem hierauf:

„Schon gestern habe ich auf die Bekanntmachung Ihres Gouvernements geantwortet; heute bringen Sie mir hiergegen eine Protestation des Podesta; ich nehme solche nicht an, weder von ihm, noch von dem Senate. Ich habe gesagt, daß ich abreisen werde; es geschieht in der That, sobald ich die Pässe erhalte, wegen welcher ich mich nach Venedig gewendet habe; aber ich beharre auf meiner Antwort, ich muß es, denn ich darf nie vergessen, daß ich König von Frankreich bin."

Den 21. April schlug Ludwig den Weg nach Breisgau ein, allein begleitet vom Grafen von Avarey, dem Vikomte von Agoult und einem Bedienten, im strengsten Incognito. Vorausgeschickt war der Düc von Fleury, welcher die Nachricht von der Ueberkunft ins Hauptquartier des Prinzen von Condé brachte. Dieser bewohnte seit kurzem in der Gegend von Freyburg, am Rheinufer, ein dem Fürsten von Schwarzenberg gehöriges Schloß, wo man in gerechter Besorgniß für die Person des Königs seine Aufnahme schleunigst, aber geheim vorbereitete. Ludwig XVIII. kam ungefährdet hier an: „Der König erscheint hier nicht, um sein Heer zu befehligen," sagte er beim Empfange, zum Prinzen von Condé, „der erste Edelmann des Reiches kommt, um unter den Befehlen des würdigen Nachkommen des großen Condé zu dienen. —" Große Freude verbreitete des Flüchtigen Ankunft unter den Ausgewanderten. Bald folgt ihm sein Hofstaat, die Dücs von Villequier, der Graf von Cossé, Hautfort, Grammont, Baron Flachslanden und der Marquis von Jaucourt. — Den Feldzug beschloß ein Waffenstillstand, in dessen Verfolg die Truppen noch fortwährend ihre Winterquartiere inne hatten. Der König hielt Heerschau über die verschiedenen Abtheilungen der Emigranten. Das kriegerische Geräusch, welches hierdurch

während dem Waffenstillstande verursacht wurde, konnte dem republikanischen Heere am jenseitigen Rheinufer nicht entgehen. Des Schauspieles Neuheit weckte die Neugier der feindlichen Soldaten; sie drängten sich am Rheingestade, um dem Schauspiele aus der Ferne zu zusehen. Der König bemerkte es; der Herzog von Enghien an seiner Seite erwähnte: wie es dem Anstande entgegen sei, mit den Aufrührern auch nur Ein Wort zu wechseln. Ludwig antwortete: „Die Neigung meines Inneren ist mächtiger als Ihre Vorschriften des Anstandes; ich werde sie anreden. — " Sprengte der König an das Ufer, und rief mit lauter Stimme: „Wollt Ihr den König sehen; ich bin es; oder vielmehr ich bin Euer Vater, und Ihr meine Kinder; nur um das Unheil unseres Vaterlandes zu beenden, bin ich gekommen. Wer Euch ein Anderes sagt, lügt. Eure Brüder, die mich umgeben, theilen das Glück, mit mir zu sein und Euch die Hand zu bieten. — " Einzelne Stimmen wurden hörbar zu Gunsten des Königs, andere vom Gegentheile. — König Ludwig ritt zurück. — Er erhielt manches Zeugniß der nicht erloschenen Anhänglichkeit an die Bourbons aus Frankreich, — „mais la Cour de Vienne manifestait la vive contrariété," sagt der Biograph, um nicht zu dem Geständnisse gezwungen zu werden, daß einzelne Stimmen nichts vermochten wider den mit Besorgniß auf die Bourbons blickenden Nationalwillen. Das östreichische Cabinet, wie seine am Rheine befehligenden Feldherrn, bemühten sich auf mannichfache Weise, den König zu einer Entfernung vom Kriegsschauplatze zu bewegen; doch er erklärte sehr entschieden unterm 18. Mai, daß Gewalt allein ihn von einer Stelle vertreiben könne, auf welche ihn die Ehre riefe. Er glaubte, im Inneren seines Reiches müsse er die Mittel der Wiederherstellung suchen, weshalb er fortwährend seine Blicke auf den General Pichegrü richtete, der beim Directorio zwar alles Vertrauen verloren hatte, in der öffentlichen Meinung aber noch immer sehr hoch stand.

Den 31. Mai war der Waffenstillstand abgelaufen, die Feindseligkeiten begannen von Neuem; das östreichische Ministerium drang ernster als je, auf die Entfernung des Königs aus der Kriegsnähe; doch dieser beharrte auf seinem Entschluß und setzte es beim Erzherzoge

Karl durch, daß seiner ferneren Gegenwart bei dem Emigrantenkorps, die Königsarmee genannt, keine weiteren Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Er schickte sich an, den Feldzug mitzumachen und in den Elsas einzurücken, als Bonaparte's Siege in Italien jedes Vorschreiten vom Rheine aus unmöglich machten. Eine Reihe von Unglücksfällen trafen das östreichische Heer in den Monaten Juni und Juli und vernichteten die Aussichten der Ausgewanderten, auf französischem Boden ihren Muth zu bewähren, indem jenes, wie diese zu fortwährendem Rückzuge genöthigt wurden. Diese unglückliche Begebenheiten setzten den Prinzen von Condé in Betreff der Sicherheit der Person des Königs in lebhafte Besorgniß und gaben den dringenden Vorstellungen Gewicht, welchen zu Folge Ludwig XVIII. in der Mitte des Julius mit seinem Gefolge nach Augsburg aufbrach," denn, sagt Beauchamp, der König hatte sich ja bei der Armee nicht eingefunden in der Absicht, im Schooße Deutschlands französisches Blut für fremdes (östreichisches) Interesse zu vergießen. —"

König Ludwig verweilte im strengsten Incognito in dem Städchen Dillingen. Hier war es, wo er den 19. Julius, nachdem er ununterbrochen mit seinem Vertrauten, dem Grafen von Avaray, in seinem Cabinette gearbeitet hatte, Abends gegen 10 Uhr an das Fenster trat, um bei heißer Jahreszeit frische Luft zu schöpfen, als von der dunkeln Straße herauf ein Flintenschuß fiel, dessen Kugel des Königs Scheitel streifte und dann gegen die Mauer schlug. Die Herbeieilenden Fleury, Grammont und Avarey finden den König mit Blut bedeckt, glauben ihn tödtlich verwundet; da gewinnt er selbst in der allgemeinen Bestürzung zuerst das Wort: „Liebe Freunde!" sprach er mit voller Seelenruhe, „Ihr könnt gewiß glauben, daß es nichts, gar nichts zu sagen hat; Ihr seht ja, daß ich mich aufrecht erhalte, ob mich gleich der Schuß am Kopfe verletzt. — " „„Ach, liebster Herr! klagte Avaray, wenn jener Elende einen halben Zoll tiefer getroffen hätte! — —"" „Nun dann, erwiderte Ludwig kalt, dann hieße der König von Frankreich Karl der Zehnte. —"

Die nähere Untersuchung dieser meuchelmörderischen Verwundung, welche erst am folgenden Tage vorgenommen

werden konnte, ergab, daß nur die Hirnschalhaut verletzt war. — Was den Verbrecher betrifft, so boten die Ortsbehörden zu Dillingen schleunigst alle Mittel auf, um denselben auszumitteln; doch vergeblich. Höchst wahrscheinlich versuchte jene Mordthat einer der französischen Fremdlinge, von welchen damals jene Gegenden überschwemmt waren.

Mehrere Umstände trafen zusammen, welche des Königs Entscheidung bei der Wahl einer neuen Freistatt auf das nördliche Deutschland richteten. Die preußischen Staaten waren ihm seit dem Frieden von Basel (den 5. April 1795) verschlossen, dagegen bot ihm das Land des Herzogs von Braunschweig erwünschte Zuflucht.

Es ist bekannt, wie jener Fürst von Beginn der Revolution und der Auswanderungen an, den Emigranten seine besondere Zuneigung widmete und damit um so sorsamer fortfuhr, jemehr andere Regenten es sich angelegen sein ließen, jene Unglücklichen aus ihren Gebieten zu entfernen. Aller Berechnuug nach hätte man vermuthen müssen, daß der Herzog, den Erfahrungen zu Folge, die sich in den rheinischen Feldzügen ihm im Betreff der Emigranten aufdrangen, alle Lust verloren hätte, sich weiter mit ihnen zu befassen; doch ganz im Gegentheile verdoppelte er seine Vergünstigung. Der sonst so wirthlich sparsame Fürst achtete keine Aufopferung zu groß, um den Fremdlingen einen angenehmen Aufenthalt in seinem Lande zu verschaffen; er räumte ihnen herzögliche Schlösser und Häuser ein, unterstützte sie mit Gelde und kam ihren Wünschen nach, wo er nur wußte und konnte, denn leicht erhielt einer dieser Bittenden, warum ein Landeseingeborner lebenslang vergeblich nachgesucht hätte. Daß dieses Betragen des Fürsten, der schon den Landeseingeborenen durch seinen Dienst im preußischen Militair Veranlassung zur Verstimmung gab, bei den freimüthigen, vaterlandsliebenden Braunschweigern laute Mißbilligung fand, liegt sehr nahe. In der That erhob sich manche Stimme, die dem Herzoge vorstellte, wie von der Emigrantenbegünstigung ihm selbst kein Ruhm und dem Lande kein Vortheil erwachsen könne; besonders, sagte man, habe der Flüchtlinge Aufnahme sehr nachtheiligen Einfluß auf die Sitten; der Gewinn, welcher daraus erwachse zur Hervorbringung

eines regeren Lebens in den Städten Braunschweig, Wolfenbüttel und Blankenburg sei nur scheinbar, denn der angebliche Wohlstand der Fremdlinge verliere sich in wenigen Tagen, sie gehörten zur Classe der Verzehrer, ohne etwas zu verzehren zu haben, ihre auf Kunstfleiß Bezug habenden Plane sei französische Windbeutelei. — Doch der sonst so kluge Fürst gab den Vorstellungen kein Gehör und gefiel sich in der mit vielem Undanke verflochtenen Rolle des Beschützers der Heimathlosen. Viele derselben, oder ihre Familienglieder, zu dem hohen Adel gehörig, hatte er vormals in den Tagen des Glanzes zu Paris kennnen gelernt, war von ihnen mit Auszeichnung und französischer Freiheit behandelt, diese süßen Rückerinnerungen erneuerte er mit den Wohlthaten, welche er den Ausgewanderten zufließen ließ; auch glaubte er so auf die leichteste Weise einen gewissen Glanz um sich und über seinen Hofstaat zu verbreiten.

Keines der großen europäischen Fürstenhäuser, entweder selbst Mitglieder der Familie Bourbon, oder demselben doch nahe verwandt, beeilte sich gegenwärtig dem flüchtigen Könige von Frankreich einen Zufluchtsort darzubieten, entweder eingeschüchtert von der drohenden Macht des französischen Freistaates, oder zurückgeschreckt von den Erfahrungen, welche man mit manchen in Deutschland damals verrufen gewordnen Vorfechtern des hohen Adels bei gastfreundlicher Aufnahme gemacht hatte. —

Ludwig XVIII. noch nicht völlig von seiner Kopfwunde geheilt, traf in den ersten Tagen des Augustes zu Quedlinburg, nahe der braunschweigischen Gränze, ein, verweilte dort kurze Zeit, in welcher der Herzog Bereitwilligkeit zu seiner Aufnahme in Blankenburg auf die höflichste Weise zu erkennen gab. Die erforderlichen Einrichtungon waren um so schneller getroffen, da der König weder die Einräumung des herzoglichen Schlosses zu Blankenburg veranlaßte, noch annahm; er bezog in jenem Harzstädtchen nach wenigen Tagen ein gemiethetes, unbedeutendes, wenig Gelaß habendes Bürgerhaus.

Ein deutscher Reisender, der Verfasser der Streifereien in den Harz (Weimar 1800) erzählt von

dem Aufenthalte Ludwigs XVIII. in Blankenburg:

„Ludwig der Achtzehnte lebt hier, verwiesen aus dem Lande, das ihn gebar, entfernt von allen Glücksgütern, die er sonst die seinigen nennen durfte, herabgesunken von der Staffel der Ehre und des Glanzes, auf der er stand, in eingezogener Stille, im ängstlichen Erwarten der Entwickelung seines Schicksals, ein kummervolles, banges Leben. Er, der im vollesten Genusse jedes irdischen Glückes, jedes, auch des üppigsten Bedürfnisses, emporgewachsen, der es gewohnt war, selbst die leisesten seiner Wünsche von Jugend auf erfüllt zu sehen, der Mangel und Sorge nur den Namen nach kannte, dem, vermöge seines Standes, Entbehrung und Entsagung irgend eines Gutes fremde Empfindungen blieben, dieser muß jetzt, herausgerissen aus allen bisherigen Verhältnissen, von den Wohlthaten Anderer leben, muß nun erst alle ungewohnte Lagen ertragen lernen, muß jetzt erst mit Entbehrungen sich vertraut machen, und überdies noch in steter Gefahr wegen Nachstellungen seines Lebens schweben. O wahrlich! wenn man sich so ganz in die Lage dieses unglücklichen Prinzen versetzt, muß man gestehen, daß mehr als männliche Festigkeit, mehr als gewöhnliche Stärke dazu gehören, um von solchen empfindlichen Streichen des Schicksals nicht niedergeschmettert zu werden, um nicht ganz dem Drucke derselben zu erliegen. —"

„Nachdem er lange Zeit umhergeirrt, von einem Orte zum andern geflüchtet war, gleich einem vogelfreien Menschen keinen Schritt ohne Furcht thun konnte; nachdem ihm mancher kleine deutsche Fürst, der es sich vor einigen Jahren zum größten Glücke geschätzt haben würde, sich in Paris in seinem Vorzimmer vor ihm zu beugen, den Aufenthalt in seinem Ländchen versagt hatte, nahm ihn endlich der Herzog von Braunschweig hier auf. Er verstattete ihm und seinem Gefolge nicht nur den Anfenthalt in Blankenburg, sondern sorgte auch insofern für seine Sicherheit, daß er befahl, keinen Franzosen nach Blankenburg zu lassen, dem Ludwig nicht die Erlaubniß dazu geben würde. — Seit dem Ende des Monats August 1796 wohnt er hier in einem Privathause in der Stadt und lebt, nicht als Prätendent der Krone Frankreichs, sondern unter dem

Namen Graf von Lille; indeſſen wird ihm das „Sire" nicht verſagt. Sein Gefolge, die Perſonen, welche ſeinen kleinen Hofſtaat ausmachen und an ſeiner Tafel ſpeiſen, ſind: der Duc d'Angouleme, Artois älteſter Sohn, die Prinzeſſin Marſannie, ſeine ehemalige Hofmeiſterin, der Baron Flachslanden, ein Elſaſſer, der Duc de Villequier, der die Geldangelegenheiten beſorgt, der Vicomte d'Avarey, welcher mit ihm aus Frankreich entwich, der Vicomte d'Agoult, der Duc de Guiche, der Marquis de St. Prieſt, der Marquis de Faucourt, der Baron Rolle, ein Schweizer, der Abbe de Marin, ſein Beichtvater, der Duc de Perry und der Abbé Edgeworth, ein Schotte, welcher Ludwig XVI. auf das Schaffot begleitete. Außer Dieſen hat er noch einen Arzt, de Bergnie, einen Chirurgus, Colon, mehrere Bediente, Kutſcher, Köche und dergleichen, ſo daß ſich die Zahl aller dieſer, mit Inbegriff der Privatſecretairs und der Bedienten ſeiner Geſellſchafter auf dreißig beläuft. —"

— "Sein Hauptgeſchäft iſt die Führung der Correſpondenz mit ſeinen Freunden und Anhängern in und außer Frankreich. Durch ſie hat er bekanntlich ſchon einige mal verſucht, Gegenrevolten zu bewirken, aber umſonſt. — In der That nähret er ſtets die größte Hoffnung, daß er wieder in den Beſitz des Thrones ſeiner Vorfahren gelangen wird, und nichts kann ihn von dieſer Idee ablenken. —"

„Zu ſeiner traurigen Lage trägt noch eine immerwährende, peinigende Furcht vor Mördern viel bei. Seit jenem Schuſſe, den man in Dillingen nach ihm that, lebt er in einiger Angſt und Beſorgniß. Wenn er ſpatzieren geht, welches gewöhnlich vor der Tafel geſchieht, ſo umgibt ihn ſtets ſein Schwarm von Duc's und Comte's, und die Bedienten müſſen in der Ferne umhergehn und jeden Verdächtigen von ihm abhalten, oder genau beobachten. Einſt erhielt er Nachricht, daß neue Mörder gegen ihn ausgeſendet wären, und daß er ſich gehörig vorſehen möchte; da kam er volle ſechs Wochen nicht aus ſeinem Zimmer. Nach Verlauf derſelben wagte er es endlich wieder auszugehen, und kaum war er einige Schritte von ſeinem Hauſe, als plötzlich ein Menſch vor ihm niederfällt. Ludwig erſchrickt heftig, eilt ſchnell zurück; man hält den Men-

schen an, befragt ihn um die Ursach seines Benehmens, und da ergibt es sich, daß es ein armer bettelnder Deutscher war, der um ein Almosen hatte flehen wollen, welches ihm Ludwig auch, ungeachtet des verursachten Schreckens, nachher nicht versagte. —"

„Um vier Uhr Nachmittags hält er seine Tafel, welche nur mit vier Schüsseln besetzt wird. Abends ißt er gar nicht. Von zehn bis zwölf Uhr Nachts wird gespielt. So verlebt er alle Tage; denn in Gesellschaften geht er nicht, und von den Blankenburgern kommen äußerst wenige, und auch diese nur selten zu ihm. Er fährt nie aus, noch weniger reitet er, obgleich acht Pferde für seine Person von ihm gehalten werden. Seine Gesellschafter kommen dagegen desto häufiger in die Zirkel der Stadt und dürfen auch in Begleitung eines herzoglichen Jägers auf die Jagd gehen und das, was sie an kleinem Wildbret schießen, für sich behalten. — Mit Inbegriff mehrerer Emigranten, welche hier theils privatisiren, theils sich niedergelassen haben und Gewerbe treiben, mögen wohl an sechzig bis achtzig Franzosen in Blankenburg leben. —"

Noch berichtet eben dieser Gewährsmann, wie bei dem jährlichen Kinderfeste der Industrieschule der Prätendent erschienen und durch einfache Huldigungsbezeugungen der Jugend zu Thränen gerührt sei. — Ueber des Prätendenten damaliges Aeußeres heißt es: sein Körperbau ist nicht schön; für seine geringe Größe ist er stark. In seinem vollwangigen Gesichte herrscht Herzensgüte und einige Familienähnlichkeit mit den Zügen seines königlichen Bruders. Die Spuren eines tiefen Kummers machen seine schönen, dunkeln Augen höchst interessant. Uebrigens geht er immer sehr einfach gekleidet; als Ordenszeichen trägt er ein rothes Band im Knopfloche. Eine gewisse Schwäche in den Füßen scheint ihm das Stillstehn beschwerlich zu machen; er trippelt immer hin und her. Von ihm persönlich wissen die Bewohner jener Gegenden nur Züge der Gutmüthigkeit und des Mitleids zu erzählen; wogegen von seinem Gefolge und den übrigen Ausgewanderten manche weniger preiswürdige Erinnerung zurückgeblieben ist. Doch muß man vielen der damaligen Flüchtlinge nachrühmen, daß sie die bedrängteste Lage mit einer Selbstverleugnung zu ertragen wußten, der an Heroismus

gränzte. Auch verstanden mehrere, die in der größten Verschwendung schon die reiferen Lebensjahre erlangt hatten, durch Dienstleistung und Betriebsamkeit sich Erwerbszweige zu bilden, zu welchen andere, mit weniger Regsamkeit Geborene, wohl nie gelangt wären. —

In dieser Umgebung lebte Ludwig XVIII. während Bonaparte durch eine Reihe großer Siege, im Felde des Krieges, wie der Politik, die Hoffnungen der Ausgewanderten immer mehr verdunkelte. Oft kamen die Ausgewanderten hier am Fuße des Harzes zusammen, von Braunschweig und Wolfenbüttel her, um Rath zu halten, und ergaben sich willfähriger träumerischen Erwartungen einer unwahrscheinlichen Zukunft, als daß sie bei dem Gebilde der Gegenwart verweilt hätten. Jenen, nicht diesen, gehörten die Verhandlungen zu, die im Staatsrathe des in Blankenburg lebenden Königs betrieben wurden; sie konnten damals keinen entscheidenden Erfolg haben, wenn es gleich daheim in Frankreich noch fortdauernd Bourbonsfreunde gab, welche, mit dem Könige in Verbindung, das Henkerschwert nicht scheuten, um für seine Plane zu wirken. Nach diesen hatte man Frankreich, um die Einverstandenen zu centralisiren, in drei Agentschaften getheilt, deren eine die Franche-Comté, Lyonnais, die Auvergne, die zweite die mittäglichen Provinzen und die dritte das übrige Frankreich einschloß; von Deutschland aus ward die Verbindung über Augsburg und Konstanz und von England durch die Seehäfen betrieben. Diejenigen, welche um solche Maßregeln damals wußten, oder sie ahneten, belächelten sie als nutzlose Träumereien; doch ist, in späteren Zeiten, die Wirkung dieser consequent festgehaltenen Verbindungen wohl zu gering angeschlagen worden. Merkwürdig bleibt immer, wie gegenwärtig die heimgekehrten Emigranten heut zu Tage, nach ihrem politischen Systeme Ultra's genannt, so eifrig beflissen, die Preßfreiheit zu vernichten, bei mehreren Gelegenheiten unaufgefordert eingestehen, daß ihnen zur Zeit der Directorialregierung gerade die Preßfreiheit in Frankreich das einzige Mittel darbot, um des Königs Rechte und das Preiswürdige monarchischer Verfassungen gegen die Verunglimpfungen der Revolutionsmänner zu vertheidigen; — so wird ein gutes Werkzeug erwägungslos zerschlagen, weil die ungeschickte

Hand keinen vernünftigen Gebrauch davon zu machen weiß.

Uebrigens ging es zu Blankenburg im Cabinette des Königs von Frankreich zu, wie sonst zu Versailles. Scheiterte eine Maßregel, verdunkelte sich eine Aussicht, so ward der Premierminister entlassen. Diesen Posten bekleidete z. B., als Bonaparte am 18. Fruktidor das Vollziehungsdirectorium stürzte, die königlich gesinnten Nationaldeputirten, 54 an der Zahl, verbannte und die weitverbreiteten Triebfedern der Bourbons in Schrecken setzte, der Düc de la Vauguyon; ihm wurde die unglückliche Wendung der Angelegenheit beigemessen, er wurde verabschiedet; zum Nachfolger erhielt er anfänglich den Marschall von Castries, dann den Grafen von Saint-Priest, der von Wien herbeigerufen war. Unterm 10. Oktober schrieb der König nach Paris, an Imbert Colomès, einen Vertrauten:

„Als der König und Vater meiner Unterthanen muß ich die neuen Ereignisse, welche die Beendung des Vaterlandsunglücks verzögern, bejammern. — Durch Ihre Verfolgung verherrlichen die Widersacher Ihren Ruhm. — Ich wünschte, daß sich Alle, die Ihnen gleich verbannt sind, dieser Ehre würdig gemacht hätten; doch bis jetzt sind Sie der Einzige, dessen ich gewiß bin. Wissen Sie aber die Zufluchtsorte einiger Ihrer würdigen Gefährten, so werden Sie ihnen der Dollmetscher meiner, hier mitgetheilten Empfindungen, an denen auch sie Theil haben. Fügen Sie hinzu, daß dieser neue Unfall so wenig meine unwandelbare Standhaftigkeit, als das zärtliche Wohlwollen für sie stört, und daß ich im süßen, festen Vertraun lebe, daß ihre muthvolle Anhänglichkeit an die wahren Grundsätze der Monarchie nicht erschüttert sein wird. —"

Mit dem Tode der großen Katharina hatte 1796 Paul der Erste den russischen Kaiserthron bestiegen; in ihm erhielt Ludwig XVIII. einen treuen Beschützer, während seine Erwartung der Hülfe, von Oestreich und England aus, immer mehr herabgestimmt wurde. So stieß auch, den eingeleiteten Verhandlungen gemäß, das Corps der Emigranten unter Condé zu den russischen Armeen, die gegen Frankreich ins Feld zogen. Späterhin nahm der russische Kaiser den ganzen Haufen in seinen Sold, sicherte ihnen eine selbstständige Fortdauer

in seinem Reiche, gab allen Ausgewanderten sicheren Zufluchtsort und die Befugniß, nach Belieben das Reich zu verlassen, oder sich anzusiedeln. Wie günstig auch diese Bedingungen seyn mochten, die Ludwig seinen Anhängern vermittelte, er konnte deren Ausführung, welche eine weite Entfernung von den französischen Grenzen zur Folge hatte, nur mit tiefem Kummer zusehen.

Der Prinz von Condé war vom Kaiser huldvoll nach Petersburg eingeladen. Auf dieser Reise traf er den 22. October 1797 zu Blankenburg ein, mit ihm der Herzog von Berry, um den ehrwürdigen Fürsten, dessen Sache sie führten, zu sehen. — Welche Zusammenkunft unter so traurigen Verhältnissen! Bald ging die Nachricht des Friedensschlusses von Campo Formio ein, nach welchem die diplomatischen Verhandlungen Frankreichs mit deutschen Fürsten immer befehlshaberischer wurden. Es ward darauf gedrungen, daß Preußen, die Schutzwehr des nördlichen Deutschlandes, den Herzog von Braunschweig verhindere, dem Könige Ludwig XVIII. in seinen Landen ferner einen Wohnort zu verstatten.

Beauchamp: „Der König versuchte vergeblich in Sachsen Aufnahme zu finden. Er konnte also in Deutschland nicht bleiben und nahm schmerzerfüllt den edelmüthigen Antrag Pauls des Ersten an, der ihm in der Hauptstadt Curlands, zu Mitau, einen Wohnort anbot."

Des Königs Schmerz über die bevorstehende Entfernung von den Grenzen seines Reiches sprach sich auf edle Weise aus, in einem Briefe, vermittelst dessen er dem Prinzen von Condé die Annahme des ihm vom Kaiser Paul angebotenen Zufluchtsortes meldete; dieses Schreiben ist vom 27. Januar 1798.

„Durch die edelmüthige Freundschaft des Kaisers," sagt hier der König, „ist die Ungewißheit meiner Lage entschieden. Zu gut kennen Sie mich, um der Empfindung vergewissert zu seyn, mit welcher ich die dargebotene Freistatt annehme; ihr verleiht die Gnade und das Zartgefühl jenes Monarchen neuen Werth; ich werde daher den 10ten des nächsten Monats dahin abgehn. — Doch, was sage ich? — Ich — abreisen. — Wenn die Bedrückungen, unter denen eben jetzt die Schweiz seufzt, diese zum Aufstande gegen ihre Tyrannen zwingt

und ihr den einzigen Ausweg zeigt, Wilhelm Tell's Bogen mit dem Helme Heinrichs IV. zu vereinigen, zur Rettung meiner Krone und jener Freiheit, so werde ich nicht nach Mitau gehen; — dann dorthin zu unsern tapfern alten Bundesgenossen. Hochherzig wird sich Paul der Erste mehr freuen, mich durch die That seiner Freundschaft würdig zu sehen, als daß er deren Früchte genießen kann. — Doch ich habe von jener Seite her nur geringe Hoffnung; es ist nur zu wahrscheinlich, daß sie noch vor meiner Abreise völlig zunichte wird." —

Am 11. Februar 1798 verließ der König mit seinem ganzen Gefolge Blankenburg und ging, begleitet vom General Schuwalbff, kaiserlich russischen Adjutanten, in kleinen Tagereisen über Quedlinburg auf Berlin. Hier erhielt er von Seiten des preußischen Hofes nicht das geringste Zeichen achtsamer Aufmerksamkeit; der russische Gesandte war der Einzige, welcher zu Berlin dem verlassenen Regenten seine Aufwartung machte. Er lud mehrere vornehme Emigranten zur Tafel und unterließ keinen Beweis sorgsamer Dienstbeflissenheit, um das Bittere der Lage des Erben vieler Könige zu mildern. Das Benehmen des Berliner Hofes war ohne Zweifel ein neuer Beweis der Verbindung seines Cabinettes mit dem revolutionairen Frankreich. — Der König setzte seine Reise fort; er hatte einige Neigung bezeigt, auf einer Durchreise den dresdner Hof zu sehen; doch ein solcher Besuch würde den Kurfürsten in die große Verlegenheit gesetzt haben, entweder die Gewaltstreiche der Königsmörder auf sich zu ziehen, oder den König selbst zu beleidigen, wenn man ihn von Seiten des Hofes wie einen gewöhnlichen Ausgewanderten behandelte. Um aber auf keine Weise einen dem Hause Bourbon blutsverwandten Fürsten in Verlegenheit zu setzen, lehnte der König diesen Vorschlag ab; wogegen ihm der Kurfürst den Major Christiani nach Leipzig zur Bewillkommnung schickte und ihm die Zusicherung von Hülfsgeldern übersandte. — In Mitau waren zu seiner Empfangnahme große Vorbereitungen gemacht; man überließ ihm die Cathedralkirche zum Gebrauche, und der russische Kaiser ging in den Achtungsbezeugungen so weit, daß er dem Könige verstattete, sich in Mitau eine Leibgarde, bestehend aus hundert Edelleuten, gewählt

aus der alten Garde du Corps Ludwigs XVI., zu halten. Der Graf von Anger befehligte sie."

„Bei seinem, den 20. März erfolgten Einzuge zu Mitau begleitete ihn der Herzog von Angouleme. Es fanden viele Feierlichkeiten Statt; auf dem kaiserlichen Schlosse waren die Gemächer auf das Prächtigste eingerichtet, im Hofe und im Innern Garden aufgestellt, wie bei der Ankunft des Kaisers selbst geschieht. Nichts hatte der Selbstherrscher Rußlands gespart, um den König mit den Bildern der Fürstengröße zu umgeben, unbezweifelt in der Voraussehung des Zeitpunctes, wo solche mehr als bloßes Scheinbild sein würden."

— „Ludwig ordnete sein Hoflager folgender Gestalt: Der Graf von Avaray und der Herzog von Guiche waren die Hauptleute seiner Garde, der Graf Cossé und Marquis von Jaucourt Staatsminister ohne Departement, der Graf de la Chapelle Kriegsminister, der Herzog von Villequier Oberkammerherr u. s. f. — Der Abbé von Frimont Almosenier und Beichtvater des Königs, drei andere Abbés Capellane, ferner über funfzig Bediente aller Art und Rangordnung. — Außer der Wohnung und Heizung erhielt Ludwig XVIII. vom Kaiser ein Jahrgeld von 200,000 Rubel Papiergeld, welches ungefähr 600,000 Livres französische Währung betrug; desgleichen vom spanischen Hofe 84,000 Livres. Seit seiner Verbannung hatte der König keine ehrenvollere und angenehmere Freistatt." —

Doch wurde ihm diese auf mannichfache Weise verbittert. Unter den in immer erneuerter Gestalt ihn verfolgenden Unannehmlichkeiten muß besonders namhaft gemacht werden, das ewige, nie zur Ruhe zu bringende Anzetteln höfischer Ränke, welches früher in Versailles seinen Sitz hatte und eine Haupturſache der vielen Leiden war, welche die Zweige der Familie Bourbon trafen. Weit entfernt, daß gegenwärtiges Unglück die Umgebung der Person des Königs in seinem eigenen Beispiele gebessert und auf die Richtschnur einfacher Wahrheit und Rechtlichkeit hingewiesen hätte, betrachteten die Jünglinge der dahin geschiedenen französischen Hofweise die Intriguenlust als wesentliche Eigenschaft des Thronglanzes und ergaben sich ihr, unbekümmert, wie arg sie dadurch ihrem guten Herrn mitspielten, aus Muthwillen und langer Weile. Hinter manches lächerliche Geheimniß dieser Umtriebe kommt man

durch die in den Denkwürdigkeiten des Grafen von Puisaye enthaltenen Nachrichten, welche freilich von seinen Gegnern heftig widersprochen wurden. Nach dem aufgestellten Gesichtspuncte kann man es aber ganz ruhig auf sich beruhen lassen, wer von beiden Theilen falsche Behauptungen aufstellt; sie mögen beide Recht oder beide Unrecht haben, sie beweisen gegenseitig das arge Spiel der Ränkesucht an Ludwigs Hofe.

„Der Graf von Puisaye, berichtet Beauchamp, voll Feindseligkeit gegen die Agentschaft, hörte nicht auf deren Plane und Maßregeln zu verschreien und deren traurigen Ausgang vorher zu sagen. Nach der Verhaftung Brottier's, Lavilleheurnois und Duverne's beklagte er sich bitter über die neuen Agenten, von denen er behauptete, daß sie bei einem Systeme beharrten, dessen Nichtigkeit und Haltungslosigkeit früh genug offenbar werden müsse. Selbstgefällig berief er sich auf die Stelle eines seiner Briefe an den Bischof von Arras, welcher Monsieur, dem Bruder des Königs, vorgelegt werden sollte, worin er behauptet hatte, daß Pichegrü schon verlassen sey, wie Dümouriez, und enden würde, wie Custine. Auf alle Weise bewirkte die Denkschrift, welche er dem Könige durch die Herrn von Botherel, de la Thuilerie und de la Faille zuschickte, weit entfernt ernste Erwägung zu wecken, im Staatsrathe Ludwigs XVIII. nur Abneigung wider ihn selbst. — Puisaye erzählt in seinen Denkwürdigkeiten: „„Der König empfing die Abgeordneten mit der Freundlichkeit, welche alle seine Handlungen bezeichnet; er wollte von ihnen selbst den Vortrag über alle die Papiere, deren Ueberbringer sie waren, hören. Aber jene Menschen, die seit langer Zeit sich gewöhnt hatten, sich zwischen die preiswürdigen Eigenschaften dieses Fürsten und die Herzen seiner Unterthanen zu drängen, verlangten eine vorläufige Mittheilung. Alles, was dem Könige zu erfahren nöthig that, alles, was Bezug hatte auf das Betragen der Agenten zu Paris und London, ward unterdrückt. Man benachrichtigte diese Reisenden, daß sie zu dem Cabinette des Königs nur unter der ausdrücklichen Bedingung Zutritt erhalten könnten, wenn sie sich aller Beschuldigungen gegen die Freunde des Herrn von Avaray, das heißt, der Agenten zu Paris, enthielten. Ich besitze noch die Actenstücke, nach welchen die Vorlesung Statt fand, wo am Rande die unterdrückten Stellen angestrichen

sind, wie auch die täglichen Berichte jener Abgeordneten.""

Auf diese Anschuldigungen antwortete natürlich der Graf von Avaray; doch der Graf von Puisaye überzeugte sich noch früher, ehe diese Streitigkeiten zu heftigen persönlichen Beleidigungen gediehen, daß seine Ansichten in dem Staatsrathe des Königs nie Billigung erhalten würden, zog sich von den Emigrantenangelegenheiten zurück, reichte dem Bruder des Königs, Monsieur, zu London seinen Abschied ein und überließ diesem, unmittelbar die Verbindungen in Westen, besonders in der Bretagne, fortzusetzen, wodurch denn freilich die Förderung der Plane so wenig gewann, als durch den Antrag des Gesandten Ludwigs XVIII. vom brittischen Hofe, des Herzogs von Harcourt, bei den englischen Ministern, daß die Vertheilung der den treuen Bretagnern und den Royalisten der Normandie bestimmten Hülfsgelder durch Artois Hände ging. — Man warf auch auf die sogenannten geheimen Gesellschaften und Ordensverbindungen, die eben ihrer Zwecklosigkeit halber sich für jeden Zweck gebrauchen lassen, seinen Blick und suchte in Frankreich durch Ausbreitung des philantropischen Instituts eine festbestehende Verbindung der Anhänger des Royalismus zu stiften.

So wenig freudebringend und lohnend alle diese Gegenrevolutionsversuche waren, so verursachten sie bedeutenden Kostenaufwand und beschäftigten viele Köpfe. Der König lebte ihnen ganz, indem er oft den Vermittler zwischen den Parteiungen der Ausgewanderten und der zurückgebliebenen Royalisten machen mußte. Seine Plane, hinsichtlich der großen Staatsangelegenheiten, glückten nirgends; dagegen hatte er die Freude, in dem Kreise seiner Familie einen Lieblingswunsch erfüllt zu sehen. Das theuerste Vermächtniß seines unglücklichen königlichen Bruders, dessen einzige Tochter, Marie Therese Charlotte (geb. den 19. Decbr. 1778), von den Franzosen Madame royale genannt, kam von Wien nach Mitau, wo der väterliche Oheim sie verheirathete, am 10. Junius 1799, mit seinem ältesten Neffen, den Herzog von Angouleme. Der alte, ehrwürdige Großalmosenier des damaligen Frankreichs, der Cardinal Montmorency verrichtete die kirchliche Einsegnung. Unter den Zeugen des Festes wird auch die

Gemahlin des Königs genannt, welche, gleichfalls in der Verbannung umherirrend, nachdem Italien und das sardinische Hoflager ihr keinen sicheren Aufenthalt mehr gewährten, sich nach langer Trennung von ihrem Gemahle hierher nach Mitau flüchtete. — Der Kaiser von Rußland unterzeichnete selbst jenen Heirathscontract und legte das darüber aufgenommene Document in dem Archive des Senats nieder. — Der Kaiser und der König von Frankreich beschenkten sich gegenseitig mit ihren höchsten Orden; ersterer zeigte sich bei Hoffesten öfter angethan mit den französischen Ordenszeichen; „sie sind," sagte er, „für mich ein bleibendes Andenken an einen unglücklichen Freund!"

Die unter immer erneuerter Gestalt in Frankreich sichtbar werdenden Umtriebe der Royalisten wußte Bonaparte für seine Absichten zu benutzen. „Stolz, seines Namens Ruhm weit verbreitet zu haben, brauchte er sich der Anarchie müden, von den höchsten Staatsbeamten getäuschten Nation nur zu zeigen, um Aller Erwartungen, Aller Hoffnungen auf sich zu ziehen. Bald hatte er in seiner Gewalt die gesammte Macht des Volks, welche diese weder mäßig zu gebrauchen, noch zu bewahren verstand. Erbe der Revolution, Meister mehrerer von erfahrenen Feldherrn gebildeter Heere, machte er sich zum einzigen Gebieter des Schicksals Frankreichs. Mit dem bescheidenen Titel eines Consuls schmeichelte er den Häuptern aller Parteien, mit Ausnahme der Demagogen. Die Royalisten glaubten in ihm den Nachahmer des Wiederherstellers der Stuarts zu erblicken; ein eitler Wahn, der ihm dazu diente, die Vertheidiger der legitimen Dynastie zu unterjochen. „Friede von außen her, im Innern Unterwerfung der Königlichgesinnten, richtete Bonaparte seine Blicke auf unbeschränkte Gewalt. Im Besitz der Herrschaft über Frankreich gebrauchte er dieses zum großen Waffenplatz, um Europa zu unterjochen."

Indeß waren die Berichte, welche der König aus der Hauptstadt, hinsichtlich des wahrscheinlichen Gebrauches, welchen Bonaparte von dem Zuwachse seiner Gewalt machen würde, verschieden. Ein Theil erkannte die Wahrzeichen einer unersättlichen Ehrsucht, ein anderer, zahlreicherer maß dem glücklichen Usurpator den Plan bei, der Revolution ein Ziel zu setzen und die gesell-

schaftliche Ordnung der Dinge wieder herzustellen. Diese damals vorherrschende Ansicht veranlaßte den König von Mitau aus, einen Schritt der Annäherung an diesen außerordentlichen Menschen zu versuchen. Er sandte an den Abbé von Montesquiou (gegenwärtig Herzog und Pair von Frankreich), einem vertrauten Unterhändler zu Paris, ein Schreiben, vermittelst welches der König dem Eroberer zu Gemüthe führte die Gefahren der Usurpation und die Vortheile der Legitimität. Montesquiou ließ diesen Brief an Bonaparte gelangen, erhielt von ihm Antwort an den König und andere auf diese Verhandlungen Bezug habende Mittheilungen *). Zu der Zeit, wo dieses geschah, fand ein anderer fast unglaublicher Versuch statt, dessen sich Herr von Montlousier, früher Mitglied der gesetzgebenden Versammlung, dann nach England geflüchtet, wo er ein französisches Journal, der Courier von London, herausgab, ausgezeichnet durch muthvolle Anhänglichkeit an die Monarchie, unterzog. Seine vertraute Sendung hatte zur Absicht, Bonaparte'n unter der Bedingung, daß er die Bourbons auf den Thron ihrer Ahnen setze, eine Herrschaft in Italien anzubieten. Obgleich mit Pässen des ersten Consuls versehen, ward der Unterhändler zu Calais verhaftet, von der Gendarmerie nach Paris gebracht und in den Tempel gesetzt. Dort blieb er sechs und dreißig Tage; Couché, der Polizeiminister, machte ihm bemerklich, daß hier ein Versehn obwaltete und kündigte ihm den Befehl an, binnen zehn Tagen nach England zurückzugehen. In der Verhaftzeit sprach der Botschafter mehrere Male ins Geheim den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, der ihm, unter dem Siegel der Verschwiegenheit, doch ohne Zweifel in der Absicht, daß er später als Schriftsteller davon Gebrauch machen sollte, vertrauete, die Absichten des ersten Consuls gingen: 1. auf Wiederherstellung der alten Kirchenverfassung Frankreichs; 2. auf Zurückberufung der Emigranten und Wiedereinsetzung in ihre noch nicht veräußerten Güter; 3. auf Vernichtung der Ueberbleibsel der Revolution und auf Wiederherstellung der gesetzlichen Ordnung (l'or-

*) So berichtet Beauchamp; auch bei dem Nächstfolgenden liegt seine Erzählung zum Grunde.

dre social). Dieses war der Schlußstein der Politik Bonaparte's, der die Bourbons zu isoliren, ihnen alle Hoffnung zu benehmen und die Meinung Frankreichs und Europa's zu gewinnen strebte, um sich selbst einen Herrscher-Thron zu errichten. Doch hatte er noch mit zwei Arten Gegner zu kämpfen. Die Revolution vom 18. Brumaire war von der Mehrzahl der Nation, welche die Schreckenszeit wieder zu erleben fürchtete, gebilliget; aber sie gab sowohl dem Systeme der Republikaner, als der Wiederherstellung des rechtmäßigen Königthums einen empfindlichen Schlag. Die festen und entschlossenen Mitglieder beider Parteien sahen schmerzerfüllt eine Veränderung ins Werk gerichtet, welche auf der einen Seite die Bourbons vom Throne ausschloß, auf der andern die öffentliche Freiheit vernichtete. Beide entgegengesetzte Parteien wurden im Schach gehalten durch die Geschicklichkeit der Verwaltung des Usurpators. Er berief und behielt um sich die furchtbarsten Menschen und weckte die Meinung, daß er überall Staatsämter und Behörden wohlempfohlenen Leuten verliehe. Ludwig XVIII. sah mit Freude, wie er sich mit talent- und einsichtsvollen, ehrenwerthen und königlichgesinnten Männern umgab. So wurde zum Beispiel Bertrand Dufresne, vor der Revolution Staatsrath, an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt, ein Dienstverhältniß, zu dessen Annahme ihn der zweite Consul Le Brun durch Bitten vermochte. Er weigerte sich und machte Entschuldigung, in Wirklichkeit allein wegen seiner Anhänglichkeit an den gesetzlichen Regenten. Seine Freunde machten ihm bemerklich, wie man nicht aller Hoffnung entsagt habe, daß Bonaparte zu seiner Zeit den Bourbons den Thron übergeben würde. Eine derselben ging so weit, zu versichern, daß Ludwig XVIII. die Annahme des Postens billigen werde. So nahm er die Stelle eines Staatsrathes und Generaldirectors des öffentlichen Schatzes an; doch lehnte er den Ministertitel ab. Er hoffte mit Recht ein Zeugniß ehrenvoller Anerkennung der Reinheit seiner Gesinnung zu erhalten; er verdiente dieses, und es blieb nicht aus. Bocheron Desportes händigte ihm folgende Zuschrift des Königs ein:

„Ich sage Ihnen Dank, mein Herr! für die Annahme der Staatsrathsstelle. Die Freunde, welche Ih-

ren Entschluß entschieden, erkannten, daß das Wohl Frankreichs nicht getrennt werden kann von dem seines rechtmäßigen Regenten. Ihr Widerstand bei dieser Gelegenheit fordert meine Achtung, wie die mir bewiesene Anhänglichkeit meinen vollen Dank." —

Indeß ruhete Bonaparte nicht, dem Könige Widerwärtigkeiten und Verfolgungen zu bereiten, wozu dem die Menschen richtig behandelnden, der bizarre Charakter Pauls I. nahe Veranlassung darbot. Bekannt mit seiner Unzufriedenheit über das Benehmen der Cabinette zu Wien und London, wußte er des Kaisers entschiedenen Haß gegen ihn selbst in leidenschaftliches Wohlwollen zu verwandeln. Nach der so schnell gestifteten Freundschaft mit dem vielgeschmäheten Usurpator brach Kaiser Paul rücksichtslos die Verhältnisse des Vertrauens und Wohlwollens, von welchen er dem Könige Ludwig so rührende Beweise gegeben. Plötzlich schickte er ihm nach Mitau einen Verbannungsbefehl aus dem russischen Reiche zu, welchen der König mitten im strengsten Winter 1801, am 21. Januar, gerade am Todestage Ludwigs XVI. erhielt. Er würde ihm auf der Stelle Folge geleistet haben, hätte ihn nicht die religiöse Trauerfeier zurückgehalten; mit ihr schien er gegen diese so unerwartete harte Verfolgung des Schicksals Kraft zu gewinnen, wie er überall voll religiöser Standhaftigkeit zeigte, daß sein Muth mit der Größe der Unglücksfälle wuchs. — Der Herzog von Angouleme war gerade abwesend; dessen Gemahlin suchte der König zu bestimmen, noch zurück zu bleiben, um sich der strengen Jahreszeit nicht auszusetzen; doch die Prinzessin war in dem Entschlusse, ihren Oheim auf der neuen Unglücksbahn zu begleiten, nicht wankend zu machen. „Meinem Könige," sagte sie, „folge ich überall, um mein eigenes Mißgeschick mit dem Seinigen zu verknüpfen." — Die Ordre des Kaisers ward von Einigen betrachtet als Folge eines Anfalles von Wahnsinn, von Andern als Eingebung Bonaparte's.

Der König, Madame, der Graf von Avaray, der Abbé von Frimont, die Herzogin von Sérent und einige getreue Diener begannen schon den 22. Januar in zwei Wagen ihre höchst beschwerliche Reise, in der Richtung auf Memel. Hin und wieder fanden die Flüchtlinge bei dem Adel Curlands gastfreundschaftliche

Aufnahme, öfter mußten sie die Nächte in den schlechtesten Wirthshäusern unter Entbehrung jeder Bequemlichkeit zubringen, nachdem sie die Tage hindurch mit allen Reisebeschwerden, entsetzlichem Wetter und grauser Kälte gekämpft hatten. Am dritten Reisetage standen sie ein schreckliches Ungewitter aus; Schneegestöber ließ den rechten Weg verfehlen, die Pferde blieben stecken; da mußte der König mit seiner Nichte und dem Gefolge einen Theil des Weges zu Fuße machen, in der strengsten Kälte durch hohen ungebahnten Schnee. Beide verloren in der schrecklichsten Lage die Fassung nicht; beide, in den wüsten Gegenden der Gefahr nahe, dem Schicksale zu erliegen, erreichten mit heroischer Kraftanstrengung endlich eine elende Hütte, wo sie wenigstens Schutz fanden gegen Sturm, Schnee und Kälte, ihre nachkommenden Wagen erwarten und sich für neue Trübsale stärken konnten. Mit verdoppelter Sorge näherten sie sich den russischen Grenzen, wo sie von Seiten des Kaisers neue Folgen seines wilden Zornes zu fürchten hatten. Man nahm alle möglichen Vorsichtsmaßregeln; Madame verbarg sogar unter ihren Kleidern die wichtigsten Papiere des Königs. Doch war diese Besorgniß unnöthig; im Gegentheil bewies das russische Grenzmilitair dem auf der Flucht befindlichen Ludwig alle dem Könige gebührende Ehrenbezeugungen. Endlich nach fünf qualvollen Tagen und Nächten gelangte der König auf preußischem Gebiete zu Memel an, wo er sich im strengsten Incognito als Graf von Lille, Madame als Marquise de la Meillerage aufhielt und dann nach Königsberg abging. Ludwigs Lage war verzweiflungsvoll; der Blick auf dieselbe verdüsterte sich, abgesehen von seinem eigenen Schicksale, besonders durch die harte Behandlung, welche seine Dienerschaft, die nicht gleich ihm augenblicklich fliehen konnte, in Rußland erfahren müssen. Diese traf besonders die hundert Mann adlicher Leibgarde, welche der König nach der ausdrücklichen Einwilligung des Kaisers sich in Mitau bisher gehalten hatte. Auch diesen, größten Theils alten, schwächlichen Leuten ward der Befehl der schleunigsten Abreise zugefertigt, ohne ihnen die geringste Reiseunterstützung zu verwilligen. Fünfe von ihnen kamen den 8. Februar Abends und brachten dem Könige die Trauerpost, daß sie, nach seiner Entfernung von Mitau,

den Befehl erhalten hätten, binnen vier und zwanzig Stunden abzuziehen.

Der König bezeigte ihnen die herzlichste Theilnahme; er ergriff eines derselben, des Herrn von Montlezun Hand: „Freund," sagte er, „mit reinem Herzen verdoppelt sich der Muth eines Franzosen selbst auf der höchsten Staffel des Unglücks. — Wenn mich, meine Herren, dieser Muth verläßt, werde ich ihn in Ihrer Mitte wiederfinden und mich stärken." — Er wollte Aller Ueberkunft erwarten, sie sehen, trösten und ihnen Hülfe darbieten, wie und wo er nur konnte. Doch vermied er, zu ihrer und seiner Sicherheit, durch solches Ansammeln der Flüchtlinge die Aufmerksamkeit der preußischen Regierung auf sich zu ziehen. Die Einwohner von Memel aller Classen bezeugten den Ankömmlingen das thätigste Mitleid.

Den 23. Februar ging Ludwig nach Königsberg, in der Absicht, Warschau zu seinem Zufluchtsorte zu wählen. Er war vom Gelde entblößt und um Hülfsquellen in großer Verlegenheit. Die Herzogin von Angoulême versetzte in der Noth ihre Diamanten, schrieb das Jammervolle der gemeinschaftlichen Lage rührend darstellend an die herrliche Königin von Preußen und bat um ihr Fürwort, damit dem Prätendenten und seinen nächsten Angehörigen der Aufenthalt in Warschau verstattet werde. Friedrich Wilhelm III. bewilligte dieses, unter der Bedingung, daß große Beschränkung des Gefolges Statt fände, daß sich der König des Gebrauches des Königstitels enthalte, und daß er dort unter dem Namen eines Grafen von Lille lebe. Unter diesen Vorschriften wurde Ludwig in Warschau geduldet. Welch ein furchtbarer Wechsel des Schicksals! Heimathlos zog der Prätendent ein in die alte Hauptstadt, wo sein Ahn, vom Stamme der Valois, als König gethront hatte. Der Monarch, welcher so schonungslos Ludwig den Achtzehnten aus seinem weiten Reiche verbannte, Paul der Erste, schloß seine Laufbahn durch einen gwaltsamen Tod in eben dieser Zeit, den 24. März 1801. Sein Tod erhob Kaiser Alexander, Rußlands Ruhm, auf den Thron. Eine der ersten Handlungen seiner Thronerhebung war die höchsterwünschte Wiederauszahlung des Jahrgeldes, wel-

ches Paul dem Könige Ludwig XVIII. erst so edelmüthig verwilligte, dann so hartherzig entzog.

Im Verfolg der politischen Geschichte Europa's und der verschiedenen Kriege gegen Frankreich, ward von nun an das Armeecorps der Ausgewanderten unter des Prinzen Condé Befehl gewisser Maßen aus dem Verhältnisse gerissen, in welchem es fortwährend zu dem Prätendenten der Krone Frankreichs stand. Jenes ging über in die Dienste Rußlands, ohne daß dem Könige fernerhin, auch nur der Form nach, eine officielle Beziehung zu demselben verblieb.

Bonaparte, im steigenden Glanze, erhielt mit dem Friedensschlusse von Amiens (den 27. März 1802) eine neue Anerkennung seines Uebergewichtes. Alle Berichte, die aus Frankreich beim Könige eingingen, stimmten darin überein, daß der Usurpator darauf sann, die Regentenkrone auf sein Haupt zu setzen. Er hatte ja nur noch Einen Schritt zur Throngelangung zu thun. Bei diesen Planen beunruhigte ihn der Blick auf die Bourbons und die Erwägung ihrer Ansprüche. Im stolzen Selbstgefühle glaubte er, auch dieses Hinderniß leicht beseitigen zu können, und wählte hierzu die Vermittlung des preußischen Ministers Grafen von Haugwitz. Am 26. Februar 1803 meldete sich zu Warschau beim Könige ein Unterhändler, welcher leise auftretend alle Künste der Ueberredung versuchte, um in möglichster Eile Ludwig XVIII. zur Entsagung der Krone Frankreichs zu bestimmen und eine gleiche Entsagung der übrigen Mitglieder der Familie Bourbon einzuleiten. Bei der willfährigen Gewährung dieses Verlangens verhieß Bonaparte dem Könige Entschädigung in Italien, also dieselbe Frucht, welche Ludwig früher dem General Bonaparte anbot, wenn er das Werkzeug zur Wiederherstellung des Bourbonischen Königsthrones in Frankreich würde. — Der König erschien bei diesen Anträgen in der Tiefe seines Unglücks in voller Würde und Hoheit; er beharrte fest auf sein Recht, wie auf seine Verpflichtungen gegen Frankreich und ertheilte ohne Verzug seine bestimmte mündliche Anwort, die er hiernächst schriftlich wiederholte. Hier sagte er:

„Ich verwechsele Bonaparte nicht mit seinen Vorgängern, ich schätze seinen Werth, seine militairischen Talente; ich weiß ihm Dank für mehrere Verwaltungs-

anordnungen, denn immer wird mir das Gute, welches meinem Volke erwiesen wird, theuer seyn; aber er irrt sich sehr, wenn er wähnt, mit mir über meine Rechte in Unterhandlungen treten zu können; durch seine gegenwärtigen Schritte erkennt er sie, wenn sie je zweifelhaft gewesen wären, ja selbst als vollgültig an." „Ich weiß nicht, welche Zwecke die Vorsehnng mit meiner Familie und mir beabsichtigt, aber ich kenne die Verpflichtungen, welche mir durch die Stelle, auf welcher ich geboren wurde, auferlegt sind. Diese Verpflichtungen werde ich als Christ bis zum letzten Lebenshauche erfüllen; als Nachkomme Ludwig des Heiligen, werde ich selbst in Fesseln nie ehrlos handeln; als Thronerbe Franz des Ersten, will ich machtlos mit ihm sagen: „„Alles verloren, nur die Ehre nicht!"" —

Der Herzog von Angouleme bemerkte unter dieser Erklärung seine vollkommene Beistimmung. Der Unterhändler deutete darauf hin, daß Bonaparte durch diesen Widerspruch veranlaßt werden könne, seinen mächtigen Einfluß zur Vermehrung der Leiden des Königs zu gebrauchen. Man entgegnete, daß die Antwort edel, aber gemäßigt abgefaßt sei, daß Bonaparte sich über deren Inhalt nicht beklagen könne, da er nicht Rebelle, nicht Usurpator genannt worden. Auf die Bemerkung des Unterhändlers, daß Bonaparte selbst bewirken könne, daß dem Könige das bisher von mehreren Mächten gezahlte Jahrgehalt entzogen würde, antwortete Ludwig: „Ich fürchte Armuth nicht und werde, wenn es darauf ankommt, mit meiner Familie und meinen treuen Dienern trocknes Brod essen; doch glauben Sie nicht, daß es dahin kömmt, ich habe noch eine andre Hülfsquelle, von der ich hoffe, daß sie nicht sobald versiegt, als die mächtigen Freunde; sie besteht darin, meine Lage in Frankreich bekannt zu machen und dort Hülfe zu suchen, nicht beim Usurpator — das niemals, aber bei meinen getreuen Unterthanen; glauben Sie gewiß, auf diesem Wege würde ich bald reicher als gewöhnlich sein." — Nochmals äußerte der Botschafter Besorgniß, daß der Eroberer darauf dringen würde, dem König jeden Zufluchtsort innerhalb der Staaten, auf welche er Einfluß habe, zu rauben; Ludwig erwiderte: „Ich würde den Regenten beklagen, welcher zu solchen Maßregeln sich genöthigt sähe — und würde von dannen ziehn." —

Unmittelbar nachher machte der König den sich damals in Großbrittannien aufhaltenden Prinzen vom Geblüte den Vorfall bekannt, worauf diese am 23. April eine Erklärung erließen, vermittelst welcher sie versicherten, daß Pflicht und Ehre ihnen verbiete, jemals über ihre Geburtsrechte zu unterhandeln, daß sie deßhalb auf das Vollkommenste der vom Könige ertheilten Antwort beistimmten, daß sie, nach seinem Beispiel, nie auf irgend eine Weise in Unterhandlungen eingehen würden, die das Haus der Bourbons in Betreff der sich selbst, seinen Vorfahren und Nachkommen schuldigen Rechte, beeinträchtigen könnten, und daß sie unwandelbar nie einen andern, als den legitimen König als Inhaber des französischen Thrones anerkennen würden. —

Als Bonaparte so das Mißglücken seiner Wünsche erfuhr, faßte er den Entschluß, die Bourbons zu vernichten; diesen Vorsatz offenbarte er Europa durch den Meuchelmord des Herzogs von Enghien*). Eben das Jahr, in welchem diese Gräuelthat verübt wurde, in welchem Georges, der Anhänger der Bourbons, guillotinirt, Pichegrü im Gefängniß getödtet und Moreau verbannt wurde, sah den mächtigen Usurpator den französischen Kaiserthron besteigen. Ludwig XVIII. sandte von Warschau aus allen Regenten Europa's eine kräftige Protestation, worin es heißt:

„Indem Bonaparte den Kaisertitel annimmt und ihn in seiner Familie erblich zu machen strebt, drückt er seinen Gewaltstreichen das Siegel auf. Dieser neue Revolutionsact, schon nach seinem Ursprunge nichtig, kann meine Rechte nicht stören; doch halte ich mich verpflichtet, Rechenschaft von meinem Betragen den Souverains zu geben, ihnen, deren Rechte nicht weniger verletzt sind, als die Meinigen, deren Throne, nach den von dem Senate zu Paris vorgebrachten Grundsätzen alle wanken; diese Rechenschaft bin ich Frankreich, meiner Familie und meiner Ehre schuldig; es wäre Verrath an der gemeinschaftlichen Sache, wenn ich bei diesem Vorfalle schwiege. Ich erkläre daher allen Regenten, daß, weit entfernt, jemals den Kaisertitel anzuerkennen, welchen

*) Höchst merkwürdig ist, was in Betreff der Geschichte dieser Schandthat Fleury de Chaboulon erzählt in seinen bekannten Memoiren, Theil 2, Seite 232 ff.

Bonaparte sich von einer Behörde übertragen ließ, deren eigene Existenz unrechtmäßig ist, ich förmlich protestire gegen diesen Titel und gegen alle daraus erwachsenden Folgen."

Mochte dies Verfahren für den Augenblick erfolglos seyn, da damals der Mächtige seine Anerkennung als Kaiser durchzusetzen wußte, König Ludwig XVIII. mußte so handeln. Er ging in consequenter Wahrnehmung seines Standpunctes noch weiter: als er die Nachricht erhielt, daß der König von Spanien Bonaparte's Erhebung zum Kaiser anerkannte und demselben den Orden des goldenen Vließes zuschickte, sandte er ihm Folgendes:

„Mit tiefem Schmerze schicke ich Ihnen hier die Insignien des Ordens des goldenen Vließes, welche Seine Majestät, Ihr Vater glorreichen Andenkens, mir verlieh. Es kann keine Gemeinschaft obwalten zwischen dem großen Verbrecher, welchen Kühnheit und Glück meinen Thron besteigen ließen, der die Ruchlosigkeit hatte, das Blut eines Bourbons, des Herzogs von Enghien, zu vergießen. Die Religion kann mich zur Verzeihung eines Meuchelmordes verpflichten; aber der Tyrann meines Volkes wird ewig mein Feind sein. Im gegenwärtigen Zeitalter ist es erfreulicher, eines Zepters würdig zu sein, als ihn zu besitzen. Die Vorsehung, nach ihrem unbegreiflichen Rathschlusse, kann mich verurtheilen, meine Tage im Elende zu verleben; doch sollen weder Nachkommen, noch Zeitgenossen sagen können, daß ich im Unglück mich jemals unwürdig gezeigt hätte, den Thron meiner Ahnen zu besteigen." —

So stand König Ludwig XVIII. da in dem Zeitpuncte des größten Unglücks, bewunderungswerth durch die feste Haltung, womit er ungebeugt alle Schläge des Schicksals ertrug, alle Lockungen, alle Drohungen von sich wies. Ohne ungerecht zu sein, muß man eingestehen, man mag einem politischen Systeme angehören, welchem es sei, daß er sich des Thrones und der Königskrone würdig zeigte. Bei der größten Milde der Gesinnung bewies er eine Willensfestigkeit, welche persönliche Achtung sichert und im Stande ist, den Wettkampf zu beginnen mit den größten Widerwärtigkeiten. Er erwarb sich das Recht auf den Thron Frankreichs, welches ihm Geburt gab, zum zweiten Male; ist es ein Glück, die

Königskrone zu tragen, so erscheint seine Throngelangung als ein Act, durch welchen in der wunderlichen Verflechtung der Schicksale einzelner Menschen und Völker die ewige Gerechtigkeit sich verherrlicht.

Nun ward Bonaparte's Haß gegen die Bourbons mächtig gesteigert durch die unbesiegbare Standhaftigkeit derselben, durch den Abscheu, welchen die Ermordung des Herzogs von Enghien überall verbreitete, und besonders an dem russischen und schwedischen Hofe laut werden ließ. Beauchamp sagt: „Dies ward ein neuer Beweggrund für den Mörder, mit Erbitterung die Familie der Bourbons zu verfolgen. Er ward darin nicht gestört durch gewichtvolle Vorstellungen; hatte doch die rechtliche Gesinnung des Königs von Preußen, Friedrich Wilhelms des dritten, Ludwig XVIII. eine Freistatt verliehen und den unglücklichen Fürsten unter den Schutz seiner Redlichkeit und seiner königlichen Tugenden gestellt. Von der andern Seite zeigte der Usurpator der Bourbonischen Erbschaft seinen Einfluß auf das preußische Cabinet. — Dieses ließ, auf Bonaparte's dringende Anzeige, in Baireuth die Unterhändler Ludwigs XVIII., Imbert, Colomès und den Grafen von Précy, die beschuldigt waren eines Briefwechsels mit dem Royalisten im Innern Frankreichs, verhaften. Doch dabei blieb man nicht stehen; die treuen Diener des Königs wurden zwei Jahre lang in Festungshaft gehalten, und ihre Papiere Napoleons Gesandten übergeben. Ludwig XVIII. bemühete sich vergeblich, in den preußischen Staaten einen Frankreich näher gelegenen Wohnort zu erhalten. Der Prätendent wußte, wie von Paris ein Agent nach Warschau gesandt war, um jeden seiner Schritte auszukundschaften und ihm Fallen zu stellen. Dagegen hatten ihm Rußland und Schweden sichere Freistatt angeboten, welchem zu Folge er sich zu einer Zusammenkunft mit seinem Bruder zu Grodnow in Litthauen, unter dem Schutze des Kaisers Alexander, entschloß. Während der König Vorbereitungen zu seiner Abreise treffen ließ, machte man die Entdeckung einer angelegten Verschwörung, vermittelst welcher man den König, die Königin, den Herzog von Angouleme und seine Gemahlin vergiften wollte. Die zu solcher Schandthat Abgeordneten machten sich in Warschau

an einen gewissen Coulon, der früher im Emigrantencorps gedient hatte, dann bei dem Baron von Miliville einem Hofcavaliere der Königin stand, damals nahe der Wohnung des Königs ein Caffeehaus und Billard hielt und mit der Dienerschaft Ludwigs bekannt war. Nach verschiedenen Unterredungen mit Coulon, bei welchen sie seinen Klagen der schlechten Zeiten die Versicherung entgegensetzten, wie sie es ihm leicht machen wollten, schnell in bessere Umstände zu kommen, gehen sie zu genauen Erkundigungen über das häusliche Leben des Königs über, befragen ihn besonders über die Einrichtung der Küche, ob er wohl in dieselbe Zutritt erhalten und für sie dort etwas unternehmen könne. Coulon, eben so listig als treu, immer willfähriger, läßt sich in die Verhandlungen ein, immer deutlicher läßt er jene mit ihren Höllenplanen hervortreten; dann, wie er über dieselben keinen Zweifel mehr hegen darf, eilt er zu seiner alten Herrschaft und entdeckt dem Baron von Miliville Alles. Der Herzog von Pienne, damals Oberkammerherr, der Graf von Avarey werden sogleich benachrichtigt, und Coulon angewiesen, daß er fortfahren soll, sich ganz den Rathschlägen und Forderungen der beiden Fremdlinge hinzugeben. Bald spricht sich das Verlangen der Giftmischer an Coulon bestimmt dahin aus, daß er sich in die Küche schleichen und in den Fleischtopf, in welchem die Suppe für die königliche Tafel gekocht wird, ein ihm vertrautes Pulver werfen, nach gewonnener Ueberzeugung aber, daß er diesen Streich glücklich ausgeführt habe, vierhundert Stück Louisdor erhalten solle. Endlich wird Coulon das Pulver ausgehändigt, er erhält einige Thaler Handgeld, nochmaliges Versprechen von 400 Louisdor nach gelungener That und die Verheißung sicherer Zuflucht in Frankreich. Nun bringt er das Erhaltene an Miliville; der Graf von Avarey und der Erzbischof von Rheims senden es unter ihrem Siegel der Polizei zu, mit dem Antrage, sogleich Coulon und die beiden Emissaire gefangen zu nehmen und gegen sie die Untersuchung einzuleiten. — Doch man verfuhr von Seiten der Behörden weder rasch, noch gründlich. Des Königs Abreise, auf den 25. Julius (1804) festgesetzt, ward verschoben; er wandte sich selbst schriftlich an den Präsidenten von Hoym und bat nochmals um die Ver-

haftung Coulons und seiner Frau, wie um eine genaue chemische Untersuchung des angeblichen Giftes durch Kunstverständige, unter Zuziehung des königlichen Leibarztes. Der Präsident wies jede Theilnahme von der Hand. Nun ließ der König unter den erforderlichen Formalitäten selbst das Gift untersuchen von seinem Leibarzt, dem Doctor Lefêvre, von einem warschauer Arzte und einem Apotheker, wo sich ergab, daß jenes Pulver in einer Mischung von weißem, gelbem und rothem Arsenik bestand. Mit dem hierüber aufgestellten Zeugnisse wandte sich dann der König an den Chef der Stadtpolizei, den Grafen von Tilly, überreichte demselben eine förmliche Anzeige des Verbrechens nebst dem Beweise, bemerkte, wie sich in dieser Sache der Präsident von Hoym bereits incompetent erklärt habe, und erhielt von dem Polizeichef zur Antwort, daß er sich mit der Untersuchung, die vor die Justizbehörden gehöre, nicht befassen könne.

Dieses ist dem Wesentlichen nach die Darstellung der warschauer Vergiftungsgeschichte, wie sie auch Beauchamp erzählt. Große Zweifel entstehn, ob der Zusammenhang derselben und das Betragen der preußischen Behörden auf die mitgetheilte Art statt gefunden hat, besonders da die von Seiten der Ausgewanderten ganz bestimmt ausgesprochene Anschuldigung, daß Bonaparte's Einfluß alle Wirksamkeit der mit Recht berühmten preußischen Rechtspflege gehemmt habe, gegen alle Wahrscheinlichkeit ist, und bekanntlich französische Berichterstatter es mit der Aufstellung lügenhafter Beschuldigungen ausländischer Behörden nicht genau zu nehmen pflegen. — Daß übrigens Bonaparte kein Mittel für zu verworfen hielt, um ihm widerwärtige Menschen zu opfern, beweisen Pichegrü, der Capitain Brigt, der Herzog von Enghien, Toussaint-Louverture und viele Andere.

Der König reiste von Grodnow ab; seine Begleitung bildeten der Graf von Avarey, der Marquis von Bonnay, der Marquis von Pienne und der Marquis von Vassé. Er ward in den Staaten des Kaisers von Rußland standesgemäß aufgenommen und erwartete drei Wochen hindurch, bis in die Mitte des

Monats September, vergeblich die Ankunft seines Bruders, des Grafen von Artois. Dieser verließ erst den 20. England und brachte zur Zusammenkunft Calmar in Schweden in Vorschlag, wohin Ludwig über Riga ging und am 5. October mit seinem Bruder zusammentraf. Der nächste Zweck dieses Zusammenseins war gerichtet auf Verabredungen in Betreff der neuesten Ereignisse in Frankreich; der Erfolg, eine gemeinschaftliche Erklärung, welche unterm 2. December gegen den neuen Kaiser sich ausführlich vernehmen ließ und den Franzosen Ermahnung, neue Verzeihungversicherung und schöne Verheißungen für die Zukunft brachte, insofern sie zum Panner der Lilien zurückkehrten. Bonaparte's Aufmerksamkeit entging jene Zusammenkunft nicht; er schickte seine Kundschafter, in der Rolle reisender Kaufleute, nach Schweden; doch mußten diese ihre Aufträge sorgfältig verschleiern, bei der wider ihn vorwaltenden Stimmung des schwedischen Cabinettes.

Da preußischer Seits der Rückkehr Ludwigs XVIII. nach Warschau Schwierigkeiten entgegengesetzt wurden, er aber in Calmar nicht bleiben konnte, erhielt er zum zweiten Male einen Zufluchtsort zu Mitau, wo sich im April 1805 von Warschau auch die Königin und die Herzogin von Angouleme einfanden. Ein neues Unglück bedrohete hier den König: der Ermordung und Vergiftung entronnen, verfolgte ihn hier Feuersgefahr. An zwei Stellen des von ihm bewohnten Schlosses war Feuer angelegt; es kam in einem Flügel, in welchem ein Bataillon Artillerie lag, in der Nacht des siebenten Aprils zum Ausbruche, Ludwig war die ganze Nacht hindurch, umgeben vom Herzoge von Angouleme und seinem Gefolge, auf dem Platze und ordnete selbst die Löschungsanstalten an. Zu gleicher Zeit entdeckte man in einem andern Theile des Schlosses eine Menge bereits angezündeter Brennmaterialien, welche wenige Augenblicke später die Feuersbrunst allgemein gemacht hätten. Diese Mordbrennerei erneuerte sich schon nach zehn Tagen, wo des Morgens früh, unmittelbar unter den Gemächern des Königs, eine mächtige Rauchsäule Feuerlerm verursachte. Schnell herbeigeeilte Hülfe begünstigte das Löschen. Vielleicht verdankte dieses Mal der König sein Leben allein der Wachsamkeit der alten Leibgarde, die sich hier wieder um ihn eingefunden hatte. Von den

ruſſiſchen Behörden, an deren Spitze der von Riga nach Mitau geeilte Generalgouverneur Graf von Burhövden ſtand, ward ausgemittelt, daß beide Feuersbrünſte von Brandſtiftern herrührten.

Dieſe gegen Ludwigs Leben gerichteten Mordverſuche fielen zuſammen mit dem Zeitraume, wo ſich die dritte Coalition gegen Frankreich, dieſes Mal perſönlich gegen Bonaparte, bildete. Schon hatten die freundſchaftlichen Beziehungen zwiſchen ihm und Rußland aufgehört; die Spannung ward vergrößert durch die freundſchaftliche Aufnahme, welche der Prätendent in der Hauptſtadt Curlands fand. Der neuausgebrochene Krieg ward nach wenigen Monaten (den 26. December) durch den Presburger Friedensſchluß beendet, ehe noch Rußland ſolche kriegeriſche Maſſen ins Feld ſtellte, die im Stande geweſen wären, den Angelegenheiten der Coalition auf dem feſten Lande eine andere Wendung zu geben. Hatte man gleich von gewiſſen Seiten her ſchon längſt angefangen, bei der Erwägung der Politik in Europa die aus Frankreich vertriebenen Bourbons völlig zu überſehen, ihre Rechte und Forderungen als nichts zu achten, ſo erhoben ſich doch gegenwärtig Stimmen, welche den König und den Prinzen der Unthätigkeit beſchuldigten. Hierüber, wie über ſeine unglückliche Lage, ſpricht ſich Ludwig XVIII. im März 1806 aus, in einem Schreiben an ſeinen Agenten Fauche-Borel.

„Seit meiner Flucht aus Frankreich," ſagt er, „that ich keinen Schritt, als, um mich nach Möglichkeit meinem unglücklichen Volke zu nähern. Alle meine Reiſen ſeit funfzehn Jahren waren hierauf berechnet. Mein Briefwechſel beweiſt meine unaufhörlich erneuerten Bemühungen, bei allen Mächten dahin zu wirken, daß mir und den Meinigen eine thätige Theilnahme am Kriege verſtattet würde. Dieſe Bemerkung iſt nicht tröſtlich; aber ſie darf denen nicht vorenthalten werden, die mit ſo vielen Vernunftgründen meine Annäherung und meine Thätigkeit fordern. Unermüdliche Anſtrengungen wurden zu dieſem Zwecke vor den unglücklichen Feldzügen 1805 und 1806 erneuert; noch gegenwärtig kann ich beweiſen, daß ich dahin wirkte. Seit dem Anfange der Revolution hat in Frankreich, wie außer demſelben, ein fehlerhafter Ideengang Statt gefunden. Die Ausländer, häufig von philoſophiſchen Anſichten, welche man für

volksthümlich und folglich für unzerstörbar hält, befangen, liebten und lieben die Revolution noch. Doch wie man zu gleicher Zeit ersah, daß sie alles auflöste (désorganisait), schmeichelte man sich, in diesem Zustand der Unordnung würde es leicht sein, Eroberungen zu machen, und solche Vorstellung ist, besage der letzten Verhandlungen der verbündeten Mächte, noch nicht gewichen. Dieser zweifache Irrthum war die Veranlassung des fortwährend gegen mich beobachteten Verfahrens. Theils glaubte man, daß man nichts für mich thun müsse, theils fürchtete man sich zu compromittiren, indem man mich hervortreten ließ, wenn man keinen Erfolg hätte; und, wäre dieser günstig, so hemmte man dadurch die weiterliegenden ehrsüchtigen Plane. Ich bin vollkommen gewiß, daß der Kaiser von Rußland solche Absichten nicht hegt; aber alles überzeugt mich, daß er den ersteren Irrthum theilt, und dies ist hinreichend, um mich zu behandeln, wie es die übrigen Regenten thun. In Frankreich hat dieses Benehmen der Mächte großes, man kann nicht sagen ungegründetes, gewiß aber verhängnißvoll wirkendes Mißtrauen wider sie geweckt. Der Blick vermag nicht den Wolkenschleier zu durchdringen, der mich und die Meinigen umhüllt; vorzüglich beschuldigt man uns, gänzlich verlassen zu sein; tief betrübt mich diese Ungerechtigkeit, ohne daß ich sie geradehin verwerflich finde. Gott allein erkennt das Wahre; Menschen urtheilen nur nach der Wahrscheinlichkeit. Doch der Erfolg ist Entmuthung, Kraftlosigkeit, die dem Abgrunde immer näher führt."

„Zwischen zwei Parteien gestellt, rufe ich beiden gleichmäßig zu: Ihr täuscht Euch! — Aber von der einen Seite wird meine Stimme überhört, von der andern nicht verstanden. Ich weiß es wohl, daß wenn ich mich zeigte, mich wenigstens näherte, dieses recht nützlich wäre; doch die Mächte geben ihre Zustimmung nicht, weil ihnen das Unternehmen wenigstens nutzlos scheint. Gleichfalls weiß ich, daß Bewegungen in Frankreich selbst ihnen die Augen öffnen würden; doch diese Bewegungen sind nicht ins Werk zu richten, weil man sie und mich mißtraut. Dies ist der unglückselige Kreislauf der Dinge, von welchem ich beständig rede." —

„Ich wage hier die Worte des Evangelisten anzuführen: „„Hören sie Mosen und die Propheten nicht,

so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstünde!"" (Lucá XVI. 31). Um die Anwendung nicht fehlen zu lassen: Mosen und die Propheten enthält meine Erklärung vom 2. December 1804; der von den Todten Auferweckte sei eine neue Bürgschaft. Alles ist in jener Erklärung aufgenommen: der Militair findet dort das Fortbestehen erlangter Grade, Anstellung, verhältnißmäßiges Vorrücken im Dienste, Aufhebung des Reglements von 1781, — alles ist dort zugesichert; der Mann von der Verwaltung trifft den feststehenden Etat, der Volksfreund Aufhebung der Conscription und der Kopfsteuer, der lästigsten aller Abgaben. Diejenigen, deren Verhältnisse in jener Erklärung nicht einzeln angegeben sind, kann man zufrieden stellen durch einfache analoge Schlußfolge. — Man sagt vielleicht, daß ich mit der Armee eine Ausnahme machen wollte; doch welche Vorliebe könnte mich bestimmen, den Richter, die Verwaltungsbehörde beizubehalten, indem ich den, welcher andere Dienste leistet und mit jenen gleiche Verdienste hat, seiner Stelle beraubte? Den neuen Grundbesitzern kündige ich mich an als den Beschützer Aller Rechte und Jedes Interesses. Endlich der Schuldige erhält Verbot fernerer Verfolgung; allgemeine Begnadigung ist feierlich ausgesprochen; dem Reuigen ist die Thür geöffnet; in keinem Puncte kann man meine Aufrichtigkeit in Zweifel ziehen, so lange ich immer bei meinen seit sechs Jahren erlassenen Instructionen stehen bleibe."

„Welche weitere Verhaltungsbefehle könnte ich ertheilen?" —

Die neuen Siegeskränze, welche Napoleon im Feldzuge des Jahres 1805 erkämpfte, schlugen den Erfolg solcher vermittelnden Zusicherungen nieder. Im folgenden Jahre fiel auch Preußen, welches ohne zeitgemäße Kraft, nach langem Zaudern, den Kampf begann mit einem kühnen Eroberer, der im Zenith seines Glückes stand. Der Kaiser Alexander war mit auf den Kriegschauplatz getreten. Viele verwundete und gefangene Franzosen wurden nach Mitau geschickt; sie hatten als Feinde gegen das Haus Bourbon gefochten, doch Ludwig XVIII. bewies sich als Vater der unglücklichen Franzosen. Wo er wußte und konnte, half er. Nach dem Auftrage des Königs, suchte der Abbé Frimont

sie auf und trug ihnen Unterstützung jeder Art und Trost zu. Unter ihnen riß ein ansteckendes Fieber ein; der fromme Geistliche selbst ward davon ergriffen und starb in den Armen der Tochter Ludwigs XVI., welche eigene Gefahr nicht achtete, um den Pflichten der zärtlichsten Verehrung vollkommen zu genügen. Mit seinem Tode hörte die Sorgfalt für die hülflosen Gefangenen nicht auf; sie ward mit verdoppelter Milde fortgesetzt. —

Der Kaiser Alexander begab sich selbst zu seinem Heere im Anfange des Feldzuges 1807. Auf der Reise zu demselben gelangte er den 30. Mai in Mitau an. Er hatte hier eine längere Zusammenkunft mit dem Könige, welchem er, wie der ganzen Bourbonischen Familie, die entschiedensten Beweise der Achtung gab. Der Waffenruhm Napoleons machte alle Verständnisse, die fortwährend mit den Königlichgesinnten in Frankreich unterhalten wurden, nutzloser und gefahrvoller als je; viele Anhänger Ludwigs fielen in die Hände der Polizei, besonders in der Bretagne und Normandie, und büßten unter harten Strafen ihr Wagniß.

Nach dem Frieden von Tilsit trat eine neue Störung der persönlichen Verhältnisse des Prätendenten ein. Zwar war in jenem unglücklichen Vertrage des Königs nicht erwähnt, keine ihn betreffende, nachtheilige Bestimmung ausgesprochen; jedoch hielt er selbst es seiner Würde gemäß, sich aus einem Reiche zu entfernen, dessen Regent ein Verbündeter des Usurpators geworden war. Er entschloß sich, nach England zu fliehen und ging im October nach Gothenburg in Schweden, wo er eine wohl ausgerüstete königlich schwedische Fregatte zu seiner Ueberschiffung nach England bereit fand.

Obgleich durch öffentliche Blätter die Nachricht von der beabsichtigten Reise des Königs nach England verbreitet war, so hatte Ludwig doch davon noch keine unmittelbare Anzeige dem brittischen Ministerio gemacht. Jedoch bezeigten Georg III. und seine Minister dem Könige so große Achtung, daß sie sogleich durch Eilboten den Befehl nach Edinburg schickten, um dort den Palast zu seiner Aufnahme schnell in Stand setzen zu lassen. Die Nachricht von der Bestimmung seines Wohnortes erhielt der König im Hafen von Yarmouth und zugleich die Weisung, nach Leith zu segeln und sich dort auszuschiffen; doch war er keineswegs gesonnen,

den ihm bestimmten Aufenthalt in Schottland anzunehmen. Er erklärte, wie er nicht nach England komme, um einen Zufluchtsort zu suchen; einen solchen habe er in Rußland, dort, wo er auch seine Gemahlin und Nichte, Madam Royale, zurückgelassen. Der Zweck seiner Reise sei allein politisch und gehe aus seiner Stellung als König von Frankreich hervor. Er würde eher nach Rußland zurückkehren, als nach Schottland gehn, oder sich eine andere Behandlung gefallen lassen, als einem die Hülfe Großbrittanniens in Anspruch nehmenden Souverain gebührte. Dagegen waren die brittischen Minister nicht gewillt, diese Forderungen des Königs anzuerkennen. Wenn es, sagten sie, dem Haupte der Familie Bourbon ansteht, seiner gegenwärtigen Stellung gemäß unter uns zu leben, so wird er in Schottland einen ehrenvollen und sicheren Aufenthalt finden; doch erkennen wir zu sehr die uns auferlegte Verbindlichkeit, den volksthümlichen Charakter des fortwährenden Krieges festzuhalten, als daß wir durch unvorsichtige Maßregeln demselben einen fremdartigen, der brittischen Nation abwendig machenden Anstrich geben sollten. Bietet nicht gegenwärtig die Lage Frankreichs und des Continents eine für die Wiederherstellung der Bourbons ungünstigere Ansicht dar, als während der ganzen Zeit des Revolutionskrieges, welchen wir geführt haben? Kann England gegenwärtig auf einen bessern Beistand Europa's hoffen als bisher? Im Gegentheil heiliget gewisser Maßen die Unterwerfung fast des ganzen Continents die neue Ordnung der Dinge in Frankreich. Der dermalige Augenblick wäre schlecht gewählt, um einer vorsichtigen und weisen Politik abwendig zu werden. Mit der Anerkennung Ludwigs XVIII. würden wir den Gegnern des Ministerii eine erwünschte Gelegenheit darbieten zu der Beschuldigung, daß einem rein nationellen Kriege ein freindartiger Charakter gegeben wird.

Die Ankunft des Königs in England erweckte großes Aufsehn, theils durch die Theilnahme, welche für den rechtmäßigen König Frankreichs sprach, theils durch die Art, wie das Ministerium seine Lage ansah; auf jede Weise befand sich Ludwig in wenig tröstlichen Verhältnissen. Indeß wurde ihm, da er gegen eine Ueberfahrt nach Leith und gegen einen Aufenthalt in Schottland förmlich protestirte, die Erlaubniß, sich in Yar-

mouth auszuschiffen, nicht versezt. Hier empfing ihn der Graf von Artois mit näheren Mittheilungen über die Lage der Dinge in England, besonders in Bezug auf die Ausgewanderten. Der König erwog sehr richtig, daß seine nach der Ansicht vorurtheilsvoller und oberflächlicher Menschen hülflose Sache die größte Mäßigung erheischte, daß es gerathen sei, jedem Ausbruche heftiger Stimmung vorzubeugen. Er nahm daher die ihm ehrerbietig und dringend vom Herzoge von Bukingham angetragene Wohnung zu Gosfieldham, in der Grafschaft Esser, an und ließ seine Gemahlin, die Königin, und seine Nichte, die Herzogin von Angouleme, im Frühjahre 1808 nachkommen. Hier, in ländlicher Einsamkeit, verlebte die so vielfach verfolgte Familie ihre Tage, wenigstens äußerlich ungefährdet. Der König, als solcher nur anerkannt im Innern seines Hauses und vom Prinzen von Walis, der ihm immer die größte Zuneigung bewies und solche auch bald als Prinz Regent bewährte, — öffentlich unter dem Namen des Grafen von Lille lebend, war gewisser Maßen mit seinem Schicksale versöhnt. Er ließ hier der Dankbarkeit ein Denkmal errichten, umgeben von fünf Eichen, welche die fünf anwesenden Mitglieder der Familie, er selbst, die Königin, der Herzog und die Herzogin von Angouleme und der Herzog von Berry eigenhändig pflanzten. — Bald rief der Tod ein Glied dieses Kreises: die Königin starb den 13. November 1810, 57 Jahr alt, und ward mit standesmäßigen Feierlichkeiten in der königlichen Gruft zu Westmünster beigesetzt; es erfreuten sich die Verlassenen der der Todten erwiesenen königlichen Ehre, die den Lebenden so sehr verkümmert wurde.

Nach dem Tode der Königin verließ der König den Landsitz seines Freundes, des Herzogs von Bukingham, und bezog das Schloß Hartwell, in der Grafschaft Bukingham, acht Meilen von London gelegen. — Hier zahlte er sechshundert Pfund Sterling jährliche Miethe. Mit Inbegriff der von Rußland und England gezogenen Jahrgelder, hatte gegenwärtig der König kaum ein jährliches Einkommen von 600,000 Franken. Hiervon gingen 100,000 Franken ab für den Herzog und die Herzogin von Angouleme, und ein gleicher Betrag an den Erzbischof von Rheims, den Herrn von Tal-

leyrand, zur Vertheilung an die Armen; ferner eine bedeutende Summe zur Unterstützung der in ganz Europa zerstreueten Emigranten, die allein seiner Gnade lebten. Daher verblieben ihm selbst zu seiner Hofhaltung kaum 300,000 Franken, und dennoch war diese zahlreich, mithin aufwanderfordernd, nicht aus Luxus (der ganze Marstall bestand nur in einem Wagen und zwei Pferden), sondern weil der Fürst einer großen Zahl Hofleuten, die den Thron in seinem Glanze umgeben hatten und dem rechtmäßigen Regenten ins Elend gefolgt waren, nun Unterhalt gab und aus ihnen den dürftigen Hofstaat bildete. Doch beschränkte sich des Königs Wohlthätigkeit nicht auf diesen Kreis. Mit dem Schlosse von Hartwell war ihm das Zubehör in Besitz gegeben, und so konnte er die Freude genießen, die Lasten der Gutsleute zu erleichtern, Arme in ihren Hütten aufzusuchen und ihnen Gabe und Trost zu überbringen; auch setzte er sich in Beziehung zu den, zum Theil in großer Noth sich befindenden französischen Gefangenen, um ihnen Unterstützung zukommen zu lassen. Er ward von den Landeseinwohnern ungemein geliebt und erhielt, wo er sich zeigte, Beweise der persönlichen Verehrung. Zu seiner Erheiterung trug es bei, hier die sämmtlichen Glieder der königlichen Familie, des Hauses Condé, und viele andere Ausgewanderte in der Nähe zu haben, wenn gleich das alte Spiel höfischer Ränke, abenteuerlicher Ansprüche und Eifersucht alsbald wieder Raum gewann und dem Könige oft Verdruß machte. Seinem Herzen stand Niemand näher, als die Herzogin von Angouleme, welche wiederum mit wahrer kindlicher Liebe an einem Oheim hing, der ihr Vaterstatt vertrat.

Seit dem Jahre 1804 war die Agentschaft in Paris aufgelöst; von da an unterhielt der König nur häufig unterbrochene Verbindung im Innern Frankreichs. Die Mühewaltung, welche Bonaparte aufwendete, um den alten Adel an seinen Hof zu ziehen und dadurch der neuen Institution den Schein alter Legitimität zu geben, war eine Schwäche, welche mehrseitiger Rüge nicht entgehen konnte. Für den König erwuchs daraus das Unangenehme, daß zwischen seinem verlassenen Hofe und dem glanzvollen von St. Cloud eine versteckte Verbindung entstand, die ihn in beständiger Furcht erhielt, in seiner nächsten Umgebung Verräther und Auflaurer

u haben. Hiervon drang ſich ihm ſo mancher Verdacht, o manche unangenehme Erfahrung auf, daß ſein Ver=rauen auf die Geſammtmaſſe der Emigranten völlig ntergraben wäre, wenn er vom Anfange her ein ſolches ehegt hätte. Bei großer Verſchiedenheit der politiſchen Anſichten, hatte ja nur gemeinſchaftliche Noth ſie zuſam=nengeführt, den König zum Haupte der Emigranten nd ſie zum Parteihaufen für einen König gemacht, der hnen als Monſieur ein widerwärtiger Neuerer, und ls König in ſeinen Erklärungen an die franzöſiſche Na=ion bei weitem nicht alt=rechtgläubig, adlich genug war. Manche hieraus entſtehende unangenehme Reibungen rachten den Prätendenten dahin, alle Geſchäfte von ir=gend einiger Bedeutung als ſtrengſtes Geheimniß zu be=handeln; denn Undank und Verrath ſtellten ihm, oft auf Napoleons Betrieb, gefährliche Fallen. So öffnete Ludwig gegenwärtig alle an ihn eingehende Briefſchaf=en ſelbſt und ſchrieb die Antworten eigenhändig, wenn er Gegenſtand von Wichtigkeit war; auch verhandelte r mit Abgeſandten anderer Mächte, die zuweilen erſchie=nen, perſönlich, wo er denn beſtändig Kenntniß, Geiſt nd Fähigkeit offenbarte, in treffender Entwicklung ſeiner Anſichten, ſowohl mündlich als ſchriftlich. Nach ſeinem igenen Ausdrucke, lebte er auf der Lauer eines Augen=blickes, der früh oder ſpät erſcheinen müſſe. Im Be=riebe der Verbindungen, welche über Bordeaux aus vom Jahre 1810 an in Frankreich unterhalten wurden, tand dem Könige, nach dem Tode Avarey's, ſeines reuen Freundes und unzertrennlichen Unglücksgefährten, eit dem Tage der Flucht aus Frankreich, am nächſten er Graf von Blacas, gegenwärtig Herzog, Pair und ranzöſiſcher Botſchafter in Rom. Auf dieſem Wege rachte Ludwig auch die zwar unterjochten, aber nicht eruhigten Vendeer wieder in Beziehung mit dem brit=iſchen Miniſterio und verſchaffte ihnen die Zuſicherung räftiger Unterſtützung bei der offenen Fehde, die man ür den als nahe vorauszuſehenden Krieg Napoleons egen Rußland vorbereitete.

Ungemeſſene Ehrſucht des franzöſiſchen Kaiſers be=chleunigte den Ausbruch des großen nordiſchen Krieges, welchen er übermüthig herbeirief, indeß ſeine Waffen mmer erneuerten Widerſtand fanden in Spanien und von England aus. Kaum wankte die Waage ſeines bis=

herigen Kriegsglückes, nach der Zerstörung seiner Heere in den Eisfeldern Rußlands, als auch der König neue Hoffnungen schöpfte und seine geheimen Botschafter nach Frankreich sandte, um den schwachglimmenden Funken der Anhänglichkeit wieder anzufachen.

In dieser Epoche zeigte König Ludwig in einem Briefe an den Kaiser Alexander eine seinem Herzen zum wahren Ruhme gereichende Sorgfalt für die Franzosen. Er sagte hier: „Das Kriegsloos ließ in Eurer kaiserlichen Majestät Hände mehr als hundert und funfzigtausend Gefangene fallen; größten Theils sind es Franzosen. Es ist gleichgültig, unter welchen Fahnen sie dienten; es sind Unglückliche, ich sehe in ihnen nur meine Kinder, daher empfehle ich sie der Gnade Eurer kaiserlichen Majestät. Mögen Höchstdieselben erwägen, was viele von ihnen schon erdulden mußten, und ihr Schicksal mildern! Mögen sie erfahren, daß ihr Besieger der Freund ihres Vaters ist. Eure Majestät können mir keinen rührendern Beweis Ihres Wohlwollens geben." —

Der Krieg, welcher sich mit der Verbreitung der Heere Napoleons aus Rußland nach Deutschland zog, wo die Befreiung Europa's von seinen Unterjochungsplanen entschieden wurde, führte mit dem Jahre 1814 die Heere der Verbündeten nach Frankreich, während Wellington in Spanien das Uebergewicht gewann. So wurde Napoleons Lage immer bedrängter, seine Stimmung düsterer, sein Haß gegen die Bourbons grenzenloser, denn er selbst, der der Revolution alles verdankte, bebte vor dem Gedanken zurück, daß deren Erbschaft seinen Händen und den Seinigen entrissen werden könnte. Doch gerade, indem er hiergegen zu wirken, diesem mit aller Kraftanstrengung vorzubauen gedachte, bereitete er sich völlige Niederlage, seinen Feinden entschiedenen Sieg. Die verbündeten Mächte, Rußland, Preußen und Oestreich hatten bei ihrem ersten Vorschreiten in Frankreich nicht die entfernteste Aeußerung gemacht, welche die Bourbons zu ihren Gunsten deuten konnten; jene hatten aber auch in den von ihnen eroberten nord-östlichen Provinzen Frankreichs nirgends Wahrzeichen erhalten, daß die Wiederherstellung der vertriebenen Königsdynastie ein Nationalwunsch sei. Es ist un-

bezweifelt, daß Ludwig XVIII. wohl nicht zum Thronbesitz seiner Vorfahren gelangt wäre, hätte er nicht mit stets folgerechter Festigkeit seine Ansprüche verwahrt und seine Verbindungen mit der Vendee unterhalten. Während letztere in den westlichen Provinzen Frankreichs gegenwärtig neues Leben erhielten, benutzte sie das brittische Cabinet, um Wellingtons Operationen zu erleichtern, und so erging vom brittischen Ministerium zuerst wieder der Aufruf zur Wiederherstellung der Bourbons, der den andern Verbündeten unerwartet kam. Da König Ludwig, in dem entscheidenden Augenblicke von der Gicht befallen, nicht hervortreten konnte, sandte er seine beiden Neffen, Angouleme zu Wellingtons Heere, Berry nach der Insel Jersey, um sich bei günstiger Gelegenheit sogleich nach der Vendee oder nach der Bretagne zu begeben, indeß der Graf von Artois, begleitet von seinem Gardecapitain d'Escars, in Holland landete und über Frankfurt und Freiburg nach Basel eilte, um so in der Nähe, als Monsieur des Familien-, als Generallieutenant des alten Bourbonischen Königreiches, des Staats-Besten wahrzunehmen. Es wurde ihm leicht, von dort aus eine Proclamation Ludwigs XVIII. (unterzeichnet: Hartwell den 1. Februar 1814) zu verbreiten, deren Inhalt gleich jenem früher erlassenen und mitgetheilten das zerrissene Band zwischen der alten Dynastie und dem neuen Frankreich anknüpfen sollte. So heißt es hier: „der König wiederholt die Versicherung, daß die Verwaltungs- und Justizbehörden in dem Bereiche ihrer Amtsbefugnisse verbleiben sollen, daß Er jedem den Eid der Treue Schwörenden seinen Posten belassen wird, daß die Gerichtshöfe sich aller Verfolgungen in Bezug auf diese unglückliche Zeit, deren Andenken seine Rückkehr für immer vertilgen soll, enthalten werden, endlich daß das Gesetzbuch, welches der Name Napoleon beschimpft, welches aber größtentheils alte Verordnungen und Herkommen des Königreiches enthält, in Kraft bleiben soll, mit Ausnahme der den kirchlichen Lehrsätzen zuwiderlaufenden Verordnungen." — Bald war Artois auf französischem Grund und Boden, den 20. Februar zog er zu Vesoul, einen Monat später zu Nancy ein; auf der Reise hierhin wäre er fast in die Gefangenschaft des General Pire, welchen Napoleon zu diesem Zwecke einen Streifzug machen ließ, gerathen.

Paris ist Frankreich, ist die Welt, sagt der Franzose; wie der Krieg wider Frankreich mit der Eroberung der Hauptstadt entschieden wurde, so konnte auch nur von hieraus eine glückliche Entscheidung der Hoffnungen der Bourbons erfolgen; erstere erfolgte den 30. März, ohne daß für diese entscheidende Maßregeln oder Stimmen verlautbarten; doch zeigten sich beim Einzuge der verbündeten Monarchen unter dem jauchzenden Haufen des wetterwendischen Pöbels Gruppen mit dem Abzeichen der Königspartei, mit der weißen Kokarde. Agenten des Königs, besonders der Baron von Vitrolles, nahmen mit großer Thätigkeit den Augenblick allgemeiner Bestürzung wahr; sie suchten eine Partei für Ludwig VXIII. zu consolidiren, indem sie die Bewohner der Vorstadt St. Antoine, größtentheils Arbeitsleute, die von dem Verdienste des Tagewerkes leben und daher leicht durch Verheißungen gewonnen werden, für ihre Absichten stimmten, und zu gleicher Zeit den durch Napoleon zu den höchsten Staatsämtern gehobenen Großen specielle Zusicherungen in die Hände spielten. In einer andern Vorstadt St. Honoré vereinigten sich andere Royalisten und Altadliche unter Ferrand, la Rochefoucault und Chateaubriand und sprachen ihre Wünsche für die Herstellung der Bourbon-Dynastie in dem entscheidenden Augenblicke aus, wo Namens der Verbündeten der russische Graf von Nesselrode erklärte, daß man fernerhin mit Napoleon nicht unterhandeln würde. Der Gemeinderath von Paris entschied sich in dem Bedrängniß zu einer Bekanntmachung, worin er sich vom bisherigen Kaiser lossagte und den Wunsch zur Wiederherstellung des Königthums in der Person Ludwigs XVIII. zu erkennen gab, gestützt auf die Versicherung der verbündeten Monarchen, daß sich die französische Nation nach eigenem Gutdünken eine Verfassung geben möchte. Auch Talleyrand entschied sich für die Bourbons und sprach am 2. April mit der niedergesetzten Regierungscommission die Verabschiedung des bisherigen Kaisers aus.

In diesen Verhältnissen entwarf der Senat, unter Talleyrand's Leitung, am 6. April 1814, eine Reichsconstitution, deren Inhalt nur zu sehr bewies, daß das gegenwärtige Frankreich in offenbarem Widerspruche stand

mit den Ansichten des auf seine Legitimität fußenden Königs. Es hieß dort gleich im zweiten Artikel: „Die französische Nation beruft freiwillig auf den Thron Ludwig Stanislaus Xaver von Frankreich, den Bruder des letzten Königs, und nach ihm die übrigen Glieder des Hauses Bourbon, nach alter Erbrechtsfolge. — Ludwig XVIII. aber wollte den bisher ihm vorenthaltenen Thron besteigen, nicht als Vergünstigung der freigewordenen Nation, sondern nach dem Rechte der Legitimität; und hiernach, als sich von selbst verstehend, so mußte ihm wie den altgläubigen Emigranten auch der Schlußartikel höchst anstößig sein, welcher lautete: „Gegenwärtiger Entwurf einer Constitution soll der französischen Nation nach einer zu bestimmenden Form vorgelegt, Ludwig Stanislaus Xaver aber als König proclamirt werden, sobald er die Constitution beschworen und eine Urkunde, worin er die Annahme derselben eidlich versichert, vollzogen haben wird." —

Beauchamp, der royalistische Biograph, verräth von allen diesen Thatsachen nichts; er weiß nur zu berichten, wie kaum die strengen Zügel des Usurpators gerissen waren, als sich der Freudentaumel über Frankreich ergoß, mit der Hoffnung, den legitimen, väterlich gesinnten Regenten zu erhalten. „Mais!" —

„Aber der Triumph der Legitimität war durchaus noch nicht entschieden im Rathe der Monarchen des Nordens. Mit Ausnahme Englands, glaubten die übrigen Mächte, daß es zur Sicherheit Europa's und zur Freiheit der Welt hinreiche, Bonaparten zu stürzen oder seiner Herrschaft Grenzen zu stellen. Trauriger Irrthum! Lauerte revolutionaire Macht nicht im Hinterhalte, um sich an die Eingriffe des Usurpators anzuschließen? Unter Kämpfen und Blutvergießen zu Chatillon-sur-Seine wurden Verhandlungen geflogen. Man wog den Vortheil der verbündeten Regenten ab, gegen den des Thronräubers." — „Bordeaux proclamirte schon am 12. März Ludwig den Achtzehnten als König, unter den Auspicien des Herzogs von Angouleme. — Wellington versicherte nachher den Abgeordneten, welche jene Stadt an den König schickte: „„Hätten die Bewegungen zu Bordeaux sieben oder acht Tage später Statt gefunden, so würden die Verbündeten, ihrem Vorsatz gemäß, mit Bonaparte oder mit der Regentschaft

Verhandlungen abgeschlossen haben."" — (—Si fabula vera.) „Die Thore seines Königreiches waren Ludwig dem XVIII. geöffnet. Von allen Seiten Frankreichs ertönte der Name Bourbons, Aller Wünsche forderte ihre Rückkehr. Die Mehrzahl der Franzosen, belehrt über die Gesinnung ihres Königs, über seine väterlichen Absichten, waren überzeugt, in ihnen sichere Bürgschaft einer weisen und wohlthätigen Freiheit zu erhalten." — „Der bloße Name Ludwigs XVIII., wie die vorläufige Rückkehr seines erhabenen Bruders, verbreitete in der ganz neuen Generation Empfindungen des Entzückens und der Aufwallung, die die Kinder instinctmäßig von ihren Vätern überkommen hatten!" — französischer Hofwind! —

Endlich, am 20. April, verließ der König den Landsitz Hartwell und hielt, vom Prinzen Regenten eingeholt, seinen feierlichen Einzug in London. Glückwünschungsreden wechselten mit Danksagungen. Ludwig bekleidete den Prinzen Regenten mit dem Heiligen-Geistorden, dieser verlieh jenem den des blauen Hosenbandes. Dann reiste der König nach Dover ab, wo er sich auf einer prächtigen Yacht, begleitet von sechs Linienschiffen, einschiffte, am 25. unter beständigem Donner des Geschützes von beiden Küsten her unter Segel ging und Nachmittags um drei Uhr bei Calais den heimatlichen Boden, nach so langer Trennung und vielen Irrfahrten, wieder betrat, umgeben von der Herzogin von Angouleme, dem alten Prinzen Condé und dessen Sohne, dem Herzoge von Bourbon — unter welchen Empfindungen im Inneren seines Herzens, das ist nur dem Allwissenden bekannt, dem der König die ersten Augenblicke nach seiner Landung im feierlichen Gebete widmete. —

Rege Empfänglichkeit für alles Unerwartete und Ungewöhnliche, welche den Franzosen so eigenthümlich ist, zeigte sich nun auch in den Freudenbezeugungen, mit welchen sie sich dem Augenblicke hingaben. Der König, übertäubt vom Jubelgeschrei, setzte seine Reise nach der Hauptstadt über Boulogne, Montreuil, Abbeville, Amiens und Compiegne fort, wo er den 27. April von den Marschällen Berthier, Ney, Moncey, Marmont, Mortier, Lefebre, Jourdan, Brüne

und Serrürier mit Schmeichelworten und Huldigungsbezeugungen empfangen wurde.

Der Graf von Artois war bereits in Paris angelangt; ihm, dem Generallieutenant des Reiches, hatte Talleyrand den Constitutionsentwurf des Senates überbracht und zur Annahme empfohlen; dieser, gewiß im Inneren mehr empört über die neue Gestaltung der Dinge, als froh des unerwarteten Glückes, erwiderte der Botschaft kalt, daß er, nach seiner Kenntniß der Gesinnung des Königs, hoffe, Ludwig XVIII. werde die Grundlagen der Constitution verwilligen. — Gleich nachher erließ der König von St. Oven aus, am 2. Mai, folgende Bekanntmachung:

„Durch die Liebe Unseres Volkes auf den Thron Unserer Väter berufen, belehrt durch das Unglück der Nation, welche Wir zu regieren bestimmt sind, ist Unser erster Gedanke, als Bedingniß Unserer Ruhe und ihres Glückes, zu gegenseitigem Vertrauen aufzufordern. Nachdem Wir den Constitutionsvorschlag des Senats vom 6. April genau erwogen, haben Wir erkannt, daß die Grundsätze desselben zweckmäßig sind, daß aber eine große Anzahl von Artikeln beim Gepräge der Eilfertigkeit, in ihrer gegenwärtigen Form, nicht Staatsgrundgesetz werden könne. Entschlossen, eine liberale, weise entworfene Constitution, welche nicht unaufhörliche Verbesserungen erfordert, einzuführen, berufen Wir zu diesem Endzwecke auf den 10. Junius gegenwärtigen Jahres den Senat und das gesetzgebende Corps, um ihm die Arbeiten vorzulegen, welche Wir in Verbindung mit einem aus jenen beiden Collegien gewählten Ausschusse gemacht haben werden. Diese Constitution soll zur Grundlage haben:"

„Eine repräsentative Verfassung, wie sie jetzt besteht, getheilt in zwei Corps, den Senat und die Kammer der Nationaldeputirten. Hier sollen alle Auflagen bewilliget, öffentliche und besondere Freiheit soll gesichert und die Freiheit der Presse aufrecht erhalten werden, letzteres mit Vorbehalt der für die öffentliche Ruhe nöthigen Vorsichtsmaßregeln. Freiheit der Religionsübung steht fest. Bei der unverletzlichen Heiligkeit des Eigenthums sind die Verkäufe der Nationalgüter unwiderruflich; die Minister verantwortlich, und können sie von jeder der beiden Kammern in Anspruch genommen werden; die Richter unabsetzbar, die richterliche Gewalt unabhängig; die

öffentliche Schuld wird verbürgt, Militairpensionen, Grade und Ehrenrechte, wie der alte und neue Adel, werden beibehalten; jeder Franzose ist, als solcher, zulässig zu allen Civil- und Militairanstellungen, — und endlich soll niemand wegen früherer Meinungen und Aeußerungen beunruhigt werden." —

Dieser Weg, welchen Ludwig XVIII. einschlug, um der gleich unangenehmen Maßregel zu entgehen, den ihm dargelegten Constitutionsplan annehmen oder verwerfen zu müssen, erscheint in sich selbst gerechtfertigt, besonders wenn man die vorläufig angedeutete Verfassungsbasis erwägt. In der That findet man hier alle die Bestimmungen, welche vernünftiger Weise die französische Nation bei einer neuen Gestaltung des Staates erwarten konnte; man verkennt darin nicht den vermittelnden, milden, aber selbstständigen Entschluß eines Fürsten, der den Zeitgeist beachtet. Doch oft haben die vernünftigsten Entschlüsse in der Verkettung der Dinge den ungünstigsten Erfolg; so auch hier. — Der König gewann mit dieser Erklärung seiner Willensmeinung keine Partei, und doch war es der Zeitpunct, wo nach so mächtigen Aufregungen ganz Frankreich von engverflochtenen, regsamwirkenden, sich gegenseitig bekämpfenden Parteien erfüllt war. Der Senat, in welchem die ausgezeichnetsten Staatsmänner des Kaiserregimentes sich einen großen Namen erworben hatten, in welchem gerade diese gegenwärtig den Zeitpunct gekommen glaubten, wo sie Talent und Ränke geltend machen konnten, — sah in der königlichen Bekanntmachung geradehin eine Verwerfung ihres Constitutionsplanes und sich gewissermaßen zurückgewiesen von der Befugniß, dem Reiche eine neue Constitution zu geben. Doch verlangten sie diese um so dringender, da sie sich für das Werkzeug hielten, welches mit der Anerkennung solches Rechtes, als Organ der Nation, dem König den Thron geräumt hatte. Insofern nun Ludwig hierüber keine Anerkennung aussprach, sahen sie sich in ihren liebsten Erwartungen getäuscht. Dagegen war eine große Anzahl von Franzosen an und für sich zufrieden, die übertriebene Machtanmaßung des Senates zurückgewiesen zu sehen; aber unzufrieden, entweder mit der Sache selbst, der Zurückberufung der Bourbons, oder doch mit der Art, wie sie geschehen, in dem Zeitpuncte des Verlustes des National-

siegesruhmes, ohne eigentliche Mitwirkung der Nation, ohne förmliche Sicherstellung liebgewordener Rechte, die sie als Gnadenverleihungen nicht annehmen mochten. Viele hingen an dem glänzenden Phantome des Napoleonischen Kaiserthums und waren empört, dem überall bedrängten Könige das geringste von dem einräumen zu müssen, was sie schweigend und staunend dem siegreichen Bonaparte darboten. Den eigentlichen Revolutionsmännern, den Republikanern und vielen Factionisten in mancherlei Gestalt mit mancherlei Planen war der ganze Hergang der Dinge ein Sporn zum lauten Mißvergnügen. Endlich die altadlichen, die zurückkehrenden, oder schon vorgefundenen Emigranten, die so lange im Elende nach dem gelobten Lande des alten Königthums seufzten, bei Manna und Wachteln auf die Fleischtöpfe Aegyptens geharrt hatten, die ein unauflösbarer Eid (er ward oben mitgetheilt,) verband, bis zum letzten Hauche des Lebens alle Ergebnisse der in Frankreich seit zwanzig Jahren stattgehabten Staatsumwälzungen und Veränderungen, wie ihre Urheber, mit Feuer und Schwert zu verfolgen; diese, die nur eine Feudalaristokratie zur Wiedergelangung alter Privilegien und Besitzthümer forderten, sahen sich am schrecklichsten getäuscht. Ihnen gehörten Prinzen von Geblüt und die bisherigen Umgebungen des Königs zu.

So verschiedenartig, aber überall unempfänglich für das Samenkorn der Versöhnung war der Boden, welchen das Schicksal der Pflege des Königs übergab. — Er hielt unmittelbar nach dem Erlaß jener Proclamation den 3. Mai seinen feierlichen Einzug in Paris. Der Festlichkeiten, des Prunkes und Jubels war in der Hauptstadt weder Maß noch Ziel. Aber nur für wenige Tage übertäubte der Reiz der Neuheit das unter der Asche glühende Feuer, während, wie die Schwalben im Frühjahr, Glückwünschungs- und Huldigungsbotschaften vor den Thron herbeiflogen, Reden gehalten und vom Könige mit französischer Gewandtheit und Geistesgegenwart beantwortet wurden. Er selbst, der nun die standhaft genährte Hoffnung einer Wiederherstellung seiner Familie auf dem Königsthrone Frankreich wie durch ein Wunder — so nennt der Mensch das Unerwartete — in sich selbst erfüllt sah, erfuhr nur zu bald, daß der Sterbliche oft von der Vorsehung die Geißel seines Fric-

dens begehret. Er nannte so bezeichnend, wie er denn überall in seinen Urtheilen treffenden Blick zeigt, seine Königskrone eine Dornenkrone.

Die unerhörte Stellung Ludwigs zu seinem Reiche, welches in den verbündeten Regenten seine Kriegsfeinde sah, indeß er selbst in ihnen seine Wohlthäter verehren mußte, verhinderten ihn nicht, durch persönliche Bitten und Vorstellungen die Kriegslasten möglichst zu ordnen und zu erleichtern und den Friedensschluß, welcher am 30. Mai unterzeichnet wurde, zu betreiben. Französischer Seits ward er unterhandelt und abgeschlossen von dem in allen Wendungen der Diplomatie einheimischen, allen Revolutionsereignissen gewachsenen Talleyrand Fürsten von Benevent, und für Frankreich erlangt, was nur irgend erlangt werden konnte, wenn es sich gleich hinsichtlich seiner Grenzen, mit geringen Abweichungen, zurückgeführt sah auf den Besitzstand des Jahres 1792. Mit der Zusicherung des Erhaltenen kam in der französischen Nation erst die ernste Erwägung des Verlorenen zur Reife.

Man fasse den Charakter des Franzosen, wie er sich offenbart in den verschiedenen Farbengebungen der Zeitgeschichte und der Parteiungen, ins Auge, und man wird sich bald überzeugen, daß das Verhältniß, unter welchem König Ludwig XVIII. zu seinem Reiche gelangte, immer für ihn nachtheilig wirken, immer zwischen ihm und seinem Volke eine schroffe Scheidewand bilden mußte, welche die milde, freundliche, gern vermittelnde Sinnesart des Königs vergeblich niederzureißen trachtete, indeß sie im Gegentheile durch manchen politischen Fehler an Festigkeit gewann.

Welch ein Contrast der beiden letzten Thronbesetzungen in Frankreich! — Das erste Mal ein glücklicher Krieger, der an den Namen Frankreichs das Gedächtniß einer Reihe Europa erschütternder Siege knüpfte und dem Franzosen das glänzende Phantom der Nationalehre zubrachte. Im Besitz großer Militair- und politischer Gewalt erzwang er sich die Huldigungen des Nationalruhmes, durch fortwährende Steigerung gab er ihr Dauer. Mit Bonaparte war die französische Nation „die Große," das heißt: sie nannte sich selbst so; Schmeichler stimmten ein, und Vernünftige schwiegen. Von eben den verbündeten Feinden Frankreichs, welche

diesem übermüthigen Eroberer ein Ziel setzten und seinen blutigen Thron in der Hauptstadt selbst zerstörten, wurde der König zurückgeführt, in einer Umgebung, die man seit fast einem Menschenalter als die eigentliche Zielscheibe der Nationalverachtung ansah — der der Emigranten. Es ist eben so gefahrvoll von den Franzosen verachtet, als von den Italienern gehaßt zu sein. —

Ludwig XVIII., als Prätendent flüchtig sich umhertreibend in den nordischen Ländern, war, nachdem er in einem Landhause bei London einen Zufluchtsort gefunden, von den Franzosen vergessen. Wie er als König so unerwartet in ihrer Mitte auftrat, war er durch die Reihe der Jahre, durch trübe Schicksale und durch beschwerliche Irrfahrten körperlich zum hinfälligen Greise geworden, mithin konnte er persönlich nicht imponiren, was dem Franzosen so vieles, ja alles gilt. So machte es geringen Eindruck, daß, der Wahrheit gemäß, viel Rühmliches ihm nachgesagt wurde. — Er ist, pries man, in Literatur und Kunst erfahren, liebt beide; er hat fremde Länder und Staaten gesehen, reife Ueberlegung über die Regierungskunst angestellt und ist liberalen Grundsätzen zugethan, wie es ein Mann in seinen Verhältnissen nur sein kann; er besitzt einen freundlichen, leutseligen Charakter, beurtheilt andere Menschen billig, aber treffend, ist in der Wahl der höchsten Staatsbeamten oft glücklich, sein durchdringender Verstand offenbart sich durch treffende Antworten und Entscheidungen, die er zur Stelle zu geben weiß, dabei ist er fromm ohne Andächtelei. — Doch diese Reihe preiswürdiger Eigenschaften galten da nichts, wo der König auf seinem Throne verlassener saß, als er in dem unbemerkten Landhause von Hartwell lebte. Die Geschichte seiner Regierung konnte nach äußeren und inneren Beziehungen für Frankreich kein glückliches Zeitalter umfassen; alle Parteien verschuldeten ihr Heil; vor allen die Liberalen; anstatt sich dem Könige anzuschließen, ihm den rauhen Weg zu erleichtern, bedeckten sie jenen mit Steinen des Anstoßes. Sie wiesen den König von sich mit Hohn und Spott und wurden Verräther des Nationalwohles durch schlechte, vom Ziele abführende Mittel, wogegen der Haufen der Ausgewanderten, der alten Aristokraten und Ultra-Royalisten für minder löbliche Zwecke wenig-

stens ein consequentes Betragen beobachteten, wie denn überhaupt der Feudal-Aristokratismus in seinem enggeschlossenen Kreise eine starre Consequenz und Einheit offenbart, vermittelst welcher er ein gewisses Ziel oft glücklich erreicht. —

Die Wahrzeichen der Mißverhältnisse konnten nicht ausbleiben. Das vom Könige ernannte Ministerium sollte das ewig feindselig einander Entgegengestellte vereinigen; Talleyrand, Fürst von Benevent, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Blacas, der dem Könige schon in England zur Seite stand, Minister Staats-Secretair, beauftragt mit den Hausangelegenheiten des Königs, Montesquiou, Minister des Innern, ein Altausgewanderter, treuer Anhänger seiner Unglücksgefährten, ohne alle Kenntniß des gegenwärtigen Frankreichs, Dupont, Kriegsminister, bei dem Heere verachtet, von Napoleon als unbrauchbar zurückgestoßen, immer nur darauf bedacht, Schätze zu sammeln, Louis, Finanzminister, früher Generaldirector des kaiserlichen Schatzes, in Geldangelegenheiten gewandt und bewährt, d'Ambray, Kanzler von Frankreich und Großsiegelbewahrer, ein invalider Advocat, allem Neuen abhold, weil er es nicht begreifen konnte. Eben so wunderliche Zusammenstellungen im Militair; die höchsten Ehrenposten bei den Garden bekleideten neben den Prinzen vom Geblüte napoleonische Marschälle, Ney und Oudinot.

Auf die von St. Oven aus angedeutete Art hatte der König eine neue Constitution entwerfen lassen, die schon am 4. Junius proclamirt wurde und, zusammengehalten mit früheren Zusicherungen, bedeutende Rückschritte der Nationalfreiheit enthielt. Jenes wichtige Document der Zeitgeschichte ist zu bekannt, als daß hier bei seinen einzelnen Bestimmungen länger verweilt zu werden brauchte; in der Einleitung charakterisirt es sich selbst, indem es die vorherrschende Gesinnung der alten Dynastie deutlich ausspricht, die Forderungen der Aristokraten zurückweist und dennoch den Nationalrechten geradehin die Stirn bietet. Hier wird gesagt, daß es des Königs erste Pflicht sei, die Rechte und Privilegien der Krone in ihrer ganzen Reinheit zu bewahren, daß alle Staatsveränderungen allein vom Könige ausgehen, und daß die nothwendige Constitutionsurkunde aus den ehr-

würdigen Denkmalen vergangener Jahrhunderte zusammengesetzt werden müsse.

Von allen Seiten her konnte die neue Constitution der härtesten Rüge nicht entgehen; wenn sie gleich, wie jede Constitution, dem Ministerio eine gewisse Einheit und Verknüpfung verlieh, so war doch diese nur größten Theils äußerlich, die Unzufriedenheit mit ihr aber allgemein; sie ist vielleicht der größeste politische Mißgriff, zu welchem Ludwig XVIII. je seinen Namen hergab. —

Die Herzensergießungen vieler Schriftsteller kannten keinen Rückhalt mehr. So sagte Duchesne in einer vielgelesenen Flugschrift: „Ist es nicht eigen, daß ein König, den man freiwillig auf den Thron berufen, sich in die Rechte derer, die ihn berufen haben, setzen will und sich das Ansehen gibt, als nehme er uns zu Kindern an? Ist es nicht Thatsache, daß die Verbündeten den König nicht geradehin zurückgeführt, sondern daß sie es der französischen Nation frei gestellt, welche Verfassungsform sie sich geben wollen? Wie kann der Kanzler d'Ambray in seinem Gewäsch über die Constitution sagen, daß der König die von Gott und seinen Vorfahren erhaltenen Rechte und Machtvollkommenheiten nur üben wolle, indem er seinen Befugnissen Schranken setze? Macht nicht der König selbst eine bittere Satyre auf jene Worte, wenn er in einer Zuschrift an den Prinz Regenten gesteht, er verdanke ihm seine Krone? — Sollen denn die Völker gar kein Recht haben? Sind sie von der Natur einigen Familien als Eigenthum hingegeben, und sind denn alle Verbesserungen ihres Zustandes Ausflüsse der Gnade dieser Familien?" — Und in der Flugschrift eines anderen Verfassers heißt es: „Berechnet doch einmal, ob jene Generation der Greise im Stande ist, die der Männer und Jünglinge zum Schweigen zu bringen, Ihr Vertheidiger der Knechtschaft, der Gefängnisse und der Wunder! Anbeter der Pompadoure und der Richelieu's! Hinter russischen Bajonetten verlacht ihr das republikanische Frankreich! Aber gebt Acht! — — —*)

*) Beide Stellen sind entlehnt aus der Chronik des neunzehnten Jahrhunderts von Venturini. Eilfter Band 1817. Seite 322 ff. — Dieses schätzbare Archiv der Zeit ist nach seiner ganzen Bändefolge hier öfter benutzt. —

Auf welche Abwege der König gedrängt war, sprach sich gleich bedeutungsvoll aus bei der Bildung der constitutionsmäßigen, neuen Pairskammer: wer im Convente für Ludwig XVI. Tod gestimmt hatte, konnte hier nicht aufgenommen werden. Wurde diese Scheidung auch für nichtpolitisch gehalten, so verdiente sie doch Entschuldigung, insofern ihr, von Seiten des Königs, rein brüderliche Pietät zum Grunde; aber auch die Marschälle Massena, Jourdan, Soult, Brüne, Davoust und Victor wurden übergangen, und mit ihnen Sieyes und Fouché, Cambaceres, Roger Duclos, Gregoire und Caulincourt. So wurden die wichtigsten Männer des gegenwärtigen Frankreichs von der Regierung zurückgestoßen, während andere Revolutionsmänner, die den Bourbons gleich verdächtig sein mußten, nach den Verflechtungen der Hofintrigue, Ehrenplätze und Staatsämter erhielten. Die Beleidigten aber legten durch die mit der Zurücksetzung gesteigerte Feindseligkeit ein größeres Gewicht in die Schicksalswaage Frankreichs als die Begünstigten, welche die königliche Gnadenverleihung nicht selten mit auffallender Kälte annahmen.

Schon am 12. Juli ließ der König durch den Abbé Montesquiou, seinen Minister des Innern, der Deputirtenkammer eine Darstellung des Reiches vorlegen; sie enthielt viele Klagelieder; höchst unweise wurde hier alles Drückende der Gegenwart, alle wahre und erdichtete Mängel der Verwaltung dem gestürzten Kaiser beigemessen, während ganze Corporationen, Regimenter und Heereshaufen, besonders zurückkehrende Kriegsgefangene, jede Gelegenheit mit trotzbietendem Uebermuthe suchten, um unter den Augen des Königs und der Prinzen den Kaiser Napoleon im einstimmigen Geschrei hoch leben zu lassen. Gebot nicht die Klugheit, bei solchen Reibungen wenigstens öffentlich von den Institutionen des Kaisers zu schweigen, man mochte sie immerhin im Stillen mißbilligen? — Lehrreicher für den König als diese Darstellung hätte unter dem Gewühle allgemeiner Unzufriedenheit, die auch die Buchdruckerpressen viel beschäftigte, das gediegene Sendschreiben werden können, welches der berühmte Freiheitsverfechter Carnot im Julius 1814 dem Könige vorlegen ließ. Mit Scharfsinn, Sachkenntniß und Gründlichkeit war hier die innere Lage Frankreichs und Ludwigs Stellung

zu derselben erwogen; doch ging diese Stimme dem sonst für Wahrheit empfänglichen König gänzlich verloren, weil er durch ein gefärbtes Glas seiner Familienverhältnisse sah, weil ihm der Urheber jener Ermahnung furchtbar und verhaßt war.

Am härtesten ward der König persönlich belästiget von den Emigranten; diese machten jede seiner vernünftigen Absichten zunichte und überhäuften ihn mit Forderungen und Drohungen. Vergebens suchte er ihre ungestümen Mahnungen zu beschwichtigen, indem er ihnen Hof-, Militair- und Civilstellen gab, wo sich nur Gelegenheit darbot; vergeblich unterstützte er sie aus seinem Privatschatze und bewirkte zur Hülfreichung an die Dürftigsten einen Fond der Civilliste von 180,000 Franken. Sie blieben mit ihrem Aristokratenübermuthe die alten; ihnen galt Frankreich, Staat, Nation, König nur insofern etwas, als alle sich ihren Feudalansprüchen unterordnen wollten, und das ganz folgerecht und natürlich: das Bürgerthum, woraus sich der neue Staat construirt hatte oder construiren wollte, war ihnen fremd und verhaßt; Frankreich mußte ihnen erscheinen wie ein großer Domainenbund, in dessen Besitzungen sie sich unter dem Vortritte des Königs zu theilen gedachten, um demnächst die aufrührerischen Dienstleute, bei magerer Kost und reichlicher Frohnarbeit, zur Zucht und Ordnung zurückzuführen. Um diese Sinnesart möglichst offenkundig zu machen, erließen die Prinzen vom Geblüte, die Altadlichen, die Mitglieder der alten Parlamente, welchen sich der Minister Ferrand anschloß, eine förmliche Protestation gegen die neue Constitution und forderten die Staatsverfassung, wie sie 1787 bestanden hatte. Durch solches ungestraft verübte Wagniß ward die Kraftlosigkeit der Krone nur zu sichtbar; die Gegner der Aristokraten, Liberale, Republicaner und Bonapartisten traten einander näher; alle überzeugt, daß es so nicht bleiben könne. Manche Vorzeichen von Meutereien wurden mit unglaublicher Verblendung übersehen, für nichts geachtet; schon im October 1814 erging geheim ein Aufruf an die alten Waffengefährten Bonaparte's, worin es heißt: „Franzosen! Euer Vaterland ward verrathen; allein Euer Kaiser kann Euch die glänzende Stellung wiedergeben, welche Frankreich gebührt. Schenket dem

Euer ganzes Vertrauen, der Euch stets zum Ruhme leitete. Seine Adler werden noch einmal in den Lüften schweben, zum Erstaunen der Völker Europa's!" —

Nur Ein Mann erfüllte im Ministerio Ludwigs die Erwartungen, welche der König von ihm hegte; es war Talleyrand, der auf diplomatischem Wege von den Verbündeten zu Paris und zu Wien erhielt, was für Frankreich, mit Hülfe aller ihm zu Gebote stehenden Mittel, möglicher Weise nur zu erlangen stand. Auch Soult, als Kriegsminister, bot alle Kräfte auf, das Heer für die Bourbons zu gewinnen; aber nur zu viele Wahrzeichen bezeugten die Unmöglichkeit, solches Ziel zu erringen. Soult ward bald allen Parteien verdächtig; sein Benehmen bei der berüchtigten Verschwörungsgeschichte des Generals Exelmann, den er wegen einer entdeckten meuterischen Verbindung mit Murat erst gefangen nehmen, dann entspringen und endlich vom König frei sprechen ließ, verwickelte ihn in Beschuldigungen und Kränkungen, durch welche bedrückt, er allen kraftvollen Maßregeln und bald dem Ministerio selbst zu entsagen sich veranlaßt fand. — Jenes diplomatischen Vortheils konnte der König nicht froh werden; wie er in unerwartetem Glückswechsel zum Throne Frankreichs gelangt war, so verlor er denselben, als der Fürchterliche von Elba, der französischen Nation die Wiedererlangung des gedemüthigten Nationalruhmes verheißend, den Boden Frankreichs betrat und die Herstellung des Kaiserreiches, in kluger Benutzung der vorgefundenen Volks- und Heeresstimmung, versuchte.

Zur Geschichte des zweiten Hervortretens Napoleons, als Kaisers von Frankreich, sind eine Menge merkwürdiger Thatsachen in den Archiven der Literatur aufbewahrt, deren Würdigung und Verarbeitung zu pragmatischer Darstellung noch einen dem schwierigen Berufe gewachsenen Mann erwarten; hier, wo nur Ludwigs XVIII. Leben in persönlicher Beziehung betrachtet wird, mag es genügen, zu bemerken, daß ihm diese neue Katastrophe die traurigste Erfahrung auf das klarste vor Augen brachte: daß er auf den alten Adel, auf die wieder in Frankreich ferm gewordenen Emigranten (eine fremde Colonie in einer neuen Welt —) als Stütze

seines Thrones, als Vermittler und Bürgen zwischen ihm, dem König und der Nation gar nichts rechnen könne. Sie machten es sich ja zum einzigen Berufe, zu verhindern, daß der König von Frankreich nicht König der Franzosen werde. Was dagegen die Staatsklugheit der verbündeten Mächte betrifft, so ärntete diese durch die Art, wie Napoleon bei seinem Wiedererscheinen in Frankreich aufgenommen wurde, einen wahren Triumph über manche politische Schreier, welche es ungebürlich bejammerten, daß man Frankreich gedemüthigt und erobert habe, um den Bourbons den verlorenen Thron wieder zu verschaffen. Wenn Sicherstellung des eigenen Herdes die höchste und einzige Staatsweisheit in sich begreift, so wird man mit dieser Anerkennung sich gar bald überzeugen, daß die Garantie eines auf mehrere Jahre berechneten Friedens mit Frankreich nicht besser gegründet werden konnte, als indem man dem nach auswärtigen Kriegsruhme durstigen Volke eine Dynastie wiedergab, welche von diesem Volke selbst in dem Augenblicke des allgemeinen Schreckens gefordert wurde durch vorlaute Stimmführer.

Wenn auch Napoleon bei seiner Heimkehr nach Paris im Jahre 1815 friedliche Gesinnung heuchelte, so durften sich besser unterrichtete Staatsmänner davon um so weniger täuschen lassen, jemehr in dem Nationaljubel, womit er, besonders von der Armee, wieder aufgenommen wurde, nahe Hinweisung lag auf Forderungen, welche nur bei glänzenden Kriegsthaten erfüllt und durch welche allein Napoleons Herrscheransprüche sanctionirt werden konnten.

Ludwig XVIII. erhielt von Napoleons Ankunft in dem Meerbusen von Juan, an der südöstlichen Küste Frankreichs (die Ausschiffung hatte am 1. März Statt gefunden) telegraphische Nachricht den 5. März, wo jener bereits, Barenne und Dijon hinter sich, in Gap einrückte. Nun folgten Botschaften über Botschaften, welche das Vordringen des Kaisers und den willfährigen Gehorsam, den ihm alle entgegengestellte Heeresmassen darbrachten, berichteten. Der König, beängstigt von den immer in erneuter Gestalt auf ihn einstürmenden Beweisen des an ihm verübten Verrathes, welchen er bei so

gutem Willen nie verschuldet hatte; er, der nie Krieger war und in der gegenwärtigen Hinfälligkeit seines Körpers nicht einmal zur Repräsentation fähig war, verfiel, wie es oft geht, aus der Arglosigkeit ins Mißtrauen und überließ den Beruf, in des Feindes Nähe, an der Spitze der Truppen, den Kampf auf Leben und Tod zu wagen, den Mitgliedern der königlichen Familie, unter welchen gerade die ihm am nächsten Stehenden, Monsieur, Angouleme und Berry, ganz im Widerspiele mit dem königlichen Familienhaupte, durch widrige Gesinnungen gegen sich verstärkt hatten. Selbst die noch nicht in den Verrath verflochtenen Heeresabtheilungen, die durch die Bemühungen einzelner berühmter französischer Generale der Schule Napoleons, als der Marschälle Gouvion St. Cyr und Macdonald, dem Königthume treu zu bleiben verhießen, wurden diesem abwendig, sobald Artois sich an ihre Spitze stellte und sich selbst in Parallel brachte mit den Feldherren, unter welchen vordem diese Krieger zum Siege geführt wurden. Schon hatte Napoleon seinen Triumphzug bis Grenoble fortgesetzt; in Lyon gedachte Artois ernsthaften Widerstand zu leisten. Seine an die Truppen gerichtete Bekanntmachung schloß er: „Nachkomme des guten Heinrichs IV., dieses tapfern Königs, dieses Vaters des Volks und des Kriegers, richte ich mit Vertrauen jene Worte an Euch, die für ihn ein glückliches Vorzeichen des Sieges wurden:" „„Ueberall, wo ihr meinen weißen Federbusch erblickt, folget ihm; er zeigt den Weg der Ehre!"" —

Die Franzosen, welche von ihrer Nationalgeschichte recht vieles im Gedächtnisse gegenwärtig haben, wußten recht gut, daß ihr Regentenidol, Heinrich IV., den weißen Helmbusch zum Wahrzeichen seiner Tapferkeit machte, als er für sein Reich stritt, — nicht wider die Nation, sondern wider die Lehnträger der Krone, wider hohen Adel und Geistlichkeit.

Schon den 10. März hielt Bonaparte an der Spitze der Truppen, welche ihn zu vernichten ausgesandt waren, seinen feierlichen Einzug zu Lyon, und Monsieur traf den 12. mit dem weißen Federbusche wieder in Paris ein, ohne daß er den geringsten Schritt

versucht hätte, außer mit Anreden und Proclamationen, durch rasche That sich Achtung zu erwerben, Verräther einzuschüchtern, Wankende an seines Hauses Schicksal zu fesseln, Getreue zu thätiger Wirksamkeit zu bemuthen.

Der König hatte durch einen officiellen Aufruf vom 6. Napoleon für einen Verräther und Rebellen erklärt, welcher, wie man seiner nur habhaft werde, vor ein Kriegsgericht gestellt und nach militairischen Gesetzen abgethan werden sollte. In demselben Sinne erließen die verbündeten Mächte unterm 13. März eine Proclamation, nach welcher Bonaparte vogelfrei gemacht wurde, weil er den pariser Tractat vom 13. Mai 1814 gebrochen und in Frankreich feindlich eingefallen war. Da er indeß nach eben diesem Vertrage als europäischer Regent und als Souverain von Elba anerkannt war, so sprachen alle diese öffentliche Verhandlungen zugleich den Grundsatz aus, daß ein Regent, welcher, als solcher, in abgeschlossenen Staatsverträgen und übernommenen Rechtsverpflichtungen zum Verräther wird, wie es Napoleon offenbar wurde, von selbst alle Souverainitätsrechte verliert.

Ludwig XVIII. suchte sein Königthum sich zu erhalten durch Aufruf zu den Waffen, durch Proclamationen und Ministerialverfügungen. Bei dem Zuströmen der Hiobsbotschaften vom raschen Anrücken des bundbrüchigen Kaisers, begab er sich in den Versammlungssaal der Kammern, am 16. und erhielt neue Treueversicherungen und Eidesleistungen — erfolglos. Er ward, da keine Waffenthat den nur durch die Waffen zu besiegenden Gegner aufhielt, genöthigt, in der Nacht vom 19. auf den 20. Paris zu verlassen, um nicht in die Gewalt des Kaisers zu gerathen; ihm folgten Artois und Berry. Vor seiner Flucht aus der Hauptstadt erging eine neue Proclamation: „Wir könnten," heißt es hier, „die getreuen und patriotischen Gesinnungen der unermeßlichen Mehrheit der Bewohner von Paris benutzen, um den Rebellen den Eintritt zu wehren; aber Wir schaudern vor den zahllosen Uebeln aller Art, welche ein Kampf innerhalb der Mauern über die Bewohner bringen muß. Wir ziehen Uns mit einigen Tapfern zurück; da Wir Unsere Hauptstadt nicht vertheidigen können, so begeben Wir Uns in andere Gegenden des Reichs, nicht zu getreueren Unterthanen, als Unsere guten Pa-

riser sind, sondern zu Franzosen, deren vortheilhaftere Stellung den versammelten Truppen erlaubt, für die gute Sache sich zu erklären. Die gegenwärtige Krise wird vorübergehn. Wir haben das süße Vorgefühl, daß die verleiteten Soldaten, deren Verrath Unsern Unterthanen so großen Gefahren Preis gibt, ihr Unrecht einsehen und in Unserer Nachsicht und Güte die Belohnung der Rückkehr finden werden." —

Wurde der König selbst noch in diesen Augenblicken in so unglaublicher Verblendung erhalten, daß er an die Wahrheit des hier ausgesprochenen Standpunctes glaubte; oder hoffte er, indeß das Gebäude seiner Macht der bisherigen Täuschung wich, für seine Sache zu gewinnen, wenn er den gerechten Abscheu über so vielseitigen Verrath in die Hülle des Dankes kleidete? — Letzteres war wohl die Veranlassung der wunderlichen Lobsprüche auf die Treue der unermeßlichen Mehrheit der volkreichen Hauptstadt. Uebrigens enthielt jene Bekanntmachung mehrere königliche, der wahren Lage der Dinge sehr angemessene Befehle: die Versammlung der Kammern ward geschlossen, jede neue Zusammenberufung derselben, ohne königliche Autorisation, für nichtig erklärt u. s. f.

Der König, begleitet vom alten Prinzen Condé, von seinem Bruder Artois, von seinem Neffen Berry, den höfische Schmeichler den Ritter ohne Furcht und Tadel nannten, von den Marschällen Bessieres, Marmont und dem neuen Kriegsminister Clarke, floh dem Auslande zu, da er auf französischem Boden nirgend eine Freistatt finden konnte. Nur durch Mortier's Vermittlung rettete er sich aus Lille, ging nach Ostende, fand Dünkirchen für sich verschlossen und erreichte den 30. März Gent, wo er sein Hoflager aufschlug.

So leicht ward es dem Regenten von Elba, den vor kurzem entsagten Kaiserthron Frankreichs wieder aufzurichten und die rechtmäßige Regentenfamilie zu vertreiben. Von ihr war noch zurückgelassen das Ehepaar Angouleme; sie, die Herzogin, befand sich beim Ausbruche des Ungewitters zur Erfüllung eines kirchlichen Gelübdes in Bordeaux, einer Stadt, die viele Anhänger der Bourbons zählte. Mit der steigenden Gefahr wuchs ihr Muth, um für die Rettung des Königthums in Frankreich zu wirken; sie schickte sich an

zum Widerstande gegen Napoleon, mischte sich in die Reihen der Krieger, sie zur Treue unter Thränen und Verheißungen auffordernd. Sie, die Frau, that alles, was die Pflicht der Ehre von den Männern ihrer Familie vergeblich erheischte; doch unter der allgemeinen Abneigung gingen die Früchte solches heroischen Muthes verloren; schon am 1. April sah sich die Königstochter Frankreichs gezwungen, dem heranrückenden napoleonischen General Clauzel das Feld zu räumen und nach England sich einzuschiffen. Mit gleichem Unglücke versuchte ihr Gemahl im Süden Frankreichs die Sache der Bourbons aufrecht zu erhalten. Zu Nimes, Montpellier und Toulouse, auf allen Puncten, wo die Royalisten Widerstand versuchen wollten, brauchten sich nur kaiserliche Truppen zu zeigen, um die vorwaltende Abneigung gegen die Bourbons zum Ausbruche zu bringen. Angouleme's Truppen gingen, ihm selbst so unerwartet schnell und zahlreich, zum Feinde über, daß er sich bald von demselben eingeschlossen sah und, auf Rettung bedacht, eine Uebereinkunft mit dem General Gilly (vom 13. März) einleitete, welcher zu Folge er sicheres Geleite nach Cette, um sich dort einzuschiffen, begehrte. Der kaiserliche Obergeneral Grouchy versagte dieser Verhandlung seine Bestätigung, und Angouleme blieb in Gefangenschaft, bis Napoleon's Entscheidung eintraf, daß der Prinz, unter guter Behandlung, nach Cette zur Einschiffung abgeführt werden sollte, obgleich die Ordonnanz des Königs vom 6. März zu ganz andern Maßregeln, als Repressalien zu berechtigen schien. — Den 17. April gelangte der Prinz mit wenigen Anhängern nach fünf und dreißigstündiger Fahrt auf einem schwedischen Schiffe zu Barcellona an. —

Fast scheint es, als ob Bonaparte beachtete, die Blutschuld des Mordes Enghien's durch diese gegen einen Bourbon geübte große Milde zu versöhnen; wenigstens würde ihm nach Kriegsgesetz und Vergeltungsgebrauch kein Vorwurf haben gemacht werden können, wenn er den Herzog von Angouleme in sicherer Haft behalten hätte, um in ihm für sich und die Seinigen gewisser Maßen eine Bürgschaft zu haben.

Zu Gent versammelten sich viele französische Flüchtlinge, besonders aus altadlichen Familien, willfährig ihr

Schicksal mit dem des Königs zu verflechten. Mehrere unter ihnen waren schon einmal ausgewandert, hatten im Gange der Revolution ihre irdische Habe, deren beträchtlichster Theil Familienansprüche und berühmte Namen waren, eingebüßt, konnten nur mit einem ihnen zugethanen Könige zum Wiederbesitz ihrer alten Privilegien kommen und nahmen, als ihnen gebührend, die häufig ihnen zugetheilten Anstellungen bei Hofe, im Staats- und Heeresdienste in Anspruch. Was von der neuen, aus der Revolutionsepoche heraufgewachsenen Generation durch Talent und Verdienst in die höheren Staatsämter getreten und selbst gegenwärtig dem König treu befunden war, ward von ihnen fortwährend mit dummer Eifersucht verfolgt. Der König mit seinem Ministerio, seinem Staatsrathe und jenen Umgebungen, sah sich wiederum den Einwirkungen der Feudalaristokraten völlig Preis gegeben, indes sie bisher zwar dem Hof- und Privatleben des Königs, wie es so gewöhnlich ist, nahe standen, jedoch mit ihren unzeitigen Rathschlägen in Staatssachen vom Könige oft zurückgewiesen wurden.

Die Verordnungen, welche Ludwig XVIII. von Gent aus erließ, wonach alle Steuerzahlungen an die kaiserliche Regierung verboten, alle von letzterer eingeleitete Verkäufe von National- und Gemeindegütern für nichtig erklärt, alle unter des Kaisers Fahnen getretene Franzosen verabschiedet, sich in ihre Heimath zu begeben angewiesen wurden, waren gut ausgedacht, wenn das Königthum in der Nation selbst eine Autorität gehabt hätte, welche im Stande war, die mit dem Kaiserthum verschwisterten Erwartungen zur Wiederherstellung der Nationalehre unwirksam zu machen. So wenig dieses aber der Fall war, so nahmen doch die immer wiederholten königlichen Bekanntmachungen den Ton an, als ob die Gesammtmasse der Franzosen mit wundersamer Liebe an dem Könige hinge, und nur eine Handvoll Verschwörer, mit dem Kaiser, Frankreich überrumpelt habe. So heißt es: „Der König sehnt sich allen guten Franzosen zu bezeugen, was sein Herz fühlt, bei den zahllosen Beweisen der Treue, die er zu seinem unaussprechlichen Troste in allen durchzogenen Städten, Dörfern, auf allen Straßen erhielt, als er einen Vereinigungspunct für die getreuen Vertheidiger seiner Person

und seines Staates gesucht, ohne ihn finden zu können. Je tiefer sich der König gerührt fühlt, von der Treue der unermeßlichen Bevölkerung, um so ernstlicher erwägt er: daß seine erste Sorge sein müsse, zu verhindern, daß bei den fremden Völkern Frankreich nicht verlästert, nicht entehrt, nicht unverdienter Mißbilligung, selbst Gefahren und Angriffen ausgesetzt würde, welche unter dem Scheine einer gerechten Züchtigung der Treulosigkeit erfolgen könnten u. s. f." —

Welchen Gewinn durfte sich der König verheißen von dieser scheinbaren Milde? — Für seine Umgebungen in Gent stiftete Ludwig XVIII. den Orden der Treue und kündigte die Bildung einer königlichen Armee an, welche sich unter den Grafen von La Rochefoucauld zu Lörrach bei Basel versammeln sollte. Unter diese Fahnen sich zu stellen, forderte er alle Getreuen auf, allen die Waffen tragenden Militairs ward, unter Zusicherung des bisherigen Ranges, der Pension und Ehrenzeichen, zu erwartender Geschenke und neuer Gnadenbezeugungen, geboten, sich in diesem Hauptquartiere einzufinden, allen Civilbeamten Frankreichs aufgegeben, diese Armee beim Vorrücken mit Willfährigkeit und Gehorsam aufzunehmen; den Widerspenstigen, den Waffenträgern des Rebellen ward dagegen Strafe angekündigt. — Vertraute Royalisten mußten mit geheimen Aufträgen Frankreich durchreisen, um die Königsanhänger in Verbindung und Wirksamkeit zu setzen, welche Betriebe, wie früher, mit der Zerstörung des bürgerlichen Wohles mancher Familie geendet haben würde, wenn nicht die mächtige Einwirkung der Verbündeten und die Heldenthaten ihrer Heere dem vertriebenen König zur Hülfe gekommen wären. Nur in der Vendee, dem alten Sitze des königlichen Aristokratismus, fand die Kaiserregierung Widerstand, oder vielmehr Abneigung von einiger Bedeutung.

So war König Ludwig XVIII. bei vorschreitender Kraftlosigkeit des höheren Lebensalters aus seinem Reiche vertrieben, umgeben von hoffärtigen Glücksrittern, die es weder mit ihm selbst, noch mit dem Königthume, noch mit Frankreich redlich meinten, verstoßen von einer Nation, der er gern König und Vater sein wollte, mit seinen Hoffnungen hingewiesen auf neue Siege der Ver-

bündeten, die Frankreich, sein Königthum, zu bekämpfen sich rüsteten. Der Anfang des Feldzuges gegen Napoleon im Jahre 1815 war durch große strategische Mißgriffe Wellington's und Blüchers für die Verbündeten unglücklich; aber reich an Beweisen der großen Tapferkeit der einherziehenden Heere. Erst am 15. Junius ward der blutige Kampf entschieden, durch die Ausdauer Wellington's im Schlachtfelde von Belle-Alliance, durch die rastlose Thätigkeit Blüchers und seiner heldenmüthigen Preußen *). Indeß beide Feldherrn auf Paris zueilten, lud Ersterer den König Ludwig XVIII. ein, nach Cambrai zu gehen, wo er völlig sicher sei; der König folgte gern dieser Aufforderung und hielt dort den 26. seinen feierlichen Einzug. Der besiegte Napoleon sah sich bald von allen Parteiführern verlassen; eine Regierungscommission, mit der höchsten Leitung der Geschäfte beauftragt, kam der Eroberung der Hauptstadt durch den Abschluß eines Uebergabevergleiches zuvor. Am 22. Juli ward Paris zum zweiten Male von den Verbündeten besetzt. Während dieser großen Catastrophe hegten eine große Anzahl bedeutender Franzosen, besonders Mitglieder der vom Kaiser zusammenberufenen Repräsentantenkammer, fortwährend die Hoffnung, wenn auch nicht unter Napoleon, doch unter der Regierung seines Sohnes eine auf bürgerliche Selbstständigkeit gegründete Verfassung zu erhalten und so für immer von der Herrschaft der Bourbons und ihres Adel-Anhanges befreit zu werden.

In einer Zuschrift des Heeres an die Nationalrepräsentanten, welches von Davoust und achtzehn Generalen unterzeichnet war, heißt es: „Man will uns die Bourbons, welche die unermeßliche Mehrzahl der Franzosen verwirft, wieder zu Herrn geben. Unterschreibt Ihr, Repräsentanten! ihre Rückkehr, dann wißt, daß Ihr das Todesurtheil einer Armee unterzeichnet, die seit zwanzig Jahren das Palladium der Ehre Frankreichs

*) Wer, der Kurzweil halber, sich unterrichten will, wie mit schamloser Lüge, um der Nationaleitelkeit zu fröhnen, französische Schriftsteller den Feldherrnruhm Blüchers zu verdunkeln streben, lese den jämmerlichen Bericht über ihn, welchen die Biographie nouvelle des Contemporains Tom. III. Pag. 72 ff. abstattet.

war. — Die Bourbons leisten der Nation kein Gewähr. Wir nahmen sie mit dem edelmüthigsten Vertrauen auf; wie erwiderten sie dieses? — Sie behandelten uns als Rebellen und Ueberwundene. Die unbestechbare Geschichte wird einst erzählen, was die Bourbons thaten, um ihren Thron wieder zu besteigen; sie wird auch berichten das Betragen der recht eigentlich volksthümlichen Armee und die Nachwelt wird entscheiden: ob wir oder sie die Achtung der Welt verdienen." — —

Verdeckter, aber in gleichem Sinne sprach die Bekanntmachung jener Kammer, als sie von den Unterhandlungen der Regierungscommission mit den feindlichen Heerführern förmliche Anzeige erhielt.

„Die Regierung Frankreichs, ihr Haupt sei, wer es wolle, muß den Willen der Nation mit der Zustimmung der übrigen Mächte in sich vereinigen, um eine gemeinschaftliche Bürgschaft des Friedens zwischen Frankreich und Europa zu werden. Aber kein Monarch gibt hinlängliche Bürgschaft, wenn er sich nicht eidlich verpflichtet, die Verfassung zu achten, welche von den Volksvertretern entworfen und von der Nation angenommen ist. Daher wird jede Regierung, welche keine andern Ansprüche, als den Beifall und den Willen einer Partei für sich hat, oder welche durch Gewalt eingesetzt ist, jede Regierung, welche nicht die Nationalfarbe annimmt, nicht bürgerliche Freiheit, Gleichheit vor dem Gesetze, Freiheit der Presse, des Cultus, das System der Volksvertretung, die freie Zustimmung bei Soldatenaushebung und bei der Steuererhebung, Unwiederruflichkeit des Verkaufes der Nationalgüter, Unverletzbarkeit des Eigenthums, Abschaffung der Zehnten, des alten und neuen erblichen Adels, der Lehnsverhältnisse, gänzliche Vergessenheit aller politischer Meinungen und Abstimmungen bis auf diesen Tag garantirt; jede Regierung, die nicht in Schutz nimmt das Institut der Ehrenlegion, die Auszeichnungen und Belohnungen der Krieger, die Unterstützung ihrer Wittwen und Kinder, die Geschwornengerichte, die Unverletzbarkeit der Richter, die Zahlung der Staatsschuld, — wird die Ruhe Frankreichs und Europa's nie sichern. Werden diese Grundlagen verletzt, so verwahren sich gegen solche Gewaltthätigkeit und Usurpation die Stellvertreter der französischen Nation durch diese offene Bekanntmachung im Voraus." —

Die provisorische Regierung sprach ihre Abneigung gegen die Bourbons bestimmter aus, in einer Botschaft an die Repräsentantenkammer, worin sie, unmittelbar nach der Besetzung der Hauptstadt durch die Alliirten, sagte: „Allen früheren Hoffnungen zum trotze ist es nun doch entschieden, daß sich die Verbündeten zur Wiedereinsetzung Ludwigs XVIII. verbindlich gemacht haben, welcher auch schon am nächsten Tage wieder anlangen wird. Da so die Berathschlagungen der Regierungscommission nicht mehr frei sind, so hat sie sich aufgelöst." — Eine unter diesen Verhältnissen gewiß kühne Sprache, welche nur zu deutlich zeigte, wie höchst treffend Ludwig XVIII. seine Königskrone, die nun zum zweiten Male Napoleons Händen entrissene, eine Dornenkrone nannte. Hätte die Repräsentantenkammer es wohl wagen dürfen, so zu reden, unter diesen drohenden Umgebungen, wenn sie dazu nicht innere Ueberzeugung und das Bewußtsein der Nationalstimmung zuzusagen berechtigt hätten? — Mag man den Inbegriff jener Forderungen übertrieben nennen, für den König Ludwig VXIII. enthielt jene Erklärung den Kanon, vermittelst welcher er allein den Thron Frankreichs sich und seiner Dynastie sichern konnte.

Am Tage des Einzuges des verbündeten Heeres in Paris traf der König, von Artois und Berry begleitet, in St. Denis ein; hier ernannte er sofort sein neues Ministerium, in welchem Talleyrand und Louis, jener als Minister der auswärtigen Angelegenheiten, dieser als Minister der Finanzen an ihrer alten Stelle verblieben; Fouché ward der Leitung der Polizei vorgesetzt, Pasquier zum Großsiegelbewahrer und Justizminister ernannt, Gouvion St. Cyr erhielt das Kriegswesen, Jaucourt die Marine und Richelieu die Hausangelegenheiten; zu gleicher Zeit erfolgte die Bestimmung, daß alle Verwaltungs- und Justizbehörden, alle Commandeurs und Officiere der Nationalgarde, welche am ersten März des Jahres im activen Dienst gewesen, sofort ihre Functionen wieder antreten sollten.

Die Nationalgarden ließen den König in St. Denis durch eine feierliche Botschaft bewillkommnen, welche gar gnädig empfangen wurde: „Meine Freunde!" redete sie Ludwig XVIII., der Versöhnungsbeflissene, an, „endlich befinde ich mich wieder unter Euch. Urtheilt

über die Freude eines Vaters, der seine treuen Kinder wieder erblickt! Ich danke Euch für Eure Gesinnung. Kehrt nach Paris zurück und sagt Euern Mitbürgern, was ich für sie fühle. Bald werde ich in der Mitte meiner guten Pariser sein!" — Der König hielt Wort; schon am folgenden Tage zog er in die Hauptstadt ein, wo von beiden Seiten arge Schmeicheleien gewechselt wurden, indeß der Preußen General Müffling, als Militaircommandant von Paris, mit fester Hand Ruhe und Ordnung aufrecht erhielt, und dafür Sorge trug, daß die aus ihrer ersten Bestürzung erwachenden Parteiführer nicht schrankenlos Zündstoff in die aufgeregte Volksmasse warfen. —

So bestieg Ludwig XVIII. zum zweiten Male den Königsthron Frankreichs. Vergeblich blickt man umher, in dem weiten Felde der Geschichte das Gegenbild eines Königs zu finden, welcher unter gleich furchtbarer Verflechtung der Verhältnisse an die Spitze eines großen Reiches gestellt wurde. In den Besiegern seiner Nation, in denen, welche diese herabstürzten von der vermessenen Höhe eingebildeter und wirklicher politischer Macht, welche ihr die Beute vieljähriger Siege entrissen und mit gerechter Strenge manches Leiden der Unterjochung fühlen ließen — in diesen Regenten mußte Ludwig seine Wohlthäter, die einzigen Stützen seines immer wankenden Thronrechtes erkennen, indeß er selbst Franzose, in seinem Volke, das er gern mit sich befreunden wollte, leidenschaftliche Widersacher fand. Kein menschliches Gefühl vergegenwärtigte ihm den unversöhnten Schatten des königlichen Bruders, eine Blutschuld, welche um so sichtbarer auf der Mehrheit der französischen Nation haftete, je mächtigern Haß er überall in derselben fand. Er mußte als König handeln, um auf irgend eine Weise den Andrang feindlicher Elemente zu brechen und jeder Schritt, den er für sich, für seine Wohlthäter, für sein Reich, für die Nation, für seine Familie unternahm, verwickelte ihn in neues Unglück. Drohend regten sich in allen Theilen des Reichs die französischen Kriegerschaaren, die das Idol des gestürzten Usurpators im Herzen trugen und danach dürsteten, die fremden Heere und mit ihnen die Bourbons, nebst ihrem Gefolge, aus Frankreich zu vertreiben; solch ein neuer Krieg überbot, bei jedem Erfolge, das schon gegen-

wärtige Elend. Der Friede, für welchen Ludwigs Minister Unterhandlungen pflogen, mußte neue Thatsachen der Nationaldemüthigung zu Tage fördern und mit seinen Ergebnissen neue Last über den König bringen. Selbst die, auf welche sich der bedrängte Greis so gern gestützt hätte, die Mitglieder seiner Familie, die Unglücksgefährten seiner Verbannung störten bisweilen die schwachen Versuche, welche er zur Besänftigung Aller machte. Wie herzlich auch der König die Hand bot zur Versöhnung, wie innig er es den Franzosen ans Herz legen mochte, daß nur durch treue Vereinigung um den Königsthron, des Jammers Uebermaaß vermindert werden könne; des Unfriedens böses Spiel fand überall Nahrung und hemmte den Erfolg der königlichen Bemühungen. Jene sich treue Royalisten nennende Altadliche und Geistliche, an deren Spitze Prinzen vom Geblüte, wie man glaubte, standen, blieben immer das größte Hinderniß zur Erfüllung heilbringender Zwecke; sie beharrten auf der alten Basis ihrer Forderungen, sie veranlaßten fortwährende Reibungen zwischen den königlichen Haustruppen und Garden, und dem Nationalheere; sie verkündigten laut, wie nur in blutiger Bestrafung der Revolutionsmenschen Frankreichs Wiederherstellung zu erwarten stehe, sie riefen die rechtgläubigen Katholiken auf zur Vertilgung der Ketzer. — So mußten die Protestanten der südlichen Provinzen vor Ludwigs Throne mit einer Bittschrift erscheinen, worin sie trauernd über ihre ermordeten Glaubensgenossen klagten. „Sire! in Ihrem Namen werden unsere Mitbürger geplündert und gemordet. Fanatische Bauern werden versammelt unter Anführern, die mit Vollmachten des Herzogs von Angouleme versehen sind.“ —

Bei den absolut verschiedenen Standpuncten, wie der der französischen Nation, nach Beendung der Revolution, und der der Altprivilegirten; wo jene diese, als wieder im französischen Staatsbürgervereine Angenommene betrachteten, indeß diese darüber einig waren, daß für alles Vorgefallene an der französischen Nation blutige Rache genommen, und zur Verhütung jedes Rückfalles das Volk mit recht schweren Ketten belastet werden müsse — bei solcher gegenseitigen Entfernung der Ansichten mußte jeder vernünftige Rathschlag den größten

Widerspruch finden. Wenn gleich der König die allgemeinsten Verzeihungszusicherungen gegeben hatte, mit Ausnahme der wichtigsten Revolutionsmänner und Anhänger Bonaparte's, so wirkte doch die in seinen Umgebungen vorwaltende Verblendung stark genug, um seine bessern Ansichten unwirksam zu machen. Fouché, der listigste und thätigste des neuen Ministerii, sah sich genöthigt, den 19. September 1815 um seine Entlassung zu bitten; „weil," sagt er in dem Schreiben an den König, „die Schreckenszeit wieder zurückkehren will; ich aber bekenne Ew. Majestät frei und aufrichtig, daß Ihre Monarchie keine Grundlagen hat, stark genug, um den Angriffen gewachsen zu sein, deren Besiegung man wünschen möchte." —

Mit seinem Rücktritte fiel das ganze Ministerium, angeblich, um keine für Frankreich entehrende Friedensbedingungen zu unterzeichnen; in der That, als Opfer der gegen dasselbe geschmiedeten Ränke; ein neues wurde gebildet, an dessen Spitze Richelieu, als Minister der auswärtigen Angelegenheiten trat, ein Mann altadlichen Geschlechtes, als Jüngling ausgewandert und in russische Dienste getreten, wo er sich als Provinzial-Gouverneur zu Odessa Ruhm erworben hatte, voll hervorstechender Talente für den Staatsdienst und von rechtlichem Charakter, doch der französischen Nation fremd. Clarke ward Kriegsminister, wie er es schon unter dem Kaiser, nach Berthier's Abgange, unter dem Könige als Soult's Nachfolger, gewesen war. Nach so mancher Veränderung der Rollen, die er spielte, ergriff er nun die des Ultraroyalismus und zog Haß und Verachtung auf sich, wozu ohnehin das schwierige Geschäft der Auflösung des vorgefundenen Kaiserheeres und der Bildung einer neuen Kriegsmacht ganz geeignet waren. Der Graf von Vaublanc, der neue Minister des Innern, hatte sich bisher keinen ausgezeichneten Namen erworben, und verschaffte sich selbigen auch nicht in dem ihm unerwartet zugetheilten Ministerialposten, bis auf die Anerkennung des Rednertalentes, wogegen Decazes, berufen zum Ministerio der Polizei, früher ein Schützling der Bonaparteschen Familie, später ein treuer Anhänger des Königs, nun Fouché's Nachfolger, sich dem schwierigsten Amte gewachsen zeigte und auf dem Wege einer

liberalen Gesetzlichkeit, Frankreichs und des Königs Heil zu fördern suchte. Der Italiener Corvetto, früher einer der Directoren des ligurischen Freistaates, dann von Bonaparte nach Paris berufen und mit Auszeichnung behandelt, verschmähte die Dienste des Kaisers, bei seiner zweiten Erscheinung, erhielt jetzt die Leitung der Finanzen; du Bouchage das Seewesen, ein tüchtiger Marineofficier, aber gehaßt als Schützling der Herzogin von Angouleme. Endlich die Großsiegelbewahrer- und Justizministerstelle ward zu Theil Barbe Marbois, schon ausgezeichnet als gemäßigt denkender Mann in der gesetzgebenden Reichsversammlung.

So waren denn die den Royalisten verhaßten Revolutionshelden Talleyrand und Fouché aus dem Ministerio verdrängt, zugleich aber durch die That vom Könige die Unmöglichkeit ausgesprochen, daß er der Ihrige sein, ein Ministerium nach ihrem Willen bilden könne. Die alten Royalisten und Hofumgebung blieben Ludwigs Sorge und Qual, nicht seine Hülfe.

Es gehört zu dem Wesen eines constitutionellen Staates, daß das Ministerium als solches, wie verschiedenartig die Ansichten seiner Mitglieder sein mögen, ein System hat und haben muß, welches durch den Personenwechsel nicht umgestoßen, nur modificirt wird, wie es reicheres oder geringeres Talent, größere oder mindere Hindernisse mit sich bringen. Dieses System der Einheit des Ministerii Ludwigs XVIII. bildete sich durch alle bis zu den neuesten Tagen hin erfolgte Ministerialwechsel der Gestalt aus, daß es hier genügt, dessen Charakter mit einigen Zügen anzugeben, ohne ferner bei der Persönlichkeit der einzelnen Mitglieder zu verweilen.

Die Vermittlung eines Friedens zwischen den Verbündeten und dem besiegten Frankreich war das erste große Beginnen des neuen Ministerii, namentlich des mit der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten beauftragten Herzogs von Richelieu. Die neuen Wunden, welche dieser Friede der französischen Nationaleitelkeit schlug, dadurch, daß die äußere Ruhe des Reiches unter der Obhut der Verbündeten, welche mit ihren Truppen die wichtigsten französischen Grenzfestungen besetzt hielten, gestellt wurde, wie durch große Contributions-, und

Entschädigungszahlungen und durch manche andere gerechte und vorsichtige, immer aber drückende Bedingungen, konnten zwar dem Ministerio vernünftiger Weise nicht beigemessen werden; doch leiteten sie die Volksstimmung auf die Vorstellung, daß für solchen Preis das wiedererhaltene Königthum theuer erkauft sei. Dieses Anerkenntniß auf der einen Seite, auf der andern die Hoffarth, mit welcher der hohe Adel und die hohe Priesterschaft auf Kosten der Thronsicherheit den langverhinderten Triumph zu feiern sich anschickten, leitete die verbündeten Mächte zu einer Erklärung, welche sie mit dem Friedensschlusse dem Minister Ludwigs überreichen ließen; hier legten sie offen die Regierungsmaximen dar, nach welchen Frankreich allein beruhigt werden konnte. Es heißt hier: „Seine Majestät haben anerkannt, daß in einem seit fünf und zwanzig Jahren revolutionairen Bewegungen preisgegebenen Staate, Gewalt allein, nicht Ruhe und Vertrauen der Gemüther, noch das Gleichgewicht der verschiedenen Theile des gesellschaftlichen Körpers herstellen kann; daß Weisheit mit Kraft, Mäßigung mit Gerechtigkeit sich verbinden müssen, um eine glückliche Veränderung zu bewirken. Weit entfernt zu besorgen, daß Se. Majestät unweisen und leidenschaftlichen Maßregeln Ihr Ohr leihen werden, durch welche Besorgniß, Zwietracht und Haß wieder angefacht werden müssen, finden die alliirten Cabinette ihre Beruhigung in den weisen und großmüthigen Gesinnungen, welche der König in allen Zeitabschnitten seiner Regierung, besonders aber seit seiner Rückkehr offenbart hat. Sie wissen, daß der König allen Feinden des öffentlichen Rechtes und der Staatsruhe, in welcher Gestalt sie auch auftreten mögen, seine Anhänglichkeit an der Verfassungsurkunde, wie den festen Willen entgegensetzen werde, der Vater aller seiner Unterthanen, ohne Standes- oder Religionsunterschied zu sein. Er will die Leiden, welche seine Unterthanen duldeten, bis auf das Andenken daran vertilgt wissen und von der Vergangenheit nur des Guten sich erfreuen, das die Vorsehung aus dem öffentlichen Unglücke selbst hat hervorgehen lassen. — Nur so können die Wünsche der Verbündeten für die Erhaltung der constitutionellen Macht Seiner Majestät, für das Glück Ihres Landes, für die Dauer des Weltfriedens vollständigen Erfolg erhalten;

nur so kann Frankreich die glänzende Stelle wieder einnehmen, wozu es in dem europäischen Staatenvereine berufen ist." —

Solche weise Vorstellungen mochten die Thatsachen, deren Augenzeugen die Regenten waren, sehr gerathen machen. Besonders auffallend waren die Verhandlungen der vom Könige im Anfange des Octobers zusammenberufenen Kammern, in welcher die Ultraroyalisten, im Widerspruche mit dem Ministerio, eine große Stimmenmehrheit hatten und ihren Wahlspruch: Jetzt oder nie! durchzusetzen starke Vorschritte machten. In der Pairskammer rief der Präsident bei Eröffnung der Sitzungen den persönlich gegenwärtigen König auf, die Strenge der Gesetze walten zu lassen und endlich zur nothwendigen Vertheilung der Belohnungen und der Strafen zu schreiten. Als hiergegen der Herzog von Orleans mildere Maßregeln und eine allgemeine Amnestie empfahl, um solche in der Dankadresse dem Könige ans Herz zu legen, gab es stürmischen Wortwechsel; den Journalisten ward die Mittheilung seines Vortrages verboten, er selbst zum Schweigen gezwungen und bald nachher genöthigt, nach England zu gehen. Man verfolgte ihn, der dem Stamme der Bourbons zugehörte, mit dem leidenschaftlichsten Hasse, als einen schon vom Vater her Abtrünnigen der Aristokratenkaste. Auch Talleyrand, wenn gleich ohne bestimmten Wirkungskreis, noch immer Staatsminister, mußte dieses Verhältniß aufgeben. — Lainé, der Präsident der Deputirtenkammer, bat den König in seiner Anrede, da die Strenge der Gerechtigkeit auftreten zu lassen, wo die Milde stehn geblieben sei. — Ob, bei solcher in der Mehrheit der Mitglieder der Kammern lautwerdenden Stimmung, das Ministerium mit mil-deren Gesetzesvorschlägen auftrat, um die strengeren Maßregeln den Kammern selbst in den Mund zu legen und so die Rückwirkungen auf sie fallen zu lassen, sich aber eine gewisse Popularität zu sichern, oder ob sie sich selbst nur fügten, um, abgestimmt, wenigstens der Härte des Buchstabens durch Milde der Ausführung Meister zu bleiben, läßt sich nicht entscheiden; doch spricht die Wahrscheinlichkeit für das Letztere.

Um der Schuld einige Opfer zu bringen, wurden Labedoyere und Ney hingerichtet, indeß viele Gleich-

schuldige glücklich zum Theil nicht einmal in Anspruch genommen wurden; andere wurden als Königsmörder, als Revolutionsmänner, oder als Diener des Kaiserthums verbannt und überall eine Menge Gesetze für den augenblicklichen Nothbedarf gegeben, welche, oft halbe Maßregeln welche der Geschichte Frankreichs, seiner Ministerien, und seiner Ultraroyalisten, als dem Leben Ludwigs XVIII. angehören, obgleich ausdrücklich bemerkt werden muß, daß der König dem Regierungsgeschäfte nie fern blieb, mit seinen Ministern täglich über die wichtigsten Staatsangelegenheiten conferirte, viele Einsicht an den Tag legte, und da, wo er ungehemmt handeln konnte, immer bekundete, daß er des Wunsches Erfüllung, Frankreich zu einem glücklichen Staate zu machen, gern durch jede Aufopferung erkauft hätte. —

Die ganze Geschichte Frankreichs, von jener zweiten Wiederherstellung des Königs an, sowohl während der dreijährigen Besetzung der Grenzfestungen von den Verbündeten, als nachher, ist von Seiten des königlichen Ministerii ein fortwährender Kampf, den schrecklichen Planen des alten Adels und der hohen katholischen Geistlichkeit, in welchen beiden Classen sich kirchlicher und politischer Fanatismus verbinden, entgegen zu kämpfen, um auf der einen Seite Blutbäder und neuen Bürgerkrieg zu verhindern, auf der andern Seite die constitutionelle Grundlage des Thrones zu retten, damit dieser nicht wieder ein Spielwerk des übermüthigsten Aristokratismus werde, wohl wissend, daß Adel und Geistlichkeit Frankreich oftmals an den Rand des Verderbens gebracht haben. Oft schienen sich die Minister den Ultra's zu nähern; oft versetzten sie ihnen die härtesten Schläge; so 1817, wo sie die Deputirtenkammer, worin jene die Stimmenmehrheit behaupteten, auflösten und durch eine andere Repräsentantenwahl die schon die drohendste Stellung nehmende Nationalbesorgniß für den Augenblick beschwichtigten; dann traten wieder unerhörte Erscheinungen anderer Art ein, wie am Ende des Jahres 1820, wo sich beide so weit geschiedene Theile der Opposition, die Ultra's und die Liberalen, verbanden, um den Sturz des beiden verdächtigen Ministerii zu bewirken.

Betrachtet man beide Theile der Opposition, in Beziehung des Königs zu ihnen, so muß man letzteren

innig beklagen, daß die Partei der Liberalen, durch welche allein er die Nationalstimme für sich gewinnen könnte, es ihm völlig unmöglich macht, mit ihr zu sein. Wie im Streite der Leidenschaften, welcher schon so oft das Glück der Staaten und Völker verdunkelt, gewöhnlich bald eine so große Verwicklung eintritt, daß auf jeder Partei ein Theil der Schuld haftet, so laden einen solchen auch die Liberalen auf sich, indem sie zwar vorgeben, die Aufrechterhaltung der Constitution zum Zwecke zu haben, aber beständig die Nichtigkeit dieser Behauptung an den Tag legen, durch offenbarten Haß gegen die Bourbons-Dynastie. Sie unterscheiden sich hierdurch völlig von der Oppositionspartei anderer constitutioneller Monarchien, zum Beispiel Britanniens, wo jene auch fortwährende Anklage und Tadel der Regierungsmaßregeln aufstellt, jedoch nur als Wächter der Nationalfreiheit und der Verfassung; wird auch der Wunsch, letztere abzuändern, laut (die Reformers), so ist doch so wenig von einer Zerstörung des Königthrones, als von einer Veränderung der Dynastie je die Rede; einzelne Mitglieder der königlichen Familie werden häufig auf das Härteste angegriffen, die Familie, als der Thronberechtigte Stamm, bleibt unausgesetzt der Gegenstand der Nationalverehrung. Indem aber in Frankreich die liberale Opposition höchst illiberal das Thronrecht der Bourbons verwirft und die ultraroyalistischen Sünden dem Könige nachträgt, ihn selbst in seiner Persönlichkeit unziemlich angreift, versperren sie sich den constitutionellen Weg, durch Gesetz und Verwaltung das bürgerliche Heil Frankreichs zu sichern, indem der König Leute von seinem Ministerio entfernt halten, ihre Rathschläge und Wirksamkeit fürchten muß, welche gegen sein Königthum überhaupt so entschiedenen Haß zur Schau tragen.

In dieser Stellung des Königs bildet die ganze Geschichte seiner Regierung und seines von vielen Zeugnissen der reinsten Humanität erhellten Privatlebens, seit dem Jahre 1815 das Gemälde des unglückseligsten Kampfes. Zahllose Verschwörungsgeschichten kommen in jedem Berichte von der politischen Lage Frankreichs zur Sprache. Bald sind die Hebel derselben der Nationalstolz, der unbeugsame Sinn der Bonaparteschen Kriegsgefährten, der aufbrausende politische Fanatismus der heranwachsenden Jugend, bald die Forderungen der Aristo-

kraten, hierarchische Umtriebe und kirchliche Intoleranz. Alle Parteien beschuldigen sich gegenseitig der Theilnahme. Da wird nicht ohne Wahrscheinlichkeit angeführt, daß die in der Nähe des Königs, seinem Leben gefahrdrohenden Verschwörungsversuche, Pulverexplosionen und Brandstiftungen ausgingen von seinen nächsten Haus- und Familienumgebungen, um ihn einzuschüchtern gegen das Vertrauen, welches er, seines Sinnes, für die Volksstimmung hegt; um ihn zur blutigen Rache zu reizen gegen alles, was sich nicht als Emigrant und Aristokrat verschworen hat, gegen die Revolution und gegen das aus derselben hervorgegangene Bürgerthum. Die Verflechtungen der Verschwörungen reichten oft hinauf bis zu den ersten Staatsbeamten, bis zu den Ministern, wo es, bei unterdrücktem Erfolge, wie so vieles zweifelhaft blieb, ob jene wirklich dem Verbrechen zugethan gewesen, oder ob sie dasselbe nur hatten bis zu einer gewissen Reife kommen lassen, um sich dann das Entdeckungsverdienst aneignen und das Strafamt beimessen zu können.

Unter solchen Bedrängnissen traf den König, der für seine Familie innige Vaterliebe im Herzen trägt, der harte Schlag der Ermordung seines Neffen, des Herzogs von Berry (den 12. Februar 1820), eine verruchte That, deren Ursprung einen noch schrecklichern Charakter erhält, nachdem die genaueste Untersuchung ergeben hat, daß der Mörder Louvel zu derselben allein aufgeregt wurde, durch politischen Fanatismus, welcher ihn, ohne Theilnahme von Mitverschworenen, schon längere Zeit mit dem Mordplane leben ließ. Der Mörder gestand, daß er im blutigen Hasse gegen die Regentenfamilie, den Herzog von Berry zum ersten Schlachtopfer gewählt, weil dieser, der jüngste Prinz des Königshauses, die Fortpflanzung des Geschlechtes habe erwarten lassen; ja er bekannte ferner, daß, wenn er nach verübtem Morde der Strafe des Gesetzes entronnen wäre, er den Dolch fortwährend gegen die übrigen Bourbons würde gezuckt haben. — So mußte der gute König einem seiner nächsten Familienglieder gewaltsamen Todes dahinscheiden sehen, und die Trauer über den Verlust um so tiefer empfinden, da jedes neue Blutmal an die Spannung erinnert, welche zwischen seiner Familie und einem Theil der französischen Nation fortdauert. — Die allwaltende Vorsehung hatte aber beschlossen, den gerechten Schmerz des trauern-

den Greises dadurch zu vermindern, daß des Mordes nächster Zweck, das Aussterben des in Frankreich regierenden Zweiges der Bourbons zu veranlassen, nicht in Erfüllung ging. Die Herzogin von Berry gebar sieben Monate nach des Gatten Tode einen Sohn, der, der Herzog von Bordeaux genannt, nach dem Tode der Prinzen Artois und Angouleme, das Erbrecht der Thronfolge der Zukunft entgegenträgt. — Gern überläßt man sich der Vorstellung, daß der, nach den Zeitungsberichten laut gewordene Abscheu gegen die Mordthat eben so wahr sein möge, als die kundgegebenen Zeichen der Freude, bei der Geburt eines Prinzen des Hauses, daß jener, wie diese endlich das Band der Versöhnung knüpfen mögen zwischen dem Regentenstamme und den Bewohnern seines Reiches. Wie auch der alte Zwiespalt täglich neue Veranlassung zum Hervortreten finden mag, bald bei der Einführung neuer Gesetze, welche die Verfassungsurkunde abändern, wie die veränderte Einrichtung der Wahl der Nationalrepräsentanten, und die Einführung neuer Censurgesetze; bald in der Beleuchtung der äußern Verhältnisse und der neuesten Schicksale der Bourbons auf dem spanischen und dem neapolitanischen Throne, bald in dem häufigen Wechsel der Minister, die mehr dahin arbeiten, ihre eigene, so momentane Gewalt zu verwahren, als des Königs Autorität zu sichern — Ludwig XVIII. bleibt persönlich einem Vermittlungssystem fest zugethan, zu dessen Durchführung ihm nichts, als rüstige Jugendkraft zu wünschen wäre. Nach Gesinnung und treuem Gebrauche, welchen er von dem ihm anvertrauten Pfande macht, ist er einer der achtungswerthesten Regenten des Zeitalters, welcher würdevoll schweres Mißgeschick zu tragen nie ermüdet. Am nachtheiligsten für ihn, wie für die richtige Würdigung der bestehenden Verhältnisse scheinen die zu wirken, welche, mit jenem Pariser Correspondenten *), erzählen: „So lange wir eine Pairkammer haben, welche so viele demokratische Elemente vereinigt, als die unsrige; so lange die Regierung nicht die nöthige Gewalt haben wird, die Unruhestifter, die sich in die

*) Siehe die allgemeine preußische Staatszeitung, Stück 32. 1822.

Deputirtenkammer eingeschlichen haben, zu bezähmen; so lange die Eigenschaft eines Abgeordneten ein Rechtstitel sein wird, um ungestraft am Umsturz der bestehenden Ordnung der Dinge zu arbeiten; so lange wird die Deputirtenkammer nichts, als ein Tummelplatz der Leidenschaften sein. Unter dem vorletzten Ministerio ward hier dieser Umsturz auf gesetzlichem Wege vorbereitet, und darum hielt sich die linke Seite noch in gewissen Schranken. Seitdem ihr aber kein Mittel, zu ihrem Zwecke zu gelangen, geblieben ist, als offene Empörung, hat sie auch die Maske der Mäßigung abgelegt. Nachdem aber das Gesetz strenge und ehrwürdige Gerichte ernannt hat, um über den Frevel der Presse zu urtheilen, ist die Sprecherbühne der Kammer der einzige Ort, von wo diese Leute ihr Gift über ganz Frankreich ausstreuen können. Hier verrathen sie ihren Haß gegen die geheiligte Person des Königs, indem sie trotz der vielen, selbst fremden Zeugen, behaupten, man habe seine Ankunft in Frankreich ungern gesehen; um die königliche Familie verhaßt zu machen, bringen sie das Mährchen einer geheimen Regierung auf die Bahn, wie einst ihre Vorgänger und Muster ein östreichisches Comité in den Tuillerien erfunden hatten; ihren Haß gegen Religion verbergen sie unter dem Scheine, als fürchteten sie den Einfluß der Priester, da es doch eine notorische Sache ist, daß dieser beim Könige und den Prinzen nicht existirt; in den Missionarien, welche sich bestreben, unter dem seit dreißig Jahren verwildertem Volke, religiöse Ideen zu verbreiten, heucheln sie Jesuiten zu wittern, da es doch bekannt ist, wie sehr die französische Geistlichkeit, unter deren Schutze die Missionen stehen, den Jesuiten zuwider ist; sie hassen den alten Adel, nicht als ob er irgend eines Vorzugs vor ihnen genösse, sondern weil sie seine Anhänglichkeit an den König kennen; sie verunglimpfen jeden Gutsbesitz, der nicht aus Nationalgütern besteht; sie verleumden bei allen Gelegenheiten die Schweizergarden des Königs, weil sie wissen, daß, wenn es zur Entscheidung zwischen ihnen und dem rechtlichen Theile der Nation kommen wird, keine Künste der Verführung die Treue dieser Biedermänner wird wankend machen können; sie sprechen mit erkünsteltem Enthusiasmus von dem Ruhme der französischen Truppen, sagen aber nichts davon, daß der Ehrgeiz ihres

Kaisers in einem einzigen dieser ruhmvollen Jahre 1,200,000 junge Leute geopfert hat u. s. f." — „Im Publicum ist man des Schauspiels, welche diese Debatten kürzlich geben, herzlich müde, und der Tag, an welchen die Sitzung geschlossen wird, ist jedesmal erwünscht." —

Soll man diesem Correspondenten Glauben beimessen, oder der französisch ministeriellen Darstellung des innern Zustandes Frankreichs, welche im Moniteur also lautet: „Frankreich, wie es jetzt beschaffen ist, bleibt immer der gesundeste Theil Europa's. Das französische Volk ist der Revolution satt; schon der bloße Gedanke daran macht es schaudern. Die Vorsehung hat durch den Tod des Fürsten der Usurpation und durch Geburt des Kindes der Legitimität, die Bürgschaft der Ordnung und des Friedens für Frankreich noch vermehrt. Die Vortheile, welche aus den politischen Gesetzen entspringen, durch welche Frankreich beherrscht wird, sind in die Augen leuchtend, sie sind Gleichheit der Rechte, Freiheit der Meinungen, blühende Finanzen. Den Credit zu gründen, dazu ist das constitutionelle System unvergleichlich. Die Legitimität drückt diesen Wirkungen der constitutionellen Ordnung den Stempel der Dauer auf." — ? —

Oder soll man sich zu einem allgemeinen historischen Standpunct wenden und jenes politische Bekenntniß einer strengen Prüfung unterwerfen, worin es heißt: „Kanonen und Bajonette können Mauern und Menschen, aber nicht Wahrheiten, Ueberzeugungen und die daraus entspringenden Bedürfnisse niederwerfen. Darum verschloß man die Zeughäuser und gab den Völkern das süße Gefühl des öffentlichen Friedens wieder. Man hoffte, die Wellen des tiefbewegten Meeres würden sich nach und nach von selbst durch ihre eigene Schwere beruhigen, sobald einmal der lange Kriegsorcan verstumme. Man gebot den Priestern der Vernunft Schweigen, und gönnte statt ihrer den Lobrednern des Herkommens, der guten alten Zeiten, ausschließlich das Wort. Man lähmte die Zungen der Völker, mit denen sie zu einander reden. — Man stellte die lauersame Polizei an die Thüren der Kirchen, der Schulen und Hörsäle. Man forderte schweigenden Gehorsam, und pries deshalb sogar unter Protestanten den Katholicismus, weswillen ihn doch die

Katholiken selbst weder haben noch preisen mochten. — Und die Wirkung davon? — Ganz die entgegengesetzte von der, welche beabsichtigt war. — Wir haben seitdem mehr Staatsumwälzungen erlebt, als ehedem in eben so vielen Jahrzehnten. Von Allem das Merkwürdigste aber ist, daß eben in denjenigen Ländern die großen Verwandlungen am ersten, am gewaltigsten geschahen, wo sie nach den Voraussetzungen unsrer Staatskünstler am wenigsten hätten Statt finden sollen! wo priesterliche Gewalt, Mönchthum, Aberglaube, Adelshoheit, unbeschränkte Ministerialherrschaft, Inquisition, Censurwesen in höchster Vollendung standen; wo die Bücher selten, die Schulen erbärmlich, die Zeitungsartikel vom Hofe dictirt, die helleren Köpfe geächtet waren; wo die entehrten Wissenschaften als Schulfüchserei, die Kunst als Magd der Ueppigkeit dastand; wo man mit Aberglauben und Wunderglauben den gesunden Menschenverstand, mit Nachäfferei des Fremden das Nationalgefühl täglich tödtete." — (Dies sind Zschocke's Worte in den Ueberlieferungen, Januarheft 1822. S. 3. 4.)

Unter den preiswürdigen Eigenschaften Ludwigs darf nicht übersehen werden das durch wissenschaftliche Bildung ausgebildete Talent der Wohlredenheit nach französischem Styl und des feinen Ausdruckes in Wort und Sprache, wie solcher keinem dem höheren Weltleben zugehörigen Manne entbehrlich ist; ja es fehlt nicht an Erzählungen von treffenden, witzigen und feine Beziehungen habenden Antworten, welche dem Könige in den Mund gelegt werden. Wie viel hiervon wahr oder erdichtet sein mag; unbestreitbar ist, daß er bei vielen Veranlassungen eine hohe, edle, gerechte und menschliche Gemüthsart bekundet hat, wie im Worte, so durch die That. Viele hierher gehörige Züge erzählen öffentliche Blätter; einer, der gerade dem wichtigen Zeitpuncte angehört, wo in der Mitte des vorigen Jahres zu Paris die Nachricht vom Tode des Verbannten auf St. Helena anlangte, finde hier Wiederholung. — Auf der Straße gehend, ward der General Rapp, ein vertrauter Kriegsgefahrte des Kaisers, und als solcher den Prinzen und Altadlichen verhaßt, von dieser Trauerbotschaft überrascht und ließ der tiefen Rührung im öffentlichen Erguß der Thränen freien Lauf. Dies ward dem

Könige hinterbracht, nicht ohne feindselige Hindeutungen auf diese so sichtbar gewordene Anhänglichkeit an den verhaßten Usurpator. Ludwig schwieg; als er aber, sich in die Messe begebend, wenige Tage nachher den Grafen Rapp erblickte, redete er ihn gar leutselig an: „General! ich kenne Ihren Schmerz, ich mißbillige ihn nicht; sondern sehe darin eine neue Bürgschaft Ihrer Treue.“ — Wenn in solchem Sinne die Prinzen und die heimgekehrten Altadlichen sich der französischen Nation zeigen wollten, wenn sie in den äußeren Formen des gesellschaftlichen Lebens mehr den Nationalsitten und Wünschen sich nähern könnten, so würde wahrscheinlich das vom Könige begonnene Versöhnungswerk, worauf man in seinem Leben immer zurückkommen muß, schon weiter vorgeschritten, und ihm in den Royalisten, welche ihm bisher nur dem Namen nach zugehören, eine Partei erwachsen sein, die des Königthumes Heil thätigst förderte, anstatt daß gegenwärtig der König für sein und ihr Heil bangen muß.

Seit dem Jahre 1815 haben wohl vierzig Männer eine Anstellung im Ministerio gefunden und sind bald wieder daraus geschieden. Das ganze Richelieusche Ministerium ist daraus vertrieben und am Novemberschluß 1820 ein neues gebildet, welches die Liberalen royalistisch nennen, indeß es den aristokratischen Royalisten schon anfängt nicht royalistisch genug nach ihrer Weise zu sein. Diesem Ministerio fehlt bis jetzt noch der Präsident, welcher ihm der Einheit halber nöthig scheint; im Publico nennen, als zu diesem wichtigen Posten bestimmt, Einige den Marquis Chateaubriand, einen politischen Wandelstern, der sich neuerlich zur Orthodoxie des Royalismus bekannt hat; Andere den Minister-Staatssecretair Montmorenci, Andere den Justizminister Peyronnet, der das Talent der Beredsamkeit, in repräsentativen Staaten eine nothwendige Ministerialeigenschaft, schon gezeigt hat, wenn er gleich hierin seinem Vorgänger de Serre nicht gleich kommt; Andere richten ihre Hoffnungen auf Decazes, dessen angekündigte Abreise aus Frankreich sich bisher verzögerte und den Liberalen die Hoffnung gibt, daß sein Einfluß zu erneuter Wirksamkeit gelangen kann. —

Mit dem Blicke auf das verschiedenartige Hoffen und Treiben der Parteien in Frankreich, das fortwäh-

rend in stürmischen Auftritten zu Tage kommt, brechen wir die hier gegebenen Mittheilungen zu einer Lebensgeschichte des guten Königs Ludwigs XVIII. ab. — Die Hinfälligkeit des Greises, der, wie erwähnt ist, körperlich an gichtischen Uebeln leidet und geistig von den Zeichen der Zeit niedergedrückt wird, mahnt sehr ernst zu der Betrachtung, daß, nach menschlicher Berechnung des Wahrscheinlichen, nicht leicht eine Familie, ein Reich und der gesammte Staatenverein Europa's einen größeren Verlust erleiden können für das Glück der Bourbons, für das Heil Frankreichs, für den äußern Frieden unsers Erdtheils, als wenn nach höherem Rathschlusse dieser König abgerufen wird von einer Pilgerbahn, welche des Erdenglanzes Nichtigkeit so vielfach offenbaret. —

Welche Stelle der Geschichtschreiber späterer Zeit Ludwig dem Achtzehnten anweist unter den Regenten des neunzehnten Jahrhunderts: immer wird zu seinem Ruhme erwähnt werden, daß er kein ihm zu Gebote stehendes Opfer zu hoch achtete, um das den Königsstamm der Bourbons bedrohende Verhängniß zu beschwören. Mit dieser Hinweisung soll der Zukunft nicht der ausschließliche Vorzug überantwortet sein, in der Beurtheilung des Königs Gerechtigkeit zu üben; schon gegenwärtig sei anerkannt, daß Ludwig der Achtzehnte, unter den ungünstigsten Verhältnissen, niedergedrückt von den fürchterlichsten Schicksalen, da, wo seine Persönlichkeit frei hervortreten kann, immer eine großartige, edle, fromme, dem Königsberufe würdige Gesinnung offenbart, welche von der Thronumgebung verdunkelt, nicht verklärt wird. —

Digitized by Google

Simon Bolivar,

Obergeneral der Jndependenten von Venezula und Präſident des Freiſtaates von Columbia.

Digitized by Google

Simon Bolivar *).

Simon Bolivar ward zu Caracas ums Jahr 1785 in einer angesehenen Familie geboren. Er gehört zu der geringen Zahl der Bewohner spanischer Colonien, der die Erlaubniß, nach Europa zu gehen, ertheilt ward. So konnte er sich zu Madrid den Studien widmen; dann reiste er nach Frankreich. Empfehlendes Aeußeres und persönliche Vorzüge verschafften ihm überall Zutritt; doch mitten unter den Vergnügungen beschäftigte ihn eine regsame, starke Einbildungskraft mit Planen für sein Vaterland; etwa zwei und zwanzig Jahre alt, faßte er den Entschluß, es unabhängig zu machen.

Seinen Aufenthalt zu Paris benutzte er vorzüglich, um sich als Staatsmann und Krieger zu bilden und Behufs seiner Plane vortheilhafte Verbindungen zu knüpfen. Humboldt und Bompland wurden seine Freunde; mit ihnen machte er Reisen, besuchte England, Italien und einen Theil Deutschlands. Bei seiner Zurückkunft nach Madrid verheirathete er sich mit der Tochter des Grafen von Ustariz und kehrte bald darauf nach America zurück, wo so eben seine Mitbürger, unzufrieden mit den verwaltenden Behörden der Hauptstadt, den Entschluß faßten, die Fahne der Unabhängigkeit aufzupflanzen. Bolivar vereinigte in sich ausgezeichnete

*) Aus der Biographie nouvelle des Contemporains, Tom. III. p. 120 ff. ist die erste Hälfte dieses Aufsatzes entlehnt.

Eigenschaften, vermittelst welcher er sich einst an die Spitze der Revolution von Caracas stellen konnte; doch damals mißbilligte er das von dem Congresse zu Venezula angenommene System; er wies den Auftrag, mit Don Lopez Mendez für das neue Gouvernement nach England zu gehen und da in Unterhandlungen zu treten, von sich und entzog sich allen öffentlichen Geschäften, ohne jedoch der Sache der Freiheitsfreunde abtrünnig zu werden. Indeß erfolgte im Märzmonate 1812 jenes Erdbeben, welches das ganze Land, mehrere Städte und auch Caracas nebst dem dortigen Waffenmagazine verwüstete. Jenem Unglücke, welches an 20,000 Menschen das Leben kostete, folgten neue Unruhen. Die Geistlichkeit, in der Hoffnung, das abergläubische Volk nun zur alten Ordnung der Dinge leicht zurückführen zu können, verwies auf den Zorn des Himmels, indem sie bemerklich machte, daß jenes Unglück gerade am Jahrestage des Aufstandes eingetroffen sei. Die Leichtgläubigen wurden bestürzt und überwältigt von hinterlistigen Prophezeihungen; Zwietracht schwächte die Independenten, und der spanische Befehlshaber Monteverde, der unter diesen Umständen schleunigen Angriff wagte, erlangte über jene mehrere Vortheile. Des Vaterlandes Gefahr verstattete Bolivar'n nicht, länger in Unthätigkeit zu bleiben; er begab sich zum General Miranda, der zu Dumouriez's Zeit im französischen Heere diente und auch in jener Hemisphäre für die Sache der Freiheit focht; doch gegenwärtig trafen ihn Unglücksfälle, die ihn nach Vittoria zurückzukehren nöthigten. Bolivar selbst war bei seinen ersten Unternehmungen unglücklich. Ihm war, mit der Ernennung zum Obristen, das Commando zu Puerto-Cabello zu Theil geworden. Er mußte diese Stadt aber räumen, um ihre Einäscherung zu verhindern; sie wurde damit von den Gefangenen bedroht, die sich der mit Geschütz versehenen Citadelle bemächtigt hatten. Der Verlust eines so bedeutenden Postens machte auf die Armee großen Eindruck, ohne Bolivar's Rufe zu schaden. Man erhielt für ihn die Befehlshaberstelle eines Corps von 6000 Mann von dem Congresse von Neu-Granada, mit welchem Heerhaufen er über die Gebirge von Tunja und Pamplona ging und an den Ufern der Tachira die Grenzen Neu-Granada's erreichte. Hier warf er einige royalistische Streifcorps und rückte

auf Ocana, um von dieser Seite in das Gebiet von Venezula einzudringen. Sein Lieutenant Rivas führte ihm die vom Congresse von Neu-Granada verwilligte Unterstützung zu, worauf er den Feind bei Cucuta angriff, schlug und gegen Guadualito, unter Don Nicolas Briceno, eine Streifpartie aussandte. Zu gleicher Zeit besetzte Bolivar, Sieger bei Grita, das Departement von Merida. Indeß war Briceno, von den Royalisten geschlagen, mit sieben seiner Officiere in ihre Gefangenschaft gerathen. Die Spanier nahmen damals, unter dem Vorwande, daß zur Unterdrückung des ersten Aufstandes Alles erlaubt sei, gegen ihre eigenen Colonien jenes grausame Kriegssystem an, wovon sie schon in Europa ein Beispiel gegeben hatten.

Tilcar, Gouverneur von Varinas, ließ die Gefangenen wie mehrere Einwohner aus den angesehensten Familien erschießen, welche eines Verständnisses mit den Independenten angeklagt waren. Bolivar, der bisher den Krieg mit großer Mäßigung geführt hatte, ward durch diesen Mord empört; er schwur, seinen Waffenbruder Briceno zu rächen, und machte bekannt, daß alle Royalisten, die ihm in die Hände fielen, der Soldatenwuth übergeben werden sollten. Doch diese vorgebliche Handhabung der Gerechtigkeit lag nicht in seinem Charakter; man versichert, daß er sie nur ein einziges Mal, wo es das Wohl der Seinigen zu fordern schien, in Ausübung brachte. — Bald verstärkte sich sein Heer dermaßen, daß er es theilen zu müssen glaubte. Eines dieser Corps vertraute er dem Rivas; an der Spitze des zweiten rückte er durch die Gebiete von Trurillo und Varinas auf Caracas. Nach verschiedenen Gefechten von günstigem Erfolge wurden beide Anführer von Gestaguanès mit dem Kern der Truppen Monteverde's angegriffen. Das Treffen stand, bis die spanische Cavalerie zu den Independenten überging, wodurch der Sieg sogleich entschieden wurde. Den Ueberbleibseln seines Heeres folgend, floh Monteverde nach Puerto-Cabello. Bolivar verfolgte seinen Sieg, erschien vor Caracas, welche Stadt nach dem Vorschlage einer schleunig zusammenberufenen Junta capitulirte, legte ihr aber keine harten Uebergabebedingungen auf. Er gab die Versicherung, wegen politischer Ansichten sollte Niemand beunruhigt werden, und denen, welche

sich zu entfernen wünschten, verstattete er die Mitnahme ihres Eigenthums. Doch in dem Augenblicke, wo Bolivar in die Stadt einzieht, entflieht der Gouverneur, überläßt 1500 Royalisten der Willkür des Siegers und schifft sich nach la Guayra ein. Monteverde selbst zeigte, ohngeachtet seiner Lage, einen Hochmuth, der ganz gemacht war, den völligen Abfall der Colonien zu beschleunigen; er weigerte sich, den Vertrag zu unterzeichnen, welchen man ihm vorlegte, mit dem Bemerken, daß es der Würde Spaniens entgegen sei, mit Rebellen in Verhandlungen zu treten. Nach einem bessern Stolze verschmähet es der Rebellengeneral, diese persönliche Beleidigung zu rächen. In Caracas wird er den 4. August 1813 mit Enthusiasmus aufgenommen. — In den östlichen Provinzen hatte ein anderer Independentenchef, Marino, gleich glücklichen Erfolg, so daß im ganzen Gebiete von Venezula, mit Ausnahme von Puerto-Cabello, die Fahne der Freiheit wehte. In diesem ausgezeichneten Erfolge sah Bolivar einen Beweggrund, seinem Edelmuthe zu genügen, indem er dem Monteverde Auswechslung der Gefangenen antrug. Ob aber auch die gegenseitige Anzahl nicht gleich war, so zog der spanische Hochmuth von diesem Vorschlage doch keinen Gewinn. Monteverde, der Unterstützung erhalten, entschloß sich, lieber die Republikaner bei Agua-Caliente anzugreifen; aber das Unternehmen mißglückte völlig, der größte Theil der Seinigen ward aufgerieben, und er selbst, den man nur mit großer Mühe rettete, schwer verwundet nach Puerto-Cabello gebracht. Bolivar hoffte, daß der Sieg dem Kriegselende eher ein Ziel setzen werde; er schickte daher den Salvador Gracia, einen redlichen, von allen Parteien geachteten Mann, als Parlementair an die Royalisten. Leider war deren neuer General, Salomon, der Erbe der unweisen Maßregeln und der wilden Sinnesart seines Vorgängers: er ließ den ehrwürdigen Priester schließen und ins Gefängniß werfen. So erbitterten die Spanier die Gemüther und gaben dem Kriege einen grausamen Charakter. — Puerto-Cabello, heftig angegriffen zu Lande und zu Wasser, konnte sich nicht halten; diesen Erfolg verdankte man vorzüglich dem jungen Eluyar, dem der Heerführer die Belagerungsanordnung übertragen hatte. Nur der Citadelle konnte man nicht Herr werden; sie

verwarf jedes Uebergabeabkommen, ob sie gleich von Krankheit und Hunger litt und auf Entsatz nicht rechnen durfte. So tapfere Vertheidigung bestimmte Bolivar'n, sie blos eingeschlossen zu halten und keinen blutigen Sturm zu wagen. Während der Belagerung verschuldete ein von den Royalisten angegriffenes Bataillon Bolivar's Vorwürfe. Er ließ es sogar entwaffnen; gleich nachher sann es darauf, seine Ehre wieder zu erlangen, bewaffnete sich mit Piken, stürzte sich auf den Feind und nahm ihm die Waffen, deren es selbst entbehrte. Diese Heldenthat verherrlichte das Gefecht bei Araure, wie denn überall dieser Feldzug vieles dazu beitrug, der Sache der Independenten aufzuhelfen. Aber es war nahe daran, daß der, welchem man diesen Erfolg verdankte, damals seines Einflusses verlustig wurde. Er hatte vom Congreß von Neu-Granada den Befehl erhalten, das Civilgouvernement in der Provinz Caracas wieder herzustellen; sei es, daß er solche Maßregel für gefährlich, oder für zu früh hielt, oder daß der Reiz des höchsten Machtbesitzes ihn augenblicklich blendete; er weigerte sich eine Art von Dictatur niederzulegen, welche ihm in Zeitläufen übertragen war, welche schleunige, selbst oft strenge Maßregeln forderten. Wie in allen entstehenden Freistaaten, waren die Einwohner von Caracas eifersüchtig auf eine Freiheit, die ihnen so viele Opfer gekostet hatte. Mit Mißtrauen sahen sie Bolivar'n im Besitz einer Macht, von welcher die ihm untergeordneten Officiere nicht selten einen die Besorgniß vermehrenden Gebrauch machten. Wenn er gleich selbst seine Gewalt nicht mißbrauchte, so zog jene Weigerung doch eine Unzufriedenheit nach sich, von der er in der Mitte seines Heeres Wahrzeichen erhielt. Er entschied sich daher zur Niederlegung seiner Befugniß, eröffnete den 2. Januar 1814 eine Generalversammlung, die aus den ersten Personen des Staates bestand, und erklärte sich zur Niederlegung der bisher geübten höchsten Gewalt bereit, nachdem er von seiner Dienstführung, wie von dem Plane, nach welchem er sie geleitet, genaue Rechenschaft abgelegt hatte. Die angesehensten Männer Venezula's, von der anerkanntesten Vaterlandsliebe, der Gouverneur von Caracas, Don Carlos Hurtado de Mendoza, Don J. Ch. Rodriguez, der Präsident der Munizipalität, Don Alzuru und Andere entschieden einstim-

mig, daß der Freistaat eines Chefs, wie Bolivar, noch nicht entbehren könne, und die Dictatur ward ihm von neuem übertragen, bis zu dem Zeitpuncte, wo Venezula mit Neu-Granada verbunden werden könnte. Die Royalisten, endlich von der Bedeutsamkeit des Kampfes wider die Provinzen, die sich unabhängig gemacht hatten, überzeugt, beabsichtigten, die darin wohnenden Sclaven gegen sie zu bewaffnen, und sandten heimlich Bevollmächtigte umher, um diesen regellosen Haufen einzurichten. Unter ihnen machte sich bemerklich der Neger Palomo, ein Räuber und Mörder, ein gewisser Puy, der die ganze Gegend mit Schrecken füllte, kurz, Leute solcher Sendung und der erhaltenen Instruction würdig. Aufgefangene Briefe benachrichtigten zwar den General Bolivar von den Zwecken der Räuberbande; doch konnte er ihr Beginnen nicht gänzlich verhindern. Ein Land, lange Zeit hindurch ein Kriegsschauplatz, bot Menschen genug dar, bereit, im Namen der guten Sache Plünderei und Verheerung zu treiben; des Generals Thätigkeit verstattete ihnen nur kurze Zeit dieses Privilegium. Der blutdürstigste dieser Haufenführer, Puy, kam in Varinas an. Besorgt, daß die Bewohner gegen ihn auftreten würden, ließ er fünfhundert verhaften und niederschießen. Nur 74 verdankten ihre Rettung dem schleunigen Herbeieilen Bolivar's. Wenige Tage nachher überfiel der königliche Agent zum zweiten Male die unglückliche Stadt und metzelte die noch übrigen Schlachtopfer nieder. Von diesem Vorfalle empört, verleugnete Bolivar seinen Charakter und gab den Befehl, 800 Gefangene, die er hatte, niederzuschießen. Diese unglückliche That hatte die Hinrichtung der zu Puerto-Cabello sitzenden Gefangenen, welche das spanische Gouvernement bis dahin am Leben gelassen, nun aber zur Wiedervergeltung gebrauchte, zur Folge. Mitten unter diesen schrecklichen Anordnungen ward der Krieg mit Eifer fortgesetzt; einen der vorzüglichsten Royalistenchefs schlägt Bolivar bei Tuy, Rivas erkämpft minder wichtige Vortheile über den von dem Mulatten Rosette befehligten Haufen, und zu Ospinos vernichtet man den Parteigänger Yanès, der selbst bleibt. Dennoch werden der Befehlshaber Bovès und der Parteigänger Rosette nicht eingeschüchtert; sobald sie bedeutende Unterstützung erhalten, gehen sie wieder zum Angriffe über.

Sie rücken auf Caracas und greifen Bolivar an; dieser, tapfer unterstützt von Marino und Montilla, schlägt die Royalisten bei Bocachica aufs Haupt. Nach der Vereinigung mit Urdaneta und Marino, am 28. Mai, erringt er einen neuen Sieg über die Spanier, die der tapfere Cagigal befehligte. Im Erfolge aber erging es den Americanern hier unglücklich. Sie setzten dem Feinde mit zu großer Zuversicht nach; die Generale trennten sich, und Bolivar ward in ungünstiger Stellung, mitten auf der Ebene von Cura, wo die spanische Cavalerie frei fechten konnte, angegriffen; nach mehrstündigem Widerstande sahen sich die Independenten genöthigt, das Schlachtfeld zu räumen. Solcher Vortheil belebte den Muth des Feindes; Cagigal, Bovès, und Calzadas vereinigten ihre Streitkräfte und bedroheten die Heeresabtheilung unter Marino, die, zu schwach, sich genöthigt sah, in Cumana sich einzuschließen. Diese Unfälle hatten die traurigsten Folgen: da die Einwohner nicht mehr die Vortheile genossen, welche sie bisher zur Billigung oder Duldung eines Militairgouverneurs veranlaßten, brachten sie nur die Unannehmlichkeiten hiervon in Anschlag. Bald sah man mit einer gewissen Gleichgültigkeit auf das Mißgeschick der Vertheidiger der Freiheit, welche vielleicht Unterdrücker derselben geworden wären. So konnte die republicanische Armee ihren Verlust nicht ersetzen. Die Belagerung von Puerto-Cabello mußte aufgehoben werden, und Bolivar sich nach Cumana einschiffen, wo er nur mit Heerestrümmern anlangte. Die Spanier zogen wieder in Guayra und Caracas ein; ohnerachtet des Muthes der Einwohner von Valencia, mußten auch sie capituliren. Den Siegern wird nachgesagt, diese Uebereinkunft nicht gehalten zu haben; man erzählt, daß nach der Uebergabe des Platzes der beredte Espejo und andere Officiere der Garnison ermordet wurden.

Kurz vor diesen Unglückstagen verherrlichte die Sache der Independenten ein Officier, gebürtig von Santa-Fè, aus einer der ersten Familien, durch eine That, deren Heldenmuth ewiges Gedächtniß verdient. Der junge Ricante befehligte das Fort San-Matteo; man focht in einiger Entfernung davon. Der königliche General faßte augenblicklich den Plan, sich dieses Postens, der eine geringe Garnison hatte, zu bemächtigen, und stellte

sich in dieser Absicht an die Spitze einer bedeutenden Truppenabtheilung. Ricante überzeugt, daß Widerstand nutzlos ist, schickt seine Soldaten zu ihren Kameraden auf das Schlachtfeld. Der Feind besetzt das Fort, welches er verlassen glaubt; der junge Held zündet das Pulvermagazin an und begräbt sich und die Spanier unter den Trümmern des Platzes, welchen er nicht vertheidigen konnte. — Alle vorige Unglücksfälle hatten Bolivar nicht entmuthiget; er erscheint wieder in der Provinz Barcelona; doch ohngeachtet der bedeutenden Streitkräfte, die er zusammengebracht, verliert er die Schlacht von Araguita und schifft sich nach Carthagena ein, um hier eine günstigere Zeit zu erwarten. Indeß nahmen Rivas und Bermudez mit den ihnen anvertrauten Truppencorps Stellungen, welche es ihnen möglich machten, sich im Lande zu halten. Bald vereinigten sich mit ihnen Viele festen Entschlusses, sich nicht dem Joche der Spanier zu beugen; desgleichen solche, welche nur in dem Triumphe der Sache der Freiheit ihre Rettung erhoffen konnten. Morales und Bovès machten zu ihrer Vernichtung vergebliche Versuche; erst nachdem sie täglich Verstärkung an sich gezogen, überwanden sie die Independenten zu Urica den fünften December und eroberten Mathurin. Rivas ward gefangen und erschossen; Bermudez floh nach der Insel Margaretha, die er erst nach der Ankunft des spanischen Generals Morillo wieder verließ. Als die Expedition unter dem Befehle dieses berühmten Feldherrn sich Carthagena näherte, um es zu belagern, floh Bolivar aus der Stadt nach Tunja, wo damals der Congreß von Neu-Granada versammelt war. Mit einigen ihm übergebenen Truppen bemächtigte er sich Santa Fe's, scheiterte dagegen in seinen Unternehmungen vor Santa-Martha wegen der Eifersucht D. M. Castillo's, Gouverneurs von Carthagena. Aufgebracht, die ihm vom Congresse zugesicherte Verstärkung nicht zu erhalten, gedachte Bolivar mit den Waffen in der Hand sich nach Carthagena zu werfen, da Morillo die Belagerung dieses wichtigen Platzes anfing. Bolivar überhörte seine eigene bessere Ueberzeugung, vereinigte seine Truppen mit denen der Garnison und schiffte sich hiernächst nach Jamaica ein, in der Absicht, hier Streitkräfte zu sammeln, vermittelst welcher er die Aufhebung

der Belagerung zu bewirken hoffte. Geldmangel vermehrte die Schwierigkeiten; so kam die Hülfe zu spät, da sich der Platz schon ergeben hatte. Die Stadt hatte viel erlitten; selbst die Sieger sahen mit Rührung das Elend, worein sie durch Hunger und Krankheiten versetzt war.

So schienen alle Aussichten der Independenten erloschen, und in Europa fanden es diejenigen, welche überall keine Freiheit auf dem Erdenrunde geduldet wissen wollen, höchst befremdend, daß die Americaner auch ein Vaterland zu haben beabsichtigten. — Aber sie wußten es sich wieder zu verschaffen. Ihr Glück wurde für sie die Veranlassung der empfindlichsten Unfälle; die Spanier fanden ihrer Seits in ihren Fortschritten den Keim ihres Verderbens. Sie hielten ihre Siege für unvollkommen, so lange sie die Besiegten nicht tief gedemüthiget hatten. Dieser Uebermuth erschöpfte die Geduld der ihnen bisher treu gebliebenen Colonisten. Aufgerufen von diesen neuen Freunden, bildeten die unverdrossenen Republicaner, sie, die sich nach der Schlacht bei Urica nicht ergeben hatten, Guerillas-Haufen unter den Befehlen von Monogas, Zaraza und anderen Anführern. Bald zeigten sich diese furchtbar; unvorhergesehene Ueberfälle und Schnelligkeit ihrer Märsche erwarben ihnen den Namen der americanischen Tartaren.

Dieses war der Zeitpunct, wo General Paez sich große Verdienste erwarb, indem er die in den unabsehbaren Savannahs der Provinz Varinas wild umherstreifenden Pferde von den Bewohnern der Ebene (Llaneros), einem kühnen, starken, abgehärteten Menschenschlage, einfangen ließ und daraus eine Reiterei bildete, die bald der Schrecken der Spanier wurde. Ein Augenzeuge *)

---

*) Der Verfasser der interessanten „Briefe aus Columbien, geschrieben in dem Jahre 1820." Leipzig bei Brockhaus 1822. Uebrigens ist die oft sichtbare Verstimmung dieses Berichterstatters leicht erklärlich aus dem Mißgeschicke, welches sich seinen Planen entgegenstellte. Er ging nach Columbien, um unter den Fahnen der Freiheit zu fechten; Bolivar wollte ihn nur nach erfolgter Prüfung in einem höheren Officierposten anstellen, der sich der Ankömmling nicht unterwarf, sondern es vorzog, wieder nach Europa zurückzukehren.

erzählt: „Als nach dem Verluste von Carthagena Bolivar und Marino gezwungen waren, das feste Land zu verlassen und sich nach den westindischen Inseln zu flüchten, widerstand Paez, von seinen Llaneros unterstützt, allein der Gewalt der Spanier, ihnen in diesen ungeheuern Ebenen stets ausweichend, wenn sie zu stark waren, aber auch zugleich jede ihrer Schwächen mit einer Schnelle und Umsicht benutzend, welche die Provinz der Freiheit erhielt, so daß später, als Marino in Cumana einfiel, und Bolivar sich zu größeren Unternehmungen vorbereitete, beide in ihm einen Stützpunct fanden, der es möglich machte, die Schwäche der Independenten siegreich über Morillo's Macht zu erheben. — Man erzählt tausend Anekdoten von Paez, die alle seine persönliche Bravour, viele aber leider auch seinen Hang zu Grausamkeiten bewähren."

Der Krieg brach von neuem aus; der General Arismendi, mehrere Mal siegreich, nahm die Insel Margaretha ein; Bolivar zu regsam, um von diesen Ereignissen nicht Nutzen zu ziehen, beschleunigte die Instandsetzung einer Expedition, deren Kosten mehrere Privatleute herschossen. Zu ihnen gehörte Brion, ein reicher Mann, von entschiedener Anhänglichkeit; er befehligte zwei Kriegsschiffe und dreizehn Transportfahrzeuge, welche den Schiffsbestand der Expedition ausmachten. Zu Ende des Märzes 1816 ging Bolivar mit seinem kleinen Heere unter Segel; zu ihm gehörten zwei Bataillone Schwarze, die ihm der Präsident Pethion von Port-au-Prince zu Hülfe schickte. In einem Gefechte nahm er auf einer spanischen Kreuzstation zwei Schiffe, wo Brion verwundet wurde, und schiffte sich dann zu Margaretha aus, auf welcher Insel die Spanier nur noch im Besitze des Forts Pampator verblieben. Zu Carupano, das die Royalisten verlassen mußten, schlossen sich einige Guerillashaufen ihm an; dann ging er auf Occumare, befreite Charoni und übergab seine Vorderhut den Befehlen Mac-Gregor's, der sich Maracay's und Cabrera's bemächtigte. Der Augenblick war entscheidend: Bolivar verbreitete in der Provinz Caracas, zur Belehrung über seine Absichten und zur Belebung der Vaterlandsliebe, eine Bekanntmachung, wo er sagte: „Eine wohlbewaffnete, mit Schießbedarf und Artillerie versehene Armee nahet sich, unter meinen

Befehlen, zu Eurer Befreiung. Bald werden Eure Tyrannen gestürzt und vertrieben sein, bald werde ich Euch Rechte, Land und Frieden wiedergeben. Der Krieg auf Tod und Leben, den unsere Feinde zwischen uns selbst anfachten, sei beendet. Wer sich unterwirft, selbst wenn er ein Spanier ist, findet Verzeihung. Diejenigen, welche der Sache von Venezula dienten, sind unsere Freunde und sollen nach Verdienst und Würdigkeit angestellt werden. Die feindlichen Krieger, welche sich mit uns verbinden wollen, sollen alle Belohnungen genießen, welche das Land seinen Wohlthätern darbringen wird. Kein Spanier werde getödtet, als im Gefechte; keinem Americaner soll die geringste Beleidigung widerfahren, weil er zur Partei des Königs gehörte, oder Feindseligkeiten gegen seine Mitbürger verübte. Die unglückliche Classe unserer Brüder, die bisher in der Sclaverei schmachtete, ist für frei erklärt; Natur, Gerechtigkeit und Staatsklugheit fordern die Freilassung der Sclaven. Fortan wird nur Eine Volksclasse in Venezula sein; alle sind Bürger. Nach der Einnahme der Hauptstadt werden Wir die Nationalrepräsentanten zu einer Generalversammlung berufen, um die republicanische Staatsverwaltung wieder herzustellen. Indeß wir auf Caracas losgehen, wird General Marino an der Spitze eines zahlreichen Corps Cumana angreifen." —

Diese Bekanntmachung, so geeignet, anderwärts Enthusiasmus zu wecken, bewirkte hier allgemeine Aufregung der Habgier. Vergeblich gab der General selbst das Beispiel, indem er seine Sclaven frei ließ und sie, als Freiwillige, unter die Fahnen der Freiheit stellte. Die vorzüglichsten Einwohner, mehr beschäftigt mit der Sorge die ihrigen zu verlieren, als voll Verlangen, sich an den Spaniern zu rächen, wurden Feinde ihrer eignen Sache, um ihre reichen Pflanzungen zu erhalten. Dieser Widerstand hatte die nachtheiligsten Folgen. Bolivar, der sich der Mitwirkung der Einwohner versichert glaubte, schwächte sich, indem er Mac-Gregor in einer andern Provinz ließ, war nun den Angriffen der Spanier unter Morales nicht gewachsen und sah sich genöthigt, sich in Unordnung zurückzuziehen; vergeblich versuchte er Widerstand und verlor dadurch seine besten Officiere. Die beiden Hülfsbataillons von Haiti deckten standhaft den Rückzug ihrer Waffenbrüder; doch die Ame-

ricaner, den Spaniern entflohen, fanden ihren Tod, indem sie eine Freistatt suchten und wurden schonungslos niedergemetzelt von eben denen, die sie zu vertheidigen gedachten. Mac-Gregor auf seiner Seite, konnte allein den siegreichen Spaniern keinen Widerstand thun; er sah sich genöthigt, den Rückzug auf Barcelona anzutreten. Er gelangte hier auch an, ohngeachtet der Neckereien der leichten Truppen. Eine im Gefechte erhaltene Verwundung verhinderte ihn nicht, zweimal über Morales selbst Vortheile zu gewinnen. Arismendi, dessen Stellung weit vortheilhafter war, bemächtigte sich Pampator's, befreite die Insel Margaretha von allen Spaniern und schiffte sich dann sogleich mit einem Theile seines Heeres nach Barcelona ein, um sich hier zu vereinigen. Damals im Besitz bedeutenderer Streitkräfte, wollte Bolivar zum Angriff übergehen und verließ Cayes, wo er, wie man erzählt, ohne ein Versehn des royalistischen Agenten, ermordet sein würde; doch dieser, anstatt ihn zu treffen, zückte den Dolch auf den Hauswirth, bei welchem der General wohnte.

Bei seiner Ankunft zu Margaretha berief Bolivar die Repräsentanten von Venezula zum Generalcongreß; dann begab er sich nach Barcelona, wo er ein provisorisches Gouvernement anordnete. Morillo zeigte sich vor dieser Stadt mit 4000 Mann, unterstützt von seiner Seemacht; so trug er den 15. Februar 1817 einen theuer erkauften Vortheil davon, den Bolivar nutzlos machte, indem er seine eigenen Schiffe verbrannte. Den 16., 17. und 18. kämpfte man heftig, bis sich Bolivar endlich des feindlichen Lagers bemächtigte; er war aber selbst so geschwächt, daß er die Spanier nicht eher verfolgen konnte, bis er einem der abgeordneten Heerhaufen an sich gezogen. Morillo, der auf dieser Flucht viel auszustehen hatte, wurde in den Blachfeldern von Banco-Largo nochmals vom General Paëz geschlagen. Noch andere Vortheile erlangten die Independenten unter Anführung Piar's, in dem Districte von Corona, und in Caycara unter Zaraza, der mit wilden Pferden sich eine Reiterei beritten machte, welche seine Partei sehr nöthig hatte. Gegen das Ende dieses Jahres zum obersten Chef von Venezula ernannt, errichtete Bolivar sein Hauptquartier zu Angostura und ordnete bürgerliche und andere Angelegenheiten. Dann setzt er sich den 30.

December mit 2000 Mann zu Pferde und 2500 Mann Fußvolk in Marsch, geht den Oronoko hinauf, vereinigt sich mit den Generalen Cedeno und Paëz, und nach zwei und vierzig Marschtagen steht er vor den Mauern von Caloboso, 180 Meilen von Angostura. Nach verschiedenen Gefechten, die den 12. Februar 1818 und in den beiden folgenden Tagen statt hatten, sieht Morillo sich genöthigt, die Stadt zu räumen. Bolivar folgt ihm, erneuert den 16. und 17. bei Sombrero das Gefecht, und zwingt ihn, sich auf Valencia zurückzuziehen. Doch seine eigenen Truppen waren erschöpft und durch die verschiedenen Treffen geschwächt; er entschließt sich, Halt zu machen; um sich den Rücken zu decken und die Stellung von San-Fernando de Apura nehmen zu können, detachirt er Cedeno und Paëz. Bolivar hatte nur 1200 Pferde und vier bis fünf hundert Fußvolk, als er bei seinem Vorrücken auf San-Vittoria, in der Nähe von Caracas plötzlich von Morillo angegriffen wurde. Man schlug sich vom 13. bis 17. März zu Cabrera, zu Maraçay und zu Puerto; der spanische Anführer ward verwundet. Die Generale Cedeno und Paëz, die aus England einige Unterstützung erhalten hatten, stießen wieder zu Bolivar, welcher den 26. die Höhen von Ortitz angriff und die Stellung der Spanier, die damals der General La Torre befehligte, sprengte. Doch der abziehende Feind warf sich auf Caloboso und nahm es den 30. März ein. Den 17. des folgenden Monats war Bolivar nahe daran, den Spaniern von einem seiner Obristen ausgeliefert zu werden. Dieser Verräther, Lopez, drang mit zwölf Mann in das Zimmer, wo der General schlief. Letzterer rettete sich fast nackt und hatte kaum sein Armeecorps erreicht, als der spanische Befehlshaber Antonio Pla einen lebhaften Angriff machte und ihm vierhundert Mann tödtete. Wenige Tage darauf zog Morillo die Truppen aus mehrern Garnisonen an sich, stieß mit La Torre zusammen und griff in den Ebenen von Sebanos de Coredo den Paëz an; dieser für beide Theile gleich verderbliche Kampf beschloß den Feldzug im Innern des Landes.

Indessen hatten die Unterbefehlshaber Bolivar's mehrere Seeplätze besetzt; der General Marino hatte Cariaco genommen, und der Admiral Brion Guiria,

nach Zerstreuung der spanischen Flottille, und nachdem er in den Oronoko einiges Geschütz, 10,000 Gewehre und sonstigen Kriegsbedarf gesandt. So belebten sich die Hoffnungen der Independenten, die oft, vom Glücke verrathen, unfähig waren, ihr Beginnen aufzugeben, von neuem. Den 15. Februar 1819 eröffnete Bolivar zu Angostura den Congreß von Venezula; er legte ihm den Plan einer Freistaatsverfassung vor und entsagte der höchsten Gewalt; doch man drang in ihn, die Staatsgewalt wieder zu übernehmen, wie es die Umstände erforderlich machten, und er willigte ein. Während der Regenzeit stellte er das Heer wieder her; dann, den 26. Februar, rückte er aus, um in Neu-Granada den General Morillo anzugreifen, welcher die vom Apurestrome gebildete Insel Achagas, als einen unüberwindlichen Posten, zur Stellung gewählt hatte. Die königlichen Truppen dieser Provinz waren vom General Santander bereits geschlagen. Bolivar überzeugte sich, daß ihre Wiedervereinigung den bevorstehenden Feldzug entscheiden würde. Nachdem er 2000 Mann brittische Hülfstruppen erhalten und den General La Torre geschlagen hatte, setzte er die Vereinigung der einzelnen Corps ins Werk, den 13. Junius. Da die Abgeordneten mehrerer Städte Neu-Granada's bei ihm eintrafen, so ward er hierdurch bewogen, den Uebergang über die Kordilleras zu versuchen. Seine Truppen ertrugen standhaft die Mühseligkeiten dieser unwirthlichen, steilen und von Bergströmen durchschnittenen Gegenden; nachdem sie ihr Geschütz und Gepäck aufgegeben, gelangten sie den 1. Julius bei Tunja, im Thale Sagamoso, an. Die Spanier, 3500 Mann stark, standen auf den Höhen; schnell machte Bolivar den Angriff, warf sie und nahm Tunja. Wenige Tage nachher öffnete ihm das Gefecht bei Bojaca die Thore von Santa-Fé. Diese beiden Siege befreieten Neu-Granada; der feindliche Oberfeldherr Barreyro gerieth mit den Ueberbleibseln seines Heeres in Gefangenschaft. In Santa-Fé, welches der Vicekönig Samano räumte, erbeutete Bolivar eine Million Piaster und sonst Hülfsquellen jeder Art; zahlreicher Zuwachs entschädigte reichlich für den Verlust der letzten Gefechte und beim Uebergange über das Gebirge. Die Provinz begrüßte in ihm ihren Befreier; man ernannte ihn zu Santa-Fé zum Präsidenten von Neu-

Granada, und seine Bekanntmachung vom 8. September spricht, im Verfolg allgemeinen Begehrens die Vereinigung des Landes mit Venezula aus. Bald erklärte er, wie er zu einer neuen Unternehmung abgehen würde; er setzt den General Santander als Vicepräsident ein und trägt dem Vicekönige Samano die Auswechslung der Gefangenen an; er ordnet die ganze öffentliche Verwaltung, hebt 5000 Mann aus und rückt dann auf Angostura. Der Ruhm seiner Siege hat ihm das Vertrauen von ganz Venezula erworben; sein Marsch ist ein Triumphzug. Den 17. bestätigt der Congreß die Vereinigung beider Länder unter dem Namen des Freistaates von Columbia. Man will eine neue Hauptstadt erbauen, die Bolivar's Namen erhalten soll; vorläufig versammelt sich der Generalcongreß zu Rosario-Cucuta. Nach sieben Tagen setzt sich Bolivar wieder in Marsch, an der Spitze des größten Heeres, welches die Independenten noch zur Zeit aufgestellt hatten; alle Parteiungen verlieren sich; alles scheint einen ruhmvollen Kampf zu verheißen; doch die Möglichkeit des Friedens weckt die Wünsche aller wahren Freunde der Freiheit.

Den 5. Januar 1820 bemeisterte sich Bolivar der Stadt Calaboso, welchem Schritte mehrere andere Vortheile folgten; indeß, sobald er von der glücklichen Umgestaltung der Dinge in Spanien, seit dem 1. Januar, Nachricht erhielt, machte er Morillo'n den Antrag eines Waffenstillstandes, da der Krieg ja ohnehin schon Unglücks genug über die Völker gebracht hatte. Der spanische General nahm diesen Vorschlag gar willfährig an; die beiderseitigen Abgeordneten traten zu Truxillo zusammen und schlossen einen Waffenstillestand, in welchem Bolivar von Spanien, als Präsident, oder höchste Behörde des Freistaates von Columbia anerkannt wurde. Die spanischen Abgeordneten bemühten sich vergeblich, den Grundsatz der Souverainität Spaniens über jene Provinzen aufzustellen, in welcher Beziehung nachher General Morillo gleich fruchtlose Versuche machte. Man bemerkte, daß während der Verhandlungen, die unter unmittelbarer Leitung Bolivar's und Morillo's statt fanden, beide durch Kriegsruhm und Redlichkeit ausgezeichnete Heerführer zweimal des Nachts zu Truxillo in Einem Zimmer schliefen. —

Hoffentlich sind jene Länder frei für immer. Die neuesten Nachrichten reden von der bevorstehenden Congreßeröffnung zu Cucuta. —

Der Keim großer Begebenheiten, welcher sich mit unwiderstehlicher Kraft in den von der Natur so reich begabten weiten Ländern des südlichen America's entwickelt, wird seine Früchte in den nächsten Menschenaltern zur Reife bringen. Dann wird man vielleicht mit Erstaunen hinblicken auf unsre jetzigen Tage, wo bei aller Selbstgefälligkeit, bei allem Vertrauen auf politische Weisheit das Beginnen jener ungeheuern Revolution, welche den dermaligen Standpunct des gesammten Europa's zum civilisirten Erdenrunde verändern kann, fast übersehen wurde. Wahrscheinlich ist es im Rathe der Vorsehung entschieden, daß vom südlichen America eine mehrumfassendere Umgestaltung des gesellschaftlichen Zustandes der Erdenbürger ausgeht, als von der Freiwerdung der Länder des nördlichen America's, als von der französischen Revolution, als vom Sturze Napoleon's. —

Jenes Streben nach Menschenrechten und gesetzlicher Freiheit kam zuerst zum Ausbruche in den südamericanischen Ländern am caraibischen und atlantischen Meere, zwischen Guiana und Neu-Granada, bisher die General-Capitänerie Carracas genannt. Sie wurden nach den spanischen Verwaltungsanordnungen eingetheilt in die Provinzen Venezula und Carracas, Maracaibo, Cumana oder Neu-Andalusien, in Spanisch-Guiana und in Varinas, nebst der Insel Margaretha. Der ungeheure Flächeninhalt von fast siebenzehntausend Quadratmeilen war etwa von Einer Million Menschen bewohnt, wenn man jene unglücklichen Fröhner so nennen darf, die zwar Menschengestalt, aber keine Menschenrechte hatten. Des Bodens Eigenthum, wie der Gewinn von demselben, gehörte den Spaniern; sie waren die Herren, neben ihnen wenige Geduldete, die Landesbürtigen fast ausgerottet, die Mehrzahl eingeborne, oder aus Africa herbeigeschleppte Sclaven. Mildes Clima, reicher Boden, Meeresküsten mit trefflichen Häfen, Flüsse und Ströme verwiesen die Bewohner dieser Länder auf ein glückliches Dasein; der Menschen Unverstand widersprach den Vergünstigungen der Natur.

Zur näheren Bezeichnung der dortigen Verhältnisse hier die Bemerkung eines Americaners, welche er in einem

officiellen Berichte an den Präsidenten der nordamericanischen Freistaaten niederlegt:

„Obgleich," sagt er, „die spanische Regierung sich unsägliche Mühe gab, die Colonien von aller Aufklärung und jeder bessern Kenntniß auszuschließen, indem sie jedes Buch verbot, welches nur einigermaßen dahin abzwecken konnte, den Südamericanern das wichtige Geheimniß aufzudecken, daß sie Menschen wären; so war es doch schlechterdings unmöglich, alle Gegenstände des Wissens vor ihnen zu verbergen. Ja man munterte sogar geflissentlich zu manchen Zweigen desselben auf, um die Aufmerksamkeit von gefährlichen Studien abzulenken. Sie hatten in allen größern und kleinern Städten ihre Collegien und gelehrten Seminarien, so wie ihre Elementarschulen; wogegen die Söhne mancher Wohlhabenden auf fremde Universitäten geschickt wurden. — In philosophischer Hinsicht ist nichts vergeblicher, als der Versuch, die Gedanken wie einen Wasserstrom in einen besondern Canal zwängen zu wollen. Das Lesen eines Buches kann weiter nichts bewirken, als die Kräfte des Verstandes in Thätigkeit zu setzen. Wenn wir einmal anfangen zu denken, wer, außer der Gottheit, wäre vermögend, unsern Gedanken Grenzen setzen zu wollen? — Das Lesen eines Edictes, welches das Lesen eines Buches verbietet, dürfte zu einer Reihe von Gedanken Veranlassung geben, die weit bedenklicher sind als das Buch selbst." —

Unter solchen Umgebungen und Verhältnissen begann Bolivar seine Laufbahn, um sich und seinen Landesgenossen eine Heimath zu erkämpfen.

Die Ausführung des großen Vorsatzes, welchem viele Gleichgestimmte zutraten, konnte, nach der Natur des sparsam bewohnten Landes, nicht mit Heeresmassen unternommen werden, die, ihrer Zahl nach, den Armeen zu vergleichen sind, vermittelst welcher in Europa wichtige politische Unternehmungen Entscheidung erhalten. Die Grundfeste des Werkes war hier nicht fortdauernder Waffendienst, oder gesicherte Eroberungen, — sondern der ernste Wille der Mehrzahl. So tritt Bolivar eine ganze Reihe von Jahren hindurch mit seinen wenigen hundert oder tausend Streitern, bald als Sieger, bald besiegt, nie vernichtet, auf; als gewandter, unermüdeter Führer eines Streifcorps, der mit Bekämpfung

ungeheurer Schwierigkeiten, durch Vermittlung sich widersprechender Interessen, endlich das Vaterland zur Selbstständigkeit führt. — Aus diesem Standpuncte muß seine Laufbahn betrachtet, seine Mißgriffe erkannt, sein Verdienst veranschlagt werden.

Je mehr das Kriegsglück für ihn entschied, um so besonnener erwog er des Vaterlandes Beste und seine Pflicht. Besonders sichtbar wird dieses, als kurz vor dem Abschluß des Waffenstillestandes große kriegerische Fortschritte seinen Feldherrnruhm verherrlichten und vom königlich spanischen Heere ganze Truppenabtheilungen zu ihm übergingen. Großes Aufsehen erregte es bei den Americanern, als so der spanische Obrist Reyos Vargas, ein Mann von großer Bedeutung, ein Abkömmling der alten Kaziken, zu seinen Fahnen übertrat. In diesem Zeitpuncte erließ er folgende Bekanntmachung:

„Mitbürger! Alte Waffengefährte! Brüder und Freunde! Diese Namen, für jeden rechtschaffenen, gefühlvollen Mann so heilige, wecken in meinem Busen die patriotischen Gesinnungen, welche ein unrichtiger Enthusiasmus eine Zeitlang unterdrücken konnte. Hierdurch fühle ich mich neu geboren und verdanke es dem Gotte der Wahrheit, daß ich zurückgekommen bin von meinem Irrthume. Verführt durch unsern gemeinschaftlichen Feind, habe ich meine Hand mit Blut besudelt, obgleich ich nur zur Vertheidigung des Landes das Schwert ergreifen sollte. Die krampfhaften Bewegungen in unserm alten Mutterlande haben mir wichtige Lehren in Betreff der Menschenrechte gegeben. Spanien hat mich gelehrt, daß selbst der König Unterthan ist, und daß die wahre Souverainität nur im Volke mit dem Regenten besteht. Als ich noch nicht zur Vernunft gekommen war, glaubte ich, gleich meinen Vorfahren, daß der König der unumschränkte Herr des Volkes sei, weshalb ich zu seiner Vertheidigung willfährig mein Leben wagte; aber nun, da die unsterblichen Quiroga und Riego mit ihren Freiheit verbreitenden Waffen den wirkungsreichen Namen der Nation hervorgerufen haben, bin ich überzeugt worden, daß das spanische und americanische Volk gleichmäßiges Recht besitzen, eine Regierung, übereinstimmend mit eigener Gesinnung, zu ihrer Wohlfahrt zu errichten. — Meine alte Waffengefährte! die spanische Constitution schließt Euch, die Ihr zum Theil Neger seid,

unter dem Vorwande, der africanischen Herkunft, von den Vortheilen aus, welche Euch die Constitution von Columbia anbietet. — Dort sind wir als Nullen in der menschlichen Gesellschaft angesehen; hier sind wir Bürger des Freistaates. Oft haben wir, meine Freunde! unsere Waffen zu unserm Schaden geführt. Kehrt mit denselben zu unserm Vaterlande zurück, und Ihr werdet mit jener, auch mir einst zu Theil gewordenen Nachsicht aufgenommen werden. Ich war sein größter Feind; allein nun bin ich sein eifrigster Vertheidiger. — Es lebe Columbia! Für mein Vaterland zu sterben, wird mein Ruhm sein. —

Im Feldlager Carora, den 21. October 1820.

So machte Bolivar das Selbstgeständniß des früheren Irrthums zur Bürgschaft der aufrichtigen Versöhnung für die, welche, bisher dem Feinde zugehörig, sich nun der Sache des Vaterlandes anschließen wollten.

Die Friedenshoffnungen und Verheißungen, mit welchen jene biographischen Notizen schließen, gingen nicht in Erfüllung. Der am 26. November, vorläufig auf sechs Monate verabredete Waffenstillestand dauerte kaum bis zum bestimmten Zeitpuncte. Merkwürdig bleibt in diesem Tractate der vierzehnte Artikel, des Inhalts: „Um der Welt ein Zeugniß von den liberalen und menschenfreundlichen Grundsätzen zu geben, von welchen beide Regierungen beseelt werden, und um die Irrthümer und Wuth auszurotten, die den grausamen Kampf, worin jene verwickelt gewesen, bezeichnet haben, verpflichten sich beide Regierungen hiermit, ungesäumt mit einander einen Vertrag einzugehen, und die Grundsätze des Kriegführens zu bestimmen, und zwar in Gemäßheit der Rechte des Menschen, nach den großmüthigsten, weisesten und menschlichsten Gesetzen, die zwischen civilisirten Nationen statt finden.“

Diese Vereinbarung, um der Waffenentscheidung den Charakter eines menschlichen Kampfes zu geben und Blutdurst, Wuth, Raub und Grausamkeit zu entfernen, wurde von Bolivar unmittelbar mit allem Eifer betrieben. Er fand dagegen an dem feindlichen General Morillo einen für so edle Zwecke gern thätigen Mann. Nach wenigen Tagen war der Tractat zur Regulirung des Kriegführens entworfen. Es heißt im Eingange: „Da die Regierungen von Spanien und von Columbia

wünschen, der Welt den Abscheu zu erkennen zu geben, mit welchem sie den Verheerungskrieg betrachten, der diese Gegenden in eine Blutstätte verwandelt hat; da sie wünschen, den ersten Augenblick der Ruhe zu benutzen, um den Krieg, der zwischen beiden Regierungen besteht, nach den Grundsätzen cultivirter Nationen, liberal und menschenfreundlich einzurichten, so haben die beiderseitigen Obergenerale u. s. f." Der Inhalt selbst legt das Völker- und Kriegsrecht, wie es von gesitteten Völkern anerkannt wird, zum Grunde. — Militairs und Seeleute, die in feindliche Gewalt gerathen, sollen als Kriegsgefangene verwahrt und, nach ihren Graden, bis zur Auswechselung behandelt werden. Militairs, die man krank oder verwundet in Hospitälern und Lazarethen vorfindet, sollen nicht als Gefangene angesehen, mit besonderer Sorgfalt behandelt werden und die Freiheit haben, nach ihrer Wiederherstellung, zu den Fahnen, zu welchen sie gehörten, zurückzukehren. — Kriegsgefangene sollen Classe für Classe und Grad für Grad ausgewechselt, — Ausreißer, Verschwörer und Unzufriedene, die von einem Theile zum andern übergegangen sind, sollen, da dieser Krieg aus einer solchen Verschiedenheit und Wechsel der Meinungen entstanden, bei der Wiederhabhaftwerdung in feindlicher Waffenrüstung, dennoch nicht mit dem Tode bestraft werden; — Auswechslung der Gefangenen soll immer binnen möglichst kurzer Frist statt finden; der mit derselben verbundene Kostenaufwand soll zwischen beiden Theilen gleichmäßig getheilt; — die Leichname der auf dem Schlachtfelde gefallenen Krieger mit kriegerischen Ehrenbezeugungen begraben; auch verlangte Auslieferung der Leichname nie verweigert werden. —

Welch ein Contrast zwischen den mit gegenseitiger Blutschuld und Grausamkeit jahrelang bisher geführtem Kriege und dem in diesem Vertrage waltenden Geiste der Menschlichkeit! — Er ward den 27. November von Bolivar (der sich hier: Libertador Presidente de la republica de Colombia nennt) und Morillo unterzeichnet. In einem Briefe des folgenden Tages schildert letzterer dem Statthalter Pino die außerordentliche Freude, welche ihm die erste Zusammenkunft mit Bolivar gemacht habe. Beide trafen sich am bestimmten Orte, auf Treue und Glauben, ohne Sicherheitsbegleitung; es war ein allgemeines Fest, gleich einem Versöh-

nungsmahle, da sich die bisherigen Gegner als Brüder auf das zärtlichste umarmten.

Doch das erfreuliche Gemälde der Zusammenkunft der beiderseitigen Oberbefehlshaber fand von vielen Seiten her laute Mißbilligung. Der unter pomphaften Phrasen verkündigte Waffenstillstand ward besonders von Seiten der Independenten mancher Rüge unterworfen; man behauptete: Bolivar sei zu unrechter Zeit zu dessen Annahme gezwungen, weil er ohne gehörige Fürsorge für Schießbedarf, besonders für Feuersteine, seine letzten Unternehmungen begonnen und sich so in die Lage versetzt habe, einer weit schwächeren Heeresmasse der Gegner nicht gewachsen zu sein. — Andre meinten, Bolivar sei den Waffenstillstand nur eingegangen, weil er, auf Paëz eifersüchtig, diesen zur Besiegung des Feindes nicht habe herbeirufen wollen. Was aber die so menschenfreundlichen Bestimmungen enthaltende Uebereinkunft betrifft, so sieht solche auf dem Papiere besser aus, als daß sie Bürgschaft einer nützlichern Vollziehung in sich trüge. Wird nicht, wenn selbige in Wirksamkeit tritt, den heillosen Umtrieben der Spione freies Spiel gelassen? — Kann nicht jede überwundene oder gefangene feindliche Heeresabtheilung die Mannschaft für krank ausgeben, um dann, Verpflegung, Heilung und Entlassung zu fordern, berechtigt zu sein? — Solche Kollissionsfälle zu beantworten, bot sich bald viel Gelegenheit dar, wo dann klar wurde, daß die menschenfreundliche Absicht der Heeresführer nicht selten den Schwierigkeiten erlag.

Die Zusammenkunft beider Feldherrn und ihre vertraulichen Mittheilungen erregten große Erwartungen, als Morillo abgerufen und in Spanien vom Könige mit Auszeichnung empfangen wurde. Er ward schnell nach einander zum Generalcapitain von Neu-Castilien, zum Generaladjutanten und Kammerherrn des Königs, neuerlich zum Gouverneur der Hauptstadt ernannt. Jene Verhandlungen, welche in Venezula augenblickliche Waffenruhe bewirkten, fanden immer lautere Mißbilligung. Die Freiheitsfreunde meinten, hierdurch ginge ihnen der günstigste Augenblick zur Fortsetzung des Krieges verloren; den Altspaniern dünkte jede gütliche Uebereinkunft mit Rebellen, die im Widerstande beharrten, Hochverrath. — Streitigkeiten über die Besetzung von Maracaibo, wo die Independenten einrückten, ließen den bal-

digen Wiederausbruch des Kriegs vorherſehen. Morillo war nicht mehr in America. Doch wurden von Venezula Abgeordnete nach Spanien geſchickt und hier von der Oppoſition mit Jubel und Freudenfeſten empfangen. In Madrid wurden ihnen vom Miniſterio milde, billige Vorſchläge gemacht: Peru, Chili, Buenos-Ayres und Venezula ſollten Eine repräſentative Monarchie, mit ſpaniſcher Conſtitution, bilden, einen Prinzen des Königsſtammes an der Spitze, gänzliches Vergeſſen des Vorgefallenen, Friede und Eintracht überall. Leider kamen dieſe Verheißungen zu ſpät; Unabhängigkeit war das Loſungswort. — Andere Nachrichten, die vielleicht nur zum Zwecke hatten, Bolivar's Abſichten verdächtig zu machen und ſo dem beginnenden Freiſtaate eine mächtige Stütze zu rauben, ſagten: die von Bolivar geſandten Abgeordneten brächten andere Vorſchläge: die Provinz Caracas ſollte wieder, dem Mutterlande unterworfen, ein Theil des ſpaniſchen Gebietes werden; in ihr Bolivar Generalcapitain, mit dem Range eines Generallieutenants; dagegen Columbia ein unabhängiger Freiſtaat, diplomatiſch anerkannt von Spanien, mit ihm verbunden durch einen Handelstractat zu beiderſeitigem Vortheile. —

Der ſpaniſche General La Torre, der dem Morales als Befehlshaber gegen die Independenten folgte, empfing in der Mitte des Märzmonates von Bolivar eine Aufkündigung des Waffenſtillſtandes, unter Anführung des Beweggrundes, daß die Standquartiere der Independenten Mangel an Lebensmitteln litten, auch hierdurch häufig entſtandene Krankheiten dem Heere mehr Schaden brächten als rüſtiger Feldzug; „wenn die ſpaniſche Regierung," ſchloß Bolivar, „meine Freundſchaft wünſchet, ſo hat ſie Zeit genug gehabt, friedliche Maßregeln anzunehmen und den Frieden ſelbſt abzuſchließen." — Mit dem 28. April ging die Waffenruhe zu Ende.

Während San Martin, der Vorfechter und Beſchützer der Freiheit Peru's, dort über die königlichen Heerhaufen: wie Odonojhu und Iturbide in Merico Siege erfochten, erkämpfte Bolivar über La Torre in der Gegend von Carracas bedeutende Vortheile, doch leiſtete die Stadt ſelbſt noch immer ſtandhaften Widerſtand.

Der Freiſtaat von Columbia gewann mit der allgemeinen Aufregung zur Erkämpfung der Selbſtſtändigkeit ſchnell an Länderumfang. Im Sommer 1822 trat der Con-

greß der Nationalrepräsentanten wieder zusammen, theilte den Staat in zwei und zwanzig freie Provinzen und gab diesen eine Verfassung, die der Föderativconstitution des nordamericanischen Freistaates im Wesentlichen gleicht.

An diesen Nationalcongreß schrieb Bolivar:

„Die erhabene Handlung der Installation des Generalcongresses von Columbien, der von den Repräsentanten der 22 freien Provinzen gebildet wird, hat meine heißesten Wünsche erfüllt. Der Freistaat, nunmehro auf eine vollständige Repräsentation der Völker von Cundinamarca und Venezula gegründet, wird sich auf den Gipfel der Wohlfahrt und Freiheit, wonach er strebt, erheben; damit aber die gesetzlichen Vertreter der Volkssouverainität ihre heiligen Rechte ungehemmt ausüben können, so erkläre ich mich jetzt frei und los von aller executiven Macht. Der Congreß von Venezula ernannte mich zum Präsidenten, nicht aber der von Columbia. Diese Ehre muß ich auch aus folgenden Gründen von mir ablehnen: 1) besitze ich nicht Talente genug, wie sie zum Ruhme und zur Wohlfahrt des Freistaates erforderlich sind; 2) verträgt sich mein militairischer Posten nicht mit einem Magistratsamte; 3) bin ich überdrüssig, von meinen Feinden ein Tyrann genannt zu werden; und 4) ist dieser Posten meinem Charakter und meiner Gesinnung zuwider. — Würdigen Sie mich, meine Herrn! die Huldigung von mir anzunehmen, die ich mit der Erklärung meiner innigsten Anhänglichkeit hier ausspreche, indem ich Ihnen den heiligsten Eid des Gehorsams leiste. Sollte aber der souveraine Congreß, was ich indeß nicht fürchte, darauf bestehen, daß ich ferner Präsident des Staates bleiben soll, so entsage ich von diesem Augenblicke an auf immer dem ruhmwürdigen Titel eines Bürgers von Columbien und werde sofort die Gestade meines Vaterlandes verlassen." —

Diese Erklärung beweist genügend, daß Bolivar unter seinen Mitbürgern Widerwärtigkeit und Mißdeutung erfuhr. Die in so mancher Gestalt sichtbar werdende Eifersucht für die neuerrungene Freiheit war mehreren Freunden und Waffengefährten Bolivar's schon so unangenehm geworden, daß sie jeden Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten aufgaben. So hatte sich der obenerwähnte Befehlshaber der Seemacht, der den Stamm derselben aus eigenen Mitteln schuf, Brion, bereits

zurückgezogen und lebte in seiner Heimat der Insel Curaçao. Als sein Nachfolger wird Daniels genannt.

Bolivars Widerspruch hinsichtlich der Annahme der Präsidentenstelle des gesammten Freistaates, muß, auf welche Weise ist unbekannt, beseitigt sein. Sein Name ward neuerlich in allen Zeitungsblättern genannt, als siegreicher Heerführer gegen die Spanier, Königlichgesinnter und Pfaffenanhänger, welche, getheilt unter zwei uneinige Generale, Morales und La Torre den Guerillaskrieg, jeder auf eigene Weise, fortsetzt. Endlich nach manchem mißlungenen Versuche glückte es der Feldherrngeschicklichkeit Bolivars, die verschiedenen Haufen der königlichen Armee bei Carabobo zu einer Vereinigung und mit ihr zur entscheidenden Feldschlacht zu nöthigen. Er erfocht einen glänzenden Sieg, den er am folgenden Tage dem Congresse meldet, indem er der Thaten größtes Verdienst dem General Paëz beimißt, der Tapferkeit der beim Heeere stehenden Britten besonders gedenkt, unter den Gebliebenen die Namen Heras, Sedeno und Plaza mit dankbarer Rührung ausspricht, und außerdem dem souverainen Congresse im Namen der Helden, die er zu befehligen die Ehre hat, die Huldigungen einer siegreichen Armee darbringt, welche die zahlreichste und schönste genannt wird, die je auf den Schlachtfeldern Columbiens die Waffen trug. — Der Congreß beschloß hierauf, um diesen Sieg (vom 24. Juni 1821) zu verewigen, in Anerkennung der Wichtigkeit dieser entscheidenden Waffenthat: „Die Ehre des Triumphes wird dem General Simon Bolivar und der Armee, welche er befehligt, bewilligt; diese Festlichkeit soll in der Stadt Carracas mit aller Pracht statt finden und der Tag derselben im ganzen Freistaate feierlich begangen werden. Auf dem Schlachtfelde von Carababo soll eine Triumphsäule mit der Inschrift errichtet werden: „„Am 24. Juni, oder des eilften Kriegesjahres befestigte das Dasein des Freistaates von Columbia der Sieger Simon Bolivar.““ — Das Bildniß Bolivar's wird im Saale des Senates und im Saale der Repräsentanten aufgestellt. Alle Soldaten des Heeres, welches an jenem Tage siegte, sollen auf dem linken Arme ein Schild tragen, worauf, umgeben mit einem Lorbeerkranze, die Inschrift steht: „„Sieger zu Carababo, im Jahre XI.““ — Gegeben

im Generalcongresse von Columbia am 20. Juli 1821, im XI. Jahre der Unabhängigkeit." —

Der versammelte Generalcongreß Columbia's schrieb im September 1821 an Bolivar, mit der Aufforderung: in demselben zu erscheinen und den Eid als Präsident des ganzen Freistaates zu leisten; nochmals stellte der Feldherr dem Verlangen Weigerungen und Bitten entgegen; von allen Seiten her wurde er überstimmt und willigte dann in die feierliche Uebernahme vielseitiger Verpflichtungen. Unmittelbar nach erfolgter Vereidigung sprach Bolivar die bedeutenden Worte:

„Ich bin ein Sohn des Krieges, ein Mann, welchen Schlachten zur höchsten bürgerlichen Ehrenstelle erhoben haben; das Glück hat mich unterstützt, der Sieg jene Auszeichnung bestätigt. Doch nicht diese Titel sind nothwendig für die Verwaltung der Gerechtigkeit, für die Wohlfahrt und Wünsche der Nation. Das Schwert, welches Columbien regiert hat, ist nicht Astrea's Waage — es ist die Geißel des bösen Genius, den der Himmel zuweilen zur Erde sendet, zur Bestrafung der Tyrannen und zur Ermahnung der Völker. Jenes Schwert wird in den Tagen des Friedens von keinem Nutzen sein, denn seine Herrschaft ist beendet; dieses habe ich mir selbst, dieses habe ich Columbien geschworen, unser Land soll ein Freistaat sein, in welchem die Nation sich in Ausübung ihrer Rechte sicher fühlt. Ein Mann, wie ich, ist ein gefährlicher Bürger, wenn er die Nationalfreiheit bedrohet. Um selbst frei zu sein, damit Alle es sein mögen, wünsche ich ein Bürger zu werden; diesen Namen ziehe ich dem eines Befreiers bei weitem vor, denn er ist aus dem Kriege, jener aus den Gesetzen entsprungen. Meine Herren! Nehmen Sie mir alle Ehrenstellen, lassen Sie mir nur den Ehrennamen eines guten Bürgers!" —

So schließen die neuesten Nachrichten über Bolivar, der durch Waffenthaten die bürgerliche Selbstständigkeit seiner Heimath erkämpfte und dann an der Spitze des Gemeinwesens wahre Freiheit durch Gesetze sicher zu stellen sich bemühte.

Die Hindernisse, welche bei jedem neuen Schritte dieser Laufbahn sichtbarer werden, lassen oft an einer glücklichen Beendung derselben zweifeln; nur der Held selbst ward nie an sich selbst und an seinem Berufe irre. Der große Freiheitskampf forderte von allen Seiten her Aufopferun-

gen, die selten freiwillig dargebracht wurden, oft mit Härte erzwungen werden mußten. Jedes Mißlingen gebar Unfrieden und Widersetzlichkeit, jeder glückliche Erfolg unerhörte Forderungen und Eifersucht. Die Zusicherung des Bürgerrechtes aller Bewohner jener Länder war ein großer Eingriff in das Eigenthum der Reichen und Gebildetern und verringerte für den Augenblick die sparsamen Zweige der inneren Betriebsamkeit, indeß die freigewordenen Leibeigenen auf der tiefsten Stufe der Menschenentwürdigung erst erzogen werden mußten für den freien Menschen- und Bürgerberuf. Hierzu aber ist das Gewirre des Krieges zur Bildung eines Freistaates am wenigsten geeignet.

Die Fremdlinge, welche sich in Südamerica einfanden, um unter Bolivar für die Sache der Freiheit zu kämpfen, zeigten gewöhnlich mehr Selbstsucht und Ansprüche als Thatenlust und Brauchbarkeit. Wer nicht in abenteuerlichen Vorstellungen jenen ergeben ist, sondern sich der letztgenannten Tugenden erfreuet, braucht, seltene Ausnahmen abgerechnet, den Beruf seines Lebens nicht in fremden Ländern zu suchen. Daheim am eigenen Heerde, im Vaterlande, ist immer genug Spielraum für ein thatenreiches Wollen; dort zu wirken hat ihn die Vorsehung berufen, dort hat er sich Achtung und Vertrauen längst erwerben können, die er in entfernten Regionen erst mühsam erlangt. — Der Länder und der Völker Heil muß auf eigenem Boden erblühen, muß auf eigenem Boden gepflegt und bewahrt, kann ihnen nicht von fremden Glücksrittern zugetragen werden. —

Diese so oft in der Geschichte bewährte Erfahrung macht auch Bolivar. Besonders viele Britten stellten sich unter seinen Fahnen; sie brachten ihm geringe Hülfe, oft machten sie ihm große Noth durch übertriebene Ansprüche, laute Unzufriedenheit, offenen Aufstand, wie durch gefährliche Meutereien. So zettelte der englische Obristlieutenant Wilson (er darf nicht verwechselt werden mit dem bekannten Sir Robert Wilson, noch mit dem muthvollen Wortführer des Parlamentes, dem Repräsentanten der Stadt London, Sir Thomas Wilson) eine Verschwörung an, deren Zweck dahin ging, Bolivar zu stürzen und den General Paëz an die Spitze der Regierung zu stellen. Wie weit des Letzteren Theilnahme ging, liegt im Dunkel; er hielt es bald für gerathen, sich von Wilson loszumachen, indem er ihn mit einer Anklage

an den Obergeneral schickte. Dieser ließ den Aufwiegler eine Zeit lang auf der Citadelle von Alt-Guiana in gefänglicher Haft halten und verwies ihn dann Landes.

Ist es zu verwundern, wenn Bolivar nach vielen Erfahrungen dieser Art von der früher gezeigten Aufmerksamkeit gegen Fremde zurückgekommen, wenn er neuerlich gegen sie eine argwöhnische Zurückhaltung offenbart hat? — Diese Veränderung des Betragens wird besonders auffallend bei einem Manne, dessen Wesen durch kalte Ruhe, durch sorgsame Herrschaft über sich leicht die Farbe des Stolzes annimmt. Finsterer Ernst ruhet ohnehin beständig auf seinem Gesichte. Dabei ist Bolivar im Gegensatze der ihn umgebenden, prunkliebenden Kreolen immer höchst einfach, selbst in der Kleidung; gewöhnlich trägt er einen blauen Ueberrock; als Kopfbedeckung ein breiter Chakot und ein üppiger, blonder Schnurr- und Backenbart lassen von den Zügen des Gesichtes wenig erkennen; doch bedarf es nur geringer Anreizung, und das hervorblitzende Feuer des Auges und das schnelle Muskelspiel verräth das südliche Blut in seinen Adern. So wird er seinen nächsten Umgebungen oft furchtbar, im Wechsel seiner Gemüthsstimmung öfter lästig. Er ist von mittlerem Körperbau, trägt sich nachlässig zu Fuß wie zu Pferde, ist nüchtern und einfach in jedem Genusse; ohne irgend Sinn zu haben für persönlichen Gewinn und Reichthum, treibt ihn eine mächtige Ehrbegierde, welche seine Gegner ungemessene Ehrsucht nennen. Des Schlafes hat er sich fast ganz entwöhnt; nur wenige der heißesten Tagesstunden ruhet er in der Hängematte; in Geschäften unermüdet, grenzt seine Thätigkeit ans Wunderbare, wie die Schnelligkeit, mit welcher er von einem zum andern Puncte der weiten, seinen Befehlen gehorchenden Länder eilt. Gefahr kennt er nicht, und seinem Talente für den Krieg, wie er in Columbien geführt werden muß, haben selbst seine zahllosen Feinde Gerechtigkeit angedeihen lassen müssen; hat der Erfolg doch seine Thaten gekrönt. — Charaktere der vorgezeichneten Art treten selten auf den Schauplatz der Geschichte; wenn es aber geschieht, geben sie sich in großen Thaten kund. Sehr verschieden ist der Glücksstern, welcher ihrem Pfade leuchtet; aber ihre Physiognomie ist leicht herauszufinden aus der gewöhnlichen Menschenmasse.

Die ungeheure Umwälzung der Dinge, welche im südlichen America im Werden ist und so viele Interessen Europa's berührt, macht, daß die Berichte, welche wir von

dorther erhalten, sich selbst häufig widersprechen: bald schildern sie die Lage der Befreiten verzweiflungsvoll, bald höchst erfreulich und glücklich; letzteres kann für jetzt wohl nur in der Erwartung einer schönen Zukunft liegen, denn ein nach ungeheuern Anstrengungen und eilfjährigen blutigen Kriegen kaum ins Leben getretener Freistaat, der noch im Kampfe mit inneren und äußeren Feinden begriffen ist, kann nur sparsame Früchte des bürgerlichen Glücks ärnten.

Am Jahresschlusse 1821 bereitete Bolivar eine Expedition nach Panama vor, nachdem die Provinz Guatimala sich gleichfalls dem Freiheitsbunde angeschlossen hatte. Hierdurch ist die Verbindung der Independenten des südlichen und nördlichen spanischen America's zu Stande gekommen.

Ein wohlverbürgtes Zeugniß über den Zustand Columbia's finden wir in der Botschaft des Präsidenten der nordamericanischen Freistaaten, James Monroe vom 5. December 1821; hier sagt der treffliche Mann:

„Die Colonien von Südamerica haben während des sich seinem Ende nähernden Jahres in dem Kampfe für ihre Unabhängigkeit große Fortschritte gemacht. Der neue Freistaat von Columbia hat seine Länder erweitert und seine Macht beträchtlich vermehrt. — Man muß hoffen, daß die spanische Regierung, von liberalen und aufgeklärten Räthen geleitet, es ihrem Interesse angemessen finden wird, die Zwistigkeiten mit den Colonien durch eine Unabhängigkeitserklärung für immer zu beenden." —

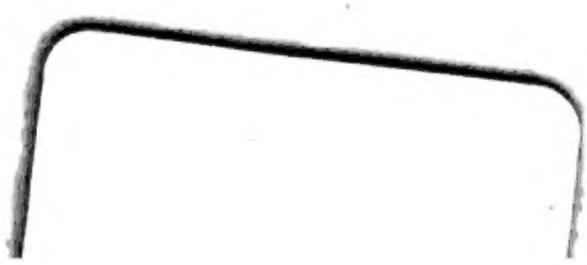
Derselbe Gewährsmann bestätigt dieses Zeugniß in einer neueren Botschaft an den Congreß (im März 1822):

„Die Provinzen, welche den Freistaat von Columbien bilden, wurden, nachdem sie einzeln ihre Unabhängigkeit erklärt hatten, durch das Grundgesetz vom 17. December 1819 vereinigt. Damals hatte noch eine starke spanische Macht gewisse Theile des Gebiets innerhalb seiner Grenzen besetzt und führte einen verheerenden Krieg. Diese Macht ist seitdem wiederholt geschlagen und entweder gefangen gemacht, oder vernichtet, oder aus dem Lande vertrieben, mit Ausnahme einiger unbedeutenden Ueberbleibsel, die in zwei Festungen blockirt werden." —

Bei Lesung dieser Worte wird man von selbst auf den Wunsch geleitet: mag der Freistaat von Columbia sein Vorbild finden in dem nordamericanischen, mag Bolivar seinem Vaterlande ein zweiter Washington sein und bleiben! —

Digitized by Google

Digitized by



Digitized by Google

Digitized by Google